Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertundeinundsiebzigster Band

44. Jahrgang ❖ 1919 ❖ Oktober — Dezember

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig
C. F. Steinacker.

München
Berthold Sutter.

Berlin W. 10

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Kopenhagen
Erslev & Hasselbalch

Stockholm
C. E. Fritze, Librairie Royale.

Christiania
Jacob Dybwad Buchhdlg.

Konstantinopel
Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 171. Bandes:
Oktober / November / Dezember 1919

Gedichte:

Rundschauen:

Bildbeigaben:

Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift von Georg Bernhard.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersley & Hasselbalch

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

44. Jahrgang. Band 171. Heft 541. Oktober 1919.

Professor Dr. Ludwig Stein: Die Ansteckungsgefahr des Bolschewismus.

Die offizielle sozialdemokratische Partei der Schweiz hat beschlossen, sich der dritten Internationale, d. h. also der bolschewistischen Färbung anzuschließen. Ein solches Symptom der politischen Verirrung innerhalb des gesündesten politischen Körpers der ganzen Erde, und das ist die Schweiz, bedarf einer diagnostischen Klarstellung der wissenschaftlich gerichteten Soziologen. Sind doch die Soziologen nichts anderes als die Diagnostiker am Krankenbette der weißen Rasse, mit der sie es in erster Reihe zu tun haben. Seit Comte gilt es als Hauptaufgabe aller Wissenschaft, insbesondere der Soziologie, die Formel zu verwirklichen: Voir, pour prévoir.

Beginnen wir mit dem Voir und nehmen wir unseren Ausgangspunkt von der Schweiz, die nur mittelbar unter dem Kriege gelitten hat und deren Volkswirtschaft noch so gesund geblieben ist, daß ihr Wechselkurs 30 % über dem französischen und mehr als 70 % über dem deutschen Gelde steht. Wir Soziologen stellen unsere Diagnose wie der Arzt als Diagnostiker auf Grund bestimmter Gruppen von Symptomen auf. Ein solches Symptom für die bolschewistische Welle in der Schweiz ist der Eisenbahnerstreik, der wiederholt eingesetzt hat, ohne zur restlosen Durchführung gelangen zu können, weil die schweizerische Bauernschaft, die den überwiegenden Teil der Bevölkerung ausmacht, in Verbindung mit der romanischen Schweiz, die so gut wie nicht industrialisiert ist, ein mächtiges Bollwerk gegen die bolschewistische Bewegung in der Schweiz bildet. In diesem Zusammenhang sei auch daran erinnert, daß kurz vor Ausbruch des Weltkrieges die Eisenbahnerbewegung in England so groß geworden ist, daß Lloyd George nur unter drückenden Bedingungen einen vorübergehenden Waffenstillstand mit den Eisenbahnern in England zuwege gebracht hat. Eisenbahner und Grubenarbeiter in den Kohlenbergwerken haben die ganze städtische Kultur in ihrer Hand. Wie Diderot einmal von Rousseau gesagt hat: Il a dit le secret de tout le monde, so könnte man von diesem Weltkrieg sagen, daß er den Grubenarbeitern und Eisenbahnern auf dem ganzen Erdenrund das Geheimnis ihrer Macht über die Städte verraten hat. Solange die arbeitenden Massen und Klassen durch Religion, Moral, Tradition, Sitte, Brauch, Autorität und menschliches Verhältnis zu ihren Arbeitgebern beherrscht waren, konnte die Gefahr, daß die Städtebewohner in

der Gewalt der Eisenbahner und Grubenarbeiter waren, beschworen werden. Kirchengewalt und Staatsgewalt waren stark genug, etwaige Widerstände der arbeitenden Klassen gegen das Wohl und Wehe der Städtebewohner, die ohne Gas, Elektrizität und Lebensmittelzufuhr verhungern und erfrieren müßten, energischen Widerstand entgegenzusetzen. Seitdem aber die materialistische Weltanschauung die Arbeiterschaft der weißen Rasse durchseucht hat, so daß die Parole: Ni Dieu ni Maître sieghaft geworden ist, müssen die Soziologen auf neue Mittel sinnen, wie man den sozialen Krankheitsherd, der einem verschleierten Selbstmord der weißen Rasse gleichzukommen droht, mit wirksamen Mitteln entgegenzuarbeiten vermöchte.

Der Leninismus, d. h. die asiatische Cholera im Politischen, geht von dem Grundgedanken aus, daß es sich in diesem Augenblick um die letzte Entscheidung zwischen der Diktatur des Proletariats, d. h. der autokratischen Herrschaft der Vielen über die Wenigen handelt. Jetzt oder nie. Entweder gelingt es, nach der Erschöpfung des Weltkrieges, den Handarbeitern der weißen Rasse die Kapitalisten an der Gurgel zu packen und sie unschädlich zu machen, eben damit aber den ganzen Kapitalismus tödlich ins Herz zu treffen, oder die Gelegenheit ist für immer verpaßt, da ein solcher Erschöpfungszustand, wie der jetzige, niemals wieder eintreten wird, wenn erst die Volkswirtschaft aller Länder der Gesundung entgegengeführt sein wird. Nur ein todkrankes Europa ist der Ansteckungsgefahr des Bolschewismus ausgesetzt, nicht ein in der Rekonvaleszenz befindliches. Aus diesem Gesichtswinkel heraus haben auch die schweizerischen Sozialdemokraten beschlossen, sich der dritten Internationale anzuschließen, weil der Weltbolschewismus zur Einsicht gelangt ist, daß er eine Kraftprobe auf Leben und Tod mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem zu bestehen hat, wenn er nicht einmal und für immer ins Nichts versinken soll.

Gegen diesen Leninismus, der die weiße Rasse einem wirtschaftlichen und sozialen Tod ebenso ausliefern wird, wie es ihm gelungen ist, in Rußland bereits die Leichenstarre herbeizuführen, gibt es in den Augen des Soziologen nur ein einziges Mittel, und das ist die Solidarität aller an der bestehenden Weltordnung und Wirtschaftsform interessierten Kreise, um der anarchistischen Internationale eine gemeinsame Internationale der Ordnungsparteien wirksam entgegenzusetzen. Von Bossuet stammt das Wort: Où il n'y a pas de maître, tout le monde est maître, où tout le monde est maître, tout le monde est esclave. Mit diesem prophetischen Wort hat der große Theologe Bossuet den letzten Nerv der todkranken weißen Rasse aufgedeckt. Uns fehlt die Autorität, die kirchliche, die dynastische, die staatliche, die rechtliche, die moralische, die soziale Autorität. Die weiße Rasse würgt an der Zersetzung des Autoritätsbegriffes und droht an ihr zugrunde zu gehen, um den gelben und schwarzen Rassen das Feld zu räumen. Deshalb scheint mir als Soziologen die herkömmliche Politik der Kabinette als vieux jeu; die Kniffe und Schliche der alten Schule eines Richelieu, Talleyrand, Metternich,

Beust e tutti quanti ist die Politik von vorgestern. Man übersieht überall, daß die weiße Rasse nicht mehr durch Politik alten Stils, sondern nur durch eine Lösung des sozialen Problems und der Wiederaufrichtung autoritärer Instanzen gerettet werden kann. Zu diesem Behufe müssen die Ordnungsparteien aller Länder zusammenwirken, damit sie viribus unitis eine geschlossene Phalanx gegen die dritte Internationale der Unordnungsparteien Lenins mit elementarer Wucht entgegenzusetzen vermöchten. Wer als Soziologe den Puls der Gegenwart belauscht, dem drängt sich die Überzeugung auf, daß nicht Länderkonstruktion, sondern Wirtschaftskonstruktion die Forderung des Tages ist. Wenn wir dem Weltbolschewismus in geschlossenen Reihen entgegentreten wollen, dann müssen wir wie im alten Rom die Parole ausgeben: panem et circenses, Brot und Spiele. Wir müssen die Hungrigen sättigen, den Nackten kleiden, die Frierenden wärmen, die Arbeitslosen beschäftigen, die Müßiggänger unschädlich machen, die Einbildungskraft der arbeitenden Bevölkerung mit neuen Bildern füllen. Wie es ehedem hieß: le roi est mort, vive le roi, so müssen wir mit vereinten Kräften ausrufen: Die alte Welt ist tot, es lebe die neue Welt! Diese neue Welt müssen wir mit vereinten Kräften aufbauen. Der Winter steht vor der Tür, die Kohlenkrise der ganzen weißen Rasse droht eine größere Gefahr in diesem Winter zu werden, als der ganze Weltkrieg gewesen ist. Wenn nämlich die Kohlenreviere nicht genügend produzieren, um die Städtebewohner mit Licht, Gas und Heizmaterial zu versehen, und den Bahnen nicht genug Kohlen zugeführt werden, um die Lebensmittel durch alle Schienenstränge der Bevölkerung zuführen zu können, so erwächst aus dieser Kohlen- und Transportkrise die soziale Katastrophe des Bolschewismus, zunächst in Europa. Hunger und Kälte sind die beiden Peitschen, welche die verzweifelten Proletarier zu Straßenkämpfen führen werden. Wenn nämlich die Fabriken nicht mehr mit Kohle beliefert werden können, dann müssen alle Räder stillstehen und die Industriearbeiter auf die Straße geworfen werden. Schon aus Langeweile werden diese beschäftigungslosen Industriearbeiter mit ihrer freien Zeit nichts Besseres anzufangen wissen, als Revolution zu machen. Mag dies maskierter Selbstmord sein, so ändert dies für den einsichtigen Soziologen an der Tatsache nichts, daß eine verzweifelte Bevölkerung, die nichts mehr zu verlieren hat, einen verschleierten Selbstmord geradezu sucht. Die hungrigen und die frierenden Scharen der beschäftigungslosen Industriearbeiter werden sich, wie einst in der Völkerwanderung, nach dem Gesetze der Selbsterhaltung auf den locus minoris resistentiae stürzen, und das ist in diesem Falle Holland und die Schweiz, weil diese Länder eine lockende Fülle von Lebensmitteln aufweisen und den wie hungrige Wölfe eindringenden Scharen umso weniger Widerstand entgegensetzen können, als sie in ihrer eigenen Mitte leninistische Gruppen aufweisen, welche auf die dritte Internationale schwören. Kommt aber diese neue Völkerwanderung zustande, dann wird man ihr weder in Belgien, noch in Frankreich auf die Dauer widerstehen können. Das Wasser freilich bildet eine kleine

Schutzmauer für Skandinavien und England, weil die vordringenden verhungerten Massen nicht über das Wasser gelangen können. Aber eine unbedingte Sicherheit besteht auch für Skandinavien und England nicht, ja nicht einmal für Amerika, denn der Bolschewismus ist eine spezifische Berufskrankheit der großen Städte, und deshalb hat er auch in Petersburg und Moskau eingesetzt. Je größer eine Stadt ist, desto geeigneter ist ihr morbider Boden für die Ansteckung mit bolschewistischen Bazillen. Da aber London die größte Stadt der Welt ist, somit die größte Ziffer solcher Menschen aufzuweisen hat, die nichts zu verlieren haben, so wird die soziale Grippe des Bolschewismus die Bewohner von Eastend und Whitechappel ebenso unfehlbar ergreifen, wie die Cholerabazillen die Luftlinien durchbrechen. Auch die Kämpfe der Neger gegen die Weißen in Amerika sind nur Vorboten des sich ankündigenden sozialen Chaos innerhalb der weißen Rasse, dessen lachende Erben die Gelben sein werden.

Gegen diese gemeinsame Gefahr müssen wir uns solidarisch wappnen, indem wir auf das Voir des Philosophen August Comte sein Prévoir folgen lassen, und dieses Prévoir besteht darin, daß die führenden Klassen innerhalb der weißen Rasse diese Führung in ihrer eisenfesten Hand behalten, und nicht die Zügel auf dem Boden schleifen lassen, wo sie die Vertreter der Gosse und einer Philosophie de je m'enfichisme in ihre plumpen, klobigen Hände bekommen. Wir müssen gemeinsam arbeiten und Europa wieder aufbauen. Nachdem die Geschichte schicksalhaft ihr Verdikt gesprochen hat und die heikle Frage von Elsaß-Lothringen aus der Welt geschafft ist, gibt es nur e i n Mittel, dem Weltbolschewismus zu entrinnen, und das ist solidarisches Zusammenarbeiten aller Wohlgesinnten und an der bestehenden Ordnung Interessierten innerhalb der gesamten weißen Rasse. Deutschland und Deutsch-Österreich werden vertragsgemäß helfen, Frankreich und Belgien wieder herzustellen. Das gibt Arbeit in Hülle und Fülle für die nächsten Jahre, die uns eine Übergangswirtschaft für die kommende ökonomische Konstellation der Völker bescheiden wird. Wenn erst die Gefangenen noch vor Eintritt des Winters gemäß den geschlossenen Verträgen zurückgekehrt sein werden, sollen freie Arbeiter den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete in großem Umfange, in systematischem Zusammenhang mit technischer Vollendung vollbringen. Die französischen Städte werden größer, schöner und blühender werden, denn je. Freie deutsche Hände werden sie aufrichten. Die in Deutschland überschüssigen Kräfte finden auf französischem Boden lohnende Beschäftigung, guten Erwerb und soziale Lebensmöglichkeiten, die ihnen ein gesundes Fortkommen ermöglichen. Bei der bestehenden Haßwelle, die man als psychologische Tatsache in Rechnung stellen muß, ist es inopportun, daß auf demselben Fleck Erde deutsche und französische Arbeiter cooperieren, weil sich im täglichen Betrieb unvermeidlich Zusammenstöße ergeben, die vielleicht sozialer Natur sind, aber sehr leicht ins Nationale hinübergreifen können. Wenn deutsche Arbeiter unter Leitung französischer Unternehmer oder gar unter der Fuchtel französischer Aufpasser, Kontrolleure

Ingenieure und Direktoren ihr Tagewerk verrichten sollen, so ist die Gefahr unvermeidlich, daß sich täglich Kollisionen nationaler Art ergeben, so daß Mord und Totschlag auf der Tagesordnung sein werden, was sicherlich nicht im Interesse der sozialen Gesundung liegt. Deshalb scheint mir folgender Weg der einzig gangbare zu sein: Da mehrere Provinzen in Frankreich herzustellen sind, so können die Arbeiten des Wiederaufbaues in bestimmte Sektionen eingeteilt werden. So gut man den Aufbau einer französischen Stadt einer amerikanischen Unternehmergruppe übertragen hat, ebenso gut vermag der französische Staat entweder dem deutschen Reiche oder einer deutschen Unternehmergruppe den Wiederaufbau ganzer Provinzen für französische Rechnung zu übertragen, so daß die deutschen Arbeiter unmittelbar deutschen Organisatoren und Unternehmern unterstehen, während sie mittelbar doch für den Aufbau Frankreichs tätig sind. Damit würden die nationalen Reibungsflächen beseitigt werden. Nichts steht im Wege, daß sich französische Finanzgruppen syndizierend mit solchen Unternehmern verbinden, die im Auftrage des deutschen Reiches, letzten Endes auf Grund von Verträgen mit dem französischen Staat den Wiederaufbau der französischen Erde bewerkstelligen. Das ist der wirksamste Schutz gegen den Weltbolschewismus. Man schaffe den deutschen Händen lohnende Beschäftigung unter Entfaltung ihrer freien Arbeitskraft, dann bricht sich die bolschewistische Welle zunächst in Deutschland selbst, so daß die deutschen Ordnungsparteien, zu denen die Gewerkschaften und organisierten Sozialisten in Deutschland in erster Reihe gehören, einen Damm bilden gegen die Überflutung durch die Schlammwelle des Bolschewismus.

R. Hübner:
Deutschlands Schicksalsfrage.

Unser herrliches Reich liegt zerschmettert am Boden. Seine äußere ehemals so stolze Macht ist völlig gebrochen, und seine inneren Kräfte zersplittert das deutsche Volk im Kampfe der Stände untereinander. So treiben wir zusehends einem Abgrunde entgegen, der unsern Volksstaat verschlingen wird, wenn wir uns nicht in letzter Stunde noch besinnen und der hohen Vernunft Gehör schenken.

Was aber rät uns die deutsche Vernunft, dieses fühlende Denken unseres völkischen Lebenswillens?

Daß wir zuerst volle Klarheit gewinnen sollen über die ganze Lage unseres Staates nach außen wie innen, um so zu erkennen, welche wichtigsten Aufgaben für unsere Zukunft als Volk und Staat sich daraus notwendig ergeben.

Da gilt es zunächst einzusehen, daß wir den Traum von der deutschen Weltmacht aufgeben müssen, und zu begreifen, daß die Angelsachsen jetzt Herren der

Erde sind. Wir könnten heute an ihrer Seite stehen: denn haben sie uns nicht wiederholt Bündnisse angeboten, die wir aber stets — hochmütig abgelehnt haben! Und so wurde von unserer Reichsregierung seit 30 Jahren eine gar törichte Phantasiepolitik getrieben, die alte bewährte Realpolitik: einer Sicherung nach allen Seiten, aber verlassen.

Sollen wir nun zu den Feinden Englands — unseres übermächtigen Widersachers — künftig halten? oder dessen Freundschaft und Achtung wieder zu gewinnen suchen? Das ist die eine große Frage, die das Schicksal an uns stellt, und von deren richtiger Lösung unser staatlicher Untergang oder eine nationale Wiedergeburt abhängen.

Doch dieses Problem äußerer Politik ist zugleich innig verknüpft mit den Fragen unserer inneren Staatseinrichtung und der Wirtschaftspolitik, die wir treiben wollen, da diese uns ebenso entweder an die Seite der Angelsachsen oder ihnen entgegen stellen werden. Denn wie der unselige Weltkrieg im Grunde ein riesiger Wirtschaftskrieg gewesen ist (ursächlich durch die Übervölkerung Europas hervorgerufen), so wird der künftige Weltfriede ein Wirtschaftsfriede der Kulturvölker sein müssen — nämlich ein Zusammenarbeiten aller — oder: dem geplanten Völkerbunde werden nur immer neue Kriege entspringen.

Betrachten wir nun die großen Staaten der Erde nach ihren äußeren Einrichtungen, so sehen wir überall die demokratische Staatsform mehr oder weniger klar durchgeführt, da die Volkshoheit im Parlamentarismus allseitig zum Ausdrucke kommt. Auch in Deutschland regiert jetzt eine Nationalversammlung, berufen durch jenes weitgehendste Wahlrecht, das alle anderen Völker überholt. Es ist kein Zweifel, daß unsere Gegner mißtrauisch auf dieses parlamentarische Experiment der deutschen Sozialdemokratie schauen und die Entfaltung des Sozialismus überhaupt voller Spannung verfolgen. Denn sollte sich die sozialistische Gesellschaftsordnung in Deutschland durchsetzen, so liegt die Gefahr ihrer Weiterverbreitung über die Erde nahe: da ja dem Völkerbunde der Staaten sich ein Bund der Völker selbst — nämlich aller Proletarier derselben — zunächst an die Seite stellen will, wie ihn die internationalen Arbeiterkongresse längst anzubahnen suchen. Und solches geschieht mit voller Überzeugung seiner Notwendigkeit. Denn — wie schon Engels lehrte — kann ein wirklicher Sozialismus nur international durchgeführt werden: da, solange eine kapitalistische Privatwirtschaft noch in anderen Staaten besteht, Deutschland allein nicht zur vollen Gemeinwirtschaft eines Staatssozialismus übergehen kann und darf. Daher ist es und muß es auch das Bestreben der Sozialdemokratie bleiben, ihrem Siege über die deutsche Monarchie weitere Siege über die großen Oligarchien, zumal der Angelsachsen, folgen zu lassen, damit die soziale Demokratie auf Erden überall zur Herrschaft gelange. Wahrlich, eine gewaltige Vornahme, der eine große Idee zugrunde liegt: der Gedanke der sogenannten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen!

Dieser soziale Gedanke ist bekanntlich sehr alt. Wir Deutsche haben ihn zuletzt von Frankreich übernommen, ihn nach deutscher Art sehr gründlich durchdacht und ein Ideal daraus gebildet, dem nun Millionen unserer Volksgenossen begeistert anhängen. Dieses gläubige Vertrauen erinnert an die religiösen Überzeugungen der ersten Christen, die ja neben ihren geistigen Zielen auch wirtschaftliche verfolgten. Denn sie waren Kommunisten, die ihre Gleichheit und Brüderlichkeit tatsächlich bewiesen — wenigstens in ihren frühen Gemeinden. Daß das Christentum später, als es Staatsreligion geworden, die Lehren seiner Begründer in ihr Gegenteil verkehrt hat, mag praktisch richtig gewesen sein; seiner Theorie hat es jedoch geschadet, wie das die Gegenwart wieder lehrt.

Aber, wie dem nun auch sei — die kommunistische Idee glomm damals als Funke, losgelöst vom Kirchentume, in den Volksmassen weiter und brach im Laufe der Zeiten wiederholt als Flamme hervor, die indes stets erstickt wurde; bis sie jetzt den großen Brand im deutschen Volke erzeugte, den wir als soziale Umwälzung gerade erleben. Wird sich der Kommunismus, dieses Endziel der Sozialdemokratie diesmal behaupten und im Großen durchsetzen? Wird er in Deutschland gemäßigt als Staatssozialismus wirklich zur Herrschaft gelangen? Oder wird er auch bei uns zur Anarchie (Bolschewismus) ausarten, um dann von einer stärkeren Lebensmacht wieder hinweggefegt zu werden, wie solches in der Geschichte schon oft dagewesen? (Man denke an die große französische Revolution!)

Und nun erhebt sich die große Grundfrage für unser Volk: Sozialismus oder Individualismus — Kommunismus oder Kapitalismus — Gemeinwirtschaft oder Privatwirtschaft: welche Gesellschafts- und Wirtschaftsform ist die bessere — will sagen: welche bringt die Menschen vorwärts und veredelt ihr Zusammenleben? welcher sollen wir darum anhängen? . . .

Der Lebenswille unseres Volkes schwankt hier voller Ungewißheit hin und her; er frägt das Gemüt der Männer und Frauen ebenso wie ihren Verstand um Rat und — erhält, je nach Stand und Alter, gar widersprechende Antworten. Doch die Lebensnot drängt zur Entscheidung; und so muß sich unser Fühlen und Denken zuletzt zur hohen Vernunft vereinen, deren Weisheit uns lehrt: aus der Verbindung entgegengesetzter Meinungen die Wahrheit zu gewinnen! Darum sollen wir das Lebensrecht der verschiedenen Staatsbürger nebeneinander stellen und miteinander abwägen, um so zur gerechten Einsicht dessen zu gelangen, was das Leben eigentlich will, und was es mit uns Menschen zuhöchst vorhat?

Denn bis zu dieser Kernfrage müssen wir vordringen, um uns über die kommunistische Lehre und über den Wert des Kommunismus als Staatsform überhaupt klar zu werden.

Nun heißt es, in sich gehen und das Gewissen, diese Stimme des Lebens, zu fragen: will die große Lebensgottheit, die in uns Menschen allen mächtig ist, daß wir Bürger eines Staates ganz gleich nach Rechten und Pflichten, wie auch an Ausbildung unserer Gaben und an Tätigkeit, nebeneinander leben und wirken?

Oder will sie die alte Scheidung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern — von Meistern, Gesellen und Lehrbuben — nach wie vor zu Recht bestehen lassen? Soll es, mit anderen Worten, unter uns künftig noch verschiedene Stände geben, oder nicht? . . .

Der reine Sozialismus strebt bekanntlich die Verstaatlichung aller Betriebe und Betriebsmittel an; er führt daher folgerichtig zum Kommunismus. Und dieser lehrt, daß alle Menschen gleich sind, darum auch gleiche Rechte im Staate haben sollen. Ist das die Wahrheit? Will das die Gottheit in uns, das heilige Leben?

Ganz offenbar nicht! Denn schauen wir unsere Mitmenschen näher an, so sehen wir sie körperlich wie geistig so verschieden geartet, daß wohl von einer großen Ungleichheit an Gaben und Kräften, aber nie von einer wirklichen Gleichheit ihrer Lebensbedingungen die Rede sein kann. Daher rühren ja auch unsere vielen Lebensberufe, auf Grund der vielartigen Fähigkeiten; die allerdings, wenn man durch ihr Wesen dringt und sie innerlich ordnet, zuletzt vier Hauptberufe aller Staatsbürger ergeben: nämlich Handarbeiter und Geistesarbeiter (oder Tagelöhner und Beamte), sowie wirtschaftliche und geistige Unternehmer.

Diese vier natürlichen Stände stellt das Leben immer wieder nebeneinander, indem es sie als aktive oder passive Naturen, als Arbeitgeber oder Arbeitnehmer in tausendfältiger Abstufung ihrer nötigen Gaben bildet und mischt. Und diese vier Berufstypen gründen sich zu innerst darauf, wie der menschliche Lebenswille in ihnen gerichtet ist: da er bei den einen mehr von Gefühlen, bei den andern von Gedanken geleitet, bei den dritten mehr von der Wirklichkeit, bei den vierten von der Einbildung bewegt wird. Daher scheiden wir ja unsere Mitbürger auch gern in Gemüts- oder Verstandesmenschen, und in Tat- oder Phantasiemenschen.

Wenn man nun diese natürliche Teilung der Stände im Prinzipe zugibt (die durch noch so gleiche Schulbildung ihr angeborenes Wesen nicht verlieren), so kann man das bloße allgemeine gleiche Wahlrecht aller Staatsbürger zur Bildung einer gerechten parlamentarischen Regierung unmöglich gutheißen: es beruht auf einem Idol und brutalisiert die Natur. Nein, wie von selbst gelangt man bei einigem Überlegen zum Berufswahlrechte der vier natürlichen Stände, die ein gleiches oder abgestuftes Stimmrecht ausüben, jeder aber ein Vierteil der Sitze in der Volksversammlung einnehmen sollten: da sie ja einer so wichtig sind wie der andere. Führten wir diese Einrichtung bei uns durch, dann würden unsere emsigen Lohnarbeiter, unsere zuverlässigen Beamten, unsere tatkräftigen oder endlich die phantasiebegabten Unternehmer bei gleichen Rechten und Pflichten nebeneinander ratschlagen und sich zum Wohle des Ganzen die Hände reichen können. Einer Übermacht des Kapitals wäre leicht durch die Erbsteuer vorzubeugen; unsere ganze völkische Kultur aber müßte bei solcher Führung hoch ansteigen und der Welt zum Heile gereichen.

Welch hohe Aufgabe ist damit Deutschland zugewiesen, nämlich: die Parlamentsmacht aus den Willkürhänden der politischen Parteien zu nehmen, um sie den natürlichen wirtschaftlichen Ständen anzuvertrauen! Das Schicksal zeigt uns hier den Weg zu einer neuen Staatsordnung, die glückverheißend auf Grund demokratischer Volkshoheit aufgerichtet werden kann. Gelingt uns diese staatliche Neubildung, und überwindet zugleich unsere deutsche Vernunft die unvernünftige Idee des Kommunismus (der ja selbst schon bei einem Berufsrätesystem der Arbeiter angelangt ist), so kann unser Volk einer günstigen Zukunft entgegensehen. Denn ein deutscher Volksstaat, auf natürlicher wirtschaftlicher Grundlage errichtet, würde bei den anderen Demokratien kein Mißtrauen mehr erwecken, sondern sogar bald Nachfolge finden. Auf solche Art aber hätte der angebahnte große Völkerbund die beste Aussicht — bleibe er auch zunächst unter angelsächsischer Führung — wirklich in die Erscheinung zu treten, und der ersehnte Weltfriede wäre damit angebahnt. Hier bahnbrechend voranzuschreiten, oder — wieder zögernd zurückzustehen?: das ist die große Schicksalsfrage Deutschlands!

Martin Havenstein: Deutsches Christentum.

Man macht es den Gebildeten unserer Tage vielfach zum Vorwurf, daß sie dem Christentum so unentschieden gegenüberstehen und auf die alte Frage, die schon David Strauß stellte, ob wir noch Christen sind, nicht ja oder nein antworten, sondern ja und nein. Und gewiß bietet eine solche geteilte, schwankende Haltung einen wenig erfreulichen Anblick, auch wo sie nicht aus „Opportunismus" oder religiöser Gleichgültigkeit entspringt. Aber ob erfreulich oder nicht, diese Unentschiedenheit ist durch die Verhältnisse bedingt und kann dem tiefer Blickenden sogar geboten erscheinen. Für sich selbst mag mancher um der Wahrheit willen die Bande der Pietät zerschneiden und sich gänzlich von der überlieferten Religion lösen. Aber bei rechter Besinnung kann er nicht wünschen, daß man ihm dies allgemein nachtue. Die philosophische und ästhetische Religiosität, in die sich auf einer gewissen Höhe des Geisteslebens die Religion, gleichsam aus einem festen in einen gasförmigen Zustand übergehend, aufzulösen pflegt, ist nichts für die große Masse des Volkes. Das Volk braucht eine positive Religion. In dem Maße, wie es diese verliert, verliert es die zusammenhaltenden, emporhebenden Kräfte und versinkt in Materialismus und Philistertum. Das lehrt uns die Geschichte wie das gegenwärtige Leben. „Ein Volk ist tot, wenn seine Götter tot sind", singt Stefan George. Daher müßte eigentlich jeder wahre Volksfreund bestrebt sein, „dem Volke die

Religion zu erhalten". Hat doch selbst Nietzsche, der leidenschaftlichste Ankläger des Christentums, in den Vorarbeiten zu der geplanten zusammenhängenden Darstellung seiner Philosophie das Fortbestehen des Christentums in der Masse des Volkes für höchst wünschenswert erklärt.

Sicherlich, man wirft etwas Wertvolles, auch wenn es Mängel hat, vernünftigerweise nicht fort, ehe man einen vollgültigen Ersatz dafür gefunden hat. Wer aber kann sich unterfangen, heute, in unserem nüchternen, höchst bewußten Jahrhundert, eine Religion schaffen zu wollen, die geeignet wäre, das Christentum zu ersetzen? Die Versuche einiger kühner, tatkräftiger Männer, z. B. E. Horneffers, dem kirchlichen Gottesdienst Konkurrenz zu machen, sind nicht ermutigend. Zu offensichtlich entstammt dergleichen dem bewußten Willen und nicht dem dunklen inneren Drange und Zwange, aus dem wirkliche Religion herauswächst, etwas, das mächtiger ist als der individuelle Geist, das den einzelnen hebt und trägt, bindet und überwältigt. In dem nüchternen Tageslicht eines späten, wissenschaftlichen Zeitalters kann echte Religion nicht entstehen. Sie hat ihre Wurzeln stets in den Tiefen uralten mythischen Denkens.

In dieser Erkenntnis hat man sich, um einen Ersatz für das Christentum zu finden, nach den religiösen Mythen und Kulten unserer Vorfahren, der alten Germanen, umgesehen und an sie anknüpfen zu sollen gemeint. Vergebliches Bemühen! Die alten Götter sind tot, und keine germanistische Begeisterung kann sie wieder auferwecken. Sie leben nur noch in der Gestalt fort, die ihnen das siegreich vordringende Christentum gegeben hat: als spukhafte Gegenstände eines Aberglaubens, den wir heute nur bekämpfen können. Gegenüber den späten Predigern eines erneuten Wodanglaubens hat Sigismund Rauh hundertmal recht mit seinem vielbeachteten und auch sehr beachtenswerten „Deutschen Christentum" (Vandenhoek und Ruprecht, Göttingen 1912).

Von deutschem Christentum kann man in einem doppelten Sinne reden. Man braucht nicht mit H. St. Chamberlain Jesus zum Germanen zu stempeln, um einzusehen, daß das ursprüngliche Christentum gewisse Züge hat, die uns verwandtschaftlich anmuten. Es steht unserem Empfinden jedenfalls viel näher als die späteren Ausgestaltungen, die es im Laufe seiner älteren Geschichte erfahren hat. Der schlichte Ernst und die Innerlichkeit des Neuen Testamentes, zumal der Evangelien, Jesu Deutung des Dekalogs, sein Kampf gegen den Pharisäismus und jede Art von Unredlichkeit, die erschütternde, weihevolle Tragik der Leidensgeschichte, das Ringen des Paulus mit sich selber und sein Lobpreis der Liebe, — in alledem finden wir unser Bestes wieder und werden es immer finden.

Dazu aber kommt, daß sich der deutsche Geist die fremde, z. T. aufgezwungene Religion bis zu einem hohen Grade assimiliert und sich so ein deutsches Christentum geschaffen hat. Wieviel Germanisches steckt schon im deutschen Katholizismus des Mittelalters, in seinem Kultus und seiner Theologie, in seiner Kunst und Lebensgestaltung! Ich erinnere nur an die deutsche Marienverehrung, das deutsche

Mönchtum und die deutschen Dome des Mittelalters. Der Protestantismus ferner ist im tiefsten Grunde ein gewaltiger Fortschritt auf dem Wege zur Germanisierung des Christentums. Luther hat nicht nur die Bibel ins Deutsche übersetzt. Mit seiner Lehre vom allgemeinen Priestertum und vom Gottesdienst der Arbeit und der Pflichterfüllung hat er dem Individualismus und der weltfrohen Tatkraft und Arbeitsamkeit unserer Rasse den religiösen Ausdruck gegeben, der auch unserem heutigen Sein und Empfinden noch durchaus entspricht. Und in seinen Kirchenliedern, vor allem in „Ein' feste Burg ist unser Gott" und „Vom Himmel hoch da komm ich her" hat er einen Ton angeschlagen, der bei allem Wandel der religiösen Vorstellungen in deutschen Herzen stets widerklingen wird; einen Ton, der uns lieb und vertraut ist wie der unserer Volkslieder, mit dem er im Innersten verwandt ist.

Und der Prozeß der Verdeutschung des Christentums ist auch natürlich nach Luther keineswegs zum Stillstand gekommen. Überall, wo die Überlieferung ihm Freiheit ließ, hat der deutsche Geist sich umbildend und neuschaffend an dem Überkommenen betätigt. Am allermeisten, wie begreiflich, in den kirchlichen Künsten, die keinen vorstellungsmäßigen Inhalt haben und daher durch Kanon und Dogma nicht gebunden sind, in Musik und Architektur. In den erhabenen Pfeilerhallen unserer großen gotischen Dome haben sich deutsche Andacht und Innigkeit, Mystik und Beschaulichkeit, Kraft und Höhe des Strebens und Empfindens schon vor der Reformation einen staunenswerten Ausdruck geschaffen, und gar in unserer später entwickelten Kirchenmusik, vor allem Johann Sebastian Bachs, ist auch nicht *ein* Klang, der uns fremdartig berühren könnte. Man prüfe unsere Choräle! So selten wir als modern empfindende Menschen noch imstande sind, uns die *Texte* unserer Kirchenlieder wahrhaft zu eigen zu machen, — die *Melodien* sind uns geblieben. Sie drücken nichts anderes aus als die ganze Himmelsleiter ernster Empfindungen, auf der die deutsche Seele heute wie vor Jahrhunderten hinauf und hinab zu steigen pflegt — von der düsteren Eintönigkeit des „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen" über die sanfte Schwermut des „Herzlich tut mich verlangen" bis zu dem jubelnden „Dir, dir, Jehova, will ich singen" und dem trutzig triumphierenden „Ein' feste Burg ist unser Gott".

Wie hat ferner der deutsche Geist *die christlichen Feste* ins Deutsche übersetzt! Die alte Naturbedeutung dieser Feiertage tritt in der Auffassung des Volkes so stark hervor, daß man sie von Herzen mitfeiern kann, auch wenn man ihre kirchliche Begründung nicht mehr anerkennt. Der Weihnachtsbaum, der „mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht" aufglänzt und mit seinem Lichterschimmer auf die Betätigung der „schenkenden Tugend" und auf eine unbefangene, reine Fröhlichkeit herniederstrahlt, er ist ein Ausdruck und eine Erfindung des deutschen Gemütes und jener heiteren und sieghaften Seelenkraft, die dem rauhen Schicksal ihr „Und doch" entgegenruft und die äußere Finsternis mit dem inneren Lichte überwindet.

„Laß der Sonne Glanz verschwinden!
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt versagt."

Und wer denkt zu Pfingsten vor allem an die Ausgießung des Geistes und nicht zuerst und zuletzt an Kalmus und Maien und den ganzen blühenden Frühling, den der Weltschöpfer und ewige Wundertäter, an den wir wirklich glauben, wieder auf seiner Erde, auf unserer Erde, hervorgezaubert hat!

Soweit das Christentum bei uns wirklich lebendig ist, trägt es die Spuren völkischen Seins. Das kann garnicht anders sein. Alles, was ein Mensch oder ein Volk wahrhaft aufnimmt, wird von ihm seinem Wesen entsprechend umgewandelt. Daher ist das orientalische Christentum etwas ganz anderes als das russische, romanische oder germanische Christentum. Wo die Überlieferung der Natur des Volkes oder der Rasse nicht entspricht, ist sie nur wie ein Schleier, unter dessen leichter Hülle sich das eigene Wesen entfaltet. Bei denselben Worten wird etwas ganz Verschiedenes gedacht und empfunden, und auf das Empfinden und Denken kommt es schließlich an. Wir sind ein tätiges, kämpfendes und kulturfrohes Volk, darum brauchen wir eine Religion der Tat, des Kampfes und der Kulturfreudigkeit. Und wir haben im Grunde auch eine solche Religion, trotz der anders lautenden heiligen Texte. Der „Herrgott", zu dem der fromme Deutsche vor hundert Jahren, etwa Ernst Moritz Arndt, gebetet hat und zu dem auch wir heute beten, gesetzt, daß wir beten, ist im Grunde nicht der Vater Jesu Christi, sondern ein sehr deutscher Gott, ein Gott, der „die Welt lieb hat und was darinnen ist", und der auch uns befiehlt sie zu lieben; der unermüdlich selber schafft und daher den Tätigen segnet und nicht den frommen Müßiggänger; der uns persönliche Feindschaft, Haß und Rachsucht verbietet, nicht aber den Konkurrenzkampf, die Wahrung der Ehre und das sachliche Ringen um Recht und Wahrheit; in dessen Namen der Fromme daher auch getrost hinauszieht in den Kampf, der von dem einzelnen die Aufopferung des eigenen Lebens, den Heroismus, fordert. Ob sich der Krieg um die Freiheit, Macht und Ehre des Volkes mit dem Christentum des Neuen Testaments verträgt, ist sehr fraglich. Daß er sich mit unserem Christentum verträgt, daran ist kein Zweifel.

Dem allen steht nun aber fast die ganze Geschichte unseres Geisteslebens seit anderthalb Jahrhunderten entgegen. Die Loslösung vom Christentum, die immer weiter fortschreitet, ist ja keineswegs, wie Rauh es in dem genannten Buche hinstellt, nur der Ausdruck einer stumpfsinnigen, alles höheren Strebens baren Philistrosität. Unter den „dezidierten Nichtchristen" sind gerade die besten und edelsten Geister der letzten Geschlechter. Waren die Goethe und Schiller, die Kant und Fichte, die Kleist und Hebbel, die Keller und Storm, in deren Werken wir doch wohl das innerste Herz unseres Volkes schlagen hören, waren sie Philister ohne religiöses Empfinden? Spricht ihre Stellung zum überlieferten Christen-

tum nicht eine sehr deutliche Sprache? Man durchblättere die fünfzig besten Bände unserer Lyrik seit Goethe! Man wird viel religiöse Klänge vernehmen, aber wirklich Christliches findet man nur bei sehr wenigen Dichtern, und überdies fast nur bei solchen, denen die volle Ursprünglichkeit fehlt und die daher nicht die rechten Offenbarer unseres seelischen Seins sind. Muß es uns nicht zu denken geben, daß kein einziger unserer zahlreichen bedeutenderen Dichter — außer dem weichlich schwärmerischen Novalis — ein wirklich christliches Lied gedichtet und unser kirchliches Gesangbuch bereichert hat?

Es scheint, das unserem Wesen Fremdartige im Christentum ist doch stärker als das uns Verwandte und von uns Assimilierte. Frühere Zeiten haben dies Fremdartige vor allem deshalb nicht empfunden, weil ihnen das Christentum als Erzeugnis und Träger einer überlegenen Kultur zu sehr imponierte. Der deutsche Geist war damals ein Kind in der Schule der Römer. *Daher kam unseren Vorfahren jeder Widerspruch zwischen ihrem eigenen Wesen und der überlieferten Religion nicht als Kritik des Christentums zum Bewußtsein, sondern als Kritik ihrer selbst, als Sünde. Heute, wo wir erwachsen und gereift sind, haben wir den Mut zu uns selber und messen das Christentum an uns und nicht nur uns am Christentum.* Und da lautet denn das Urteil immer wieder, daß es im Grunde zu uns nicht paßt, daß wir den überlieferten Glauben nicht mehr haben können, ja, daß wir ihn auch nicht mehr haben *wollen*.

Mit diesem Nichtwollen ist aber der tiefste und eigentlich entscheidende Gegensatz zum Christentum ausgesprochen. Denn in der Religion handelt es sich nicht um ein Denken, sondern um ein Streben und Empfinden. Der religiöse Glaube ist ein verkapptes Wünschen und Wollen. Darum kann man ihm mit bloßen Verstandesgründen auch garnicht beikommen. In Wahrheit stirbt der Glaube nur, wenn das ihm zugrunde liegende Streben und Empfinden erstorben ist; der Intellekt macht diesen Vorgang nur bewußt und stellt dem gestorbenen Glauben gleichsam den Totenschein aus.

Inwiefern nun unser Streben und Empfinden dem eigentlich christlichen nicht mehr entspricht, das hat niemand bisher gründlicher und überzeugender gezeigt als *Arthur Bonus* in seinen ausgezeichneten Schriften „Zur Germanisierung des Christentums" und „Vom neuen Mythos" (Eugen Diederichs, Jena). Diese Bücher haben Rauhs Deutsches Christentum in der Hauptsache widerlegt, ehe es noch geschrieben war. Hier wird in die Tiefe der deutschen Seele hinabgestiegen und das Selbst- und Weltgefühl, das wir wirklich haben, ans Licht heraufgeholt. Da zeigt sich vor allem, daß wir eine weit positivere Stellung zu Welt und Leben haben als die Verfasser der neutestamentlichen Schriften. Das Neue Testament verneint das Diesseits, ist gleichgültig gegen die Kulturaufgaben,

die es uns stellt und denen unsere Kraft zu widmen wir uns im Innersten aufgefordert und getrieben fühlen. Diese Weltfremdheit und Weltfeindlichkeit des Christentums bricht als sein eigentlichstes Wesen immer wieder hervor, wendet sich gegen die vollkommene Assimilierung der Überlieferung und führt zur Unterscheidung der echten Christen, die es „ernst meinen", von den „Weltchristen". Dem katholischen Mönchtum entspricht bei uns der Pietismus mit seinen mancherlei Fortbildungen. Das ernste Ringen dieser Weltflüchtlinge bringt den verständnisvollen Betrachter in einen eigentümlichen Zwiespalt. Als Christen nötigen sie uns Achtung ab, und wir fühlen uns geneigt ihnen mit Kierkegaard recht zu geben. Die Weltchristen erscheinen neben ihnen halb und unentschieden. Anderseits aber geben wir diesen recht, weil sie uns als Menschen gesunder und wertvoller erscheinen. Dieser Widerspruch hat seinen klassischen Ausdruck gefunden in Gerhart Hauptmanns „Emanuel Quint". Quint ist der echte Christ, der als solcher Hauptmanns ganze Sympathie besitzt, zugleich aber ist er, gemessen an der Weltwirklichkeit, die Hauptmann als moderner Mensch bejaht, der „Narr in Christo", ein mitleidswürdiger Kranker.

In diesem Widerstreit können wir uns schließlich nur gegen Quint entscheiden. Kierkegaard und der Dichter des Emanuel Quint sind Romantiker; sie stellen etwas als Ideal dar, was sie lieben und bewundern, was sie aber im Grunde selbst nicht wollen und nicht wollen können. Ihnen gegenüber ist Rauh im Recht, wenn er bestrebt ist das Christentum bewußt zu verdeutschen, zu verneudeutschen. Man hat gesagt, sein Christentum sei bequem, er mache es den Leuten leicht, Christ zu sein. Aber diese Anklage ist nur vom pietistischen Standpunkt aus berechtigt: von dem „himmlischen Heimweh", von Weltmüdigkeit und Weltflucht will Rauh nichts wissen; die dahin gehenden Forderungen des überlieferten Christentums lehnt er ab oder biegt er ins Germanische, Lebensfreudige, Weltbejahende um. Und ich meine, vom Standpunkt einer modernen Weltfrömmigkeit aus kann man ihm darin nur zustimmen. Rauh zeigt ein ausgezeichnetes Verständnis für deutsche Frömmigkeit. Er stellt sie in ihrem Unterschiede von orientalischer und antiker Frömmigkeit so klar und eindrucksvoll dar, wie das vielleicht noch nie geschehen ist. Wenn er unsere Stellung zu Welt und Leben beschreibt, so trifft er die Mittellinie zwischen leichtherzigem Optimismus und pessimistischer Verdüsterung, zwischen Weltsucht und Weltflucht, auf der sich die deutsche Frömmigkeit nicht bloß bei Luther und Schleiermacher, sondern auch bei Goethe und Schiller, bei Kant und Fichte bewegt. Wir Nordländer, das zeigt er immer wieder, sind in einer anderen Lage als der Orientale, dem eine üppige Natur das tägliche Brot in den Schoß wirft und ihm damit Muße gibt zu quietistischer und orgiastischer Gottesverehrung. „Niemand kann von uns, die wir zwischen dem 47. und 56. Breitengrade leben, verlangen, daß wir aus Frömmigkeit Syrer werden". Das heilige Bettlertum gehört nicht nach Deutschland, und wo die Evangelien, die ja im Orient entstanden sind und orientalische Verhältnisse

im Auge haben, es empfehlen, sind ihre Aussprüche, unseren Verhältnissen entsprechend, umzudeuten. Das „Sorgt nicht für den morgigen Tag!" heißt heute in Deutschland: „Tu deine Pflicht und stelle den Ausgang Gott anheim!"

Rauhs Buch erscheint mir als der wertvollste neuere Versuch, das „neudeutsche" religiöse Empfinden mit der überlieferten Religion zu versöhnen, die grundsätzliche Übereinstimmung beider zu erweisen. Das gelingt ihm auch vortrefflich im ersten, größeren Teil seines Buches, wo er sich — er legt seinen Betrachtungen Luthers kleinen Katechismus zugrunde — mit dem ersten Hauptstück und dem ersten Artikel des zweiten beschäftigt, d. h. mit den nicht spezifisch christlich gefärbten Abschnitten der überlieferten Lehre. Hier kann man ihm fast überall zustimmen, ja, man fühlt sich durch seine geist- und temperamentvollen Ausführungen wahrhaft erbaut und erhoben, auch wenn man sich selbst nicht mehr für einen Christen hält. Das Empfinden des modernen, weltfrommen Menschen spricht hier überall rein und kräftig aus seinen Zeilen. Man fühlt sich auch nicht zum Widerspruch gereizt, wenn Rauh für den Monotheismus eintritt im Gegensatz zu seinem „Bruder", dem Pantheismus. Man höre, wie er das Du im Gebet verteidigt! „Der Ewige, Unfaßbare kann mit der Beschränkung des Persönlichen nicht gemessen werden. Und doch sage ich „Du" zu Gott im Gebet; ich muß es, sonst entschwindet mir die Gestalt, die ich suche . . Dies „Du" gebe ich für aller Welt Weisheit nicht her. Es trifft nicht, es faßt das Wesen Gottes nicht; wie sollte es auch das Unfaßbare fassen; aber es hebt mich hinauf an die Stufen des göttlichen Thrones. Ich spreche in Bildern, ich stammle wie ein Kind, wenn ich von Gott rede. Gott aber verlangt nicht mehr von mir. So stammle ich denn." Hiergegen wird auch der Pantheist nicht streiten, sondern sich erinnern, daß auch Goethe, dem Pantheisten, in seinen Gedichten sich zuweilen das „Du" über die Lippen gedrängt hat.

Anders aber steht es, wo Rauh auch den spezifisch christlichen Teil der dogmatischen Überlieferung zu „verneudeutschen" sucht. Er bemüht sich umsonst uns einzureden, daß unsere religiöse Empfindung in den Lehren von der Sündhaftigkeit des Menschen und der Erlösung durch den Tod des Gottmenschen noch heute ihren Ausdruck fände. Seine christologischen Ausführungen sind, so schön sie zum Teil klingen, keineswegs überzeugend. Sie verraten, daß er in diesem Kernpunkte im Veralteten stecken geblieben ist. Und das ist sehr zu bedauern. Denn nach den besten Abschnitten seines Buches will mir scheinen, als hätte dieser Künder deutscher Frömmigkeit das Zeug dazu, uns suchenden, nach einem neuen religiösen Genius ausschauenden Menschen von heute etwas von dem zu zeigen, was uns not tut. Hoffen wir, daß er bald auch in dem, worin er heute noch abhängig ist, sich selber findet.

Hier wie überall in der Theologie zeigt sich, daß die schwersten Hemmnisse einer völligen Verdeutschung des Christentums der Kanon und das Dogma sind. Sehr begreiflich. Der Buchstabe hat eine furchtbare Starrheit. Ein naives Zeitalter

mag in seiner Umdeutung des Überkommenen auch mit ihm fertig werden. Einem bewußten, wissenschaftlichen Zeitalter setzt er unübersteigliche Schranken. Vielleicht wird die völlige Verdeutschung des Christentums am allerstärksten durch die Theologie, die wissenschaftliche, gehindert. Denn diese will nur erkennen und macht daher die Kluft, die uns vom alten Christentum trennt, um so sichtbarer, je gewissenhafter sie bei ihrer Arbeit verfährt. Ihren Forschungen Stillstand zu gebieten, ist nun freilich ganz unmöglich. Ist doch die wissenschaftliche Bezwingung der Welt ein sehr wesentlicher Teil der Kulturarbeit, zu der wir uns durch unsere Weltfrömmigkeit getrieben fühlen. So führt also zur völligen Verneudeutschung und Assimilierung des Christentums kein anderer Weg als die Aufhebung des dogmatischen Zwanges und der einzigartigen kanonischen Geltung der heiligen Schrift in der Kirche. Wir müssen die Türen unserer Kirche weit, weit aufmachen, wenn wir die moderne Weltfrömmigkeit, die jetzt ihre eigenen Wege geht, zurückgewinnen wollen. Ob sie wieder zu gewinnen ist, bleibt freilich auch dann fraglich. Aber daß sie dauernd getrennt bleibt und der Riß zwischen ihr und dem überlieferten Christentum immer weiter und tiefer wird, wenn wir die dogmatische Mauer, die sie fernhält, nicht niederreißen, das ist gewiß.

Wilhelm Meridies:
„Neuer Geist“.

Ein Weckruf.

> „Es naht der Tag, voll Lachen steigt er auf,
> da wir von der Erinnrung harter Last,
> die uns in unsres Ursprungs Dämmer zwingt,
> befreit sind, und wie Adler hoch im Flug
> der Qualgebirge Gipfel selig streifen!“
>
> Fritz v. Unruh, „Das Geschlecht“.

> „Liebende, Weltliebende und ihrer Liebe
> endlos verfallen.“
>
> Reinhard Johannes Sorge, „Der Bettler“.

Für keinen, der sehenden Auges und denkenden Geistes den Lauf der Dinge verfolgt, dürfte noch ein Zweifel darüber bestehen, daß die Völker Europas (und vielleicht auch der Erde) von Wehen erschüttert werden, aus denen sich eine neue Gesellschaftsordnung gebiert. Auch das deutsche Volk steht, ohne sich dessen eigentlich klar bewußt zu sein, vor dieser Schicksalswende, von der die Lebensgestaltung wie überhaupt die ganze Zukunft seiner noch ungeborenen Generationen abhängt. An uns, an uns gegenwärtig Lebenden liegt es, bestimmend in die Gestaltung dieser Zukunft einzugreifen. Wir haben es in der Hand, ob die kommende

Epoche das Zeitalter des revolutionären oder des christlichen Sozialismus genannt werden wird. Hier liegt das Schicksal nicht nur für uns allein, sondern für die gesamte Kulturwelt. Denn ein künftig sozialistisch geordnetes Europa wird nicht sein, oder es wird zugleich christlich sein!

Gibt es denn überhaupt einen christlichen Sozialismus? Welche Antwort man leider da auch heute noch gerade aus den Kreisen zu erwarten hat, auf deren Stellungnahme es doch wesentlich ankommt, kann man aus dem einen Satz ersehen, den noch vor wenigen Monaten ein großes rheinisches Zentrumsorgan schrieb: „Dem Sozialismus fehlt jede sittliche Idee". Und doch ist eher das Gegenteil der Fall. Wenn „christlich" identisch ist mit „sittlich" (was doch wohl der Fall ist), so ist garnicht einzusehen, warum man einen Sozialismus — nur als Wirtschaftssystem betrachtet und unter Nichtbeachtung seiner anderen Theorien (von der kommunistischen Gleichheit, der falschen Auffassung von Ehe und Familie u. a.), die im Grunde ebenso wie die Feindschaft gegen das Christentum für die reine Wirtschaftsform recht unwesentlich sind, — warum man einen solchen Sozialismus nicht „christlich" nennen sollte und dürfte. Die sozialistische Bewegung ist geradezu erfüllt von sittlich-christlichen Gedanken. Diese Gedanken rein zur Geltung zu bringen, andererseits aber die radikal-revolutionären Wünsche eines Teils der Sozialisten ad absurdum zu führen durch den Aufbau einer auf christlich-sozialer Grundlage beruhenden und allen Bevölkerungsklassen gleichmäßig gerecht werdenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, muß Ziel und Streben aller Einsichtigen und aller in die Zukunft Blickenden sein. Wohl ist der Weg zu diesem uns heute noch — ich sage es offen — reichlich in der Ferne liegenden Idealzustand nicht eben und leicht zu gehen, sondern beschwerlich, und erfordert von den Völkern vor allem den Mut und den Willen umzudenken, umzulernen, um diesem Idealzustand wenigstens ein paar Schritte näher zu kommen. Noch ist von diesem Willen und Mut unter den Völkern Europas wenig oder garnichts zu spüren. Deutschland allein hat (wenn wir von Rußland absehen) gewagt, den dornenvollen Weg zu gehen, und nicht nur das, es hat schon ein gut Teil des Weges hinter sich. Heute gilt es nicht mehr den Streit für oder wider das sozialistische Prinzip, denn dieses hat in den Geistern schon völlig gesiegt, sondern lediglich den um die Vorherrschaft dieser oder jener Richtung auf allgemeinsozialistischer Basis. Dieses einzusehen dünkt mir recht wesentlich. Man möge diese Sätze nicht mißverstehen. Was sie sagen wollen, ist dies: die ganze soziale Frage könnte, wenn auch nicht aus der Welt geschafft, so doch ihrer Lösung mit einem Male vielleicht um die Hälfte näher gebracht werden, wenn jene verhängnisvolle Gegenüberstellung von „Bürgertum" und „Proletariat" fallen gelassen würde. In einem Aufsatz, der Ende November 1918 in der „Neuen Europäischen Zeitung" von Graf Hermann Keyserling (dem bekannten Philosophen, dessen Werk: „Reisetagebuch eines Philosophen" kürzlich erschienen ist) veröffentlicht wurde, und der mir über diesen Punkt recht wertvolle Gedanken zu enthalten scheint, heißt es: „Es ist eines der

tragischsten Mißverständnisse unserer Zeit, daß der Sozialismus noch immer als Parteifrage verstanden und behandelt wird, und dies von Anhängern sowohl als Gegnern. In Wahrheit wurzelt sein Gedanke tief unter allen Parteien. Man kann Sozialist sein und im übrigen konservativ, liberal oder radikal, buchstabengläubig oder konfessionslos, historisch denkend oder Rationalist, des Erbbesitzes Freund oder sein Gegner." Das ist es, worauf es ankommt. Die allgemeine Tendenz, der Geist, der Gedanke des Sozialismus an sich, verkörpert in der sozialistischen Weltanschauung, wie seinerzeit auch die christliche eine war; die christliche, die nicht sterben kann und doch lebensmüde geworden zu sein scheint. Dieser Tendenz, diesem neuen Geist würde die Zukunft gehören, wenn sich Sozialismus und Christentum soweit miteinander verschmelzen lassen wollten, daß man mit Recht sprechen könnte von einem christlichen Sozialismus. Damit wäre eine gemeinsame Grundlage geschaffen, so daß der bisher unfruchtbare und unheilschwangere Kampf umschlüge ins Fruchtbare, ins Aussichtsreiche. Wer die Menschen und die Freiheit sucht, kann nicht am Christentum, d. h. an seinem Schöpfer und Verkünder: Christus vorbei. Denn er hat die Sache des freien Menschen wirksamer verfochten als irgend eine andere Gestalt in der Geschichte. Ihm, der der Welt die Geste der geöffneten Arme und das Verströmen eines liebenden Herzens gelehrt, ist Gehör schuldig, wer im Widerspruch zu den Mächten dieser Erde Liebe, Menschheit und Opfer in den Mittelpunkt seines Daseins stellt.

Wenn wir alle es versuchen, ernstlich diesen neuen Geist zu erfassen; ich meine, wenn gerade wir Deutschen in der Gesamtheit, als Volk zuerst unseren Staat ausbauen zu einem christlich-sozialen, in dem der sozialistische Gedanke Allgemeingut geworden, unverkümmert durch imperialistische und übermilitaristische Strömungen, herübergerettet aus der Vorrevolutionszeit, dann könnten gerade wir Deutschen noch einmal als großes Erfüllungsvolk in der Geschichte dastehen. Denn das möge man erwägen: Überall in Europa geht die Entwicklung unaufhaltsam, allen gerade jetzt noch einmal zu Tage tretenden Machtgelüsten und aller Machtpolitik zum Trotz, dem Sozialismus entgegen, und das Volk, das als erstes den neuen Geist in sich begreift, die neue Staatsidee verwirklicht, hat den Schlüssel zur Zukunft, ist berufen, allen andern Wegweiser und Führer zu werden. Und gerade Deutschland ist schon auf dem Wege dazu, obwohl es so tief darniederliegt und zusammengebrochen ist. Wohl ist unsere äußere Größe zerschellt, und dies eigentlich ohne zwingenden inneren Grund, denn Bismarcks Schöpfung hätte unmittelbar weiterleben können, und doch liegt unsere weltpolitische Mission noch vor uns. Jene ewige christliche Wahrheit, daß es nicht die augenblicklich und weltlich Starken sind, die über die größte geschichtliche Macht verfügen, wird auch an uns Deutschen von neuem bestätigt werden, sofern wir den Mut haben, uns bewußt zu unserm Schicksal zu bekennen und unsere politische Aufgabe durchzuführen; sofern wir, bei allem guten Willen, eine bessere Welt zu errichten, uns hüten vor Übertreibungen. Weltrevolution sei uns eine

nüchterne Sache; Weltgenesung, nicht Weltbrand das Ziel! Wir können uns unsere Aufgabe sehr erleichtern, wenn wir inmitten dieser Weltkrisis den organischen Zusammenhang zwischen Neuem und Altem wahren; wenn wir vor allem erkennen, daß der deutsche Gedanke vom Staat in schnurgerader Entwicklung von Fichtes geschlossenem Handelsstaat über Bismarcks unextensive, unaggressive, sich selbst genügende, innerlich straffe Einheit führt zu dem halbsozialistischen Staatswesen, das jetzt entstehen soll. Die soziale Republik, die man heute als einen ganz neuen sozialistischen Obrigkeitsstaat anzusehen geneigt ist, war im Grunde auch schon vor dem Kriege der eigentliche Unterbau unseres Staatswesens; war doch das Militaristisch-Feudalistische wie auch das Traditionell-Monarchistische immer mehr zur Fassade geworden; man denke nur, wie der Militarismus vornehmlich der Schulung der Sozialdemokratie zugute kam, oder daran, daß Bismarcks fruchtbarste Leistung nach Reichsgründung auf sozialpolitischem Gebiet lag.

Und nun zum Schluß noch dies: Unsere Vergangenheit gibt uns das Recht, unsere Zukunft die Pflicht zur Hoffnung, an der unsere Gegenwart verzweifeln möchte. Es wäre ungesund und unzeitgemäß, damit diese Hoffnung erfüllt werde, hysterisch wie eine dekadente Frau nach bedeutenden Männern, nach großen Führern zu schreien. Weder Friedrich der Große noch Bismarck könnte die Deutschen von 1919 regieren. Es fehlt an regierbaren Menschen. Wenn wir wieder führbar geworden sind, werden unsere Führer von selbst zu großen Männern geworden sein. Nicht auf Waffen oder politische Künste können wir Deutschen, das unterdrückte Volk, jetzt unsere Hoffnung setzen, sondern allein auf die sittlichen Mächte im Innern. Darum sei dies unser Glaube: Wir haben die Kraft, uns innerlich aufzuraffen. Wir Deutsche, wir Menschen und Weltbürger von heute, sind bestimmt, das großartigste und erhebendste geschichtliche Werden vorzubereiten und zu erleben; einen nationalen Aufschwung durch sittliche Neugeburt, durch Umstellung des Selbstsinns auf den Gemeinsinn, auf den neuen Geist!

Arbeiten wir darum an der Ausbreitung dieses Geistes!

Gustav Naumann: „Ein Mißstand im Aktienrecht".

In dem Artikel „Ein Mißstand im Aktienrecht" im Augustheft von „Nord und Süd" kritisiert der Verfasser die gegenwärtige Zusammensetzung der Aufsichtsräte in Aktiengesellschaften und macht gleichzeitig zur Beseitigung der von ihm hervorgehobenen Mißstände einen Vorschlag, welcher darin gipfelt, in Zukunft Aufsichtsratsposten nur mit solchen Persönlichkeiten zu besetzen, welche Aktienbesitzer der betreffenden Gesellschaften sind. Es soll im Nachstehenden untersucht werden, ob dieser Vorschlag wirklich den Interessen der Gesellschaften und der beteiligten Aktienbesitzer entspricht.

Der Artikel sieht in dem Umstande, daß auch Nicht-Aktienbesitzer dem Aufsichtsrat einer Gesellschaft angehören können, die Gefahr, daß solche Mitglieder „persönlich an dem Wohl und Wehe der Gesellschaft nicht im mindesten interessiert sind", daß ihnen „das Gedeihen der Gesellschaft total gleichgültig ist", und daß sie den Grad ihrer Verantwortlichkeit gewissermaßen nach der Höhe der ihnen zufließenden Tantieme bemessen.

Ein solches Urteil in dieser allgemeinen Form beweist einen recht geringen Grad von Achtung vor dem Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl der deutschen Kaufleute in führenden Stellungen, und es wäre in hohem Grade bedauerlich, wenn eine Mehrheit von Lesern des Artikels, die über praktische Erfahrungen in dieser Frage nicht verfügt, sich dieses Urteil zu eigen machen würde. Wer objektiv rückblickend den ungeheuren Aufschwung der deutschen Industrie in den verflossenen 40 Jahren zu werten weiß, und wer aus eigener Erfahrung die intensive Zusammenarbeit zwischen Vorstand und Aufsichtsrat einer gut geleiteten Gesellschaft kennt, muß ein solches Urteil entschieden zurückweisen. Selbst wenn aber das Pflichtgefühl eines einzelnen Aufsichtsrats-Mitglieds in Zweifel gezogen werden könnte, so dürfen doch die Bestimmungen der §§ 246 und 249 des HGB. nicht außer acht gelassen werden, in denen die Pflichten der Aufsichtsräte von Aktiengesellschaften, insbesondere aber auch deren Haft- und Ersatzpflicht, gesetzlich geregelt werden. Lehrreich ist in diesem Falle, was Staub in seinem Kommentar mit folgenden Worten ausdrückt:

„Der Aufsichtsrat hat den Vorstand zu überwachen. Man hat sich mit Recht damit begnügt, nur die allgemeine Überwachungspflicht aufzustellen; was der Aufsichtsrat im einzelnen zu tun hat, um diese seine Pflicht zu erfüllen, ist Sache seines Ermessens. Jedes Unternehmen, jede Gesellschaft, jede Zusammensetzung des Vorstandes, wird in dieser Beziehung verschiedene Pflichten auferlegen. Die Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes ist überall die Grundlage".

Man kann dem Verfasser zwar recht geben, daß die Entwicklung deutschen Handels und deutscher Industrie den anfänglich engen Rahmen der Aktiengesellschaften in nicht vorauszusehender Weise erweitert hat. Man kann ihm auch darin folgen, daß die Zusammensetzung der Aufsichtsräte bei vielen Gesellschaften nicht dem Interesse aller Aktionäre entspricht, die oben zitierte verallgemeinerte Verurteilung gewisser Aufsichtsratsmitglieder entbehrt jedoch jeder Grundlage.

Der Verfasser glaubt die bestehenden Unzulänglichkeiten dadurch beseitigen zu können, daß der Aufsichtsrat nur aus Persönlichkeiten gebildet wird, die selbst Aktienbesitzer sind. Er läßt sich dabei von dem Grundgedanken leiten, die Majorisierung einer Minderheit in der Generalversammlung durch eine Majorität von Großaktionären nach Möglichkeit zu verhindern. Der Gedanke an sich scheint im ersten Augenblick durchführbar. Er ist es aber nicht, wenn man sich die Zusammensetzung der Aktionäre einer größeren Gesellschaft näher ansieht. Wohl in jeder Gesellschaft muß mit sogenannten Großaktionären gerechnet werden, d. h. Persönlichkeiten, welche über einen größeren Aktienbesitz dauernd verfügen, und sogenannten Zufallsaktionären, d. h. solchen, die vorübergehend, meistens zu Spekulationszwecken Aktien erwerben. Wenn in dem Artikel mit Recht von der Indolenz der meisten Aktionäre gesprochen wird, so bezieht sich diese Indolenz im wesentlichen auf die Gruppe der Zufallsaktionäre. Es ist bekannt, aus welchen Kreisen sich diese Gruppe zusammensetzt. Entweder sind es Großkapitalisten, die, ohne ihr Vermögen dauernd in den betreffenden Aktien anzulegen, auf Grund irgend eines Börsentips Spekulationsgewinne machen wollen, oder es ist die große Zahl kleinerer Rentner, Beamten und Gewerbetreibenden, die aus dem gleichen Grunde vorübergehend Aktionäre der betreffenden Gesellschaft werden. — Wenn man sich vom Interessenstandpunkt der Gesellschaft die Frage vorlegt, aus welchen Kreisen überwiegend der Aufsichtsrat berufen werden soll, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Gruppe der Zufallsaktionäre, die bei manchen Gesellschaften einen recht hohen Prozentsatz ausmacht, von vornherein ausscheiden muß, weil sie, selbst wenn sie auf Grund eines vorübergehenden Aktienbesitzes gewählt werden, in demselben Augenblick wieder ausscheiden müßten, wenn sie ihren Aktienbesitz abstoßen, und weil sie weder das erforderliche Interesse noch die notwendige Kenntnis des Geschäftsbetriebes der Gesellschaft besitzen. In Wirklichkeit würden also die Aufsichtsratsposten doch von der Gruppe der Großaktionäre dauernd besetzt werden müssen. Damit ist aber der Kernpunkt der Frage, ob an die Inhaberschaft eines Aufsichtsratspostens die Vorbedingung des Aktienbesitzes unbedingt geknüpft werden soll, noch nicht erschöpft. Durch die moderne Entwicklung des Aktienwesens und durch den weitgezogenen Wirkungskreis, besonders unserer großen Aktiengesellschaften, ist es eine der hauptsächlichsten Bedingungen, daß sowohl Vorstand wie Aufsichtsrat nicht ständigem Wechsel unterliegen, sondern möglichst lange ununterbrochen amtieren, weil die Mitglieder beider Verwaltungsorgane nur so die nötige Vertrautheit mit allen Betriebs-

zweigen der Gesellschaft erlangen. Neben dieser rein geschäftlichen Erwägung sprechen aber auch Gründe persönlicher Natur für eine möglichst lange Amtsdauer der einzelnen Aufsichtsratsmitglieder. Wenn der Aufsichtsrat die ihm vom Gesetz auferlegte Kontrollpflicht noch so intensiv ausübt, so bleibt doch noch ein überaus großes Arbeitsfeld übrig, das der Vorstand ohne ständige Kontrolle seitens des Aufsichtsrates selbständig beherrschen muß, und das er nur beherrschen kann, wenn ein persönliches Vertrauensverhältnis zwischen den Mitgliedern beider Körperschaften besteht. Wie soll aber ein solches Vertrauensverhältnis aufgebaut werden, wie soll es zu Gunsten der Gesellschaft ausgenutzt werden, wenn der Vorstand immer wieder mit neuen Persönlichkeiten im Aufsichtsrat zu tun haben würde. Die Schwerfälligkeit fiskalischer Industrieverwaltungen ist zum größten Teil darauf zurückzuführen, daß in den leitenden amtlichen Stellen immer wieder Personalverschiebungen vorkommen, daß zwischen den einzelnen ausführenden Organen nicht das richtige Vertrauensverhältnis aufkommen kann, und daß sich daraus die Notwendigkeit eines weit verzweigten Kontrollsystems ergibt, welches lähmend auf die Entschließung der zur Zeit leitenden Persönlichkeiten wirken muß.

Ein vielfach geübter Brauch ist es auch, verdiente Vorstandsmitglieder einer Gesellschaft bei ihrem Ausscheiden in den Aufsichtsrat zu wählen, um der Gesellschaft auf diese Weise die langjährigen Erfahrungen der Ausscheidenden auch weiter in veränderter Form dienstbar zu machen. Es wäre durchaus falsch, bei dieser Art von Aufsichtsratsmitgliedern nur dann ein Interesse an der Gesellschaft vorauszusetzen, wenn sie selbst Aktienbesitzer sind. Das Gegenteil dürfte der Fall sein. Wenn ein Vorstandsmitglied nach oft jahrzehntelanger Tätigkeit aus dem Vorstand der Gesellschaft ausscheidet, so verbinden es trotzdem noch so viele persönliche Fäden mit dem weiteren Schicksal der Gesellschaft, daß der Ausscheidende es als eine selbstverständliche Ehren- und Gefühlssache betrachtet, auch wenn ihm keine nennenswerten Tantiemenbezüge winken, an dem weiteren Geschick der Gesellschaft mitzuarbeiten. Würde man dieser Art von Aufsichtsratsmitgliedern die Bedingung vorschreiben, Aktienbesitzer zu werden, so würde man denjenigen Teil, der grundsätzlich Industrieaktien nicht erwirbt, ausschalten und dem Aufsichtsrat der Gesellschaft wertvolle Mitarbeiter entziehen.

Der Artikel wendet sich dann auch gegen die sogenannten Berufsaufsichtsräte, Bankdirektoren oder Vertreter großer Vermögensverwaltungen. Wenn man seinem Gedankengang folgen will, so würde die Zulassung solcher Persönlichkeiten ebenfalls vom Aktienbesitz abhängig sein. Der Verfasser übersieht dabei, daß es sich hierbei unter Umständen lediglich um eine Formalität handeln könnte, die leicht zu erfüllen wäre. Die betreffende Bank brauchte lediglich einen entsprechenden Aktienbesitz für ihre Vertreter zu erwerben. Es erscheint aber auch wieder vom Interessenstandpunkt der Gesellschaften durchaus wünschenswert, ohne jede Beschränkung auch Bankvertreter in ihren Aufsichtsrat aufnehmen zu können. Die

Notwendigkeit des intensiven Zusammenarbeitens zwischen Bank und Industrie braucht nicht besonders betont zu werden. Sie war schon vor dem Kriege im allergrößten Umfange erforderlich; sie wird angesichts des Darniederliegens unserer Industrie in noch größerem Umfange notwendig sein müssen, wenn das deutsche Wirtschaftsleben überhaupt wieder hoch gebracht werden soll. Die Schwierigkeit der Kreditgewährung in den jetzigen und kommenden Jahren wird weit über das frühere Maß hinausgehen. Die Zurückhaltung der Banken in der Kreditbewilligung und in allen damit zusammenhängenden kapitalistischen Transaktionen wird umso größer sein, je geringer der Einblick der Bank in die Verhältnisse einer Gesellschaft ist. Oft ist daher die Mitgliedschaft zum Aufsichtsrat der Gesellschaften der beste und einzige Weg, um den Bankvertreter auch an den Interessen der Gesellschaft zu beteiligen. Als Mitglied des Aufsichtsrates ist ihm in den Sitzungen desselben jederzeit die Möglichkeit gegeben, diejenigen Informationen einzuholen, die im Interesse der Kreditgewährung und anderer finanzieller Operationen notwendig sind, und bankseitig diejenigen Dispositionen zu treffen, die den Erfordernissen der betreffenden Gesellschaft entsprechen.

Man kann wohl darüber im Zweifel sein, ob die Anhäufung von Aufsichtsratsposten auf einzelne Personen den Interessen der betreffenden Gesellschaften dienlich ist oder nicht, man kann aber nicht, wie es der Artikel zum Ausdruck bringt, gewisse Mängel des jetzigen Systems, die als Folge unserer industriellen Entwicklung da und dort in die Erscheinung treten, durch Maßnahmen beseitigen, die, wie im Vorstehenden nachzuweisen versucht worden ist, die Interessen der Aktiengesellschaften aufs schärfste verletzen würden.

Dr. N. Hansen-Berlin: Amerika und das industrielle Weltarbeitsproblem.

Der kürzlich ausgebrochene New Yorker Seemannsstreik, dessen unmittelbare Folgen für Europa eine Verringerung und Verzögerung in der Versorgung mit großen Mengen Nahrungsmitteln und Rohstoffen waren, hat die Aufmerksamkeit von den schweren englischen Arbeiterkämpfen plötzlich auf die Vereinigten Staaten abgelenkt. Auch hier hat die gewaltige soziale Woge, die durch ganz Europa geht, in den letzten Monaten immer mehr Eingang gefunden. Der Kampf zwischen einem auf ausgesprochenem Individualismus aufgebauten, hochentwickelten Kapitalismus und der zu Machtbewußtsein erwachten großen Masse industrieller Arbeiterschaft fängt trotz hoher Löhne an, mit einer Heftigkeit und in einem solchen

Umfange in allen Kreisen der amerikanischen Industrie zu entbrennen, daß sein Ausgang heute noch gar nicht abzusehen ist. Die Übergangsperiode mit ihren Unsicherheiten, der ständig wachsenden Arbeitslosigkeit, der steigenden Lebenshaltung, dem dauernden Angebot an Arbeitskräften durch von der Front zurückkehrende Soldaten macht sich immer stärker bemerkbar, ohne daß es bisher der Regierung recht zu gelingen scheint, das wirtschaftliche Gleichgewicht wieder herzustellen. Schon heute zeigt sich, daß drüben der Sozialismus und der Bolschewismus einen Kampf ausfechten, in welchem sich das Unternehmertum einstweilen in der Defensivstellung befindet. Es kann jetzt scheinbar keinen solchen ausschlaggebenden Einfluß mehr ausüben auf die Festsetzung der Lohnhöhe, Verkürzung der Arbeitszeit auf 8 bzw. 7 Stunden, Anerkennung der gewerkschaftlichen Organisation, Zulassung von Arbeitsausschüssen, Betriebsräten usw., wie dies zu Beginn des Weltkrieges noch möglich war, als in der Stahl- und elektrischen Industrie die Forderung des Achtstundentages glatt abgeschlagen und mit Erfolg niedergekämpft wurde.

Heute sehen wir, wie in fast allen Industriezweigen, vor allem in der Eisen- und Stahlindustrie, im Bergbau, in der Textil- und Lederindustrie der Achtstundentag bereits teilweise eingeführt ist, ja, daß zum Teil noch kürzere Arbeitszeiten erreicht werden, und daß auch sonst eine Reihe Forderungen bewilligt sind. Dabei haben, wenn man die gegenwärtig in der amerikanischen Industrie gezahlten Lohnsätze in Mark umrechnet, d. h. 1 $ = 16 Mk. (als heute in Koblenz gezahlter Satz der amerikanischen Besatzungsbehörden) zu Grunde legt, eine so riesenhafte Höhe erreicht, daß sie trotz der schon hohen deutschen Löhne kaum glaublich klingen. In ganz kurzen Zwischenräumen wurden die Löhne seit 1917 von 7 $ (112 Mk.) auf 10 $ (160 Mk.) pro Tag gesteigert, da insbesondere während der Zeit der Kriegslieferungen die Privatfirmen jeden geforderten Satz bewilligten. Als Stücklohn wurden bis zu 15 $ (240 Mk.) an einem Tage bezahlt. Vor Beginn des Weltkrieges betrug bei 10stündiger Arbeitszeit der durchschnittliche Lohn für einen ungelernten Arbeiter 1,50 $, d. h. er machte zum damaligen Friedenskurs der Mark (mit 4,18 umgerechnet) etwa 6,30 Mk. aus. Jetzt erhält ein ungelernter amerikanischer Arbeiter 3 $ (48 Mk.) bezw. 4 $ (64 Mk.) am Tage bei 10stündiger Arbeitszeit, zum Teil auch schon für den Achtstundentag. Im Eisenbahndienst bekommen Lokomotivführer einen täglichen Mindestlohn von 6 $ (96 Mk.) und Heizer 4,20 $ (67,20 Mk.), während Vorarbeiter im Güter- und Hafenabfertigungsverkehr 5 bis 5,44 $ als Tageslohn (bis 87,64 Mk.) verdienen. Eisenbahnmaschinisten bekommen heute pro Stunde mindestens 68 Cents, d. h. 10,88 Mk.

Ähnlich liegen auch die Verhältnisse in der seit Anfang des Weltkrieges riesig angewachsenen amerikanischen Schiffahrt, in welcher vor kurzem die Streikbewegung eingesetzt hat. Bis dahin erhielten die Seeleute 75 $ (d. h. 1200 Mk.)

im Monat, während die englischen Reeder höchstens 72 $ (d. h. 1152 Mk.) zu zahlen brauchten. Dabei besteht die Besatzung der amerikanischen Schiffe durchschnittlich nur zu 8 % aus geborenen Amerikanern, zu 17 % aus Naturalisierten und zu 75 % aus Ausländern, insbesondere Holländern, Schweden, Dänen, Norwegern usw. Sie sind es also, die heute in erster Linie auf Lohnerhöhung dringen. Denn seitdem die amerikanische Handelsmarine derartig angewachsen ist, daß sie heute aus etwa 1370 Ozeandampfern mit 4,7 Millionen Tonnen und 747 Ozeansegelschiffen mit 830 000 Tonnen (d. h. 5,5 Millionen Tonnen gegen 2,7 Millionen Tonnen 1914) besteht, wozu noch 700 000 Tonnen der deutschen und österreichischen Handelsflotte kommen, haben die amerikanischen Seeleute noch mehr Druck auf die Reeder ausüben können, als es ihnen vor dem Kriege möglich war, denn 1914 wurden von den ganzen amerikanischen Exporten nur 18,9 % im eigenen Schiffsraum befördert. Heute macht die Ziffer bereits 31—35 % aus. Das bedeutet naturgemäß eine gewaltige Steigerung des Einflusses der Amerikaner auf die Frachtraten des atlantischen Ozeans, da die meisten Frachten der Union heute nach Europa gehen. Für das Jahr 1920 soll die amerikanische Welthandelstonnage sogar auf 7,6 Millionen Tonnen und der Prozentsatz der Warenverschiffung auf eigenem Frachtraum auf 60 % gesteigert werden. Dabei müssen die amerikanischen Reeder nach den Vorschriften der sogenannten Seamen's Acte, deren Verfasser der Präsident der „Seeleute-Gewerkschaft" J. Feruseth ist, bereits unverhältnismäßig höhere Sätze für ihre Schiffbesatzungen zahlen, als die beiden Hauptschiffahrtskonkurrenzländer England und Japan. Auf 3 Dampfern verschiedener Nationalität mit gleicher Tonnen- und Maschinenkraft müssen nach den Vorschriften der Seamen's Acte die amerikanischen Reeder 47 Mann mit 3720 $ (59 520 Mk.) Monatslöhnen gegenüber 36 Mann auf englischen mit 1308 $ (20 928 Mk.) Monatslöhnen aufwenden. Ein japanisches Dampfschiff erfordert 36 Mann mit nur 777 $ (12 432 Mk.) Monatslöhnen.

Man ersieht daraus, wie weit schon heute die amerikanischen Seeleute mit ihren Löhnen und Arbeitsbedingungen den Seeleuten anderer Schiffahrtsländer überlegen sind, und daß eine Konkurrenz der amerikanischen Schiffe auf dem pazifischen Ozean gegenüber Japan nach Friedensschluß ebenso aussichtslos für die Reeder ist, wie sie es 1913 war. Damals beförderte die amerikanische Schiffahrt nur noch 1—2 % Exportwaren mit eigenem Schiffsraum und entzog sich im übrigen den Wirkungen der Seamen's Acte durch Eintragung ihrer Schiffe in ausländische Register. Aber trotzdem sind die jetzt bestehenden Lohnsätze und Arbeitsbedingungen den amerikanischen Seeleuten nicht ausreichend. Ihr Führer Andrew J. Feruseth, z. Zt. vielleicht der mächtigste Vorkämpfer der amerikanischen Arbeiter, hat bereits angekündigt, daß er mit den heutigen Arbeitsbedingungen in der Schiffahrt völlig unzufrieden ist. Er hat sich scharf gegen die gemäßigtere Haltung des bekannten Präsidenten der Federation of Labour, Samuel Gompers,

ausgesprochen. Es scheint auch, daß sich die Gewerkschaft der amerikanischen Seeleute, die Seamen's Union, völlig von der konservativeren Arbeitervertretung der Federation of Labour, mit der sie bisher zusammenging, trennen will, und daß sie sich mehr und mehr in das radikalere und internationale Fahrwasser der J. W. W.'s, d. h. Industrial Workers of the World, begibt.

Diese Organisation tritt heute immer deutlicher mit ihren politisch-radikalen Zielen hervor. Ihre aus der russischen Revolution und dem Bolschewismus geborenen Ideen haben namentlich unter den ungelernten amerikanischen Arbeitern immer mehr Anhang gefunden. Im Vergleich zu der über 3 Millionen Mitglieder zählenden Federation of Labour waren die J. W. W.'s bis zum Waffenstillstand zahlenmäßig noch verhältnismäßig schwach vertreten. Ihre immer deutlicher hervortretenden umstürzlerischen Bestrebungen haben bereits vor Jahresfrist den amerikanischen Senat veranlaßt, eine besondere Kommission mit der Untersuchung des Bolschewismus in Amerika zu beauftragen. Nach den heute vorliegenden Mitteilungen besteht eine mächtige Organisation im Lande, deren Bestreben darauf gerichtet ist, das heutige überkapitalistische Regierungssystem zu stürzen und durch eine Sowjetregierung zu ersetzen. Die kürzlich ausgebrochenen großen Streiks in New York, an den Hafenplätzen der Küsten, im Baugewerbe in Chicago, der Straßenbahnangestellten in Boston, der Zigarrenarbeiter usw. ließen in dieser Beziehung bereits internationale Tendenzen erkennen, und umfaßten etwa 1 Million Streikende. Übrigens zeigte sich dabei, daß die Führerschaft der Federation of Labour, die einstweilen noch in den Händen des bekannten Arbeiterführers Gompers liegt, diesem immer mehr entgleitet, weil sie als zu gemäßigt empfunden wird. Aber auch rein organisatorisch bewähren sich in den heutigen Kämpfen die J. W. W.'s besser; denn sie organisieren die ganze industrielle Arbeiterschaft in allen Stadien und Industriezweigen, während die Federation of Labour nur gelernte Arbeiterorganisationen, und zwar nach Berufen gegliedert, umfaßt. Die J. W. W.'s können daher weit erfolgreicher ganze Industriezweige durch Streiks lahmlegen und werden bei der Verfolgung ihrer politischen und wirtschaftlichen Zwecke hiervon voraussichtlich umsomehr Gebrauch machen, je deutlicher sie empfinden, daß die Massen ihnen zustimmen bezw. sich von ihnen terrorisieren lassen.

Neben den bisher erwähnten drei großen amerikanischen Arbeiterorganisationen, welche heute durch Angabe der höchsten Lohnsätze der Welt das Weltarbeitsproblem bestimmen, müssen vor allem noch die Organisationen der amerikanischen Eisenbahner und Bergleute genannt werden, denn ihre heutigen Lohnsätze und künftigen Forderungen beeinflussen in höchstem Maße die Preise der riesigen Nahrungsmittel- und Rohstoffmengen, welche die Vereinigten Staaten dem hungernden Europa senden. Es sind dies die sogenannte Railway Brotherhoods und die United Mine Workers. Die erstere Organisation ist eng mit der Federation of Labour verbunden. Sie zerfällt in Einzelorganisationen der

Lokomotivführer, Heizer, Fahrpersonal, Streckenarbeiter usw. Die Organisation der Bergarbeiter ist zwar auch mit der Federation of Labour verbunden, doch umfaßt sie ähnlich wie die I. W. W.'s alle Klassen von Arbeitern und Bergwerksunternehmen. Sie steht also nach ihrem Aufbau und ihren Machtmitteln bereits den I. W. W.'s für den Fall, daß Lohnerhöhungen durch Streiks angestrebt werden, wesentlich näher.

Wenn man die bisher dargelegten Einzelheiten über die Gestaltung der Arbeitsbedingungen in den Vereinigten Staaten nach dem Abschluß des Friedensvertrages mit Deutschland überblickt, so muß man sich fragen, ist es möglich, daß die amerikanischen Löhne sich auf der bisherigen Höhe halten bezw. noch weiter hinaufgeschraubt werden, und wie beeinflussen sie das Weltarbeitsproblem?

Soviel steht fest, daß selbst die führenden Leute der Union erkennen, daß die radikalen Bestrebungen unaufhaltsam die Führung an sich reißen. Wie aber werden sich die I. W. W.'s verhalten, wenn es möglich ist, die Kosten der Lebenshaltung herabzusetzen? Werden auch dann die Löhne wieder zurückgehen?

Einstweilen zeigt sich eigentümlicherweise, daß sich die Lebenshaltung ebenso wie in England noch verteuert. Das amerikanische Bundesarbeitsamt vertritt, nach einer kürzlich erschienenen Erklärung, die Auffassung, daß ein allgemeines Sinken der Preise für längere Zeit nicht zu erwarten sei. Nach dem amerikanischen Bürgerkrieg habe es über 13 Jahre gedauert, bis die Preise herabgegangen seien, und die Aussichten auf ein Sinken der Preise nach diesem Kriege mit seiner ungeheuren Wertvernichtung seien jedenfalls nicht günstiger. Das Interessante an dieser Meldung ist wohl die amtliche Bekanntgabe, aus der man schließen darf, daß die amerikanische Regierung es für nötig hält, der Öffentlichkeit gegenüber vor einer allzu optimistischen Auffassung auf seiten des kaufenden Publikums zu warnen.

Damit wäre denn auch die Frage, ob zur Zeit das Weltarbeitsproblem dadurch eine Erleichterung erfährt, daß Europa billigere amerikanische Rohstoffe und Nahrungsmittel zu niedrigeren Frachtsätzen aus der Union erwarten darf, einigermaßen entschieden. Zwar erscheinen die amerikanischen Lohnsätze jetzt, wo die deutsche Mark nur 5—4³/₄ Cents wert ist, enorm hoch. Man könnte daraus schließen, daß es den deutschen Industriellen und Arbeitern leicht sein würde, mit amerikanischen Fabrikanten wieder erfolgreich zu konkurrieren, weil der enorme Abstand zwischen den Löhnen so groß ist. Das trifft rein rechnerisch zu. Aber in der Praxis wird sich die Kalkulation doch anders stellen, denn die Amerikaner können mit den Preisen für Nahrungsmittel und Rohstoffe, mit Frachtpreisen zu Land und zu Wasser heute mehr denn je in Europa den Ausgleich herbeiführen. Vor allem bieten die großen Differenzen in den Löhnen für die amerikanischen Industriellen einen starken Anreiz, in Zukunft, ähnlich wie dies in Japan in größerem Umfange geschieht, in den Ländern mit niedriger Valuta selbst Unternehmungen zu errichten und sich mit Hilfe niedriger Rohstoffpreise und Lohnsätze

die Konkurrenz auf dem europäischen Markt zu erleichtern. Bekanntlich haben in den letzten Monaten bereits zahlreiche amerikanische Industriegründungen auf den verschiedensten Gebieten stattgefunden, wobei Deutschland ein besonders begehrtes Tätigkeitsgebiet zu sein scheint.

Mit der Blütezeit für gelernte und ungelernte Arbeiter fremder Nationen scheint es in den Vereinigten Staaten trotz dauernder Steigerung der Löhne vorbei zu sein; denn sonst würde sich nicht ein so riesiger Strom von Rückwanderern heute der alten europäischen Heimat wieder zuwenden. Die Aufstellungen zahlreicher Städte zeigen, daß über 50 v. H. der Ausländer bestimmter Rassen nach Europa zurückzukehren beabsichtigen, und daß ein großer Teil von ihnen vermutlich dauernd dort bleiben wird. Nachforschungen bei Eisenwerken zeigten, daß von den ausländischen Arbeitern 61 v. H. erklärten, wieder nach Europa zurückzugehen. Den größten Teil der Auswanderer stellen die Italiener, es folgen die Serben, Tschechoslowaken, Jugoslawen, Griechen, Albanier. Aber auch viele Deutsche, Österreicher und Ungarn sind darunter. Sie können heute meist mit ihren Ersparnissen bei dem niedrigen Stande der Valuta ihrer Heimat dort als Rentiers leben bezw. mit ihrem Kapital arbeiten, denn in Wien gelten heute 5000 $ schon 160 000 Kronen und in Berlin sind sie etwa 105—115 000 Mark wert. Auf diese Weise verlieren aber die Vereinigten Staaten enorm viel Arbeitskräfte, wofür durch neue Zuwanderung zunächst kaum ein Ausgleich geschaffen werden kann, namentlich soweit es sich um gelernte Arbeiter handelt. Ob sich daraus ein erneuter Arbeitermangel und weitere Steigerung der amerikanischen Lebenshaltung und Löhne ergibt, läßt sich jetzt, wo dauernd alles im Fluß ist, noch nicht voraussagen. Alles hängt davon ab, ob es die Vereinigten Staaten nach der Rückkehr Wilsons besser verstehen, das schwierige Problem der Umstellung auf die Friedensarbeit zu lösen, indem sie sich bemühen, den aufkommenden Bolschewismus mit Arbeit zu bekämpfen; denn darin allein besteht die richtige Meisterung, die Amerika für das Weltarbeitsproblem, das es entscheidend wie nie zuvor beeinflußt, finden muß.

G. Buetz:
Die wirtschafts-geographischen Verschiebungen in Rußland.

Rußland gegenüber pflegte man, wie Hoetzsch es ausdrückt, von einem geographischen Erbteile Rußlands zu sprechen. Und man war hierzu vollauf berechtigt. Seit Rußland, von den Völkern Asiens befreit, eine neue staatliche Bildung vornahm, seit es sich zögernd, dann mit immer zugreifenderen Händen dem westlichen Kulturgute näherte, hat Rußland in den genau gezogenen Bahnen eine wirtschaftliche Entwickelung erlebt, die so unrückbar festgelegt schien, daß von einem geographischen Erbteile gesprochen werden konnte. Rußland vom Meere abgedrängt, mit Flüssen durchzogen, welche nur selten das freie Meer erreichten, konnte nur eine begrenzte Wirtschaftslinie zeigen. Das heißt Rußland schaffte sich einen Zentralpunkt seiner Wirtschaftsentwickelung und dehnte sich von hier aus dem Westen zu. Rußland konnte nicht wirtschaftsgeographische Wellenlinien ziehen, wie beispielsweise Deutschland, das seinen wirtschaftlichen Schwerpunkt in den Zeiten der Hansa nach dem Meere verlegte, seine östlichen Handelsplätze hierdurch verschob, um später nach dem Hansazeitalter die Städte zum händlerischen Zentralpunkte zu machen, um mit dem Markte in Mitteldeutschland seinen zentralen Handelspunkt zu finden. Im Handelsleben Deutschlands wie in jenem vieler europäischer Staaten haben alle geographischen einschneidenden Veränderungen eine entscheidende Handelsumgestaltung geographischer Natur hervorgerufen. Als der indische Landweg aufgegeben werden mußte, da der Seeweg zu seiner starken Konkurrenz wurde, sank der Handel des Ostens, nicht mehr von Asien gespeist, zusammen. Als der Rhein zum großen Verkehrswege wurde, sank mit der Minderung des Donauhandels der Wirtschaftsbereich der südlichen Mächte. Als der Suezkanal sich auftat, hub der emporschnellende Nordseehandel an, die Häfen der Ostsee matt zu setzen. Der Schwerpunkt des Wirtschaftslebens schob sich der Mitte und dem Westen zu. Rußland ist von keinem geographischen Ereignis berührt worden, es fuhr unermüdlich fort, seine Zentralpunkte Moskau und Petersburg zu entwickeln. Mochten Karawanenwege eingehen und der Meeresstraße Platz machen, mochten versumpfte Flüsse zu Verkehrsadern werden, mochte die Wüste zum Wasserbande werden, mochten neue Staaten entdeckt, neue Wirtschaftskomplexe sich in den Bereich des internationalen Handelslebens schieben, Rußland blieb mit seinem Antlitz dem Westen zugewendet. Es machte auch hierbei nichts aus, daß Rußland sich in den Besitz neuer Gebiete brachte, größer als Staaten gleich Deutschland und Frankreich. Rußland gliederte diese seine neuen Erwerbungen seinem wirtschaftlichen Zentralpunkte an und machte sie dienstbar seinem Willen, dem Westen sich zuzuwenden und zwar der westlichen

Mitte. Mit einigen Beispielen ist das Gesagte bereits zu belegen. Rußland hat die reichen und mächtigen Gebiete von Turkestan erworben. Keine Meere öffneten sich, Rußland nach Asien hin zu entwickeln, keine Handelsstraße mächtiger Flüsse gab Rußland die Möglichkeit oder führte Rußland zwangsweise Asien zu. Von Moskau aus wurde Turkestan entwickelt. Von Moskau aus liefen die Militärbahnen nach Turkestan, von Turkestan aus ging die Baumwolle nach den russischen Textilplätzen Moskau und Petersburg. Turkestan versorgte mit seinem Fleischreichtum den Markt von Moskau und bezahlte hiermit seine Fertigware an Maschinen und Textilstoffen, die man von Moskau aus bezog. Rußland hat Turkestan an seine sibirische Bahnlinie angeschlossen, die den russischen Westhäfen zuläuft, Rußland verband den Handel Turkestans mit dem Verkehrswege der Wolga.

Kurz aller wirtschaftlicher Reichtum des neuen Gebietes floß in die alten Kanäle, berufen jene zu stärken. Das neue Gebiet selbst lernte in Zentralrußland, und nur eben hier, seinen Gebieter kennen. — Und weiter. Rußland hat in den letzten Jahrzehnten Sibirien entwickelt, es hat sich bemüht, dem Meere Asiens zuzustreben. Und der Erfolg? Unerbittlich zog die sibirische Bahn das asiatische Rußland wirtschaftlich nach Westen. Die Butter und die Eier aus Sibirien wurden in Riga verladen, Sibirien wurde die Kornkammer Zentralrußlands und das sibirische Steppenvieh ernährte die Handelsplätze Zentralrußlands. Wladiwostock wurde zum Einfuhrhafen Rußlands der Mitte, die großen Ausfuhrhäfen Rußlands blieben Riga und die Schwarzmeerhäfen. Rußland hat begonnen seinen Süden im Sinne einer modernen Wirtschaftskultur zu erschließen. Es gelang ihm, gestützt auf das verdienstwillige Auslandskapital, wie das Schlagwort es nennt, aus den Steppen Fabrikanlagen und Handelsplätze zu stampfen. Zugleich aber wußte Zentralrußland diese neuen Kulturgebiete vollkommen von sich abhängig zu machen. Die Metalle der Ukraine wurden in den Moskauer Maschinenfabriken verarbeitet, die Zuckerprodukte Südrußlands wußte eine geschickte Steuerpolitik Zentralrußlands dem großrussischen Markte zu erhalten. Die Milchprodukte der südrussischen Viehwirtschaft gingen nach Petersburg. Der Süden blieb für Rußland Kolonialland. Als Kolonialland, wirtschaftsabhängig von Zentralrußland, blieben die Gebiete fest in den Händen der Mitte. Die Handelsplätze, die Kreditplätze, die Stätten der wirtschaftlichen Ausbildung waren nach wie vor unberührt die alten. Verkehrstechnisch war der Süden an Zentralrußland gebunden und damit Zentralrußland letztlich ausgeliefert. Wie sehr Zentralrußland das Rußland im wirtschaftlichen Sinne war, wie unendlich die Abhängigkeit zwischen Rußland und dem Süden, zeigte doch klar der Augenblick, in dem Südrußland sich anschickte, seine Selbständigkeit zu gewinnen. In diesem Augenblick fühlte man, wie schwer die Fesseln waren, die sich nun lösen wollten. Nachdem Großrußland seine Hand abzog, besaß man schlechterdings nur Möglichkeiten. Nur kommende Lebensbedingungen.

Da Rußland seine gesamte Wirtschaftsentwickelung in den gleichen geographischen

Bahnen seit Jahrhunderten entwickelt hat, sind nicht nur alle Handelsgewohnheiten dem Westen zu eingespielt, sind nicht nur alle Träger des Handelslebens, die Kreditinstitute, die Börsen, die Ausbildungsstätten, die Organe des Zwischenhandels u. s. w. in Zentralrußland verankert gewesen, auch alle Verkehrswege haben sich nach diesem einen unverrückbaren Bilde entwickelt. Nur die Flüsse, welche der Weststraße zuliegen, sind entwickelt worden, um als Verkehrswege zu dienen, nur die Straßen sind Verkehrswege, die dem Zentrum zulaufen. Stapelplätze, Umschlagsplätze, Lagerplätze liegen an den Verkehrspunkten, welche einer Westentwickelung dienen. Das russische Zoll- und Kreditwesen war dem westlichen Gesichte angepaßt.

Für Deutschland war diese geographische Ständigkeit des russischen Wirtschaftslebens von einer einschneidenden Bedeutung! Bei weitem entscheidender, als dies dem Allgemeinsinn kenntlich ist! Da Rußland seit Jahrhunderten von seinem zentralen Mittelpunkte eine wirtschaftliche Bewegung nach dem Westen anstrebte, stieß es bei diesen emsigen Bemühungen ständig zunächst auf — deutsches Gebiet. Seine Häfen der Ostsee sind Geschwisterkinder der preußischen Häfen, Weichsel und Memel sind es nicht weniger. Im Durchgangsverkehre bedurfte man Deutschlands. Die Nähe Deutschlands wiederum mußte Rußland zum Lockmittel werden, seine Güter dem deutschen Wirtschaftsmarkte in erster Linie zuzuführen. Aus seiner geographischen Wirschaftsentwickelung heraus wurde Deutschland für Rußland das, was wir „den natürlichen" Markt Rußlands genannt haben.

Da unverrückbar alle wirtschaftlichen Wege Rußlands dem Westen zugingen und hierbei auf Deutschland stießen, blieb Rußland der deutsche Markt auch dann als der „natürliche", wenn politische Mißstimmungen bestanden, selbst dann, als Rußland sich von französischem Gelde entwickeln ließ und einen Deutschenhaß betrieb, der seinesgleichen wie in Rußland zu finden nicht fähig wäre. Rußlands Politik, jene einer Zusammenziehung aller Randstaaten der zentralen Stätte zu, konnte seine Wirtschaftsentwickelung in keine anderen Bahnen leiten. Es konnte sein Gesicht nicht nach Asien wenden und es durfte den Süden nicht zu einem autonomen Wirtschaftszentrum neben der Mitte entwickeln. So blieb denn ständig die offene Rechnung Deutschland gegenüber, die man, wenn auch mit Widerwillen, so doch ununterbrochen beglich. Rußland hat sich bemüht, sich im Norden des Landes ein zweites Petersburg zu schaffen, um Zentralrußland die fatale Abhängigkeit von Deutschland finden zu lassen. Man gründete Alexandrowsk am Kolahafen und warf, von England heimlich unterstützt, eine Million Rubel — zum Fenster hinaus. Die Gründung erwies sich als eine Totgeburt. Deutschland blieb der einzige „natürliche Markt" Rußlands.

Wir haben den Weltkrieg erlebt und mit ihm die Auflösung des alten Rußlands. Desjenigen Rußlands, das Zentralrußland hieß, umgeben von den Kolonialstaaten, den Randländern, welche Rußland speisten. Derjenige Wille, diejenige harte Zentralgewalt, welche Großrußland zusammengepreßt, zusammengehalten

hatte, unwandelbar, im harten Zielbewußtsein! — Als Zentralrußland seine Macht hergeben mußte, reckten die Randstaaten sich empor und begannen ihre eigene Politik. Sie konnten diese eigene Politik um so eher zu treiben wagen, als die Not des Weltkrieges Rußland gezwungen hatte, von seinem Prinzipe einer Zentralisation nach der Mitte bereits abzugehen. Der Not und dem Zwange gehorchend hat Rußland schon in der Dauer des Weltkrieges seine wirtschafts-geographische Lage verschieben müssen. Allerdings hat Rußland damit gerechnet, letzten Endes doch diese Verschiebung wieder dadurch auszugleichen, daß man die eingegangene neue Entwickelung wieder in den alten Rahmen hineinpreßte, das heißt, daß man die neuen Adern dem Pulsschlage der breiten alten Wirtschaftszentren zuführte und so die alte Abhängigkeit wieder herstellte. Unzweifelhaft wäre diese Aufgabe einem siegreichen und nicht revolutionären Rußland gelungen!

Was hatte sich an der wirtschaftsgeographischen Lage Rußlands verändert? Zwei entscheidende Momente hatten sich gezeigt. Man hatte einen erfolgreichen Schritt getan, die dominierende Stellung der Ostseehäfen Rußlands zu zerschlagen, und man hatte damit begonnen, eine wirtschaftliche Autonomie des Südens in die Wege zu leiten. Beides war nicht freiwillig geschehen, beides aber hatte den Erfolg für sich, dessen der Zwang in seiner harten Unabänderlichkeit sicher ist. Rußland mußte seine Heereslieferungen außerhalb des Gebietes der Einfuhrhäfen der Ostsee empfangen. Rußland mußte seine Fertigfabrikate und Halbstoffe, deren es bedurfte, mit einer eigenen Ausfuhr zu begleichen suchen, um finanziell den Krieg überwinden zu können. Wenn nun auch Rußland die sibirische Bahn und der Hafen von Archangelsk zur Verfügung standen, so hatte man hiermit nur eine Teilhilfe. Archangelsk war nur kurzfristig dem Verkehre geöffnet, die sibirische Bahn konnte nicht fähig sein, einer derartigen Überlastung standzuhalten. So nahm man denn den alten Plan Wittes wieder auf und suchte die eisfreie Kolabucht händlerisch nutzbar zu machen. Rußland erhielt mit dem Murmanhafen und der Murmanbucht seinen eisfreien Nordhafen. Was einer freien Wirtschaft nie gelungen wäre, der Zwang erreichte es!

Nun ist an und für sich der Murmanhafen von keiner entscheidenden Bedeutung. Zweifellos würde der Hafen den Verkehr zu ungunsten Deutschlands beeinflußt haben, doch nicht in der Weise, in welcher es hingestellt wird; der Transport verteuert sich gewaltig und macht die Ware dadurch weniger konkurrenzfähig, die klimatischen Verhältnisse schließen eine Siedelungsbewegung, wie sie die sibirische Bahn brachte und die Amurbahn bringt, fast vollständig aus, die Finanz- und Handelslage ist nicht eine solche, daß die Bahn denjenigen Ausbau erfährt, der notwendig ist, um sie in tatsächliche Konkurrenz mit den großen Schienenwegen Rußlands, die gen Westen laufen, zu stellen. Zentralrußland würde die Murmanbahn dem Handelskreise Petersburgs dienstbar gemacht haben, dies würde eine erneute Stärkung des Petersburger Zentrums bedingt haben, und

hiervon hätte wiederum Deutschland seinen Nutzen gezogen. Anders heute! — Heute stellt sich Rußland in einem Zustande derartiger staatlicher Auflösung dar, daß man gezwungen ist, tatsächlich mit einer englisch-amerikanischen Herrschaft in dem Murmangebiete zu rechnen. Das heißt aber nichts anderes im wirtschaftlichen Sinne, als daß der Zustand des Zwanges weitergeführt wird. Die händlerischen natürlichen Ausgleichsformen werden hiermit beseitigt und der Zwangsfaktor allein in Rechnung gestellt. Es liegt England wie Amerika alles daran, Rußland seines natürlichen, das heißt deutschen, Marktes zu entziehen. England wie Amerika suchen eine geographische Verschiebung der wirtschaftlichen Zentralpunkte Rußlands, um sich derjenigen Früchte in Ruhe bedienen zu können, welche der Fleiß Deutschlands schuf. Auf diese Weise wird es dahin kommen, daß Rußland seinen Petersburger Markt in allen seinen weiten Ausdehnungsformen nach Norden wird verlegen müssen, wenn es Rußland nicht gelingt, sich eine selbständige staatliche Bewegungsfreiheit zu sichern. Hierauf können wir heute keinesfalls rechnen! Es ist ersichtlich, daß, wenn der Petersburger Handelskreis sich verschiebt, indem er seine geographische Lage verändert, die Tendenz des natürlichen Marktes eine entscheidende Schwächung erfährt. Und das ist tief bedenklich für unser Wirtschaftsleben!

Während hier nun mit noch nicht feststehenden Tatsachen gerechnet werden muß, während hier noch Möglichkeiten vorhanden sind, ist in der Frage des Südens heute schon eine Tatsache gegeben! Die wirtschaftliche Autonomie ist hier bereits errichtet worden. Wir können und sollen uns dem nicht verschließen, daß hier schwere Gefahren nahen, ganz dazu angetan, Rußland für uns nicht mehr als natürlichen Markt erscheinen zu lassen. Wir brauchen aber gerade dieses geographischen Zwangsmittels Rußland gegenüber, da in Rußland eine Stimmung gegen Deutschland vorhanden ist, welche dem freien händlerischen Willen keineswegs dienstlich ist. Andererseits gilt es auch in Deutschland wesentliche Hemmungen zu beseitigen, um in ein neues Wirtschaftsverhältnis zu Rußland zu gelangen. Die Zustände in Rußland werden auch für die nächste Zukunft wenig ermutigend für einen deutschen Kaufmann sein. Eingeengt, tausendfach gehemmt, aber sind wir in Deutschland nicht in der Lage, uns neue Wirtschaftswege zu suchen. Uns bleibt Rußland der — natürliche Markt. Wir müssen seine Wiedererlangung anstreben, unserer zukünftigen Versorgung und unseres Absatzes halber. Das stellt leider eine Tatsache dar!

Inwieweit hat die Errichtung einer südlichen Wirtschaftsautonomie begonnen und welche Wirkungen zeitigt sie für Rußland und damit auch für uns? — Zentralrußland, in einen furchtbaren Krieg verwickelt, nur unvollkommen mit den fremden Märkten in Verbindung, mußte mit allen Mitteln eine Entwickelung seines eigenen Marktes anstreben. Wo immer eine Produktion sich vermehren ließ, mußte sie ohne jede andere Rücksicht vermehrt werden! Da im Süden schon landwirtschaftliche Güter ruhten, welche nutzbar zu machen waren, da die Eisenindustrie des Südens

stark entwickelungsfähig war, da der Süden seine Petroleumschätze aufwies, sind die Banken Petersburgs und Moskaus die Kriegsjahre hindurch mit Millionen Kapitalien in die südliche Industrie hineingegangen, haben ihr wirtschaftliches Schwergewicht nach dem Süden verlegt! Den Organen des Zwischenhandels sind die Banken gefolgt, die durch die Kriegskonjunktur entstandene Gründerperiode im Süden Rußlands tat ein übriges, das Schwergewicht des Südens zu erhöhen, denn der Konjunkturverdienst zieht seine weiten Kreise nach sich. Als Südrußland kann hierbei nicht nur das Gebiet der heutigen Ukraine bezeichnet werden, auch die wirtschaftliche Bedeutung des Kaukasus und seines Hinterlandes ist in ein Stadium zuvor nicht erfahrener Bedeutung getreten. Wenn auch die Naphthagebiete Rußlands stets ihre Wichtigkeit hatten, die kaukasischen Gebiete gerade sind von Zentralrußland ausgesprochen als Kolonialland angesprochen und demnach wirtschaftlich behandelt worden. Der Krieg brachte es mit sich, daß die Hauptfinanzierung die Schwerindustrie, die Kohlenindustrie und die Nahrungsmittelindustrie bedurfte. Da Südrußland hier die Träger dieser Industriegruppen ausmacht, ist der Kapitalzustrom Rußlands dem Süden ganz naturgemäß zugeflossen. Dieser an sich natürliche Kapitalzustrom wurde schon aus dem Grunde vermehrt, weil Südrußland von russischem Kapitale entblößt war. In Südrußland hatte das ausländische Kapital und die private Handelsfirma vorgeherrscht. Für das ausländische Kapital mußte ein Ersatz geschaffen werden, die kapitalbeschränkte private Handelsfirma, welche den Anforderungen des Krieges keineswegs gewachsen war, mußte durch die kapitalkräftige Aktiengesellschaft ersetzt werden. So hat denn Rußland — um hier von dem Umfange der Bewegung ein Beispiel zu geben, — allein innerhalb des ersten Halbjahres 1917 im Bergbau 15 neue Unternehmungen mit einem Kapital von 56,8 Millionen Rubel gegründet und 16 Unternehmungen mit einem Kapitale von 43,7 Millionen Rubel umgewandelt. Innerhalb der Metallverarbeitung wurden 9 Unternehmungen mit einem Kapitale von 17,8 Millionen Rubel neu gegründet und 16 mit einem Kapitale von 45,2 Millionen Rubel umgewandelt. Innerhalb der Nahrungs- und Genußmittelindustrie wurden 5 neue Unternehmungen mit einem Kapitale von 9,9 Millionen Rubel gegründet und 12 Unternehmungen mit einem Kapitale von 42,5 Millionen Rubel umgewandelt. (Nach der Torg. Prog. Gaseta vom 13/26. 10. 17). Wie die zentralrussischen Banken sich hierbei beteiligten, zeigt folgende Stichprobe. Die Bürgschaft für neue Aktienmissionen nur innerhalb des Kohlenbergbaues übernehmen die Handels- und Transportbank für die Donez-Kohlenbergwerkgesellschaft, die Internationale Handelsbank für die Kosnezky-Kohlengesellschaft, die Petersburger Privat-Kommerz-Bank für die Lokowo-Thrustal-Bergwerke, ebenfalls die gleiche Bank für die Gruschewer Anthrazit-Gesellschaft.

Infolge der Revolution haben die Zustände insoweit noch eine starke Erweiterung erfahren, als dem freiwilligen Kapitalabflusse nach dem Süden ein zwangsweiser Kapitalabstrom folgte. Infolge des Bolschewismus in Zentral-

rußland mit seinen erschreckenden finanziellen Folgen flüchtete das Großkapital nach dem von dem Bolschewismus noch nicht erfaßten Südrußland. Die in Zentralrußland verkündete „Nationalisierung der Banken" zwang das russische Großkapital, sich ein neues Tätigkeitsfeld zu suchen. Man ging mit seinem Kapital nach Südrußland. Diese Bewegung erfuhr durch die Maßnahmen der Entente eine neue Belebung. Die Entente, das heißt Amerika und England, trachten danach, die hohen wirtschaftlichen Werte Südrußlands — das Petroleum, das Eisen, die Baumwolle, den Zucker, den Weizen — in ihre Abhängigkeit zu bringen. Sie erschließen neue groß angelegte Produktionsmöglichkeiten und geben dem russischen Kapitale so reiche Möglichkeiten, sich finanziell zu beteiligen. Die Ukraine, die Krim das Kubangebiet und Turkestan sind ständig zu neuen Finanzoperationsgebieten zentralrussischer Kapitalien geworden. Zu nennen sind hier insbesondere die Firmen Smirnow, Rjabuschinsky, Nobel. Die Moskauer Maschinenindustrie hat heute schon eine überlegene Konkurrenz im Süden erhalten. Die Montanwerke des Urals sind geschlagen durch die Donez-Schwerindustrie.

Hierzu kommt noch der Plan Englands. England will eine Verbindung: Schwarzmeer—Persischer Golf—Indien herstellen, als Gegenstück zu dem Plane Kairo—Kalkutta. Die Bahnpolitik, welche Frankreich von Syrien aus treibt, die Arbeit Englands und Amerikas in Turkestan und im Kaukasus ermöglichen den Plan auszuführen. Die Bahnlinien in Kleinasien, die heute schon durch deutsche Arbeit fertiggestellt sind oder im Plane bestehen, ermöglichen ein schnelles Arbeiten, die Verbindung ist eine leicht herzustellende und vollzieht sich auf die folgende Weise. Die deutsch-anatolische Bahn wird von Angora nach Diarbekir geführt. Hier beginnt die Schiffbarkeit des Tigris und der Wasserweg steht offen. Durch eine Bahnstrecke von Diarbekir nach El Helif kommt ein Anschluß an die Bagdadbahn. So ist eine doppelte Verbindung mit dem Persischen Golf hergestellt. Sie findet eine Erweiterung durch eine Linie von Trapezunt nach Charput über Pekeridj und eine weitere durch die Linie Semboli—Sivas—Charput. — Das Eindringen großer Kapitalien nach Südrußland, das Emporblühen mächtiger Industrien infolge der riesigen Mengen an Rohstoffen — die Mächtigkeit der kaukasischen Petroleumquellen ist bekannt, an Manganerzen hat der Kaukasus eine Hauptweltausbeute, die Baumwolle in Turkestan und Kaukasien wird Amerika Konkurrenz bieten — die emsige Arbeit Englands, seine Willenskraft und seine technisch-kaufmännischen Kenntnisse sind geeignet, hier volle Arbeit zu leisten! Zentralrußland ist industriell vernichtet, kapitalistisch ruiniert, politisch unmöglich. Die Nordhäfen Rußlands werden die Stelle der Nordwesthäfen einnehmen. Die Banken, die Industrieunternehmerschaft, die gelernte Arbeitskraft, Ingenieure, Techniker, sind nach Südrußland abgewandert. England will sich in diesem seinem „neuen Vorland Indiens" festsetzen. Es will sich durch Südrußland Arabien und Persien sichern, die Zentralrußland Jahr um Jahr mehr bedrohte. England will die Verschiebung der russischen Wirtschaftskultur, um Deutschland schwer zu

treffen. Zentralrußland stieß in seinen Strömen, seinen Häfen auf Deutschland zu. Südrußland mündet mit seinen Wegen dem Mittelmeere, den indischen Meeren zu. Das Schwarze Meer ist kein Meer, das Deutschland zum „natürlichen Markte" Rußlands erhebt. Hinzu kommt, daß man auch die Donau dem Einflusse Deutschlands entzieht. Den Dardanellen zu nach Süden, dem Persischen Golfe zu, wird England Rußlands Handelswege leiten. Polen, vorgelagert vor den deutschen Markt, wird Rußland noch williger dem Süden zuleiten. Das russische Gesicht gen Westen ist nach Süden und nach Norden gewendet worden. Die Frachten der Sibirischen Bahn werden nach dem Süden abgeleitet, gehen zu dem Industriezentrum des Schwarzen Meeres oder nach Norden zur Murmanbahn. Ein Teil des Handels wird von Japan nach Osten hingezogen.

Diesen Tatsachen können wir uns heute leider nicht mehr verschließen. Das, was wir als ein geographisches Erbteil Rußlands uns anzusehen gewohnt haben, ist gewaltsam umgestaltet. Oder in der Umgestaltung begriffen. Bei diesen Vorgängen spielt aber der Süden eine weit entscheidendere Rolle als der Norden. Schon weil der Süden ganz andere Möglichkeiten bietet und auch hinsichtlich der räumlichen Ausgestaltung ganz andere Möglichkeiten zu zeitigen vermag. Die Tendenz des natürlichen, weil geographisch unweigerlich bedingten Marktes hat Rußland für Deutschland verloren. Eine geschickte Politik und eine geeignete und weitgehende Finanzkraft könnte zu einem Zwange werden, Rußland zu einem Teile wieder in seine alten Bahnen umzulenken. Hierzu werden wir bei den ebenso wirren politischen Verhältnissen wie trüben finanziellen Verhältnissen innerhalb Deutschlands wohl nicht in der Lage sein, und so wird denn die wirtschaftsgeographische Veränderung in Rußland ihren von uns ungehemmten und schwer schädigenden Lauf nehmen!

Hans Wilde: Beziehungen von Kapital zur Arbeitskraft.

Einleitung:

„Ein Nationalgefühl, das die Angehörigen des eigenen Volkes nach Wertklassen sondert, entbehrt der vollen Aufrichtigkeit".

Dieses Wort Paul Rohrbachs in seinem Werke „Der deutsche Gedanke in der Welt" möchte ich an den Ausgangspunkt meiner Betrachtungen stellen, die sich mit den Beziehungen des Kapitales zur Arbeitskraft in einem auf Dreiteilung aufgebauten Reichsgefüge auseinanderzusetzen haben. Denn in diesem Worte liegt der Standpunkt, den allein wir einnehmen müssen, wollen wir einen,

der heutigen Wirklichkeit entsprechenden Zusammenschluß dessen finden, was diese beiden Begriffe in sich schließen.

Vollkommenes Freimachen von allen Klassen-, Standes- und Parteiunterschieden ist Grundbedingung einer wirklichkeitsgemäßen Betrachtung über die Beziehungen von Kapital zur Arbeitskraft, deshalb, weil kein Mensch das begründete Recht haben kann, den Vertreter der Arbeitskraft geringer einzuschätzen als einen solchen des Kapitales. Denn bei wirklicher Überlegung kann es keinen Maßstab zur Werteinschätzung geben. Beide Kategorien sind notwendig in einem Reichsgefüge, beide sind nicht um ihrer selbst willen da, sondern um der Allgemeinheit willen. Eine Wertschätzung der Glieder eines Volkes hat nur einzig und allein Berechtigung, wenn man den geistigen Maßstab anlegt und die Höhe von Individualität zu Individualität nicht in ihren Beziehungen zu einander, sondern zum ganzen Weltwerden ins Auge faßt. —

Dieser einzig mögliche Standpunkt der Unterschiedslosigkeit soll uns leiten bei der Betrachtung der Beziehungen des Kapitales zur Arbeitskraft.

I. Kapital:

Ein Vergleich der ursprünglichen Verwendung des Geldes mit der heutigen zeigt uns, daß das Geld — ursprünglich bestimmt im Verkehr als Ausgleichungsmittel von Leistung und Gegenleistung — einen Charakter angenommen hat, den wir heute am krassesten ausgestaltet sehen in Macht- und Rechtwirkungen, die sich die Besitzenden desselben zuerkennen, die es dann verstanden haben, Geld seines eigentlichen Charakters zu entheben und es in den Dienst ihres Selbstzweckes zu stellen. Damit ging Hand in Hand das Streben nach Schaffung von Geldzentren, nach Kapitalbildung im weiteren Sinne.

„Wer für sich arbeitet, muß dem Egoismus verfallen".

Dieses einer wirklichen Lebensbeobachtung entnommene Wort hat sich dann auch in radikalster Weise verwirklicht. Der Egoismus zog ein und brachte die schädlichen Wirkungen der Kapitalbildung unter dem Einfluß eines materialistisch-egoistisch orientierten Zeitalters. Das Tauschmittel „Geld" wurde seines Charakters: den Menschen eine Erleichterung im Verfolg ihrer Lebensnotwendigkeiten zu sein, enthoben dadurch, daß es durch Ansammlung zum Kapital seine Machtstellung dokumentierte, die sich Rechte anmaßte zum Schaden derer, die nicht die Möglichkeit gehabt hatten, Kapital anzusammeln. Die Gründe hierfür liegen in einer nur auf das Äußere gerichteten Lebensführung der Menschheit, wie sie in den letzten Jahrhunderten sich heranentwickelte durch die Ideen einer „materialistisch" orientierten Lebensauffassung. Die Ansicht wurde die herrschende, daß: Geldbesitzen notwendigerweise eine Vormachtstellung bedingte der Besitzenden über die Besitzlosen, das Anrecht gab auf Güter, die wirklich nicht um

einer Kaste willen da waren, da sein konnten, sondern um der Gesamtheit zu dienen. Und was noch eine weit schädlichere Wirkung war, ist der Umstand, daß sich die Besitzenden das Recht zuerkannten, zu bestimmen über die freie geistige Entwicklung der Individualitäten.

So lassen sich die so verheerend gewordenen Klassenunterschiede zurückführen auf die unrechtmäßige Aneignung von Macht- und Rechtsvorteilen der Besitzenden des Geldes.

Eine logische Folgeerscheinung ist nun der Umstand, daß die Besitzenden, um ungehinderter ihre Zwecke verfolgen zu können, es verstanden haben, auch die äußere Macht an sich zu reißen, d. h. Vertreter aus ihren Reihen in die Regierungsstellen zu entsenden, die dann in ihrem Sinne die Beziehungen von Kapital zur Arbeitskraft festlegten, die Beziehungen von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer. Und wiederum ist es nur ein Akt der Konsequenz, wenn nunmehr Regelungen getroffen wurden, die es dem Kapital ermöglichten, sich vorteilhaft zu vermehren, wenn Maßnahmen ergriffen wurden, die einen möglichst großen Mehrwert für den Unternehmer resultieren ließen, der dem egoistischen Streben der Kapitalinhaber frommte. Dieser Mehrwert, dieser Überschuß, der zum Teil aus dem Mißverhältnis von Arbeitleiter zu Arbeitleister resultierte, ermöglichte dem Kapital eine Lebensführung, die nichts wissen wollte von Aufgaben des Einzelnen an die Allgemeinheit, die es aber verstand, in jeder Weise Vorteil zu ziehen aus der Allgemeinheit. Und einen gewaltigen Vorteil zog das Kapital aus der Arbeitskraft dadurch, daß es das Produkt ihrer beiderseitigen Betätigung: die Ware, ganz für sich beanspruchte, den Arbeiter nicht teilnehmen ließ an dem Erlös der Ware, sondern die Arbeitskraft, unabhängig von dem Erlös der Ware, nach seinem Interesse bewertete und entlohnte. Was Wunder, wenn bei einer solchen aus dem Nichts gegriffenen Anmaßung der freien Verfügung über die Arbeitskraft der mit der Entwicklung fortgeschrittene, jetzt selbständig denkende Vertreter der Arbeitskraft einen maßlosen Haß gegen das Kapital durch die Jahre hindurch aufgespeichert hat, in dem einzig und allein er mit Recht seinen Bedrücker sieht? Was Wunder, wenn das Proletariat heute, wo ihm die Aussicht geworden ist, sich dieser Fessel zu entledigen, dieses Ziel mit aller Macht verfolgt? Verfolgt auf dem Gebiete, auf dem sich ihm diese Übelstände aufgelegt haben: im Wirtschaftsleben, durch radikale Überführung des Privatbesitzes in Allgemeinbesitz? — — — Das Kapital erlebt damit nur die logische Konsequenz des Proletariats, da es selbst nicht verstanden hat, sich unabhängig vom Wirtschaftsprozeß in ein Verhältnis zu der Arbeitskraft zu setzen. Es erlebt in den Forderungen der Träger der Arbeitskraft seine von ihm begründete grandiose Verquickung von Rechts- und Wirtschaftsleben, in die der Egoismus die Kapitalisten kurzsichtig geleitet hat. Die Wirkungen der durch die letzten Jahrhunderte gelegten Ursachen schlagen jetzt auf die Träger des Kapitales zurück.

Diese Tatsachen liegen vor und Pflicht eines jeden, der nicht abgestumpft

ist durch die erschütternden Ereignisse der letzten Zeit, sollte es sein, nach einer Lösung etwa folgender Frage zu streben: „Wie muß eingegriffen werden, um Geld oder im weiteren Sinne Kapital wirklichkeitsgemäß zu verwenden?"

Zur Lösung können wir aus Steiners Ideen heraus etwa sagen: Geld wird im Wirtschaftsorganismus immer kreisen, und soweit der Rechts- und der kulturelle Organismus in ihn hineinspielen, auch in diesen beiden, aber seinem Charakter nach wird Geld zunächst nur noch dazu verwandt werden: Gegenwert für ein Produkt, eine Ware zu sein, deren Wert sich bemißt nach der Naturgrundlage und der angewandten Arbeitskraft. Es wird zunächst ganz in das Wirtschaftsleben bezogen so, daß es nur als eine Anweisung auf solche Waren gilt, die ich selbst nicht produziere, die ich aber zu meinem Lebensunterhalte brauche und auf die ich ein Anrecht habe, weil ich auf anderen Gebieten Waren erzeuge, die für die Allgemeinheit Lebensnotwendigkeiten sind. Geldbesitzen für einen körperlich gesunden, normalen Menschen wird gleichbedeutend mit Arbeitgeleistethaben, mit Tätiggewesensein im Gesamtorganismus für die Allgemeinheit. Die Bewertung der Arbeitsleistung im Wirtschaftsorganismus für die Allgemeinheit, sei es nun als Leiter oder Leister, wird nach sozialen Gesichtspunkten, nach dem Verhältnis von Mensch zu Mensch vom Rechtsstaate geregelt. Diese Arbeit, die damit die Vertreter des Rechtsparlamentes für die Allgemeinheit leisten, gibt ihnen Anrecht auf Geld als Gegenwert. So gibt das Wirtschaftsleben das im Rechtsstaate erforderliche Geld zur Unterhaltung des lebendigen Organismus, sowie zur Anschaffung und Erhaltung der Einrichtungen desselben ab. Es wird ein zwar an sich vollkommen getrenntes, aber im ganzen Staatsgefüge sich ergänzendes Ineinandergreifen von Wirtschaftsleben, dem Arbeitsfelde des Geldes, und Rechtsstaat, dem Organisator des Verhältnisses, in das das Geld zu den Menschen und zum Wirken im gesunden Organismus gesetzt wird. Die Grundlagen zur praktischen Durchführung des Wirtschaftsorganismus in den einzelnen Betrieben im Sinne einer größtmöglichsten Zweckmäßigkeit wird derselbe immer nur erhalten aus dem kulturellen Gebiete, das für den Wirtschaftsorganismus, für den Rechtsstaat und sich selbst die erforderlichen Arbeitskräfte, sowohl Leiter wie Leister heranbildet. Somit leistet das kulturelle Leben Arbeit, die Anspruch auf Entlohnung, auf Geld hat, das es als Lebensnotwendigkeit braucht, um der Allgemeinheit dienen zu können mit Heranbildung: der erforderlichen Arbeitleiter, wie -leister. Dieses Geld als Gegenwert für geleistete Arbeit wird nach Festsetzungen des Rechtsstaates an den Rechtsstaat abfließen, erhoben muß es aber werden aus dem Wirtschaftsleben.

Machen wir uns diese vorerst theoretisch dargestellten Ausführungen an einem Beispiele für die wirkliche Durchführung klar. Nehmen wir eine Kohlengrube: Der Unternehmer als Leiter des Werkes benötigt ein bestimmtes Kapital

in effektivem Gelde und in Werkanlagen, z. B. 3 Millionen. Dieses Betriebskapital wird ihm vom Rechtsstaate zuerkannt. Das Werk produziert nun und läßt die Ware „Kohle" abfließen an die Verbraucher gegen Geld, und zwar wird sich der Wert derselben berechnen: nach den erforderlichen Kosten, das ist Arbeitsleistung sämtlicher am Werk tätigen Menschen und nach der Amortisation, nach der Abnutzung der Maschinen und Werkanlagen. Es sollen nun dem Werk in einem Jahre an Einnahmen zufließen: 10 Millionen. Davon sind 7 Millionen an die Arbeitskraft, Leiter wie Leister, körperlich wie geistig Arbeitende der Grube als Entlohnung notwendig in Vollstreckung der vom Rechtsparlament aufgestellten Grundsätze. Eine halbe Million wird für erforderlich als Abschreibung gehalten für Abnutzung der Werkanlagen. Dann kommen die Abgaben an den Rechts-Staat, Abgaben, die nach Art der heutigen Besteuerung wiederum erhoben werden könnten. Eine halbe Million muß an den Rechtsstaat fließen, zur Unterhaltung der nicht mehr oder noch nicht arbeitsfähigen Menschen, wie: Kinder, Altersschwache, Kranke, Krüppel u. s. w. Diese Abgabe würde den heutigen Invaliditäts-, Kranken- und Rentenabgaben entsprechen. Eine halbe Million schuldet die Grube dem Rechtsstaat, weil derselbe das Verhältnis der Menschen untereinander, innerhalb dieses Betriebes geregelt hat. Eine halbe Million wäre abzuführen an den Rechtsstaat für den Kulturstaat, deshalb, weil der kulturelle Organismus der Grube die für sie erforderlichen Mitarbeiter sämtlicher Fähigkeiten herangebildet und zugestellt hat. Diese Abgabe würde sich mit der heutigen Schulsteuer etwa decken. Der Restbetrag von einer Million ist Mehrwert, ist Wert, den die „Kohle" durch die Konjunktur, durch günstiges, zweckentsprechendes Ausnutzen aller Betriebsvorteile gemacht hat. Früher floß er in die Taschen der Unternehmer, sofern sie es nicht vorzogen, ihn zu Neubauten zu verwenden, um einige Zeit später prozentual einen weit größeren Mehrgewinn für sich zu erzielen. Auch jetzt wird es Aufgabe der Betriebsleitung sein, zu erwägen, ob Verwendung des Mehrwertes zur Vergrößerung des Werkes zweckentsprechend ist, wenn nicht, so wird der Wirtschaftsorganismus zu entscheiden haben, ob der Mehrwert benutzt werden soll zur Unterstützung schwerer belasteter Betriebe, z. B. solcher, die produzieren müssen, um der Allgemeinheit willen, die aber selbst nicht die Unkosten herauswirtschaften. Dies werden vornehmlich Fabrikationsstätten solcher Artikel sein, die das Reich notwendig exportieren muß, um lebensnotwendige Importartikel hereinzubekommen. Ferner kann der Mehrwert benutzt werden zur Erfüllung von Forderungen aus der Allgemeinheit oder, was besonders in unserer harten Zeit besonders in Frage kommen wird, zur Aufbesserung des Gesamtorganismus auf allen Gebieten. — Würde innerhalb des Wirtschaftsorganismus keine Nutzanwendung für den Mehrwert vorliegen, so würde derselbe an den Rechtsstaat abfließen, der ihn zum Wohle der Allgemeinheit verwenden würde.

Bei einer solchen Organisation ist von eminenter Wichtigkeit, den Umstand

ins Auge zu faßen, daß Geld sich nicht mehr durch sich selbst vermehren wird, daß Geld sich nicht mehr in der üblichen Weise verzinsen wird. Denn heute war es ein Mittel Geld zu produzieren dadurch, daß man es stilliegen ließ, durch zinslich angelegtes Kapital. Im Reichsorganismus im Sinne dieser Darlegungen wird jegliche Menschenarbeit verwandt, auch jegliches Kapital. Es wird auch nicht mehr möglich sein, Spekulationsware herzustellen, denn es werden die Waren nur nach Maßgabe der Nachfragen, nur nach dem Bedürfnis produziert werden. Man wird Menschenarbeit und Kapital zweckmäßiger verwenden, als um Artikel überzuproduzieren, für die nicht so viel Bedürfnis oder gar keines vorliegt, die jetzt nur aus spekulativen Gründen auf den Markt gebracht werden, nur um die Konkurrenz zu schärfen, — einer der Hauptübelstände der Mißwirtschaft des Kapitals im heutigen Reichsgefüge.

So können wir nunmehr die Konsequenzen unserer Darlegungen ziehen und uns fragen: Haben wir mit einem solchen Reichsgebilde etwas gewonnen und was? Ist das Wirken des Kapitales in einem sozialen Organismus unter dem Einfluß eines dreigeteilten vom Geistigen orientierten Reichsgefüges ein Günstiges? und worin drückt sich das aus? Der geistige, der kulturelle Organismus hat dafür zu sorgen, daß alle Fähigkeiten ausgebildet werden einerseits und daß sie Verwendung finden andererseits. Er schickt dem Wirtschaftsorganismus die erforderlichen Arbeitgeber wie -nehmer. Nicht mehr wird die alte Kapitalsvererbungsunsitte statthaben, sondern das Kapital muß die individuellen Fähigkeiten in die Erscheinung treten lassen. Der Geistig-Berufene wird eine berufene Tätigkeit bekommen, nicht mehr der „Sohn reicher Eltern". Worauf hier heute nur andeutungsweise hingewiesen werden soll, ist die Tatsache, daß selbstverständlich im kulturellen Organismus Einrichtungen geschaffen werden müssen, die es möglich machen, jede geistige Fähigkeit, die sich regt, auszubilden, der Menschheit nutzbar werden zu lassen durch einsichtsvolle Hege und Pflege. „Freie Bahn dem Tüchtigen", eine wichtige Sehnsucht des Proletariers, wird somit erfüllt. Das Feld der Arbeitsbetätigung für den Einzelnen wird zukünftig einzig und allein abhängig gemacht werden müssen von der individuellen Größe des einzelnen Menschen. Diese Geistnatur in jedem Menschen muß in der Jugend eine ihm entsprechende Schul- und Bildungsstufe durchmachen und darf keinesfalls später sich selbst überlassen und so dem Leben gegenübergestellt werden. Die Geistnatur muß im Menschen durch das ganze Leben hindurch wach gehalten werden, auch beim einfachen Arbeiter. Geistige Anteilnahme müßte jedem Menschen werden an dem Wirken des Kapitales außerhalb und innerhalb des eigenen Betriebes. Klarlegung der Geschäftsbilanzen, der Warenkonjunktur, der abgeschlossenen, anzubahnenden und beabsichtigten Geschäfte u. s. w. sind notwendige Aufklärungserfordernisse. Daraus wird ein Vertrauen von Arbeitnehmer zu Arbeitgeber resultieren, das heute vollkommen entschwunden ist, und der Arbeitnehmer

wird zu folgender Einsicht kommen: Wenn ich gut und schnell arbeite, also nicht faulenze, werde ich der Allgemeinheit weniger Unkosten machen, wird aus meinem Betriebe mehr Überschuß abfließen, der mir wieder zugute kommt. Er wird auch erkennen, daß er selbst einsehen kann, wie lange er arbeiten muß, denn z. B. wird ihm zu Zeiten klargelegt, welche Überschüsse im ganzen Wirtschaftsorganismus erzielt worden sind, so wird er ermessen können, ob eine Arbeitsverkürzung noch möglich ist oder sogar eine Verlängerung bei schlechten Abschlüssen erforderlich ist. Auch würden die einzelnen Arbeiter sich selbst gewissermaßen beaufsichtigen und einen Menschen, der seine Pflicht nicht tut, zum eifrigeren Arbeiten anhalten, denn sie würden erkennen, daß er faulenzt auf ihre Kosten. Die Arbeitskraft kontrolliert sich von selbst. Dem Arbeitsleiter wird die Leitung und freie Verwaltung des Betriebes wie des Betriebskapitales übergeben und seine Betätigung wird darin liegen, so zu wirtschaften, daß möglichst Werte für die Allgemeinheit geschaffen werden. Glaubt nun die heutige Unternehmerkaste zum Herdenvieh, zum Bureaukraten im Sinne unserer heutigen Beamtenwirtschaft zu werden, die keine Impulse zum initiativen Schaffen mehr loslösen kann, so wird sie gehen müssen und Platz machen müssen den Menschen, die nicht stupide gemacht durch den ererbten Geldbeutel des Vaters, sondern die gelernt haben, dem Leben Anreize zum Schaffen aus eigener Initiative abzuringen, indem sie ganz selbstverständlich sich als Diener der Allgemeinheit zu betrachten gelernt haben.

So wird das Kapital frei weiterschaffen unter freier Leitung des Leiters und unter diesem Ausblick wird sich ergeben, daß da die Auswirkung eines Teiles des geistigen Lebens statt hat. Die Verwaltung des Kapitals wird nach wie vor in die freie Initiative des Leiters gelegt sein, aber sie wird die Hinordnung auf die Wirksamkeit im Dienste der Allgemeinheit haben. — Damit ist auch eine soziale Reform durchgeführt, die aber das radikale Extrem: Überführung des Privateigentums in Gemeineigentum ablehnt, die nicht die Kapitalgrundlage ausschaltet, sondern sie zweckentsprechend in den sozialen Organismus einfügt.

Eine Möglichkeit bleibt jedoch noch offen zu erwägen: Es kann der Arbeitgeber oder auch irgend ein Glied der Arbeitnehmer in seinen Mußestunden u. s. w. durch besondere individuelle Fähigkeiten etwas schaffen, was als Neuerung vielleicht innerhalb des eigenen Betriebes, vielleicht irgendwo sonst der Allgemeinheit von großem Vorteil sein kann. Solche Neuerungen, solche Erfindungen müssen ihre Entlohnung bekommen genau wie jede Arbeitsleistung. Und hierin liegt die Möglichkeit für jeden, aus freier Initiative sich Privatkapital wiederum zu sammeln, das ihm als Nebenverdienst gewissermaßen verbleibt. Bestimmt aber ist es wiederum für die Allgemeinheit. Aufgabe der geistigen Organisation wird es nun sein müssen, Gesetze zu erlassen, dahin gehend, wohin das Privatkapital beim Ableben des Inhabers für die Allgemeinheit abfließt, sofern Verfügungen in diesem Sinne nicht von dem Abgeschiedenen selbst getroffen sind.

Mit solchen Reformen wird keineswegs der freien Initiative die Schaffens-

freudigkeit genommen, sondern im Gegenteil das Wetteifern auf geistiger Basis angefacht, aber nicht unter Ausschluß des Arbeitsleisters, dem in demselben Maße dieses Feld der freien Betätigung offen steht.

So können wir mit Rückblick auf die erkannten Übelstände der Verwendung des Kapitales im bisherigen Staatsgefüge die Quintessenz ziehen und sagen: in einem sozialen Reichsgefüge auf Grundlage der Drei-Gliederung ist das Kapital der Initiative des einzelnen überlassen und trägt Früchte für die Allgemeinheit, deren Glieder sich selbständig nach Maßgabe ihrer individuellen Fähigkeiten in diesen Organismus einreihen.

II. Arbeitskraft:

Nunmehr wollen wir sehen, wie sich uns das Bild eines drei-geteilten Organismus abrundet, wenn wir in demselben Sinne die Arbeitskraft, ihre bisherige willkürliche Anwendung und ihre den Zeitforderungen entsprechende ins Auge fassen.

Unzweifelhaft hat das Zeitalter der modernen Technik und des Kapitalismus seine eminenten Vorteile im Entwicklungswege der Menschheit gehabt, aber genau, wie dieses Zeitalter ein früheres abgelöst hat, wird es jetzt der Menschheit klar werden müssen, daß ein neues Zeitalter herantagt, ein Zeitalter, das seinen Vorgängern Rechnung trägt, indem es sich zu der wirklichkeitsgemäßen Erkenntnis durchringen muß: Die Menschheit ist weiter gekommen, sie ist nicht mehr eine Herde, die geführt werden muß von einigen Berufenen, sondern sie ist zum größten Teil in ihren einzelnen Gliedern sich ihrer selbständigen Existenzberechtigung und damit ein jedes seiner Glieder sich seines Anspruches auf Menschenwürde bewußt geworden, voll inhaltlich. Ichbewußtsein, Individualitätsbewußtsein schreit nach Anerkennung seiner Menschenwürde. Eine andere Eingliederung der Arbeitskraft in den sozialen Organismus muß statt haben. Bisher kreiste sie nur im Wirtschaftsleben und wurde dort behandelt, wie alle Waren, gekauft und verkauft nach Anfrage und Angebot und Qualität. Die Entlohnung der Arbeitskraft richtete sich aber nicht nach der Quantität des Hervorgebrachten, sondern vorerst nach der Bewertung, die die Arbeitskraft erfuhr von Seiten des Unternehmers. Im weiteren, und das kommt besonders für die Akkordarbeit in Frage, richtete sie sich nach der Wirtschaftskonjunktur. Der Arbeiter, dessen physische Leistungsfähigkeit meist nur gewünscht wurde, mußte sich ganz hingeben, mußte sich ganz ausnutzen lassen, ohne daß er Anteil an seinem Erschaffenen bekam. Über ihn wurde verfügt ohne Rücksicht, er wurde damit herabgewürdigt zu einer Ware.

Diese schädliche Anwendung der Arbeitskraft mußte die Folgen zeitigen, die wir jetzt in den überspannten Forderungen des Proletariats erleben. Denn unverkennbar lag klar zu Tage: durch das vollkommene Ausnutzen der Arbeitskraft, durch die Intensität der Beschäftigung und die im Hinblick auf Menschenwürde unbegründet

lange Dauer der Arbeitszeit lebt der Proletarier von der Wirtschaft schlecht und die Unternehmer gut. Ja, daß die Arbeitskraft den anderen Ständen erst die Möglichkeit gab, sich so, wie sie sich begründet haben, zu begründen. So sträubt sich mit vollem Recht das Proletariat dagegen, sich noch weiter mit seinem Können als Ware behandeln zu lassen, aber es zieht aus dem, was ihm geschehen ist, falsche Schlüsse zu seiner Besserung. Im Wirtschaftsorganismus hat es gelitten und schließt nun daraus, daß durch eine Neuorganisation des Wirtschaftslebens, durch radikale Sozialisierung auch seine Lage sich bessern wird. Darin liegt eine Verkennung dessen, daß es das Wirtschaftsleben immer nur mit Ware zu tun hat. Mag teilweise oder radikale Sozialisierung kommen, man wird immer Herren und Knechte, d. h. Wertklassen haben, die in keinem menschenwürdigen Verhältnis nebeneinander leben, sondern so, wie es der Willkür des Leitenden entspricht. Oder meint das Proletariat, wenn es durch das Machtmittel „Sozialisierung" die jetzt Leitenden sich zu Füßen gezwungen hat, daß es dann Gerechtigkeit und Menschenwürde walten lassen würde? Für einige Tausende würden die Rollen vertauscht werden und nach kurzer Zeit würden die neuen Herren, die neuen Leiter, in dem gefährlichen Fahrwasser der von ihnen gestürzten Machthaber segeln unter der Flagge „Staat", „Kommune". Man sehe sich die schon sozialisierten Betriebe doch einmal an. Parteilichkeit und Uneinigkeit nach wie vor. Was der Proletarier mit solchen Forderungen will, ist ein Festlegen des Kapitales, aber der soziale Organismus ist in steter Entwicklung, es kann kein Erstarren geben. Es kann sich nicht darum handeln, durch Übertragung des Kapitales auf den ganzen Volksorganismus mit Hilfe eines starren Systemes: „Menschenwürde" erstehen zu lassen, das wäre ein Exempel, ein Probestück, das man mit 70 Millionen Menschen nicht anstellen darf, weil die ganze Lebensmöglichkeit des Volkes dadurch in Frage gestellt werden könnte, sondern man muß die „Menschenwürde" für diejenigen, die die Arbeitskraft hergeben, ebenso begründen, wie man Würden überhaupt gewohnt ist zu begründen: durch eine richtige Behandlung und zweckentsprechende Verwendung der Arbeitskraft im sozialen Organismus. Und da muß als erste Forderung stehen: Loslösung der Lohnfrage vom Wirtschaftsleben, Behandlung dieser Frage als reines Rechtsgeschäft ohne Rücksicht auf den Warenumlauf-, -erzeugung und -verbrauch. Die Arbeitskraft darf nicht sich selbst in ein Verhältnis setzen wollen zur Ware und darf nicht von einem Unternehmer in ein Verhältnis zu seinen Interessen gesetzt werden. In ein Verhältnis haben sich zu setzen: der ganze „Mensch" „Arbeiter", das menschliche Wesen „Arbeiter" zu den mit ihm lebenden Menschen. Abgesondert vom Wirtschaftsleben muß die erforderliche Arbeitskraft demselben vom Rechtsstaate zur Verfügung gestellt werden. Von außen muß die Menschenarbeit dem Betriebsleben des Wirtschaftsorganismus zugeführt werden. Würde eine Sozialisierung stattfinden, im Sinne des Marxismus oder der heutigen

proletarischen Forderungen, so würden die Menschen wiederum, ohne in ein Verhältnis zu einander gesetzt zu werden, ohne Berücksichtigung der Würde des Einzelnen, der Willkür des vom Staate eingesetzten Leiters überlassen sein, — denn Leiter wird es immer geben müssen, — und zweitens würde jeder frei sein Verhältnis zu den Mitmenschen sich bestimmen. Es wird Freiheit im Wirtschaftsleben statthaben, eine Kalamität, die unser Wirtschaftsleben vollkommen untergraben muß.

Der Zügellosigkeit, der Faulheit u. s. w. wären Tür und Tor geöffnet, denn notwendigerweise würde jeder sich das Maß der Ausnutzung seiner Arbeitskraft selbst in Freiheit setzen. Das Maß der Arbeitskraft ist aber bedingt durch das Verhältnis des Menschen zur Naturgrundlage und nicht durch das Verhältnis, in das sich jeder Mensch zu ihr selbst setzt, oder wie es bisher statthatte: durch das Verhältnis von Arbeitgeber zu -nehmer. Erst wenn die beiden Faktoren, die zusammen die wirtschaftlichen Werte schaffen: Arbeitskraft und Kapital nicht mehr der Willkür eines Einzelnen überlassen werden, sondern wenn sie in ein Rechtsverhältnis zu einander gesetzt werden, wobei einzig und allein die Naturgrundlage des Feldes ihrer Betätigung ausschlaggebend sein darf, erst dann kann der Arbeiter zum Bewußtsein seiner sozialen Lage kommen, kann seine Menschenwürde begründet werden, erst dann wird die Arbeitskraft nicht mehr für Selbstzwecke aufgebraucht werden und nach Abnutzung einfach ersetzt werden, sondern man wird mehr tun, als sie nur zur Gewinnung selbstisch verwandter Werte auszunutzen, man wird sie pflegen und erhalten, um ihrer selbst willen, und das ist nur möglich, wenn man ihr so die ihr gebührende Menschenwürde verschafft.

Machen wir uns diese theoretischen Ausführungen über die rechtmäßige Eingliederung der Arbeitskraft in den sozialen Organismus wiederum klar an unserem Beispiele: der Kohlengrube. Bisher haben sich die Lohngewährungen richten müssen nach dem Angebot und der Nachfrage, nach dem Erzeugnis, in unserem Falle nach der Kohle und nach dem Angebot und nach der Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte. Würde die Grube schlecht konkurrieren können, so würde der Leiter erst auf die Löhne zu drücken versuchen, um billiger anbieten zu können, denn er brauchte sich ja nicht zu fragen, ob das gerecht und menschenwürdig gehandelt ist. Die Arbeitskraft verkauft sich ihm als Ware, also handelt er mit ihr, wie er beim Vertrieb seiner Kohle handelt. Und würde die Arbeitskraft sich ihr Verhältnis zur Kohle bestimmen, so würde sie den ganzen Erlös an sich reißen, würde ebenso selbstische Interessen verfolgen, wie die Kapitalisten es heute tun. —

Im neuen sozialen Reiche im Sinne dieser Darlegungen produziert das Werk und die Entlohnung der Arbeitenden sämtlicher Fähigkeiten bleibt vollkommen unabhängig von dem Erlös der Ware „Kohle". Würde nun die Grube mit Verlust gearbeitet haben, was bedingt sein kann durch eine sich verschlechternde Naturgrundlage, durch die Konjunktur, durch Unglücksfälle u. s. w., so hat die

Entlohnung der Arbeitskraft nichts damit zu tun, sondern das Manko muß dann getragen werden von Betrieben mit *Mehrwertsresultaten*, wie wir das bereits vorher schon erwähnt haben. Die Art und Weise, in der ein derartiger Fall geregelt werden müßte, fällt vollkommen in das Wirtschaftsgebiet und wäre daher Sache des Wirtschaftsorganismus.

Wenn wir nunmehr die Quintessenz der: *Stellung der Arbeitskraft zum Kapital in einem sozialen Organismus unter dem Einflusse eines dreigeteilten, vom Geistigen orientierten Reichsgefüges* ziehen, so müssen wir sagen: Das *Kapital* muß zur freien Benutzung und Verwendung nach Maßgabe der individuellen Fähigkeiten dem Einzelnen überlassen bleiben. Es muß dem Kapital dadurch die Beweglichkeit erhalten bleiben, denn genau wie der *Kopf* die Gliedmaßen braucht, um die in ihm aufsteigenden Gedanken in die Tat umsetzen zu können, muß das geistige Haupt eines Betriebes, der *Leiter*, das Kapital frei verwalten können. Was aber nicht in seine Willkür und seine Nutznießung allein gelegt werden darf, ist die Verwendung dessen, was durch die Anregungen des Leiters das Kapital und die Arbeitskraft geschaffen haben, die Werte des Umsatzes, speziell der *Mehrwert*. Damit wird die *Arbeitskraft* in ein *Verhältnis* zum Kapital gesetzt, denn in dem Verhältnis, wie sie an der Erzeugung der Waren beteiligt gewesen ist, wird sie auch Anteil am Erlös der Ware haben. Nach Rechtsgrundsätzen wird dieser Anteil bestimmt werden und damit ist die Entlohnung, sind die Geldverhältnisse ganz von den Arbeitsverhältnissen gesondert, herausgehoben aus dem Wirtschaftsprozeß von Warenerzeugung, -umlauf, -verbrauch. Die *Arbeitskraft* gliedert sich nach ihren individuellen Fähigkeiten in den sozialen Organismus ein und erhält ihre Entlohnung nach Rechtsgrundsätzen.

Hierin liegt auch die Möglichkeit, die Forderung nach Austilgung der *Klassenunterschiede* auf materieller Basis zu befriedigen, denn *Arbeitskraft*, der eine Pol, wird dem *Kapital*, dem anderen Pol, gegenübergestellt als ein ebenso notwendiger Faktor, über den man ebenso gerecht zu Rate sitzen muß, dem ebenso Anerkennung seiner Menschenwürde zuteil werden muß, wie dem *Kapital*. — —

Als *Ideal* erscheint ein solcher sozialer Organismus heute den meisten Menschen, weil sie nur die wilde Brutalität der entfesselten Masse beachten. Dieses Ideal fällt, wandelt sich, *verwirklicht*, in das, was es heute seinem Inhalte nach schon ist: in *lebensvolle Wirklichkeit*. Für eine praktische Verwirklichung muß an eine höhere Bildungsstufe der Menschen appelliert werden, die erreicht wird durch eine radikale Reform auf dem Gebiete des Bildungswesens im Allgemeinen, wie im Schul- und Religionswesen im besonderen, wofür das Kulturparlament zu sorgen haben wird oder — wie es *Steiner* genauer ausdrückt — in seinem Werke: die Kernpunkte der sozialen Frage in den Lebens-

notwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft — diejenige Körperschaft, die zu regeln hat, alles, dasjenige, was beruht auf der natürlichen Begabung des einzelnen, menschlichen Individuums, was hineinkommen muß in den sozialen Organismus auf Grundlage dieser natürlichen, sowohl der geistigen, wie der physischen Begabung des einzelnen menschlichen Individuums.

Schluß:

So haben wir aphoristisch gesehen, wie auf Grundlage der Dreiteilung die schwere Überbrückung der Gegensätze von Kapital und Arbeitskraft möglich werden könnte, wie sie beide in ein heilsames Zusammenarbeiten ohne Reibung gebracht werden können. — Die Tragik der Zeit, der ungeheure Ernst unserer Lage erheischt aber, daß Wege, die zum Ziele führen, unnachsichtig betreten werden. Die Schwierigkeit lag bisher darin, daß keine Ideenwege da waren, die, auf Wirklichkeit fußend, hätten verfolgt werden können. Mit der Drei-Gliederung des Reichsorganismus wird ein gangbarer Weg gewiesen, den wir betrachten müssen als einen Gegenpol zu den Forderungen, die sich zur Zeit aus dem Volke selbst erhoben, und zu den Forderungen der Entente. Das Deutsche Volk muß eine Idee aus seiner eigenen Lage fassen, sich zu einer eigenen Geisttat zunächst aufschwingen, der es Verwirklichung schafft, und nicht sich verlassen auf die mildtätige Hilfe derer, die seine ärgsten Feinde sein müssen. Schwingt es sich hierzu nicht auf, niemals steht es gerechtfertigt in der Historie vor sich selbst und der Welt da, sondern die Schande wird an ihm ewig haften: mit zusammengefalteten Händen dem hereinbrechenden Chaos im Innern und der schmählichsten Knechtschaft der anglo-amerikanischen Unternehmerkaste von außen zugesehen zu haben.

Die Idee, die Geisttat aus dem deutschen Volke ist da durch Steiner.

Ein jeder, der sich noch wirklich als Deutscher fühlt, sollte seine Willenskräfte verzehnfachen und im festen Vertrauen auf die Möglichkeit der Abwendung des Schrecklichsten und Schmachwürdigsten sich bereitwillig ganz zur Mitarbeit stellen.

Aus der Arbeit an diesen Ideen, wie sie uns von Steiner gegeben werden, werden wir das Vertrauen zu uns selbst wiederfinden und uns ein Vertrauen zu diesen von lebensvoller Wirklichkeit getragenen Ideen erarbeiten, das uns dann berechtigt mit innerer Gewißheit, trotz unseres derzeitigen Tiefstandes und geistiger, seelischer und physischer Kapitulation vor uns selbst und vor der Welt, mit innerer Überzeugung der gesamten Menschheit entgegenzuwerfen:

„Am Deutschen Wesen soll die Welt genesen".

„Der deutsche Geist hat nicht vollendet,
Er lebt in Zukunftssorgen hoffnungsvoll,
Er hofft auf Zukunftstaten lebensvoll.

In seines Wesens Tiefen fühlt er mächtig:
Verborgenes, das noch reifend wirken muß.
Wie darf in Feindes Macht, verständnislos,
Der Wunsch nach seinem Ende sich beleben,
So lang das Leben sich ihm offenbart,
Das ihn in Wesenswurzeln schaffend hält."

Generaloberarzt a. D. Dr. Neumann: Moderne Massensuggestion.

Zwischen Persönlichkeit und Masse, zwischen Individualismus und Gesellschaft hat es von jeher Beziehungen gegeben, ja sie sind so alt wie die Menschheit. Selbst in der kleinsten sozialen Einheit, der Ehe, kommt der Gegensatz der Persönlichkeit zu den anderen zum Ausdruck. Die Geschichte zeigt zahlreiche Beispiele, welche durch die Herrschaft der Masse charakterisiert sind. Die Persönlichkeit schwindet, die Masse regiert. In unruhigen Zeiten der heutigen Revolutionen sprechen wir mit Recht von Massensuggestion, von Massenwaltung, von Tumultuarismus. Jeder kann mitreden, keiner ist verantwortlich. Ein unbestimmtes gesetzloses Etwas regiert die moderne Masse. Sind erst die Triebe massenhafter Gier geweckt, so entzieht sich die Versammlung jeder vernünftigen Einwirkung. Meist sind es schlechte Einflüsse, die Massensuggestion bedingen. Natürlich kann sich auch eine Masse begeistern. Aber solche Begeisterungen im guten Sinne sind selten. Es sind suggestive Wirkungen, deren psychologischer Bedeutung Bechterew nachgegangen ist. An die Stelle der leitenden Persönlichkeit tritt die Autorität der Masse. Bestimmte Vorstellungen, sogenannte Engramme nach Semon beherrschen die Masse. Ueberredung, Beispiel und Suggestion sind die Veranlassung. Irgend etwas Schreckhaftes löst die Bewegung aus, Feuer, Schrei, ein Ruf, ein Wort z. B. in religiös gestimmten Versammlungen. Mit dem logischen Denken hat die Massensuggestion wenig zu tun. Das beweist die Geschichte der Panik. Auch die besonnenen Menschen werden von der Panik ergriffen. Die Panik löst Massenstimmung aus, in der auch der beste zur Bestie werden kann. Sittliche Begriffe gehen bei der Massensuggestion zugrunde im Rachedurst. Die Geschichte kennt zahlreiche Beispiele. In unserer heutigen Zeit spielt die Massensuggestion wieder eine Rolle. Demonstrationen sind modern, sind an der Tagesordnung, der Mob und die Straße regieren mit allem Terror der Plünderung, der Streiks und was wir sonst schaudernd erlebten. Fanatiker führen die Menge, degenerierte Naturen, Halbverrückte üben oft eine mächtige Suggestivwirkung aus. Mit Recht

spricht man von einer modernen psychischen Masseninfektion, einem Contagium psychicum, und es lohnt sich, psychologisch den Ursachen und Erscheinungen nachzugehen, denn die Massensuggestion hat heute eine soziale Bedeutung. Moderne Massensuggestion wirkt kraft Überimpfung seelischer Zustände, Ideen, Gefühle mit Hintenansetzung aller Beweise und ohne Mithilfe der Logik. Oft hat die Massenbewegung realen Hintergrund, z. B. Hunger. Die niedrigsten Instinkte der Masse werden heute aufgepeitscht, oft durch die einfachsten Mittel, z. B. Schwindel und Betrug. Land und Lohn wird versprochen, damit die Putsche gelingen. Die Volksverführer werfen der Masse einen Köder hin. Dann kann die Massensuggestion zum induzierten Wahnsinn werden. Wir kennen aus der Geschichte Massenhalluzinationen, wie es Massenillusionen gibt. Die Geschichte berichtet auch von psychopathischen Epidemien. Wir haben es hier mit Erregung der Massen auf dem Wege der Suggestion in Zeiten schwerer Prüfungen zu tun. Es muß also ein Boden da sein, der günstig ist für die Massensuggestion. Eine gewisse Disposition muß vorhanden sein. Oft liegt sie im psychischen Milieu der Bevölkerung oder der Gesellschaft. Eine weitere Ursache liegt im Vorhandensein einer herrschenden Idee. Eine ungeheure Einheit handelt dann wie ein untrennbares Ganze. Eine Idee, ob gut oder böse, verkettet die Versammlung zu einem wichtigen Organismus, sie ist im Geiste Einzelner durch Überzeugung reif geworden und wird nun durch Suggestion zum Gemeingut der Masse. Eine elektrische Ladung des Einzelnen, sagt Bechterew, steigert sich in der Masse zu gewaltiger Spannung. Die Geschichte gibt die Beispiele. Wie früher, so auch heute. Die Beweggründe sind meist die gleichen. Massensuggestion kann zu den größten historischen Heldentaten und zu den grausamsten und verwerflichsten Verbrechen führen. Meist ruft aber die Massensuggestion die niederen Instinkte wach, so daß die Masse zur reißenden Bestie wird, wie wir es gesehen haben. Oft kann ein unbedachtes Wort, eine Handbewegung ausreichen, um in den Volkshaufen die Furien der Grausamkeit zu entfesseln. Fast immer besteht die Gefahr eines Niederganges der Moral und es zeigt sich äußerste Rücksichtslosigkeit als ein Appell an die schlechten Eigenschaften der Masse. Die Demagogen von heute wissen das und kennen die soziale Bedeutung der Suggestion. Weder der Historiker noch der Soziologe kann an ihr vorübergehen. Es kommt auf die Persönlichkeiten an, denen die Macht gegeben ist, Massensuggestion auszuüben. Es gibt keine Gesetze, nach denen die Massensuggestion vor sich geht. Vieles ist noch rätselhaft. Wir tappen hier noch oft im Dunkeln. Alle Theorien sind Notbehelfe, aber die Tatsache der Massensuggestion besteht. Experimente der Massenhypnose sind gefährlich und schlagen meist zum Schlechten aus. Dem Hosianna folgt oft das Kreuzige! Der Nimbus der Großen erlosch! Auch hier Massensuggestion, Gefühlssache, ein unerklärtes Etwas! Wie die Suggestion dem Einzelnen gegenüber, so auch in der Masse. Irrtum und Lüge, Vorspiegelung und bewußter Betrug spielen eine Rolle. Auf eine Befreiung von jeglichen suggestiven Einflüssen am

Ziel der Menschheitsentwicklung haben wir nicht zu hoffen. Mögen die Leiter der Volksmassen sich des Einflusses bewußt sein, den sie haben, und möge es ihnen gelingen, die Massen zum Guten zu führen. In den Leitern ruht jene Riesengewalt, welche die Masse suggestiv zusammenschweißt zum Kampf um ein Ziel. Mögen diese Ziele edle sein zum Segen der Nation, dann ist die Massensuggestion ein mächtiger Hebel in der Hand jener glücklichen Lenker der Masse, welche fähig sind, sie zu guten Taten zu bewegen; mag die moderne Massensuggestion unserem Volke in Zukunft nur Heilsames bringen!

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg: Neue Literatur des Völkerrechts.

Wiederholt ist während des Weltkrieges die Frage aufgeworfen worden: Gibt es denn überhaupt noch ein Völkerrecht? Lehrt nicht dieser Krieg, daß alles Gerede von Völkerrecht leere Phrasen, geboren aus den Gehirnen unverbesserlicher Idealisten, sind, die wohl in ruhigen Zeiten sich hübsch und nett lesen, aber wie eine Seifenblase zerplatzten, wenn es wirklich mal hart auf hart kommt? Nicht nur von Laien sind diese Fragen gestellt worden, auch Fachgelehrte haben geglaubt, die Wirksamkeit des Völkerrechts in Frage stellen zu müssen. Und wirklich gab manches, was wir in diesen 4½ Kriegsjahren erlebt, gesehen und gehört haben, zu denken.

Unter denjenigen Gelehrten, die immer wieder für das Völkerrecht eingetreten sind, die auch in den trübsten Stunden den Glauben an seine Existenz und Wirksamkeit nicht verloren haben, finden wir vor allem zwei Männer: Schücking und Wehberg, die immer wieder das Wort ergriffen haben, um für das bedrohte Völkerrecht einzutreten, und an seinem weiteren Ausbau zu arbeiten, insbesondere die Lehren zu untersuchen, die uns der Weltkrieg auf völkerrechtlichem Gebiete gegeben hat.

Da ist vor allem das Buch von Schücking: „Die völkerrechtliche Lehre des Weltkrieges" zu nennen, das im vergangenen Jahre bei Veit & Co. in Leipzig erschienen ist, ein Werk, dessen Ernst, Gründlichkeit und Objektivität auch demjenigen Anerkennung abzwingen wird, der sonst nicht den pazifistischen Ideen Schückings beizupflichten vermag. Es soll — wie der Verfasser im Vorwort sagt — „keine Persönlichkeiten und keine Völker anklagen, sondern das System in Europa, das eine solche Tragödie in Wahrheit verschuldet oder doch zum mindesten ermöglicht hat. Die Ereignisse, die zum Kriege geführt haben, sollen in das klare Licht der Rechtsordnung gerückt, und es soll das Unvollkommene dieser internationalen

Rechtsordnung aufgezeigt werden". Zu diesem Zwecke untersucht Schücking nach zwei kurzen Einleitungskapiteln über den „Weltkrieg und die Idee des Völkerrechts" und über „das Problem der Kriegsverhütung und die konkreten Konflikte des Völkerrechts" zunächst vom völkerrechtlichen Standpunkte aus die Ursachen und Gründe, aus denen im Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien der Vorschlag eines Schiedsgerichts zum Scheitern gekommen ist. Schücking sieht in diesem Konflikt in der Hauptsache eine Rechtsfrage, also eine Frage, die nach Art. 38 der Haager Akte an sich wohl geeignet gewesen wäre, einem Schiedsgericht zur Entscheidung vorgelegt zu werden. Dies hat die serbische Regierung auch in Vorschlag gebracht, die Donaumonarchie hat jedoch geglaubt diesen Vorschlag ablehnen zu müssen, da diesem Konflikt zweifellos auch ein politischer Charakter innewohnte, der in diesem Falle vielleicht schwerer wog als die rein rechtlichen Fragen. So sehr daher Schücking auch diese Ablehnung bedauert, so kann er „die Haltung der österreichisch-ungarischen Regierung doch durchaus verstehen, und man kann nicht unbedingt behaupten, daß sich Österreich-Ungarn dadurch in Widerspruch gesetzt habe mit den Ideen des modernen Völkerrechts"; denn „das fakultative Schiedsgericht im Haag mit seinem obligatorischen Spruch stellte keine genügende völkerrechtliche Einrichtung dar, um u n t e r a l l e n U m s t ä n d e n den österreichisch-serbischen Konflikt zu einer guten, d. h. friedlichen, Erledigung zu bringen".

Des weiteren kommt der Verfasser zu den verschiedenen Vermittlungsaktionen, die in den kritischen Julitagen gemacht wurden, die jedoch ebenfalls zu keinem friedlichen Ausgange führten, da Österreich-Ungarn auch diese ablehnen zu müssen glaubte. „Vom Rechtsstandpunkte aus war freilich nach dem heutigen Völkerrecht Österreich-Ungarn ja auch in bezug auf die Annahme der Ablehnung der Vermittlung völlig freigestellt; aber angesichts der großen Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes von ganz Europa, der aus diesem lokalen Konflikt zwischen zwei Nachbarn hervorgehen konnte . . . und angesichts der Tatsache, daß juristisch das Wesen der Vermittlung nur in der Erteilung eines Gutachtens über den möglichen Ausgleich entgegengesetzter Ansprüche besteht und darum die Entscheidung in der Hand der Streitenden selbst bleibt, mußte Österreich-Ungarn sich bewußt sein, eine ungeheure Verantwortung zu übernehmen, wenn es auch diesen Weg einer friedlichen Erledigung . . . ablehnte". Schücking urteilt in diesen Fragen etwas zu sehr vom Schreibtische des Gelehrten aus, er sieht alles mit seinen pazifistisch-juristischen Augen, ohne das Politische recht zu würdigen, die Imponderabilien in Betracht zu ziehen, die wie im Menschen-, so auch im Staatsleben oft, und ganz besonders in kritischen Augenblicken, das Handeln beeinflussen, und man kann wohl sagen: bestimmen. Recht hat der Verfasser allerdings, wenn er sagt, „w e n n in Europa eine internationale Behörde vorhanden gewesen w ä r e, die fähig gewesen wäre, ein unparteiisches Gutachten zu erteilen", dann hätte Österreich-Ungarn jeglicher Grund und Vorwand zur Ab-

lehnung der Vermittlung gefehlt. Gewiß „wenn — — — gewesen wäre"; aber leider war dies nicht der Fall; sagt doch Schücking selbst sehr richtig: „Nicht ohne Grund sieht . . . der deutsche Reichskanzler in Frankreich und England, die sich als Vermittler anbieten, eine Partei des russischen Interesses". Glaubt der Verfasser wirklich, daß unter diesen Umständen die Annahme der Vermittlung zu irgend einem für die Zentralmächte annehmbaren Ergebnisse geführt hätte? Oder wäre es nicht lediglich eine Verzögerung der Entscheidung zugunsten Serbiens und Rußlands gewesen? Die neuesten Veröffentlichungen über die Schuldfrage am Kriege, insbesondere die Akten des Suchomlinow-Prozesses werden vielleicht auch Schückings Ansicht in diesem Punkte modifiziert haben. Es fehlt vorläufig noch — und dürfte nach dem Friedensschlusse sicherlich erst recht eine ganze Zeit lang noch fehlen — das Vertrauen der streitenden Staaten zur Unparteilichkeit der Vermittelnden. Und wenn man die Frage von der Seite des Realen aus ansieht, mit vollem Recht. Daß dieses Mißtrauen beseitigt werden muß, soll das völkerrechtliche Institut der Vermittlung praktischen Wert und Aussicht haben, betont der Verfasser mit Recht. Aber, wie? Durch den Friedensschluß von Versailles, an dessen Verhandlungen Schücking ja selbst als Delegierter teilgenommen hat? Wohl kaum!

Wie der erste Vermittlungsvorschlag, so scheitern auch die übrigen Versuche einer friedlichen Beilegung. Zu viel Bedeutung legt Schücking unserer Ansicht nach der Note Grey's vom 31. Juli an den Reichskanzler bei. Leider können wir im Rahmen dieser Besprechung nicht näher auf diesen Punkt eingehen, so interessant und „reizvoll" diese Frage ist. — Mit Recht verurteilt Schücking alsdann die russische Mobilmachung, deren „ungeheure Tragweite" darin lag, „daß man . . . eine diplomatische Situation in eine militärische verwandelte und damit die gerade wieder aussichtsvoller gewordenen Vermittlungsaktionen zum Scheitern brachte". Doch wir wollen nicht näher auf die Einzelheiten eingehen, sie bieten noch manches Interessante, dem voll beigepflichtet werden kann, aber auch vieles, dem wir widersprechen müssen. Zum Schluß gibt dann Schücking einige „Gesichtspunkte der Reform" des Völkerrechts, als deren Hauptforderung er das Obligatorium bei der Schiedssprechung bezeichnet.

Wie sich Schücking im einzelnen diese Reform denkt, hat er in einer anderen Schrift über „Internationale Rechtsgarantien" dargelegt, die bei der Verlagsbuchhandlung Broschek & Co. in Hamburg erschienen ist. In dieser Arbeit gibt der Verfasser Vorschläge zum Ausbau und Sicherung der zwischenstaatlichen Beziehungen und behandelt im besonderen den Ausbau der internationalen Justizorganisation, das Problem der Freiheit der Meere und die Verhütungsmaßregeln gegen künftige Konflikte. Auch diese Schrift des Marburger Völkerrechtslehrers ist voll von interessanten Anregungen, deren Verwirklichung jedoch noch lange auf sich warten lassen dürfte.

Das Gleiche läßt sich von einer Reihe von Studien und Vorträgen sagen,

die Schücking in einem Buche „Der Bund der Völker" zusammengefaßt hat.*) Diese Arbeiten stammen noch aus der Zeit des Friedens und sind dem organisatorischen Pazifismus gewidmet, als dessen Hauptvertreter unter den deutschen Völkerrechtsgelehrten der Verfasser gilt. Auch in diesem Werke beschäftigt sich Schücking mit der Staatenorganisation, der Freiheit der Meere und anderen pazifistisch-völkerrechtlichen Themen, die als Bausteine dienen sollen zum Aufbau des Völkerbundes, dessen unerschrockener Vorkämpfer Schücking stets gewesen ist. —

Eine Sammlung von Aufsätzen über Weltwirtschaft und Völkerorganisation enthält das im Verlage von Duncker & Humblot erschienene Buch von Dr. Hans Wehberg: „Neue Weltprobleme". Die reiche Fülle des Stoffes, der in diesen Aufsätzen verarbeitet ist, ist geradezu erstaunlich und gibt ein Bild von dem Wissen und dem Fleiße Wehbergs, den jeder anerkennen muß, wenn man auch sonst seinen Ansichten, insbesondere seinen politischen**) nicht beipflichten kann. Es ist natürlich ganz unmöglich, auch nur die Titel der in dieser Sammlung enthaltenen 36 Aufsätze hier aufzuzählen, die Weltwirtschaft und Völkerrecht, die Bedeutung der Schiedsgerichtsbarkeit für die Weltwirtschaft, Kriegsindustrie und Rüstungsfrage, das Problem der internationalen Verständigung und die „Körperschaften als Träger der internationalen Verständigung" umfassen.

Weit bedeutender jedoch noch als diese Aufsatzsammlung ist zweifellos sein Buch „Die internationale Beschränkung der Rüstungen" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1919). Dieses Prof. Schücking gewidmete Werk Wehbergs ist eine wissenschaftliche Arbeit ersten Ranges. Es ist wohl das Beste, was bisher über dieses Problem geschrieben worden. Mit außerordentlichem Fleiße hat Wehberg hier das unermeßlich scheinende Zeitungs- und Zeitschriftenmaterial gesammelt und es in Verbindung mit der zahlreichen, wenn auch sehr zerstreuten Literatur über diese Frage zu einem Ganzen verarbeitet, das trotz mancher Schwächen einen ganz hervorragenden Einblick gewährt in diese äußerst wichtige völkerrechtliche Frage, in der trotz vieler Versuche und Arbeit bis jetzt so gut wie nichts erreicht worden ist.

Wehberg gibt zunächst eine ausführliche Geschichte der Abrüstungsidee. Er zeigt, wie immer wieder von Parlamenten, Kongressen, von den Regierungen und privaten Körperschaften diese Frage aufgeworfen und „wohlwollend geprüft" worden ist, wie aber jeder Staat ängstlich dem anderen den Vortritt lassen wollte, nicht etwa aus internationaler Courtoisie, sondern lediglich weil die Praktiker die

*) Walter Schücking: „Der Bund der Völker". Der Neue Geist-Verlag. Leipzig 1918. Preis geh. 6 Mark.

**) Vgl. z. B. sein neuestes Buch: „Als Pazifist im Weltkrieg". Der Neue Geist-Verlag. Leipzig 1919. Preis geh. 3 Mark. Hier tritt Wehberg als Politiker auf und zeigt sich nicht gerade von der besten Seite. Wir glauben daher auf eine Besprechung dieser Schrift verzichten zu sollen, um nicht seinem Ruf als Wissenschaftler zu schaden, den er sich durch seine hervorragenden völkerrechtlichen Arbeiten zu verschaffen gewußt hat.

— sagen wir vorsichtshalber — vorläufige Unverwirklichbarkeit dieser Idee einsahen. Keiner will den ersten Schritt in dieser Frage tun, weder bei uns noch in irgend einem anderen Staate der Welt. Es ist deshalb völlig abwegig, wenn Wehberg in der ablehnenden Haltung Deutschlands dieser Frage gegenüber auf den Haager Konferenzen mit einen Grund zur Entstehung des Weltkrieges sehen zu müssen glaubt. Wie er selbst zeigt, hörte man auch aus den anderen Staaten: „Worte, nichts als Worte". Diese Haltung Deutschlands war unglücklicherweise lediglich ein Propagandamittel der Entente während des Krieges, und zwar ein leider sehr wirksames, das seine Wirkung — auch bei uns — nicht verfehlt hat. Mit Recht führt dagegen Wehberg aus, daß durch Zwang auferlegte Rüstungsbeschränkungen gar keinen Wert haben: „Sie verbessern nicht die Stimmung zwischen den Vertragsstaaten, sondern erwecken im Besiegten nur Zorn und den Gedanken nach Rache". Nur freiwillige Rüstungsbeschränkung, und zwar möglichst durch einen allgemeinen Vertrag, kann von Wert und Dauer sein, und ein Mondialvertrag wäre das beste Mittel. Bedenken ethischer, wirtschaftlicher, staats- und völkerrechtlicher oder technischer Art sind nach Wehbergs Ansicht nicht vorhanden oder doch unerheblich und stehen der Verwirklichung des Abrüstungsgedankens nicht im Wege.

Manche Begründungen, die Wehberg hier gibt, sind allerdings recht schwach, besonders diejenigen, die er dafür anführt, daß technische Bedenken nicht beständen. Vorschläge, wie die Abrüstung vorgenommen werden soll, sind zur Genüge gemacht worden; aber bisher waren sie noch alle praktisch unbrauchbar. Auch Wehbergs Vorschlag am Ende seines Werkes, so gute Ideen er an und für sich birgt, dürfte für die Praxis noch nicht angängig sein. Immerhin ist jeder Vorschlag in dieser Richtung zu begrüßen; vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo auch die Praxis sich mit dieser Idee befassen wird. Vorläufig dürfte es nach der augenblicklichen Weltlage damit noch gute Weile haben; denn Wehberg geht mit seiner Ansicht völlig fehl, wenn er meint, daß „nach dem Weltkriege . . . so leicht kein vernünftiger Staatsmann an einen neuen Krieg glauben" dürfte. Der Friedensvertrag selbst, der diesen Weltkrieg beendet hat, birgt ja eine Fülle neuer Konflikte in sich, die vielleicht nicht lange mit ihrem Hervortreten auf sich warten lassen werden.

Trotz dieser Irrtümer in praktisch-politischer Hinsicht, die das Buch enthält, wird man seinen wissenschaftlichen Wert nicht unterschätzen dürfen, und kann man daher dieses neue Werk Wehbergs, der sich einen guten Namen als Wissenschaftler auch außerhalb Deutschlands zu erringen gewußt hat, nur mit Freude begrüßen.

* * *

Im Anschluß an diese völkerrechtlichen Arbeiten sei auch kurz auf einige andere Veröffentlichungen hingewiesen. Einen hervorragenden Platz in der völkerrechtlichen Literatur nahm in der letzten Zeit naturgemäß die Völkerbundsidee ein.

Hier sind zunächst die Veröffentlichungen zu nennen, die die „Deutsche Liga für Völkerbund" in Berlin im Verlage von Reimar Hobbing, bezw. vom 6. Hefte ab bei Hans Robert Engelmann erscheinen läßt, und von denen uns bisher 8 Hefte vorliegen, die sich mit dem Problem befassen, das augenblicklich in aller Munde ist. Diese kleinen, populär gehaltenen Arbeiten, an denen auch wiederum Wehberg ein großer Teil des Verdienstes zufällt, sind geeignet, den Boden vorzubereiten für das große Menschlichkeitswerk, das wir alle erhoffen, für das jedoch die Welt nach unserer unmaßgeblichen Ansicht noch nicht reif ist.*)

Mehr wissenschaftlich gehalten ist eine andere Sammlung „Monographien zum Völkerbund", die von der „Deutschen Liga für Völkerbund" im Verlage von Engelmann herausgegeben wird. Das 1. Heft gibt den „Völkerbundsentwurf der deutschen Gesellschaft für Völkerrecht", der von dem bekannten Kieler Völkerrechtslehrer Prof. Dr. Th. Niemeyer herausgegeben wird und mit interessanten anderen Entwürfen, die aus der Arbeit der Sonderausschüsse der genannten Gesellschaft herrühren, hier vereinigt ist. — „Die 48 er Demokratie und der Völkerbundsgedanke" betitelt sich das 2. Heft, das den Historiker Prof. Veit Valentin zum Verfasser hat. Er schildert in kurzer Form, wie sich schon die deutsche Nationalversammlung von 1848 mit diesem Problem befaßt hat. — Eine recht interessante völkerrechtliche Studie bietet Walter Schätzel im 3. Heft: „Völkerbund und Gebietserwerb". Der Verfasser untersucht hier, wie sich der zu gründende Völkerbund gegenüber dem Gebietserwerbe verhalten soll, da er ja als oberste Instanz in allen Gebietsfragen dazu berufen ist, Streitigkeiten über diese Frage zu entscheiden. — Im 4. Heft behandelt der Kieler Professor Dr. Otto Opet den „Schutz der nationalen Minderheiten". Dieses außerordentlich wichtige und schwierige Problem dürfte den praktischen Politikern in Zukunft noch weit mehr Kopfzerbrechen machen als den Theoretikern. In Wirklichkeit läßt sich diese Frage nicht so leicht regeln wie auf dem Papiere. Das sieht auch der Verfasser vollkommen ein.

Auch diese Sammlung der Liga für Völkerbund ist sehr zu begrüßen, auch sie wird an der noch schweren Aufklärungsarbeit mitwirken, die die Liga noch zu leisten hat, nicht nur bei uns, sondern vielleicht noch mehr im Auslande, um das Ziel zu erreichen, das sie sich gesteckt hat, und es wäre zu wünschen, daß bald weitere derartige Schriften erscheinen, die in wissenschaftlicher und doch allgemein-verständlicher Form die Probleme einem großen Kreise klarlegen und näher bringen.

---

*) Die bisher erschienenen Hefte behandeln: 1. Erzberger: „Der Völkerbund als Friedensfrage"; 2. „Greys Stellung zum Völkerbund"; 3. „Deutschlands Recht im Völkerbund"; 4. Umbreit: „Völkerbund und Internationales Arbeiterrecht"; 5. „Die Völkerbundsakte vom 14. 2. 1919."; 6. Manes und Wehberg: „Der Völkerbund-Vorschlag der deutschen Regierung mit dem Entwurf für ein Weltarbeiterrecht"; 7. Schücking: „Ein neues Zeitalter?" 8. Mendelssohn-Bartholdy: „Der neue Völkerbundentwurf der Entente".

Zwei Sammlungen enthalten Material zum Völkerbundsgedanken. Die eine, wertvollere, ist von Prof. Dr Kühlmann im Auftrage des Vereins „Auslandskunde“ zusammengestellt und im Verlage von Hans Robert Engelmann (Berlin) erschienen. Es wäre vielleicht von Wert gewesen, wenn der Verfasser auch die früheren Pläne eines Völkerbundes berücksichtigt und sich nicht in der Hauptsache auf die neuesten Ausführungen zu diesem Thema beschränkt hätte. — Die andere Sammlung rührt von dem bekannten Pazifisten Dr Alfred H. Fried her und ist bei E. P. Tal & Co. (Leipzig-Wien) herausgegeben. Sie bringt Aufsätze von Völkerrechtsgelehrten und Politikern über den Völkerbund, wie z. B. von Grey, Bourgeois, Erzberger, Roosevelt, Wilson, Lafontaine. Beide Bücher dürften sich viele Freunde erwerben. Schließlich sei auch noch die Schrift von Prof. Heinrich Lammasch hier genannt, die, im selben Verlage von Tal erschienen, unter dem Titel „Woodrow Wilsons Friedensplan“ Briefe, Schriften und Reden des amerikanischen Präsidenten wiedergibt, über dessen wahre Gesinnung die Ansichten sehr geteilt sind, der jedoch gezeigt hat, daß seine in die Welt hinausposaunten Ideale in Paris kläglich Schiffbruch gelitten haben.

Dr. A. Eckstein, Bamberg: Völkerrecht und Völkerfriede auf altbiblischer Grundlage.

Der sogenannte Friede von Versailles, der Schlußakt der erschütterndsten Völkertragödie der Weltgeschichte, die wir erlebt, hat den Glauben an das Evangelium der 14 amerikanischen Punkte als Irrglauben erwiesen und die früher bei uns weitverbreitete Hoffnung, daß aus blutiger Saat in einem neuen Zeitalter des Völkerfrühlings ein sittliches Völkerrecht und ein allgemeiner Dauerfriede entsprießen werde, in eine große Enttäuschung verwandelt, die, wie jedes Erwachen aus einem beglückenden Traumzustand, als brennender Schmerz in der deutschen Seele empfunden wird. Was nun? Werden wir unsern Glauben an die Zukunft dieser Ideale einsargen und begraben müssen? Das wäre neben dem politischen und wirtschaftlichen der moralische Zusammenbruch, vor dem wir uns schon aus Rücksichten geistiger und nationaler Selbsterhaltung zu retten suchen müssen. Auch am Grabe von Idealen pflanzt der Mensch den Baum des Glaubens an ihre nach ewiger Wiederkehr endliche Verwirklichung und nichts kann uns darin mehr bestärken als ein Zuratezlehen des Buches, das seit Jahrtausenden ein unversiegbarer Brunnen des Glaubens an die allesüberwindende Kraft des sittlichen Geistes gewesen und geblieben ist. Das Buch der Bücher laßt,

uns darum fragen nach seinen Gedanken und seiner Lehre über Völkerrecht und Völkerfrieden.

Zunächst aber eine Vorbemerkung. Der unlängst heimgegangene Franz v. Liszt, das Haupt der Positivisten in der früheren Schule des Völkerrechts, lehrt in seinem bekannten Werke über dasselbe (S. 1 und 13 der letzten Auflage) folgendes: „Das Naturrecht sowohl im alten als auch im modernen Sinne dieses Wortes kann nicht als Quelle des Völkerrechts angenommen werden.“ Gemeint ist: des positiven Völkerrechts. Danach ist allerdings die ehemalige Völkerrechtsgemeinschaft nichts weiter gewesen als ein Zweckverband von Staaten, der auf Gemeinsamkeit politischer und allenfalls kultureller Interessen beruhte. Die wie eine rote Sintflut über die Menschheit gekommene Katastrophe des Weltkrieges und namentlich sein unglücklicher Ausgang für Deutschland hat aber einen völligen Wandel in der Orientierung sowohl der deutschen Politiker als auch der Völkerrechtslehrer bewirkt, was nichts so sehr als ein Satz beweist, der in den deutschen, leider zurückgewiesenen, Gegenvorschlägen zum Friedensvertrage (allgemeiner Teil II, Nr. 2, vgl. auch Teil III am Schlusse) folgendermaßen lautet: „wie es angeborene Menschenrechte gibt, so gibt es angeborene Rechte der Völker“. Damit ist der ehemals bei uns maßgebend gewesene Standpunkt des Positivismus im Völkerrecht aufgegeben und überwunden durch ein Bekenntnis des neuen Geistes zum Standpunkte des Naturrechts im älteren Sinne dieses Begriffes. — Und nun nach dem Gesagten wollen wir fragen: gibt es ein altbiblisches Völkerrecht?

Rud. Kittel (Kriege in bibl. Landen, S. 55) findet in der Tatsache, daß der Prophet Amos 2,1 sich gegen Moab sittlich entrüstete, weil es die Menschenwürde nicht auch im Feinde achtete, in seinem Feinde, der zugleich ein Feind der Israeliten gewesen, die „erste Spur völkerrechtlichen Denkens, von der die Geschichte Kunde gibt“. Wenn wir nun dieser ersten Spur völkerrechtlichen Denkens, von der die Geschichte Kunde gibt, bis zu ihrem tiefsten Quellpunkt nachgehen, so ergibt sich folgendes: von einem positiven Völkerrecht kann nur dann die Rede sein, wenn bereits mehrere Staaten auf Grund einer Gegenseitigkeit von Pflichten und Rechten sich durch vertragliche Vereinbarungen gebunden haben. Dazu war es in der altbiblischen Zeit nicht gekommen und konnte es bei der Ungleichheit der sittlichen und kulturellen Standpunkte zwischen Israel und seinen Nachbarstämmen unmöglich kommen. Aber es gibt vor dem geschriebenen ein ungeschriebenes Recht, ein Urrecht, aus welchem die geschriebene Satzung und Ordnung desselben erst allmählich als empirisches Recht herausgewachsen ist, eine Idee des Rechts an sich, die als Keimpunkt zukünftiger Entwickelungsformen ursprünglich in der Menschenseele gegeben ist, und von dieser Voraussetzung geht die altbiblische Anschauung aus, die man gemeinhin als Monotheismus bezeichnet.

In diesem Worte haben wir den zusammengefaßten Ausdruck einer Welt-

anschauung, die hauptsächlich in sittlicher und nicht in metaphysischer Beziehung bewertet und gewürdigt werden muß. Glaube an die Einheit Gottes ist Glaube an den einheitlichen Weltgrund und die einheitliche Weltidee, von welcher der Mensch als geistbegabtes Wesen höchste irdische Erscheinungsform ist.

Und welche Bedeutung das für uns in sittlicher Beziehung haben kann, wird man sich leichter verständlich machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Heidentum der Vielheit von Gottheiten eine Vielheit von Stämmen und Völkern entspricht, die kein sittliches Verhältnis zueinander und keine sittliche Verpflichtung gegeneinander haben, während in der prophetischen Religion die Gottesidee ein Baum der Erkenntnis ist, dessen reifste Frucht die Forderung der Vereinheitlichung des menschheitlichen Gesamtbewußtseins ist. Wenn es nur einen Gott gibt, so gibt es trotz Verschiedenheit der Rassen und Stämme nur eine Menschheit, und wenn es nur eine Menschheit gibt, so muß Einheit ihre sittliche Zielbestimmung sein, die in unendlicher Folge der Zeiten und Geschlechter durch Zusammenwirken ihrer Glieder erreicht werden soll. Daher das biblische Wort: „Haben wir nicht alle einen Vater? Hat uns nicht alle ein Gott geschaffen"?

Auch die in diesen Gedankenkreis gehörende Behauptung der Genesis vom Ursprung aller Menschen aus gemeinsamer Wurzel verfolgt die sittliche Tendenz, die Gesamtmenschheit, in welcher auf Erden die Gottesidee ihre Vollendung erreicht, als Einheit begreifen zu lassen. Indem nun die Bibel den Menschen als solchen als endliches Abbild unendlichen Urbilds erklärt und ihn dadurch über die Naturstufe erhebt, hat sie von vornherein seine individuellen und nationalen Schranken aufgehoben und den Begriff der Humanität, in welchem die Idee der Gleichheit aller Menschen und Völker eingeschlossen ist, als Eckpfeiler ihrer Anschauungswelt hingestellt. Und daß damit Ernst gemacht wurde, beweist vor allem die Forderung des Fremdenrechts. Gewiß: Fremdenrecht ist kein Völkerrecht,*) aber es ist die Anerkennung fremden Rechts ohne Rücksicht auf Glauben und Nation. Wo gibt es in der alten oder neuen Zeit einen Satz wie den altbiblischen: „einerlei Lehre und einerlei Satzung sollt ihr haben, der Fremde soll dem Einheimischen gleich sein"? Und auf welchem Grunde dies einerlei Recht aufgerichtet wird, das sagt uns der Satz: „wie der Einheimische unter euch soll euch der Fremde sein, der bei euch weilt, und du sollst ihn lieben wie dich selbst". (III. Buch Mos. 19, 34). Hier haben wir den Ausgangspunkt eines Völkerrechts, das auf Liebe als auf ein natürliches Fundament gegründet ist, und dieses liegt tiefer und fester als das Fundament des Rechts, auf welches die neue Weltordnung, wie sie nach den amerikanischen Punkten geplant war, gegründet werden sollte. — Somit kommen wir zusammenfassend zu dem Er-

*) Liszt a. a. O. S. 12 der letzten Auflage.

gebnis: Die Bibel hat das Naturrecht als Quelle des Völkerrechts entdeckt und Hugo Grotius hat es an der Hand derselben nur wiederentdeckt.*)

Nun heißt es allerdings bei Fr. v. Liszt**): „Das Völkerrecht ist unverträglich mit dem Gedanken eines sei es durch einen besonderen Bund mit der Gottheit, sei es durch eine überlegene und eigenartige Kultur „auserwählten Volkes". Das ist aber nur richtig für das kodifizierte oder geschriebene Völkerrecht, nicht aber für die zugrunde liegende Idee, welche die Wurzel und die treibende Kraft der allmählich gewordenen und schließlich formulierten Satzungen ist. Gewiß hat es im Altertum kein Volk gegeben, das zum Zwecke der Erhaltung seiner religiös-nationalen Eigenart durch ein Gehege von Satzungen so abgeschlossen wurde als das „auserwählte Volk". Aber der nationale Gedanke, der völkertrennende, wurde überwunden durch den religiösen Gedanken, den völkereinenden. Dafür das beredteste Zeugnis ist ein Wort, das Jesaias (42, 5) seinem Volke zugerufen hat: „Ich der Herr habe dich berufen zum Heile, habe deine Hand erfaßt und dich aufbewahrt, um Dich hinzustellen zu einem Volksbunde, zum Lichte der Nationen". Hier zum ersten Male vor fast 2½ Jahrtausenden ist ein leiser Anklang des umfassenden Gedankens an einen Völkerbund aus dem Munde eines Sehers gekommen und gelehrt worden, daß Israel als Bundesvolk gewissermaßen der Kristallisationspunkt eines zukünftigen Völkerbundes im Sinne einer religiös-sittlichen Gemeinschaft zu werden bestimmt sei. Und damit eröffnet sich ein Ausblick zu einem höchsten Gipfelpunkte menschheitlicher Entwickelung, zu einer Zionshöhe des Geistes, die nicht überragt werden kann.***)

Völkerrecht und Völkerfriede sind zusammenhängende Ideale. Und dieser Zusammenhang wird sehr schön durch ein Wort altisraelitischer Spruchweisheit bestätigt, welches lautet: „Auf 3 Dingen steht die Welt, auf Wahrheit, Recht und Frieden". Diese drei Säulen einer moralischen Weltordnung haben eine gemeinsame Basis sittlicher Ideen. Wankt die eine, so wird bald auch die andere wanken. Nun ist die Wahrheit der Menschen immer nur eine subjektive und dadurch entsteht die Gefahr, daß auch das Recht der Menschen, wenn auch unbewußt, immer nur ein subjektives bleiben wird. Wer soll nun die Gerechtigkeit des zukünftigen Rechts, das auf Trümmern einer untergegangenen Welt aufgebaut werden soll, verbürgen und gewährleisten? Das ist die schwierigste Frage, welche auch die unentwegtesten Pazifisten mit ihrer grünen Theorie nicht befriedigend zu beantworten vermochten. Die Bibel antwortet mit dem Satze: „Das Recht ist Gottes" und weist damit auf eine übermenschliche Instanz hin, von welcher das Gewissen der Völker in der Person ihrer zu bestellenden Schiedsrichter, wie einst von dem Orakel des „Lichtes und der Wahr-

*) Noch deutlicher sein Zeitgenosse Joh. Selden in der Schrift: de jure naturali et gentium juxta disciplinam Ebraeorum.

**) S. 12. Vgl. auch Victor Cathrein: Moralphilosophie 4. Aufl. II. Bd. S. 693.

***) Vgl. Der Völkerbund im Lichte des Judentums von J. Heinemann, S. 6.

heit", die Billigung und Zustimmung zu ihrem Spruch und ihrer Entscheidung völkerrechtlicher Konflikte einholen müsse. Und damit gelangen wir zum letzten Punkte unserer Darlegung.

Die höchste und genialste Leistung der altisraelitischen Gottesboten ist das messianische Zukunftideal, das der ragende Hochgedanke des altbiblischen Ideenbaues ist, der Zielpunkt der monotheistischen Weltanschauung, die Deutung des tiefsten Sinnes in allem scheinbaren Unsinn der Weltgeschichte. Dem ewigen Kriege der Vergangenheit setzen sie den ewigen Frieden der Zukunft entgegen. Nicht wie ein stiller Sommerabend soll er kommen, sondern nach stürmischer Nacht soll er wie ein Frühlingsmorgen dämmern am Himmelssaume der Zeiten. Als Vorboten dieses messianischen Zeitalters erwartete man nach jüdischer wie nach christlicher Überlieferung eine Zeit der Weltkrisis, die man in Anlehnung an Ezech., Kap. 38—39, als den Weltkrieg des Gog und Magog, als die Fußtapfen oder Geburtswehen des Messias bezeichnete.*) Dieser erwartete Weltkrieg soll das Läuterungsfeuer sein, der das Echte vom Unechten reinigen wird, der Wettersturm, der alles Stolze und Übermütige niederlegen wird, das Weltgericht, das der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen wird. Dann soll er erscheinen auf Erden, der Friedensfürst, auf welchem ein göttlicher Geist ruhen wird: „Und er wird nicht richten nach dem Scheine seiner Augen und nicht entscheiden nach dem Gehör seiner Ohren, Gerechtigkeit wird das Gurtband seiner Lenden sein und Treue der Gürtel seiner Hüften". (Jes., Kap. 11). Und zahlreiche Völker werden zum Berge des Ewigen strömen und wallen und dort Belehrung suchen. „Und er wird richten zwischen vielen Völkern und entscheiden zwischen mächtigen Nationen bis in die Ferne; und sie werden umschmieden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Speere zu Rebenmessern, nicht mehr wird Volk gegen Volk das Schwert erheben und nicht mehr werden sie den Krieg üben" (Jes., Kap. 2 und Micha, Kap. 4).**)— Hier haben wir vor uns den ganzen Komplex von Gedanken, aus welchen eine ideale Neuordnung völkerrechtlicher Beziehungen aufgebaut werden sollte: hier haben wir den Friedenspalast auf der Zionshöhe, hier haben wir einen Völkerbund und einen Weltschiedsrichter, von welchem das Völkergewissen die Billigung völkerrechtlicher Entscheidungen und die Gewähr ihrer Gerechtigkeit empfangen soll, hier haben wir die allgemeine Abrüstung und den allgemeinen Dauerfrieden, mit einem Worte: die verwirklichte Weltreligion ist die verwirklichte Idee des Weltfriedens!

---

*) Es dürfte in diesem Zusammenhang interessieren, daß ein Bibelerklärer M. Malbim in seinem i. J. 1868 hebräisch geschriebenen Kommentar zu Daniel 12,12 das Jahr 1914 als das des Ausbruchs des Krieges von Gog u. Magog errechnet und vorausgesagt hat.

**) In einer älteren Talmudstelle (bab. Sabbat 63a) erklären die Weisen unter Bezugnahme auf diesen Bibelvers, daß Waffen den Menschen zur Schmach gereichen.

Diesem erhabenen Ziele wäre der ursprüngliche Wilson-Frieden zusammen mit der Verfassung eines Völkerbundes nach den Vorschlägen der deutschen Regierung (vgl. 6. Flugschrift der deutschen Liga für Völkerbund) so nahe als möglich gekommen. Der Friedensvertrag von Versailles vom 28. Juni 1919 mit seinem Torso eines Völkerbundes (vergl. 7. und 8. Flugschrift der Liga) hat sich leider von diesem Ziele weit entfernt. Er macht mit seinen 440 Paragraphen den Eindruck einer Pyramide, die über dem Grabeshügel des deutschen Volkes aufgerichtet wurde. Wo gibt es eine Macht, welche diesen Grabeshügel öffnen und das deutsche Volk zu neuem Leben erwecken könnte?

Einst schaute ein israelitischer Seher ein weitgedehntes Leichenfeld vor sich und er wurde gefragt: „Menschensohn, können diese Gebeine wieder lebendig werden?" Aus sich selbst heraus konnte es der Prophet nicht mit Gewißheit sagen. Aber er sah es als Ahnung in seiner Seele: ein Geist kam aus allen vier Windrichtungen und weckte die Toten aus ihren Gräbern zu neuem Leben (Ezech., Kap. 37). Das muß auch unser Glaube und unsere Hoffnung sein und bleiben: das Recht, das mit uns geboren wird, das Völkerrecht im naturalen und sittlichen Sinne dieses Begriffes, wird der Geist sein, der von allen vier Himmelsrichtungen kommen und eine Revision des Friedensvertrages von Versailles bewirken wird. Und dieser Geist wird auch das deutsche Volk erwecken zu neuem geschichtlichen Leben und kulturellen Wirken. Dann wird sich bewahrheiten das seherische Dichterwort von Conrad Ferd. Meyer:

Doch es ist ein ewiger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit.
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde!

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heiligen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht.
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblüh'n mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:

Friede, Friede auf der Erde!

Dr. Willy Cohn: Die Karlsbader Beschlüsse des Jahres 1819.

Siegreich war der Freiheitskrieg nach außen beendigt, aber im Innern hatte er dem deutschen Volke nicht das gehalten, was es erhofft hatte: Eine freie Verfassung für Deutschland und die Mitarbeit am Staatswesen. Dies erträumte man und statt dessen kam der alte Obrigkeitsstaat wieder und das Bündnis der reaktionären Regierungen: die heilige Allianz. Frankreich, in dem die Bourbonen zeigten, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hatten, das Rußland Alexanders I. und das Preußen Friedrich Wilhelms III. hatten sich zusammengetan, um überall da, wo das Aufflammen freiheitlicher Regungen dem bestehenden gefährlich werden konnte, sofort durchzugreifen. Was wunders, daß die Intelligenz Europas verärgert war und versuchte, soweit es irgend möglich, gegen diese Mächte anzukämpfen. Junge, begeisterte Studenten hatten sich 1817 auf der Wartburg zusammengefunden, um hier das Doppelfest der Reformation und der Schlacht bei Leipzig in den Oktobertagen zu begehen. Sie hatten nichts verbrochen, nur Reden waren gehalten worden, in denen man die Einheit Deutschlands betonte und die Hoffnung auf eine bessere Zeit. Die Versammlung war musterhaft verlaufen, nur am Schluß hatte man eine Verbrennung von Gegenständen vorgenommen, die besonders verhaßt waren. Unter ihnen befand sich auch ein Korporalstock und ein Codex der Gendarmerie. Dies allein waren schon schwere Verbrechen gegen die bestehende Staatsordnung und die Regierungen steckten ängstlich die Köpfe zusammen. Als dann zwei Jahre später der russische Staatsrat Kotzebue, in dem man einen Verräter sah, von dem Studenten der Theologie Sand ermordet wurde, war es eine feststehende Tatsache, daß es eine gefährliche Verschwörung gab, die drohte, die Ruhe Europas zu gefährden. Hiergegen mußte eingeschritten werden. Und im böhmischen Karlsbad, das in jenem Jahre den Höhepunkt seiner Geschichte erlebte, fanden sich Vertreter von Preußen und Österreich nebst Vertretern vieler anderer deutschen Staaten zusammen, um hier Beschlüsse zu fassen, wie man den drohenden Gefahren begegnen könnte. Nennt man die Namen eines Metternich und Gentz, die damals der Politik Österreichs und damit auch der des deutschen Bundes die Prägung gaben, so ist schon der Geist jener Zeiten gekennzeichnet.

Konnten sich auch die deutschen Mächte zu keinem Beschlusse zusammenfinden, wenn es galt, die Einheit Deutschlands aufzubauen und nationalen Forderungen Gehör zu schaffen, so war man sich hier bald einig, als es sich darum handelte, ein Netz polizeilicher Überwachung über das Bundes-

gebiet zu legen. Besonderer Haß galt den Universitäten, in denen man die Schützer des Umsturzes vermutete. Hier wurde ein außerordentlicher Bevollmächtigter eingesetzt, der Hörern wie Professoren gegenüber die größten Rechte erhielt. Wer einmal von einer Hochschule verwiesen war, der sollte auf keiner andern mehr Aufnahme finden. Daß man die Allgemeine Burschenschaft verbot, ist so selbstverständlich, daß man es nicht besonders zu betonen braucht, und mit ihr wurden natürlich die Farben schwarz-rot-gold verfehmt. Für den deutschen Idealismus der Jugend hatte man keinen Sinn. Jedes Geisteserzeugnis wurde durch die Bestimmung geknebelt, daß alle Druckschriften unter 20 Bogen Umfang dem Zensor vorzulegen seien, womit jede publizistische Tätigkeit unterbunden und die Ruhe des Friedhofes hergestellt war.

Schwarze Tage in der deutschen Geschichte waren jene Sommertage von Karlsbad, und die besten Männer Deutschlands wandten sich entsetzt von jenen Beschlüssen ab. Nicht in allen Regierungen aber war dieser Geist von Karlsbad wirklich lebendig, manche von ihnen und besonders die kleineren gingen nur widerwillig auf diesem Wege mit, den Preußen und Österreich sie führten. In dieser Beziehung bedeutsam ist der Bericht, den der Vertreter der Freien und Hansestadt Bremen, Senator Smidt, an seine Behörde sandte. Gewiß auch er war nicht das, was man einen fortschrittlichen Kopf nennt, und der „Bestand des Bestehenden" lag auch ihm am Herzen. Aber er erkannte, daß man auf dem falschen Wege war. Die Stimmung der deutschen Jugend und überhaupt der Besten im Volke schätzte er richtig ein, wenn er sagte: „Man will in Deutschland gemeinschaftliche Gegenstände der Liebe, der Achtung und der Hoffnung haben, und nur, wenn man diese zu vermissen glaubt, wird es möglich, daß man sich verführen lasse, Gegenstände gemeinschaftlichen Hasses zu ersehen, und sogar die Jugend hierfür zu interessieren imstande sein. Ein finsteres Brüten dieser Jugend über Gegenstände, welche von dem nächsten Kreise ihres Tuns und Treibens entfernt liegen, ist die reinste Unnatur, und es wird nicht viel bedürfen, um sie von dieser wieder zu entwöhnen. Es scheint daher nicht ratsam, dieselbe durch irgend ein Schreckenssystem mit jenem Zustande noch vertrauter zu machen. Man bestrafe den einzelnen Schuldigen nach der Strenge des Gesetzes, aber man hüte sich vor Maßregeln gegen die Masse, welche diese zu einer Einheit konzentrieren."

Ähnlich dachte der Bayrische Finanzminister Freiherr von Lerchenfeld, als er im Oktober 1819 an den Württembergischen Bundestagsgesandten Freiherrn von Wangenheim von München aus schrieb: „Wohl hat unserem Vaterlande nie eine furchtbarere Krisis gedroht, als durch die geheimen Machinationen der durch gleiche Ansichten verbundenen, durch gemeinschaftliche Besorgnisse aufgeregten und die List und Gewandtheit des einen unter

ihnen verstrickten Diplomaten zu Karlsbad. Nie hat sich die Gefahr der heimlich verbundenen Aristokratie, ihre Kühnheit und ihr krasser Egoismus der sie die heiligsten Güter der Souveränität entschlossen über Bord werfen läßt, um nur ihre Kaste unversehrt in ihren alten Verhältnissen zu bewahren, deutlicher und stärker ausgesprochen . . . Man verhinderte, daß die Monarchen über diese hochwichtige Angelegenheit andere Männer zu Rate ziehen, man behandelte sie als bloße äußere Angelegenheiten und wollte durchaus nichts von ordentlichem Vortrage in Konferenzen wissen." Aber was nutzte diese Gesinnung der Kleinen, die Großen lenkten das Steuer des deutschen Bundes nach einer anderen Seite. Die Einsetzung der Mainzer Zentraluntersuchungskommission krönte das jammervolle Werk von Karlsbad. Sie wurde in einer Sitzung des deutschen Bundestages vom 20. September 1819 einstimmig beschlossen. „Der Zweck dieser Kommission ist", so heißt es in jenem Beschluß, „gemeinschaftliche, möglichst gründliche und umfassende Untersuchung und Feststellung des Tatbestandes, des Ursprunges und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe, sowohl des ganzen Bundes, als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen, von welchen nähere oder entferntere Indizien bereits vorliegen, oder sich im Laufe der Untersuchungen ergeben möchten." Verheerend hat diese Kommission gewirkt, die die nicht vorhandene Verschwörung natürlich nicht ans Licht ziehen konnte, dafür aber so viele Existenzen vernichtete. Damals wurden Männer wie Anselm Feuerbach oder der Dichter Wilhelm Hauff zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt. Daß Preußen hier mit den schwersten und härtesten Strafen voranging, wird jedem ohne weiteres einleuchten, der den Geist jener Tage kennt.

Eine rühmliche Ausnahme aber gab es unter den deutschen Fürsten und die war Karl August von Sachsen-Weimar und Eisenach, der unsterbliche Freund Goethes und Schillers. Weimarer Geist stand so kleinlichen Machenschaften zu fern und witterte keine Umsturzgefahr, wo keine vorhanden war. War ja auch er mit der Gewährung einer Verfassung den anderen Bundesfürsten vorangegangen. Aber kein Schimmer des Lichtes, das von der Stadt an der Ilm ausging, fiel in jenen Tagen nach Potsdam, wo Friedrich Wilhelm III. ohne Verständnis für seine Zeit lebte. Es hat sich bitter gerächt. Wohl gelang es damals, durch eiserne Maßnahmen, die freiheitliche Bewegung einzudämmen, wohl konnte man jeden Zusammenschluß zu einem Bund verbieten, aber die Gedanken konnte man doch nicht verhindern, ihre Bahn zu gehen und weiter zu wirken und sich fortzupflanzen von Geschlecht zu Geschlecht. Auf Karlsbad folgte 1848 und auf dieses 1918, man konnte wohl den Gang der Weltenuhr um einen Tag von 100 Jahren aufhalten, man konnte sie aber nicht zum Stillstand bringen.

In der Verurteilung jener Karlsbader Beschlüsse sind sich die Historiker aller Richtungen einig. Schon Wilhelm von Humboldt sagte von ihnen, daß sie „schändlich, unnational und das Volk aufreizend seien". Selbst ein Mann wie Dietrich Schäfer kommt zu einer Verurteilung der damaligen Reaktion. „Im Polizeigeist der Karlsbader Beschlüsse", so sagt er, „versucht man zu ersticken, was bemüht war, Deutschlands öffentliches Leben in der Richtung zu entwickeln, wie sie der Zeitgeist unweigerlich forderte".

Was mögen die gelitten haben, deren Blüte unter jenem „Nachtfrost" erstarrte? Nur wenige erlebten ja eine Genugtuung, wie sie Ernst Moritz Arndt in der Paulskirche zuteil wurde, mancher für Freiheit und Vaterland begeisterte Student aber büßte jahrelang hinter Kerkermauern die Ideale seiner Jugend und kam nur als ein an Leib und Seele Gebrochener wieder heraus. Umsonst haben auch sie nicht gelitten, auch die Beschlüsse von Karlsbad konnten nicht hindern, was kommen mußte, das „stattliche Haus", das damals zerstört wurde, ist wieder aufgebaut worden und wird „trotz Wetter, Sturm und Graus" auch aus den Kämpfen der Gegenwart gefestigt hervorgehen.

Dr. Richard Paasch, Geh. Medizinalrat: Deutschland und Hellas.

Eine Parallele.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß altgriechische Sage in deutschem Wesen besonders volltönenden Widerhall finde. Homers Odyssee ist uns vertraut wie die Überlieferungen eigener Vorzeit. Odysseus, Telemach, Eumäos, Penelope und Nausikaa erscheinen uns wie aus deutschem Gefühl und Gemüt geboren. Sie reden zu uns eine verständlichere Sprache als alle Gestalten orientalischer und romanischer Dichtung. Von den späteren Griechen sind es vor allem Sophokles und Platon, die wir beinahe schon zu den unsern rechnen. Aus der attischen Tragödie erstrahlt uns germanische Sittlichkeit, und Platons Idealismus bildet bis in die neuste Zeit die Grundlage deutscher Philosophie im Gegensatz zu französischem Rationalismus und englischem Utilitarismus. So läßt denn auch Julius Langbehn, der Rembrandtdeutsche, die Richtlinie, die durch Deutschland nordwestlich in die Heimat Rembrandts vom Ryn deutet, in Griechenland ihren Anfang nehmen. Goethes Iphigenie, die das Land der Griechen mit der Seele sucht, ist daher im Grunde doch nur verkörpertes Deutschtum, wie es sich auch als Faust den Schatten der Helena heraufbeschwört, um mit Euphorion, dem Sprößling aus der Vereinigung von Klassizismus und Romantik, einen Gedanken

auszudrücken, der für uns nicht in Lord Byron, sondern erst in Friedrich Nietzsche seine weit über Deutschlands Grenzen hinausgehende Bedeutung erlangt hat. Denn auch Friedrich Nietzsche erblickte in allen Stadien seiner Entwicklung den Wertmesser für Kultur in einer dem Griechentum mehr oder weniger bewußt angepaßten Gefolgschaft und träumte von einer befruchtenden Durchdringung und Vereinigung deutschen und griechischen Wesens. Aber nicht nur im Wesen und Charakter seiner Bevölkerung, auch im Verlauf seiner Geschichte besteht eine für unser Vaterland leider vielleicht verhängnisvolle Ähnlichkeit mit Altgriechenland.

Eine Reihe von Verschiebungen der Wohnsitze, die als dorische und ionische Wanderung nach dem Verdrängen der Ureinwohner durch Eindringlinge von Norden her zu endgültiger Verteilung der Halbinsel geführt hatte, kann wohl mit den Unruhen verglichen werden, durch die Deutschland während der Völkerwanderungsstürme in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das Resultat war ein buntes Bild hier wie dort, da die seßhaft gewordenen Stämme, schon verschieden nach Herkunft und Sitten, in weiterer Anpassung an wechselreiche Landstriche völkische Eigenart und Gewohnheiten in ebenso buntem Wechsel herausbildeten. So kam es zu unüberbrückbaren Gegensätzen zwischen Athen und Sparta, Theben, Thessalien und Böotien. Unaufhörliche Reibereien und Kämpfe um die Vorherrschaft waren die Folge, wie Deutschlands unselige Kleinstaaterei Jahrhunderte hindurch zu innerer Zerfleischung, Fehden, Erbfolge- und Religionskriegen geführt hat.

In Deutschland aber wie in Griechenland ist es trotzallededem je einmal zu Sammlung und gemeinsamer Abwehr gekommen, als ein auswärtiger Feind ihrer staatlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit ein Ende zu machen drohte. Xerxes scheiterte mit seinen Eroberungsplänen bei Salamis, Marathon und Platää am Heldenmut der verbündeten Hellenen, und in den Befreiungskriegen vor hundert Jahren gelang es dem deutschen Genius, Preußen, Österreich und den Rheinbund nach schmachvoller Zersplitterung zur Vernichtung der französischen Fremdherrschaft zusammenzuschweißen. Eine weitere Ähnlichkeit könnte man noch in der Tatsache erblicken, daß beide Staatenverbände schließlich unter die Führung einer ihrem Stammesgefühl etwas widerstrebenden Militärmacht gerieten. Mazedonien und Preußen haben Griechenland und Deutschland nach nochmaligen Siegen über ihre alten Feinde zur politischen Einigung verholfen.

Hiermit möchten wir die Vergleichung zwischen beiden Völkern abbrechen; denn für Griechenland beginnt nun die Kette jener Ereignisse, die zu seiner Eroberung durch Rom führten. Mit dem Untergang seiner Freiheit wurde es eine Provinz des die größere Hälfte der damals bekannten Welt umspannenden Imperiums. Freilich haben dafür griechischer Geist, griechische Kunst und Wissenschaft diesem römischen Weltreich noch Jahrhunderte hindurch

Glanz und Ansehen gegeben. Athen und Eleusis, griechische Akademien und die Stätten griechischer Mysterien bildeten nach wie vor die Wallfahrtsziele für Tausende von Wissensdurstigen. Griechische Künstler schufen für den Luxus römischer Kaiserpaläste wie die Ausschmückung von Tempeln und Arenen im Osten und Westen. Griechische Gelehrte, Redner und Ärzte waren allerorts gesucht. Der Besiegte war zum Lehrmeister seines Zwingherrn geworden.

Eine Welt von Feinden strebt heute, Deutschland zu unterjochen. Frankreichs Rachsucht und Englands Mißgunst haben es verstanden, die Völker der Erde mit Haß gegen das aufstrebende Deutschland zu erfüllen, das seiner stetig wachsenden fleißigen Bevölkerung einen Platz an der Sonne sichern mußte. Die Würfel sind gefallen. Das Schicksal hat gegen uns entschieden. Die Zukunft malt sich uns in dunklen Farben. Aber als einen üblen Trost würden wir es bezeichnen müssen, wollten wir etwa Genugtuung lediglich darüber empfinden, daß deutsches Denken und Empfinden, daß deutsche Kultur die Gesamtmenschheit befruchten werde, selbst wenn Deutschland dazu verurteilt sein sollte, das Los Altgriechenlands zu teilen. Denn das soll und wird nimmer geschehen!

Die germanische Sage läßt Baldur, den strahlenden Lichtgott, durch seinen eigenen Bruder, den blöden und blinden Hödur, gefällt werden, dessen vom schlimmen Loki geleitetes Geschoß, der scheinbar harmlose Mistelzweig, ihn hinterrücks trifft. Der totsieche Baldur ersteht aber zu neuem Leben und unbesiegbarer Kraft.

Ludwig Drees:
Kultur.

Wehe dem Volk, das zu früh die Waffen an die Wand stellt, so schrieb damals sehr richtig der Vorwärts, als s. Zt. die Tatsache nicht mehr von der Hand zu weisen war, daß wir der Übermacht der Gegner in kurz oder lang erliegen würden. Leider war er aber nicht in der Lage, diese Ansicht bei späterer Entwickelung der Ereignisse weiter genügend vertreten zu können; der unausbleibliche Erfolg der Nichtbeherzigung dieser Warnung blieb nicht aus, und unser Volk muß nun den Trank, den es sich selbst durch die Novembergeschehnisse gebraut hat, auch bis zur Neige leeren.

Wehe dem Volk, das nicht den Wert der Geistesarbeit voll erfaßt, so kann man heute ausrufen, denn es wird unrettbar über kurz oder lang zu Grunde

gehen. Kultur und Geistesarbeit aber sind eng und untrennbar miteinander verbunden, ja man kann wohl sagen, das eine ist kaum ohne das andere denkbar. Die heutigen Bestrebungen gehen nun alle darauf hinaus in Massenarbeit und Massenausbildung ein möglichst hohes und vollwertiges Ziel zu erreichen, ohne dabei zu bedenken, daß das im Grunde genommen nur erreicht werden kann bei hoher und höchster Entwicklung der Einzelnen. Diesem Gesichtspunkte entsprechen die bei allen Kulturstaaten bestehenden Schul- und Bildungsanstalten, die in ihren Abstufungen und verschieden gearteten Lehrplänen auch entsprechend verschiedene geistige Ausbildungsziele erstreben.

Nun wird diesen Einrichtungen, die sich doch fraglos außerordentlich bewährt haben, denn Deutschland marschierte wohl vor dem Kriege bezüglich des allgemeinen Bildungsstandes mit an allererster Stelle von allen Ländern, der Krieg erklärt, und als Allheilmittel wird die Einheitsschule hingestellt. Gehen wir aber der Sache auf den Grund und wird dabei ehrlich verfahren, so stellt der ganze Kampf gegen die früheren Lehranstalten wieder nichts weiter dar als den Kampf gegen den Besitz, und das ist die Torheit, daß eben zur Zeit der Besitz, der doch an sich staatserhaltend wirkt, in jeder Beziehung durch die zeitigen Strömungen auf das äußerste gefährdet und größtenteils bereits vernichtet ist.

Es mag nicht ausgeschlossen sein, aber zu mindest ist es noch sehr fraglich, daß eine gewisse geringe Hebung des Allgemeinwissens durch die Einheitsschnle erreicht wird, gewiß aber ist, daß die höhere Bildungsstufe in ihrem Durchschnittsmaß erheblich zurückgehen und verflacht wird, denn es ist doch einleuchtend, daß an sich die Einheitsschule — selbst bei hochgestellten Anforderungen — nicht auf dem Stand unserer Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen und ähnlich hochstehender Anstalten gehalten werden kann. Die Folge also ist, daß eine sehr große Zahl junger Leute, die ohne direkt hervorragend begabt zu sein, immerhin mit Erfolg die fraglichen Schulen besuchen würden, nun dieser Ausbildung verlustig gehen sollen und wesentlich geringer gefördert werden. Der Leidtragende in weiterem Sinne wird natürlich dabei der Staat sein, denn ihm gehen die entsprechend ausgebildeten weiten Volksschichten verloren, unweigerlich wird hiermit ein Sinken des allgemeinen Kultur- und Bildungsstandes verbunden sein. Weit größer noch aber wie dieser Nachteil dürfte wohl die andere Gefahr sein, die uns dadurch droht, daß in unnötiger Weise weitere Kräfte der so nötigen Handarbeit entfremdet und teilweise völlig entzogen werden, während die an sich bereits überfüllten akademischen Berufe weiteren höchst unerwünschten Zuzug erfahren würden. Es darf und wird auch wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die im Vergleich zu den früheren höheren Bildungsanstalten einfachere Einheitsschule einen Anreiz für viele Bevölkerungs-

schichten bieten wird, die sich bei den früheren Verhältnissen — nicht zu ihrem Schaden — ohne weiteres der erwerbbringenden Handarbeit zugewendet hätten; das wird umsomehr der Fall sein, wenn von Staatswegen die Unterhaltungs- und Lehrmittelkosten zum größten Teile getragen werden sollen.

Das Wort „sollen" bedarf wohl der besonderen Betonung, denn es dürfte wohl sehr dahingestellt bleiben, ob es uns überhaupt möglich ist, auf den so schon bis auf den Grund geleerten Staatssäckel noch weitere nicht unumgänglich notwendige Kosten zu übernehmen. Allenthalben hat ja in dieser Beziehung auch bereits eine dahin gehende Bewegung eingesetzt, durch gänzliche Vereinheitlichung und Schablonisierung der Lehrbücher u. s. w. eine Verbilligung zu erzielen. Auf den ersten Blick bestechend, gewiß aber näher betrachtet eine Eindämmung und Beschränkung der freudigen Lehrtätigkeit der Pädagogen und weiterhin natürlich deren Erfolge, also Verflachung unserer Kultur in ihren Anfangs- und grundlegenden Lehranstalten. Die wirtschaftliche Frage, die ebenfalls das Buchhändler- und Verlagsgewerbe betrifft, beides eng mit dem Kulturzustande eines Volkes zusammenhängend, sei nur kurz erwähnt.

Die Glieder leisten nur tüchtige Arbeit, wenn sie von fähigen und wissenden Köpfen geleitet werden, also züchten wir fähige Köpfe und untergraben wir nicht die in vieler Beziehung hierfür so notwendige Vorbedingung, den Einfluß des Besitzes. Wer soll denn das teure Studium für alle zahlen, wer Bücher und Lehrmittel? Wohl nur in ganz beschränktem Maße kann das aus Staatsmitteln erfolgen, und die Nutznießer dieser beschränkten Mittel darf nie und nimmer die Masse, sondern dürfen nur wenige Auserwählte sein, deren spätere Tätigkeit dem Staat das Anlagekapital verzinsen muß. Aber nicht die wenigen Auserwählten allein sind für das Gedeihen des Volkes maßgebend, sondern auch für die Besetzung der vielen mittleren Stellen sind wissenschaftlich geschulte Köpfe nötig, die sich selbst auf eigene Kosten und Verantwortung ausgebildet haben, aus ihrer Masse kann dann nach freier Wahl Staat, Gemeinde und Privatunternehmen eine Auswahl treffen. Angebot und Nachfrage wird allein auf die Weise sachgemäß ausgeglichen und schon durch diesen Kanal fließt der Segen des Besitzers in breiten Strömen wieder der Allgemeinheit zu.

Besitz und Kultur hängen nun einmal untrennbar zusammen und beide haben das eine gemeinsame, daß sie sich nicht von heute auf morgen erwerben und aufbauen lassen, wenn sie der Gesamtheit Werte leisten sollen, nur in kleinen Anfängen durch Einzelarbeit vermag der ersprießliche Grundstock gelegt zu werden.

Der Grundbegriff des kulturellen Staates wurzelt in der Ehe, diese aber bedarf unbedingt des Schutzes des Besitzes, wie sie ja auch umgekehrt

zweifellos in ihrer Institution mit dem Gesetz des Erbrechtes einen Hauptanreiz für die Besitzerwerbung darstellt. Es ist aber durchaus erforderlich, daß nicht etwa nur das einzelne Individuum, das sich gerade im Genuß des Besitzes befindet, betrachtet wird, sondern vielmehr die Familie, der das zeitweilig besitzende Individuum angehört, man gewinnt alsdann erst die richtige Anschauung, daß eben der Besitz als solcher nichts anderes darstellt, als das Produkt erfolgreicher Arbeit Einzelner im Laufe mehrerer Generationen einer Familie, und diese Erscheinung ist nichts anderes als die Grundlage, auf der sich ein hoher Kulturzustand eines Volkes aufbauen kann. Hierin liegt der Unterschied begründet einmal zwischen menschlicher Gesellschaft und Tiergemeinschaften; in engerem Sinne dann zwischen Kultur- und Naturvolk, das Kulturvolk allein baut im Gegensatz zum Naturvolk und zur Tiergemeinschaft seine Existenzgemeinschaft und Möglichkeit nicht nur von heut zu morgen, sondern für eine ferne Zukunft auf, die letzten Endes erst nachgeborene Generationen erleben können. Hieraus ergibt sich dann ohne weiteres, daß der Besitz als solcher ja auch durchaus nicht nur als Eigentum Einzelner zu gelten hat, sondern gleichfalls in weiterem Sinne der Masse dient.

So treffend, so schön sagt unser großer Goethe: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!" Dieser Ausspruch sagt mit wenig Worten eigentlich alles, er legt klar, wie sich ein Kulturvolk dem Besitz gegenüber zu verhalten hat, wenn es wahren und dauernden Nutzen aus ihm ziehen will. Erhalten bleibt Besitz schließlich doch nur in der Hand eines Tüchtigen, hat eine Familie durch Jahre lange erfolgreiche Arbeit Einzelner sich einen Besitzstand erworben, so wird er immer nur solange in Hand der Familie bleiben, wie auch in den späteren Generationen Persönlichkeiten entstehen, die nach Goethes Worten erneut den Erwerb des überkommenen Besitzes anstreben. Niemals aber kann dem Volksganzen durch wilde Sozialisierung, d. h. durch überstürzte einschneidende umändernde Bestimmungen bezüglich des Besitzrechtes gedient werden, denn derartige Bestimmungen würden ja schließlich auf nichts anderes denn Enteignung hinauslaufen und die schwersten Schädigungen im ganzen Erwerbsleben nach sich ziehen. Etwas ganz anderes ist natürlich die Frage, ob sich durch allmähliche Umstellung der ganzen Arbeitsverhältnisse zwischen Arbeitnehmer und Geber ein anderer gangbarer Weg finden läßt, der in weitestem Sinne allen Beteiligten größeren allgemeinen augenblicklichen Nießnutz an den Früchten der Arbeit ermöglicht. Es darf wohl auch ganz offen gesagt werden, daß auch die einsichtvollen Mehrheitssozialisten durchaus auf diesem Standpunkte stehen und der Unterstützung aller rechtlich denkenden Parteien dürfen sie wohl hierin sicher sein. Hoffentlich gelingt es, einen engen Zusammenschluß in dieser Auffassung zwischen allen bürgerlichen und mehrheitssozialistischen Parteigängern zu erzielen, er allein wäre fähig, uns aus

dem zeitigen Dilemma hinauszuhelfen und einer erträglichen Zukunft entgegenzuführen.

Andere Maßnahmen aber, die die Besitzerwerbung als solche erschweren, ja die Besitzerhaltung unterbinden würden, sind nur geeignet, unsere Kultur im Lebensnerv tötlich zu treffen.

Geht der Besitz zurück, auch der Volksbesitz als Allgemeingut, und er wird es unweigerlich, wenn nicht der Einzelne im Maße seines Könnens für sich und seine Nachkommenschaft am Erwerb beteiligt wird, so wird auch die allgemeine Geistesbildung sinken und damit sinkt die Leistungsfähigkeit der Köpfe, die bestimmt sind, belebend auf die Glieder des Körpers zu wirken. Das aber wäre der Anfang vom Rückschritt; die Geistesarbeit muß höher bewertet werden, wie Hand- und Körperarbeit, schon aus dem Grunde, weil ein Kopf viele Handarbeiter zu leiten und zu beschäftigen imstande sein muß, ja weil oft von einem Kopf das Wohl und Wehe von vielen Lebewesen abhängt — der Feldherr in der Schlacht, der Ingenieur beim Brücken-, Tunnelbau u. s. w. — Kultur und Geistesarbeit gehen ebenfalls Hand in Hand und sind innig miteinander verknüpft, nur hohe Geisteskultur kann ihrerseits veredelnd auf die einfache Körperarbeit wirken und ein blühendes Handwerk nach sich ziehen, wie wir es besonders im Mittelalter gesehen haben, wo seinerzeit gleichzeitig eine Blüte des Geisteslebens mit der Blütezeit des Handwerks zusammenfiel. Auch die gehobene Handarbeit kann nie und nimmer der stützenden Geistesarbeit entbehren, sie wieder lebt sich in ihrer höchsten Vollendung, in innigster Gemeinschaft mit der Geistesarbeit zur Kunst aus — Malerei, Bildhauerkunst und Musik — die drei schönen Künste repräsentieren die goldenen Früchte, die ein in hohem Kulturzustand befindliches Land hervorzubringen vermag, in ihnen feiert die verfeinerte Kultur ihren höchsten Triumph. Auch die Kunst kann des Besitzes zu ihrer vollen Entfaltung schlecht entbehren, der Besitz, der dem irdischen Körper die leiblichen Bedürfnisse in reichem Maße zu bieten vermag, macht die Seele frei von kleinlichen Sorgen und läßt sie sich unbeschwert zu den olympischen Göttern emporschwingen. Geistesleben braucht unbedingt eine verfeinerte und mit gewissem Wohlstand ausgestattete Umgebung, um sich voll betätigen zu können, wie andererseits grobe und schwere Handarbeit robuste Natur und kräftige Muskulatur des Körpers zu ihrer Bewältigung erfordert.

„Handwerk hat einen goldenen Boden“, so lautet ein bewährtes altes Sprichwort, und so sehr sich auch im Laufe der Jahrhunderte die Zeiten geändert haben, es hat nach wie vor seine Berechtigung behalten, hüten wir uns davor, durch unsachgemäße Maßnahmen ihm die so nötigen Kräfte zu entziehen, im Gegenteil sollten alle Vorkehrungen getroffen werden,

ihm breitesten Zuzug zu eröffnen. Nie und nimmer aber dürfte das Ziel durch die beabsichtigte Umstellung unserer Schulverhältnisse erreicht werden, eher das Gegenteil, und fraglos wird sich das in späteren Jahren sehr störend fühlbar machen. Leider hat sich seit der Revolution ein Bestreben breit gemacht, all unsere bisher bestehenden Verhältnisse ummodeln zu wollen, und dabei wird nebst manchem Schlechten vor allem aber sehr, sehr viel Gutes über Bord geworfen, denn sehr viele gute, ja mustergültige Einrichtungen nannte unser Vaterland sein eigen, sonst hätte es nicht auf der lichten Höhe stehen können, von der es nun durch die Ereignisse der Geschichte gestürzt. Wenn wir aber je wieder einen Aufstieg erwarten wollen, so wird er uns nur gelingen bei höchster Pflege und Weiterentwicklung unserer Kultur- und Geistesarbeit. Sie in sachgemäßer Weise zu pflegen und fortzuentwickeln muß unsere Hauptaufgabe sein, es wäre töricht, wenn der Staat sich zur Erreichung dieses Zieles nicht der Vorteile des bestehenden Besitzes hierzu bediente, das aber allein ist möglich, wenn hierzu entsprechende Bildungsanstalten gegen Entgelt zur Verfügung stehen. Häusliche Erziehung, Umgang mit gebildeten Personen von klein auf weckt ohne weiteres die im Kinde schlummernde Veranlagung und geistige Entwicklung und alles das hängt untrennbar mit gewissem Wohlstand zusammen, ist nicht davon zu trennen und kann nicht einfach vom Staate ersetzt werden. Angenommen also, es wäre tatsächlich der Fall, daß die natürliche Begabung des einzelnen menschlichen Individuums mehr oder weniger gleich wäre und wenig von Vererbung abhängig, was aber noch sehr zu bezweifeln ist, so bliebe immer noch die Tatsache bestehen, daß die Umgebung ihren außerordentlichen veredelnden Einfluß ausüben muß und wird.

Soll etwas tüchtiges geschaffen werden, ganz gleich auf welchem Gebiete, so kann es nur durch allmählichen Aufbau geschehen, nicht aber im Augenblick durch Massenbetrieb der geistigen Volksausbildung, denn der Weg dürfte kaum zum Ziele führen. Sehr zu begrüßen wäre es natürlich, daß durch staatliche Fürsorge besonders Begabten auch der unbemittelten Stände der Weg zur Vollendung ihrer geistigen Ausbildung eröffnet würde, aber das darf nur auf eine kleine Auslese beschränkt werden, sonst wird das Gegenteil von dem, was beabsichtigt ist, erreicht.

Prof. Gustav Türk: Die deutsche höhere Schule.

Wenn ich wandern will, packe ich Ranzen oder Rucksack, und von seinem Inhalt hängt manches unterwegs ab. Aber der da wandert, ist doch schließlich nicht der Rucksack, sondern der ganze Kerl, und was in ihm steckt an Leib und Seele, wird die Hauptsache sein.

Was uns die Schule zur Lebensreise bietet, ist beiderlei, es ist Bildung für Leib und Seele und außerdem auch nützlicher Bedarf. Was zum Menschenwert gehört, will und soll jeder haben, und das muß der wichtige Hauptteil in niederer und höherer Schule sein; was nur Bedarf ist, kommt erst in zweiter Reihe. Und wenn es sich darum handelt, wegen der dem Menschen in Zeit und Kraft gesteckten Grenzen zu scheiden zwischen dem, was allen gemeinsam als unbedingt notwendig zu ihrer Entwickelung geboten werden und als Pflicht auferlegt werden soll, und dem, was ihrer freien Wahl überlassen werden kann, so wird grundlegend für die Scheidung die klare Erkenntnis sein, welche Schulgaben Bildungswert und welche bloß Nützlichkeitswert besitzen, was in die Seele und was in den Rucksack gehört.

Wollen wir d e u t s c h e Menschen bilden, so brauchen wir dazu nicht bloß auf der unteren, sondern auch auf der oberen Schulstufe deutsche Gedanken und Kenntnisse, einen möglichst tiefen Einblick in deutsches Wesen, zu dem deutsche Sprache, deutscher Glaube, deutsche Sitte, deutsche Kunst, deutsche Geschichte, deutsche Wirtschaft aller Zeiten gehört, ein überreicher Stoff, der sowieso nur in Auswahl geboten werden kann, in einer Auswahl des Besten und Echtesten und Kräftigsten. Neben dem eigenen Volkstum soviel vom Fremden, daß Verhältnis und Gegensatz klar wird, und neben dem Menschlichen das Sachliche, Unterricht von der Welt, die uns umgibt, und ihren Kräften.

Nun spukt freilich immer noch die Meinung, zur höheren deutschen Bildung reiche das Deutsche allein nicht aus, es müsse anderes darauf gepfropft werden zur Veredlung, Lateinisches, Griechisches, Jüdisches, Christliches und dergleichen. Und so ist denn Hunderte von Jahren eine deutsche höhere Schule gewesen und ist noch da, in der das Deutsche überwuchert und fast erstickt ist. Gymnasium nennt sich seit einem reichlichen Jahrhundert die auf deutschem Boden eigentlich seltsame Geburt wohlmeinenden, aber doch irrenden Humboldtschen Geistes. Kurd von Strantz hat neulich in „Deutschlands Erneuerung" ein kräftiges Wort hierüber gesprochen. Setzt man an die Stelle der lateinisch-griechischen die französisch-englische Schule, so wird das Übel womöglich noch schlimmer.

Wenn auch unsere höheren Schulen des eigentlichen deutschen Geistes nicht bar sind, so sind sie doch nichts weniger als seine Pflegestätten, denn sie räumen

ihm nur ein Winkelchen ein. Das Ergebnis ist denn auch die überwiegende Zerfahrenheit unseres Volkes. So und so viele, die begeisterte vaterländische Führer sein müßten, kommen über den allgemeinen Menschheitsdusel und über die Verehrung alles möglichen Fremdtums nicht hinaus, und wenn in einem Volke die Oberschicht nicht einheitlichen völkischen Geistes ist, wo soll dann unten die völkische Festigkeit herkommen, eine Festigkeit, die verhärtet ist gegen jeden Schwindel und gepanzert gegen jede Not. Wo ist die einheitliche vaterländische Gesinnung der gesamten Lehrerschaft, die sich ohne weiteres auf die Schülerschaft übertrüge? Hier klafft ein bedenklicher Hohlraum in der deutschen Eiche, die ja auch gefallen ist.

Soll der neue deutsche Geist besser sein, so muß er rückhaltlos deutsch werden. Das heißt: Pflichtfächer auch der deutschen höheren Schule seien nur deutsche Dinge nach dem Muster der Volksschule. Denn die wirklich deutsche höhere Schule soll doch auch eine Volksschule sein. Der Wunsch, dem deutschen Unterrichtsstoff den Vorrang zu geben, ist schon seit langer Zeit immer wieder hervorgetreten, hat aber immer noch nicht zu einer entschiedenen Folgerung geführt. Auch der neueste Vorschlag des „deutschen Gymnasiums" begnügt sich noch mit einer Halbheit: es soll immerhin den Schülern doch wenigstens eine fremde Sprache aufgenötigt werden. Wagen wir ruhig noch einen weiteren Schritt und gehen aus den fremden Fesseln gänzlich hinaus, damit der deutsche Jüngling endlich ein deutsches Reifezeugnis bekommen kann aus rein deutschen Fächern, die dann auch mit allem Ernst behandelt und gewertet werden können, während jetzt schon seit langer Zeit das Augenzudrücken einen bedenklichen Umfang angenommen hat. Gerade die fremden Sprachen sind das Feld, auf dem bei dem gegenwärtigen Zwange eine ewige Stümperei und Mogelei herrschen muß, denn die Befähigung für solche Dinge ist nur wenigen gegeben — ohne daß glücklicherweise die Lebenstüchtigkeit darunter leidet — und die anderen suchen sich eben durchzuschlagen. Der Lehrer sieht zwar den dauernden Mißerfolg, muß ihn aber durch möglichst ermäßigte Anforderungen verdecken, und auch wo doch noch ein „mangelhaft" herauskommt, wird darüber bestimmungsgemäß in weitem Umfange hinweggesehen. Denken wir uns in den höheren Schulen neben dem Pflichtgange, in welchem solche zarte Rücksichten dann wegfallen können, für die fremden Sprachen wahlfreie Abteilungen, so ist auch hier dem Übel die Wurzel abgegraben. Wer sich hier einfindet, muß die Sache ernst nehmen und bekommt ein ungeschminktes Zeugnis. Kommt er wider Erwarten nicht vorwärts, so scheidet er aus. Die Hochschule fordere, soweit nötig, neben dem Reifezeugnis ein oder mehrere Sprachzeugnisse. Dagegen müßten allerdings die Berechtigungen, welche sonst mit den jetzigen Reife- und Schulzeugnissen verbunden sind, auch ohne die fremden Sprachen bestehen bleiben. In den allermeisten Fällen wird das ohne Schwierigkeit möglich sein. Rein deutsche Ämter und Beschäftigungen müssen doch versehen werden können ohne die fremden

Sprachen und namentlich ohne den fremdsprachlichen Schein; denn in den meisten Fällen ist es nur ein solcher.

Wem der gesunde und zwingende Grundgedanke nicht einleuchtet und eine genügende Gewähr für die Güte der Sache ist, der sträube sich wenigstens nicht gegen einen Versuch. Es muß doch ohne große Kosten und Umstände möglich sein, eine solche höhere Schule zu schaffen, wie oben angedeutet. Es gibt Eltern genug, die mit Freuden ihre Söhne ohne den fremdsprachlichen Zwang erziehen lassen möchten, aber Deutschland bot ihnen bisher keine solche deutsche Schule. Nur darf man, wie gesagt, nicht durch beschränkte Berechtigungen einen Riegel vorschieben.

Gegenüber den von der Hochschule aus immer wieder geäußerten Bedenken sei erstens betont, daß die höhere Schule nur für einen kleinen Teil ihrer Schüler die Vorstufe für die Hochschule ist und daß die freien Sprachabteilungen ja alles bieten können und sollen, was irgend nötig ist. Wer wahlfrei Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch lernt, soll in den betreffenden Abteilungen und Lehrgängen genau soweit gefördert werden, als es bisher dem Lehrplan entsprach, bei den meisten aber nicht erreicht wurde. Das Alter, in dem sich der Schüler zum fremdsprachlichen Unterricht melden darf, müßte weit heraufgerückt werden, um nicht die Muttersprache, wie jetzt leider geschieht, zu beeinträchtigen. Je nach Begabung könnte der Knabe mit 12, 13, 14 Jahren anfangen. Der Unterricht ließe sich wohl im allgemeinen dreistufig gestalten mit der Möglichkeit längeren Verweilens namentlich auf der Oberstufe, ebenso mit der Möglichkeit der Teilnahme nach erlangtem Reifezeugnis; noch manches andere ließe sich über zweckmäßige Ausgestaltung sagen, doch führt das hier zu sehr ins einzelne. Jedenfalls ist der Vorwurf von vornherein abzuweisen, als müßte die Gründlichkeit fehlen, weil kein allgemeiner Zwang herrscht und also die vielen hemmenden unfähigen und unlustigen Mitsitzer nicht dabei sind.

Für diejenigen Schüler, welche auf die fremden Sprachen verzichten, würde der Stundenplan zwar nicht um die volle Zahl der jetzigen fremdsprachlichen Stunden zu kürzen sein, aber immerhin eine erhebliche Entlastung erfahren, und das wäre ein Segen, der dem jungen Geschlechte sehr zu gönnen wäre; denn gesundheitstärkend ist der gegenwärtige Schulzustand nicht trotz der eingeschobenen Freizeiten.

Also man schaffe, zunächst versuchsweise, nicht ein deutsches „Gymnasium", sondern eine deutsche höhere Schule!

Margarete Pochhammer: Dantes Hölle erwartet die Schuldigen.

So viel wissen wohl alle Gebildeten von Dantes Göttlicher Komödie, daß der große Florentinische Dichter darin seine Wanderung durch die drei Jenseitsreiche, Inferno, Purgatorio, Paradiso, beschreibt. Vielleicht ist aber nicht allen der Sinn dieser — erträumten — Wanderung gegenwärtig: die Wertung der Menschenschuld. Mit erstaunlicher Kühnheit und Sicherheit weist Dante sowohl geschichtlichen Persönlichkeiten wie vor ihm verstorbenen Zeitgenossen in der Hölle, auf dem Berge der Läuterung und auf den Sternen die Plätze an, die sie seiner Meinung nach verdienen. —

In der Hölle erleiden die Sünder, die, Böses wollend, keiner Besserung fähig, bis zum Tode trotzig, auf Erlösung nicht mehr hoffen dürfen, furchtbare, zum Teil groteske Strafen, die als Seelenqualen aufzufassen sind.

Den Berg bevölkern die Seelen derer, die zwar auch Unrecht getan haben, doch ihr Verfehlen erkannten und mit ernster Selbsterziehung an sich arbeiten; deshalb zum irdischen Paradiese und zur Seligkeit aufsteigen dürfen.

Im Himmel weilen die Erlösten, Seligen. —

Jedes der drei Reiche ist in sieben Stufen eingeteilt, die einander entsprechen; so daß dieselbe Art von Sünde auf gleicher Stufe in der Hölle bestraft, auf dem Berge abgebüßt wird und im Himmel als überwunden gilt.

Die sieben Stufen der Hölle decken sich mit neun Kreisen.

Den Weg durch die Unterwelt und den Berg hinan aber sollen wir, wie Dante, als Lebende in Gedanken gehen, um unsere Sünde an den Taten der Abgeschiedenen zu messen, unsre Schuld zu erkennen. —

Daraus, an welcher Stelle Dante bei seiner Jenseitswanderung die einzelnen Menschen — geschichtliche wie zeitgenössische — findet, ist klar zu verstehen, was er von ihnen hält. Die sittliche Größe seines Urteils gibt dem Gedicht den unsterblichen Wert. —

Bei Dantekennern ist wohl manchmal seit dem Beginn des Weltkrieges der Wunsch aufgetaucht, unsre Zeitgenossen, die Handelnden in dem größten Drama der Weltgeschichte, für das Urteil der Mitwelt und Nachwelt auf die berühmten Danteschen Stufen zu verteilen. Seit dem Friedensschluß ist dieser Wunsch wohl noch lebhafter geworden. Denn nachdem wir zum Eingeständnis einer Schuld gezwungen worden sind, von der wir uns frei wissen, während die Feinde sich ihre Unschuld und darüber hinaus gehende

Tugenden in hochtönenden Erlassen bescheinigt haben, ist es noch viel schwerer geworden, die Wahrheit zu ergründen und ans Licht zu bringen.

„Die Geschichte wird entscheiden", hört man oft als aufrichtig gemeinten Trost. Aber damit wird doch der armen Klio eine unlösbare Aufgabe gestellt — wenn wir ihr nicht zu Hilfe kommen. Denn die Geschichte ist ja doch auf das angewiesen, was die Gegenwart ihr hinterläßt, und das ist, wie wir alle wissen, ein Wust von Behauptungen, Anklagen, Gegenbehauptungen und Gegenanklagen. Die Beweise fehlen noch. Die Entente ersetzt sie durch Beschimpfungen. Auf unsrer Seite sollen Dokumente von so zwingender Beweiskraft vorhanden sein, daß sie hinreichen müßten, der irre geführten Welt die Augen zu öffnen. Warum man ihre Bekanntgebung unterläßt oder hinausschiebt, entzieht sich unserm Urteil. —

Nach der Meinung vieler ist die Schuldfrage deutscherseits nicht rechtzeitig als das erkannt worden, was sie in Wahrheit von vorn herein gewesen ist. Nur auf dem Grundstein unsrer vermeintlichen ungeheuren Schuld konnte ja das Gebäude von Lug und Trug, von Rechtsbrüchen und Grausamkeiten aufgerichtet werden, das der Versailler Friede krönt. Daß wir diesen Grundstein nicht beizeiten zerstört haben, ist eine Schuld gegen uns selbst. Aber es ist keine, für die wir der Hölle verfallen müßten. Wir dürfen diese Schuld, wenn erkannt, auf dem Berge der Läuterung abbüßen — da, wo die Hochmütigen Steine schleppen. Die schweren Felsblöcke, unter deren Last sie dahin schreiten, beugen ihnen das Haupt, das sie zu hoch getragen haben. (Purg. X.)

Haben denn nicht auch wir das Haupt zu hoch getragen, als wir den Mahnungen, doch für unsern guten Ruf in der Welt zu sorgen, immer wieder entgegneten: „Unsre Taten sollen für uns sprechen. Wir verschmähen es, uns mit Worten zu rechtfertigen"?

Das Bewußtsein unsrer Unschuld machte uns stolz. Wir fürchteten, uns etwas zu vergeben, wenn wir das, wovon wir durchdrungen waren, andern klar zu machen suchten. Deshalb haben wir der Irrlehre von unsrer Schuld am Kriege keinen genügend starken Widerstand entgegen gesetzt, und nun hat sie unser Schicksal besiegelt. —

Doch nein! — Nur in der Hölle ist alles zu Ende. Der büßende Aufstieg dagegen bedeutet Hoffnung. Die Kraft, die auf Grund klarer Selbsterkenntnis sich selber meistert, die sich durchringt zum Guten, bis die Sünde vergeben ist, die wird, wenn befreit von der Schuld, sich zu neuen Taten aufraffen. Wenn aus dem Hochmut, mit dem wir uns gegen die Erläuterungen unsres Handelns gesträubt haben, wahre deutsche Demut geworden ist — nicht kriechende, sondern aufrechte — dann wird die Welt von deutschen Taten hören, die nicht wieder mißverstanden werden. —

In ähnlicher Weise, wenn wir Danteschen Geist bei der Musterung der Gegenwart zu Hilfe nehmen, werden wir noch manchen deutschen Versager finden, der auf den Berg der Läuterung gehört. Mängel, Irrtümer, Torheiten, Schwächen haben an unserm Verhängnis mitgewirkt. Doch alle, die für den Krieg verantwortlich sind, haben Rechtes gewollt auch da, wo sie Verkehrtes vollbrachten. Keiner hat aus bösem Willen Böses getan, keiner hat an andres als die notwendige Abwehr übermächtiger Gegner gedacht. Was an Fehlern dabei mit untergelaufen ist, schädigte das eigene Volk mehr als die Feinde — ein Beweis dafür, daß es nicht mit böswilliger Absicht geschah.

Deshalb hat die Hölle nichts mit diesen Fehlgriffen zu tun. Sie werden auf dem Berge der Läuterung abgebüßt und sind der Vergebung auf seinem Gipfel sicher. —

Anders die Feinde. —

Sie sind nicht in ein tragisches Verhängnis gestoßen worden, sondern haben von Anfang an einen bestimmten Willen gehabt. Einen bösen Willen: das Glück des deutschen Volkes zu zerstören, weil dieses Glück ihnen im Wege war. Wer daran noch gezweifelt hat, den hat wohl endgültig der am 28. Juni geschlossene „Friede" belehrt; diese grausame Vergewaltigung eines friedlich gewesenen und wieder friedlich sein wollenden Volkes. —

Im siebenten Höllengesange heißt es:

„Hier stehn Tyrannen weit und breit . . .
„Hier ächzen, die Gewalt zur Macht erhoben".

Sie werden durch Eintauchen in den heißen Blutstrom bestraft. —

Einer der ergreifendsten Höllengesänge (XXXIII) schildert den Hungertod des Grafen Ugolino und seiner vier Söhne. Sie saßen gefangen im Turm, bang der Speise harrend.

„Da hört' ich unten sie den Turm verschließen", spricht Ugolino zu Dante.

„Und sprachlos starrte ich ins Angesicht.
„Den Kleinen, ohne Tränen zu vergießen." —

Sein ehemaliger Freund, Erzbischof Ruggieri, hatte den mörderischen Befehl gegeben. —

Der Vater sieht seine süßen Knaben hinsterben, ehe ihn selbst das Schicksal ereilt. Zum Schlusse seines grausigen Berichtes klagt er:

„Schlugst du den Mann in Bande,
„Was taten dir die armen Knäblein? sprich!" —

Was taten der Entente deutsche Frauen und Kinder? —

Hunderttausende sind durch die Blockade getötet worden. Das, wofür wir den Schmachfrieden unterzeichnet haben, die Öffnung des deutschen Hungerturms, wurde noch lange hinaus gezögert. —

Die Strafe, die Ruggieri erleidet, ist eigenartig: der durch ihn gemordete Ugolino muß unaufhörlich an dem Schädel seines Mörders nagen:

„Als wenn ein Hund am Knochen satt sich machte,
„So unter seinem Biß der Schädel krachte". —

Und doch war Ugolino auch ein Sünder. Er wurde durch seinen Aufenthalt in dieser Höllenregion dafür bestraft, daß er als Feldherr untreu am Vaterlande gehandelt hatte. Diese schwere Schuld aber wiegt in Dantes Augen leicht gegenüber dem Mordenwollen Unschuldiger. —

Die Folgerung für unsre Gegenwart ergibt sich von selbst. — — —

Doch die Entente behauptet ja, daß bei allen ihren Maßnahmen edelste Beweggründe sie geleitet haben, daß sie der Wohltäter der Menschheit sei. —

Die Heuchler schleichen durch den achten Höllenkreis, vermummte Gestalten, deren unförmige Kutten golden glänzen, doch unerträglich drücken, weil sie mit Blei gefüttert sind. (Inf. XXIII.) — — —

Wir alle wissen, daß die klare Erkenntnis unsrer Kraft die Feinde zu dem Gebrauch der Lüge als Kampfmittel bewogen hat in einem Ausmaß ohne geschichtliches Beispiel. —

Dante findet die Lügner so verächtlich, daß sie ihm kaum des Zornes wert sind. Aber tief unten, nahe der Gletscherwelt des Satans, hausen sie und klagen sich gegenseitig an. (Inf. XXX.)

So scheinen die Führer unsrer Feinde an mehreren Stellen der Hölle zugleich heimatberechtigt. —

Endlich steht Dante mit sprachlosem Staunen vor dem Fürsten dieses Schreckensreiches, dem riesigen Luzifer. In seinen drei Mäulern baumeln die nach Dantes Meinung größten Verbrecher der Weltgeschichte: Judas Ischariot, der Verräter des Herrn; Brutus und Cassius, Cäsars Mörder.

Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf:

Sollten nicht diese beiden, die einen Einzigen getötet und dafür nun schon so lange gelitten haben, den Massenmördern des Weltkriegs Platz machen dürfen? —

Gebührt nicht Männern, die den Tod von Millionen auf dem Erdenrund zu verantworten haben, der tiefste Platz, die furchtbarste Strafe da unten?

Dante hilft uns dazu, den großen Unterschied zu erkennen zwischen feindlicher und deutscher Schuld. Jene ist von der Art, wie die Hölle sie straft; diese so, wie sie auf dem Berge abgebüßt und vergeben wird.

Sehen wir nicht jetzt schon aus aller Not heraus eine Sehnsucht nach Läuterung, nach Veredelung durch das Land gehen? Während die Feinde in verbissenem Trotz an dem einmal gewollten Unrecht fest halten. —

Dantes Hölle erwartet die Schuldigen. —

Dr. E. Hofmann: Künstlertum und Politik.

„Ein häßlich Lied, pfui ein politisch Lied." Gewiß, aber die Zeiten sind vorbei, wo sich der behäbige Bürger freuen konnte, „wenn drunten in der Türkei die Völker auf einander schlagen". Es ist unmöglich geworden, sich in diesen Zeiten, wo die schwersten Umwälzungen vor sich gehen, als interesseloser Zuschauer bei Seite zu stellen, und es ist zudem nur eine Folge der Zivilisation, wenn auch ferne Erschütterungen ihre Ausstrahlungen bei uns bemerkbar machen. Wir sind mit Schlagworten überfüttert worden, aber das von der „großen" Zeit, fälschlich für den Krieg angewendet, stimmt für heute. Wir stehen an einem Wendepunkt einer Periode, nur zu vergleichen mit dem Untergang Roms, als die Naturvölker aus ihren Wäldern über die zivilisierte, überzivilisierte und daher dekadente Welt hereinbrachen. Wenn es sich jetzt nur um die Zivilisation allein handelte, wäre die Gefahr nicht so groß, aber unsere Kultur steht am Spiel. Und diese Erkenntnis, bei manchen auch nur Instinkt, hat es mit sich gebracht, daß auch so viele Künstler aus ihrer Reserve hervortraten und aktiv in die Räder politischen Geschehens eingriffen. Ich sehe von denen ab, die glaubten, eine günstige Konjunktur ausnützen zu können, im Glauben, daß es sich im Trüben gut fischen lasse, die ein Geschäft witterten. Obwohl nichts auszusetzen wäre, wenn die Kunst auch materielle Früchte zeitigt, wenn dies als — angenehme — Folge, nicht aber als treibendes Motiv geschieht.

Daß gerade so mancher Künstler sich den radikalsten Strömungen angeschlossen, dort mit Führerrollen hervorgetreten, kann kein bloßer Zufall sein, wenn es auch im ersten Augenblick unsinnig erscheinen mag, Kulturträger, Kunstschaffende im andern Lager zu erblicken. Künstlertum und Menschentum — bürgerlich genommen — sind in den Erscheinungen des äußeren Lebens heterogene Elemente. Politik, politeia, die Lehre vom Staate, soziale, wirtschaftliche, kulturelle Probleme umfassend. Geführt von Berufspolitikern oder Bürokraten. Wenn es sich nur um Verwaltungsrecht handeln würde, um Staats- oder Völkerrecht könnte man ja bei dieser Praxis verbleiben; daß aber diese Leute auch die rein wirtschaftlichen Fragen bestimmen, ist schon nicht mehr einzusehen. Ein Unding aber, wenn von ihnen die Kulturangelegenheiten bestimmt werden sollen. So ist die Forderung des Theosophen Dr Steiner, der in einem Aufruf die Dreiteilung dieser bisher gewohnheitsmäßig zusammen redigierten und doch wesensfremden Materien, des Politischen, Wirtschaftlichen und Kulturellen, fordert, durchaus berechtigt, und es ist zu hoffen, daß sich die allen Umwälzungen skeptisch gegenüber stehenden Praktiker

dieser Idee nicht verschließen werden. Sie besitzt zudem eine Eigenschaft, die nicht jeder Idee anhaftet, sie ist im höchsten Grade zeitgemäß. Damit sind wir bei einem springenden Punkte angelangt.

Im Anfang war die Idee. Entstanden aus ahnendem Instinkt wie ein eruptiver Ausbruch, oder aus dem Vorgang systematischer Gedankenfolge, gleichviel. Künstlertum dort, Wissenschaft hier, mitunter Mischformen. Schöpfer sind sie beide. Ihr Auftreten entweder als Evolution, als folgerichtiger Aufbau, oder als Revolution, dem Bruch mit Vergangenem. Der Künstlernatur steht diese Form näher, weil er aus größerem Impuls schafft, als stärkeres Temperament vom Triebhaften geleitet. Er ist daher umstürzendes Element, glaubt es wenigstens zu sein. Und in unserm Zeitalter, — im weiteren Sinne genommen, nicht nur die Jahre des Krieges und seine Folge, — das nicht einheitlich orientiert, eine weitgehende künstlerische Zerfahrenheit zeigt, wenn man auch schon den Entwicklungsgang der Zukunft in engen Umrissen erkennen kann, glaubt der Künstler im Suchen nach neuem Stil, im Betonen des persönlichen Ausdrucks, Revolutionär sein zu müssen.

Mit dieser Voraussetzung erblickt er auch die andere Welt. Gefühle sind seine Grundlagen, nicht Gedanken. Er rechnet mit Empfindungen, schwelgt in Theoremen. Praktische Durchführung ist ihm, dem Ideologen, quantité negligeable. Kritische Betrachtung verschmäht er, er ist Positivist. Dieses Prinzip, das künstlerische Berechtigung hat, will er auch im andern Leben umsetzen, darin besteht sein Irrtum. Er schaut die Umwelt mit dem Auge eines neu Schaffenden, der Erde fremd; sein Kreis ist nicht die Realität, daher ist er seinem inneren Wesen nach Theoretiker. So sieht er auch in jenen Fällen, die realer Lösung bedürfen, die Abstraktion. Das Ergebnis: Ein Schiffbruch in der Praxis. Er kann die Idee nicht mit der Tat auseinanderhalten, sie sind ihm eins. Er vergißt, daß zwischen beiden ein langer Weg liegt, eine große Spanne Zeit. Daß es so sein muß, aus inneren Gründen, aus Naturnotwendigkeit. Denn die Idee ist der Zeit voraus, weil das Genie mit seinem Blick in der Weite das Kommende ahnt.

Damit es sich aber als Realität manifestieren kann, braucht es vorbereiteten Boden, die Reife der Zeit. Dann hat es Logik, wenn der Samen keimt, die Saat aufgeht. Frühzeitiges Gebären ergibt eine Fehlgeburt, einen Foetus ohne Lebenskraft. So war es immer, wird es immer sein. Es gibt nichts neues auf der Erde, es ist alles schon dagewesen, sagt der eine, alles fließt, der andere, verschiedene Ausdrucksformen, ein Inhalt.

Politik aber ist bitterste Realität, kalter Verstand, aber nicht Gefühle. Deshalb haben die Deutschen bisher auf diesem Gebiete kläglich abgeschnitten; deshalb ist es ein contradictio in adjecto, der Künstler als Politiker. So nämlich, wie jetzt Politik aufgefaßt wird; nicht wie es sein soll, daß Kultur-

fragen von berufener Seite behandelt werden. Dann ist die Rolle des Künstlers im öffentlichen Leben eindeutig bestimmt, dann weiß er, wo sein Platz steht. Er gehörte zwar schon jetzt zu den Personen der Öffentlichkeit, aber mehr als Dekorationsfigur ohne Stimme. Begreiflich im übrigen, denn der Künstler ist kein Bürger im eigentlichen Sinne, er ist im Grunde genommen unsozial, er i s t, wenn er auch anders wirkt. Dies ist aber lediglich eine Folge, jedoch nicht das Produkt einer Absicht.

Daß jetzt manche Künstler aus der Zuschauerrolle zu der einer agierenden Person umschwenken, ist ebenfalls keine zufällige Erscheinung. Sie wittern das Entstehen einer neuen Welt, einer bis auf den Grund gehenden Änderung. Es ist unmöglich, den Ereignissen in ihre Gänze gerecht zu werden, Objektivität erfordert Distanz. Aber das eine ist sicher eine Periode, das sogenannte bürgerliche Zeitalter ist vorbei. Der Kampf gegen den Kapitalismus (in der Erscheinungsform der Diktatur eine Kaste, der Bourgeoisie) wird mit dessen Niederlage enden.

Wenn wir diese Epoche kritisch betrachten, die für ein Zeitalter eine erstaunlich kurze Rolle gespielt, können wir schon jetzt zu einem wertenden Urteil gelangen. Wirtschaftliches beiseite; ein ungeheurer Aufschwung der Zivilisation, einer Verbesserung äußerlicher Lebensformen, Komfort, Technik, Bequemlichkeit. Damit im engsten Zusammenhang ein Überschätzen des Materiellen, ein innerliches Verarmen. Es ist kein Zufall, daß dieses Zeitalter keinen Stil, keinen einheitlichen künstlerischen Ausdruck geschaffen, daß in diesem Zeitalter ein Tiefstand des Geschmackes zu sehen, der unlogisch erscheinen müßte, wenn nicht diese Zeit den Zusammenhang mit der Kunst verloren hätte. Nur in einer solchen Epoche konnte ein Schlagwort wie l'art pour l'art entstehen, weil sich der Künstler mit einer Zeit, die wohl Zivilisation, aber nicht Kultur hatte, — denn diese braucht Muße zur inneren Einkehr — im grundsätzlichen Widerspruch befinden mußte. In seinem geistigen Antipodentum glaubte er somit auch sich in Sachen der Politik jener Richtung anschließen zu müssen, welche den Kapitalismus, das Produkt der ihm feindlichen Kaste, der Bourgeoisie, was etwas anderes bedeutet wie Bürgertum, auf das radikalste bekämpft und ihm einen Vernichtungskrieg ohne Schonung ansagt. Eine Handlung, die scheinbar logisch durchgeführt, doch gerade das Gegenteil des Gewollten involviert, weil dadurch der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben würde. Wenn wir die Bourgeoisie als kunst- und kulturfeindlich befehden, und nur in diesem Punkt kann der Künstler als Gegner auftreten, weil er die materiellen Vorteile mit genoß, so müssen wir in den anderen Strömungen, heißen sie nun Bolschewikentum, Kommunismus oder Spartakus, ebenfalls einen kulturfeindlichen Faktor sehen. Es ist klar, daß Schlagworte wie Gleichheit und Freiheit gerade auf einen Künstler einen Zauber ausüben müssen, hier ist aber zugleich der Angelpunkt für ihn. Beides zu-

sammen, Gleichheit und Freiheit schließen einander aus, die Entscheidung lautet entweder — oder. Und diese Elemente haben sich für die Gleichheit entschieden, der Begriff der Freiheit sinkt bei ihnen zu einem blutlosen Schemen herab. Für den Künstler ist es aber gerade umgekehrt. Die Gleichheit ist ihm nichts, die Freiheit alles. Er ist also verblendet, schwört er auf das kommunistische Programm. Eigentlich müßte ihn schon ein Wort stutzig machen: „Diktatur des Proletariats". Die Betonung hierbei auf dem ersteren. Diese Forderung, unvereinbar mit jeglicher Kultur, würde die Errungenschaften der Revolution, welche den Imperialismus beseitigt, wieder zu nichte machen.

Diktatur, gleichviel von welcher Kaste oder Masse, bedeutet Unfreiheit. Das alte System gestützt auf die Macht der Bajonette, mit einer kleinen Änderung der Formalitäten. Eine Herrschaft einer Minderheit, ein Ausschluß der übrigen. Mehr Spielraum gewährte ja da die vorsozialistische Periode, stand sie auch der Kunst fremd gegenüber. Fremd, aber nicht feindlich. Feindlich aller Kultur muß aber eine politische Anschauung sein, die dem Individualismus, dem alleinigen Nährboden der Kunst, Absage leistet, alles in gleiches Schema pressen will. Sozialisierte Kunst ist ein Unding.

Es ist möglich, daß wir in der Kunst zuviel sehen, ihre Bedeutung für das Menschentum überschätzen, ihren ästhetischen Inhalt überwerten. Wenn dem aber nicht so wäre, so gehörte man eben nicht zu den Kunstschöpfenden. Der rein menschlichen Natur liegt das Ethisch-religiöse näher. Und im bolschewistischen Programm — Gerechtigkeit auch den Gegnern — liegt manches, was bis in den tiefsten Grund reicht, es ist nicht nur eine politische Richtung, ein soziales Programm, sondern, wenn auch versteckt, eine religiöse Überzeugung, ein Mystizismus, der auf slavischem Boden besser gedeiht wie in unseren Breiten. Die Auswüchse, geboren in einer fanatischen Zeit, deren blutdurchtränkter Odem ein vernünftiges Denken unmöglich macht, mußten uns ein Zerrbild geben, etwas anderes kennen wir davon nicht. Es handelt sich hier aber nicht darum, gegen dieses eine Philippika zu donnern, sondern um das Prinzipielle.

Dieses ist es auch, was dem Künstler in diesen radikalen Strömungen vorschwebt, dem schaffenden, der immer etwas von einem großen Kinde in sich trägt. Der Sozialismus hat sich endgültig durchgesetzt, hat gesiegt, weil die Zeit für ihn gekommen, der Boden reif wurde. Der Weltkrieg hat ihn beschleunigt, nicht mehr; auch ohne diesen Wahnsinn hätte er sich praktisch durchgerungen.

Aber der Samen wurde vor zwei Menschenaltern gepflanzt, und trotz unserer schnellebigen Zeit dauerte es fast ein Säkulum, bis er zur Herrschaft gekommen, bis die große Menge sich aus innerer Notwendigkeit sich zu ihm bekannte. Denn die Revolution der Novembertage war formell-politischer

Natur, kaum mehr. Ein Wille zum Aufbau der gesunden Elemente, die auch früher zum Teil vorhanden, kein Umsturz im kulturellen Sinn, das Bestreben einer Weiterentwicklung, nicht die Leugnung alles Vorhandenen.

Anders steht es indes mit dem Bolschewismus und seinen Abarten. Die Zeit für ihn ist nicht da, es fehlt der Boden und die nötigen Voraussetzungen. Diese würden ein hochentwickeltes ethisches Gefühl bedingen, ein ideales Menschentum, Religiosität im besten Sinne, Altruismus. Forderungen und Wünsche, Ideale, die wohl nie erfüllbar. Daß diese Bestrebungen im Künstler eine wesensverwandte Saite erklingen lassen, ist insbesondere in den letzten Entwicklungsstufen, im Expressionismus erkennbar. Aus seinen Werken — den echten, nicht dem Mitläufertum — spricht eine Art religiöses Gefühl, eine Abkehr von der Materie, ein Abschwenken vom äußerlichen, eine seelische Steigerung, visionäre Gestaltung. Eine Reaktion gegen optische Probleme, gegen Naturalismus, ein Suchen nach Stil, nach Einheit.

Diese künstlerischen Gefühle ziehen ihn zu jenen Strömungen. Aber er vergißt natürlich, weil er die Sache rein einseitig ansieht, daß sie den bisher geltenden Grundbegriffen widerspricht, weil der Lebensakmpf zum egozentrischen Prinzip führen muß, das als Substrat im Gedanken der Erhaltung der Gattung und Erhaltung der Art formuliert ist.

„Solange nicht den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, erhalt ich ihr Getriebe durch Hunger und durch Liebe". Philosophie ist aber ein schlechter Kitt in einer Zeit, wo Hunderttausende vom Leben nur mehr kärgliches Brot verlangen, wo dumpfe Verzweiflung das Denken umnachtet und Hoffnungslosigkeit die Herzen zermürbt. Die Blicke richten sich nach einem Messias, der ihnen die Wege weise, und in der Ungeduld nehmen sie mit falschen Propheten vorlieb. Die größten Werte, die wir verloren, liegen in Massengräbern, unsere Hoffnungen, die Hekatomben der Intelligenz. Schmerzlicher denn je empfinden wie ihr Fehlen, das sich die Demagogen zu nutze machen. Daher geht es nicht mehr an, abseits zu stehen. Odi profanum vulgus et arceo. Das war früher einmal, daß sich die besten zurückziehen durften, angewidert von der Politik der Berufsleute. Heute heißt es Rufer im Streit zu sein, denn die Kultur ist in Gefahr. Das Tempo des Lebens war wahnsinnig geworden, die ungesunde nervenaufpeitschende Hetzjagd ließ sich weder durch Kanzelreden noch durch geistvolle Essays bändigen. Eine einschneidende Änderung, eine Neuordnung, eine gesunde Umwandlung in vernünftigen Grenzen war das Ziel des Sozialismus. Die Herabsetzung der Arbeitszeit eine Kulturtat ersten Ranges, ein Segen, wenn sie international durchgeführt. Denn dann ist wieder Muße zur Versenkung, Stunden der Einkehr. Diese friedliche Entwicklung, die sich nicht von heute auf morgen vollziehen kann, stellen die Heißsporne vom Spartakus und Kommunismus

in Frage. Das Zeitmaß, das uns so elend gemacht hat, die Hast und Unrast wollen sie in der Neuorientierung. Selbst Gott brauchte sechs Tage, bis er die Welt geschaffen. Vieles ist schlecht und morsch, gehört beseitigt. Sollen wir aber die Städte zerstören, weil ihre Entwicklung übles zeitigte? Ein futuristisches Manifest verlangte bereits ähnliches. Sollen wir einen Sprung nach rückwärts machen, um da anzufangen, wo früher das Vakuum gewesen? Das wäre wie ein Kind, das sein Spielzeug zerbricht, aber nachher über dessen Trümmer in Tränen ausbricht. Wir haben genug verloren und ein Berg der Arbeit harrt auch, wenn nichts mehr zerschlagen wird. Aufbauen und nicht vernichten, ein festes Werk, Quader auf Quader, kein Wolkenkuckucksheim. Zunächst das Mögliche verwirklichen heißt nicht auf fernere Ziele zu vergessen. Vor Idealen dürfen wir die Realität nicht vergessen. Das deutsche Volk war immer arm an politischen Begabungen, und insbesondere dem Künstler, wirft er sich in diese Bahn und gar zu führender Stelle, fehlt die nüchterne Erwägung, die klare Abschätzung der Möglichkeit; auf einem ihm wesensfremden Gebiete bleibt er Dilettant. Denn seine Art ist Impuls, Temperament, Gefühl, seine Vorstellungen abstrakter Natur, er ist zeitlos und kann seine Gedanken kaum auf nüchternen Boden pflanzen, ohne schwere Begriffsverwirrungen zu verursachen. Von der besten Absicht beseelt, vom Strom der Empfindungen, die ins Metaphysische hinüberreichen, getragen, wird trotzdem aus seinem Samen, wo er Edelfrucht erwartete, Unkraut keimen müssen.

Das Geistige des Bolschewismus wird sich von selber durchsetzen und unaufhaltsam sein, wenn es der Entwicklung entspricht. Wir können nicht sehen, was hinter den Kulissen in Rußland vorgeht, sind auf Berichte angewiesen und Gedrucktem mißtrauisch geworden, aber Kulturdokumente haben wir nicht vernommen. Vom Wirtschaftlichen ganz zu schweigen. Seine Werbekraft liegt nicht auf gesundem Grund, sein Nährboden die Verzweiflung an der Gegenwart, die scheinbare Trostlosigkeit der Zukunft. Dem deutschen Wesen ist er artfremd, weil diesem bisher die Klarheit entsprach, nicht das Chaos. Um die Einwendung, daß dieses von nöten, um zu besseren Zeiten zu kommen, ist Jesuitenmoral, vom Zweck, der die Mittel heiligt. Er verneint das Geistige, da er ausschließlich die Produktion in seiner Urform der unmittelbaren Bodenbearbeitung bejaht. Man kann sich wohl auf diesen Standpunkt stellen, Kultur als Überfluß negieren. Aber der Künstler darf es nicht tun, würde er nicht selbst, seinem Glauben untreu. Er müßte sich denn ein Stück seines Wesens aus dem Herzen reißen, seine Existenz müßte ihm als Nonsens erscheinen. Er muß von seiner Sendung überzeugt sein, von seiner Notwendigkeit. Der allgemeine Taumel der Organisation, dessen Grundgedanken im Schutz der Mittelmäßigkeiten liegt, braucht ihn nicht zu ergreifen, auch wenn er sich jetzt nicht beiseite stellen will. Die Erschütterung,

die die Welt durchzittert, weist auch ihn als Gefolgsmann auf einen Platz. Er kann aber nur denen seine Person leihen, von deren Reihen Kulturwerte geschaffen, aber nicht vernichtet werden sollen.

Ob die Allgemeinheit Förderer der Kunst sein kann, ist eine offene Frage. Anhaltspunkte fehlen. Dem Kommunismus fehlt das Gefühl, daß künstlerische Werte ein notwendiger Bestandteil des Lebens sind. Der Sozialismus hatte im Kampfe um die politische Macht bisher noch keine Zeit gefunden, dieses Gebiet auszubauen. Ob wir seine Entwicklung in der Zukunft mit skeptischen Augen betrachten oder von kühnen Hoffnungen geschwellt, eins ist sicher, alle schädlichen Erschütterungen müssen bekämpft werden, wir müssen bauen, nicht zerstören. Darum kann von einer Weltrevolution, einem neuerlichen, noch fürchterlicheren Kampfe, nichts erwartet werden als höchstens ein Trümmerhaufen der Kulturreste, die wir noch besitzen.

Arthur Silbergleit:

Domnacht.

Mit glühenden mystischen Rosen, Apostel- und Erzengelfenstern,
Mit Ampeln voll blauer Legenden, mit Kerzen und Lichterkaskaden,
Mit huschenden Schatten Entseelter, die nächtens in Nischen gespenstern,
Mit Fahnen, die Monde und Sonnen im fließenden Himmelssee baden,

Erbrennen die dämmernden Dome verwitterter, alter Abteien.
Die Ewigkeitsspinne durchwirkt ihre ehernen Gitter und Zwinger
Mit leise aufzitternden Netzen. Durch silberne Lichtstickereien
Zwängt Efeu in gieriger Raffluſt die räuberhaft stechenden Finger.

Sie greifen Marias Gewänder, mit zackigen, wilden, verwegnen
Gebärden das Dunkel durchkrallend. Aufzucken und zischen die Kerzen.
Aufprasselnde Strahlenkaskaden die finsteren Finger beregnen,
Bis ewige Schatten den Dom und die goldene Nacht wieder schwärzen.

Paul Knötel: Opfer.

Aus der Geschichte einer Familie.

Ferien! — — Selige Zeit!

Selige Zeit auch für den fleißigsten und bravsten Schüler! Und zu denen gehörte Hans Werner, Oberprimaner des Kgl. Gymnasiums, wie er sich selbst ehrlich eingestand, nicht. In Mathematik und in Geschichte hatte er wohl im letzten Johannizeugnis sein gewohntes Gut, aber das böse Latein und das noch bösere Griechisch — er war froh, daß er in beiden noch gerade ein halbes Genügend erobert hatte. Wie wird es aber bei der schriftlichen Reifeprüfung gehen? Doch das sind spätere Sorgen; jetzt sind Ferien und noch dazu die langen großen Ferien!

Eben hatte er mit der Großmutter zusammen das Mittagsmahl eingenommen. Nun erhob er sich, küßte der alten, zarten Frau, die ihm gegenüber saß, die welke Rechte und nahm vom Vertikow ein ziemlich zerlesenes Buch, das er vor dem Mittagessen dorthin gelegt hatte. Dann trat er durch die Tür in das Nebenzimmer, eine echte Gymnasiastenbude, der man es ansah, daß er hier schon mindestens einige Jahre gehaust hatte. So lang er war, warf sich Hans auf das eiserne Bett, daß es laut krachte, legte die Beine übereinander und schlug das Buch auf, Seite 84 des Romans Eiserne Zeit von Bernhardine Schulze-Smidt. Nur ungern hatte er es vor Tisch weggelegt. Je länger er darin las und sich versenkte in die großen Tage vor hundert Jahren, um so mehr packte und fesselte es ihn, war es ihm wie ein Nachklang jener erhebenden Feiern, die das Jahr vorher in reicher Fülle gebracht hatte.

Bald war er so vertieft in die Schicksale der ostpreußischen Helden des schönen Werkes von edler Frauenhand, daß er gar nicht bemerkte, wie die Großmutter mit dem Strickstrumpf in der Hand eintrat und mit der ihr eigenen Stille auf dem Stuhle am Fenster Platz nahm. Über die große Hornbrille schauten die gutmütigen grauen Augen zu ihrem Herzensjungen hinüber und freuten sich des energischen Zuges um den Mund mit dem leise keimenden Flaume auf der Oberlippe. Vom ersten Augenblicke seines Lebens an hatte sie ihn betraut und war dann, als er heranwuchs, zum Knaben, zum Jünglinge, seine Vertraute geblieben bis zu diesem Tage, hatte alle seine kleinen Freuden und Leiden mit ihm geteilt und hatte ihn immer zu beschwichtigen gewußt, wenn des Vaters Strenge schwer auf ihrem Hans lastete. Wie sie ihn jetzt mit ihren noch klaren Greisenaugen anschaute, da kam es ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß er jemandem ähnlich sehen müsse, den sie kenne, und konnte es doch nicht finden.

Da fiel ihr Blick auf das eine der beiden Pastellbildnisse, die in schwarzen Rahmen über dem Bett hingen. Es waren die Bildnisse ihres Schwiegervaters und seiner Frau, Schöpfungen eines Kleinstadtmalers, wie sie vor Erfindung der Photographie noch überall auch in kleineren Orten gelebt und wenn auch kein glänzendes, doch ein genügendes Einkommen gefunden hatten. Das eine Bild stellte ein liebliches Frauenbildnis aus der Zeit um 1813 dar und ließ selbst in der handwerklichen Aufmachung den bestechenden Reiz der Persörlichkeit erkennen, zugleich aber auch einen gewissen leidenden, erwartungsvollen Zug. Das Gegenstück zeigte einen schönen Jüngling in grüner Uniform mit gelbem Kragen im Schnitt der Befreiungskriege. Wie oft hatte die alte Frau die beiden Bildnisse betrachtet, und doch kam es ihr jetzt erst zum Bewußtsein, daß bei aller Unähnlichkeit der äußeren Formen jener Zug um den Mund ihres Lieblings in dem Gesichte des Freiheitskämpfers vor hundert Jahren schon vorhanden war.

Zugleich aber bemerkte sie, wie der Nagel des Mannesbildnisses sich ein wenig gelockert hatte: „Hans, du mußt nachher den Nagel von Urgroßvaters Bilde fester schlagen, sonst fällt es dir noch auf die Nase".

Hans richteet sich auf und sah nach oben.

„Ich kann es ja gleich machen".

Im Nu war er auf, holte aus seiner kleinen Kommode den Hammer hervor und stellte sich auf den Bettrand. Dabei bemerkte er, daß er den Nagel nicht fester schlagen könne, ohne das Bild zu verletzen. Darum nahm er es von der Wand, um es vorläufig beiseit zu stellen. Dabei fiel sein Blick auf die Rückseite des Gemäldes, und er las auf einem kleinen dort befestigten Zettel

Christian Werner,
freiwilliger Jäger beim Schlesischen
Nationalkavallerie-Regiment
gebohren am 4. August 1792
für das Vaterland gestorben am 18. Oktober 1813.

Diesen Zettel hatte Hans nie beachtet. Das Bild kannte er von klein auf. Früher hatte es mit seinem Gegenstück immer in den Salons der wechselnden Mietswohnungen über dem Plüschsofa gehangen, dann war es in seiner Sextanerzeit in seine Stube gewandert, als der Vater die große Alpenlandschaft aus dem Verein der Kunstfreunde erhalten hatte. Daß es den Urgroßvater darstellte, daß der bei Leipzig gefallen war, das hatte er schon als kleiner Bursch erfahren, und weil ihm das selbstverständlich war, hatte er nicht nach weiterem gefragt, selbst nicht, als im Jahre 1913 die Schulfeiern zum Andenken an den Befreiungskrieg stattfanden. In der Jahrhundertausstellung in Breslau, deren weite Räume er damals durchwandert, hatte er viele, sehr viele ähnliche Bildnisse von Männern und Frauen jener

Tage in Öl und Pastell gesehen und hatte wohl an die Bilder daheim denken müssen. Dabei aber hatten sie ihm doch nur als zwei unter vielen gedünkt. Als große Einheit war ihm die Periode der Franzosenzeit erschienen; in persönliche Einzelheiten sich zu versenken, der eigenen Familie von damals zu gedenken, war sein jugendlicher, der Gegenwart lebender Sinn noch nicht fähig gewesen. Wie Hans aber jetzt seinen eigenen Familiennamen auf der Rückseite des Gemäldes sah, wie er das Todesdatum von Leipzig las, da kam über ihn die Erkenntnis, daß den da auf dem Bilde, den toten Soldaten vor hundert Jahren, mit ihm selbst ein Band verknüpfe und daß dieses Band das Blut war, das sie beide von ihren Vorfahren geerbt hatten. Indem er die Züge des Gesichtes sich einprägte, als wären sie ihm bis dahin ganz unbekannt geblieben, sprach er zur Großmutter:

„Du hast mir ja früher hin und wieder etwas von den Urgroßeltern erzählt; damals aber war ich noch zu klein und habe mir bis jetzt eigentlich nur die Geschichte gemerkt, wie die Urgroßmutter ins Wasser gefallen ist. Sonst aber weiß ich gar nichts von ihnen. Willst du mir denn nicht jetzt einmal im Zusammenhange erzählen, was du von ihnen weißt. Die Urgroßmutter hast du doch wohl noch selbst gekannt."

Großmutter lächelte ihr liebes Greisenlächeln: „Junge, weißt du denn nicht, daß sie noch in demselben Jahre wie ihr Mann, dein Urgroßvater, ins Jenseits ging. Kurz darauf, nachdem sie meinem Manne das Leben gegeben." Und die Blicke der alten Frau tasteten unsicher in die Ferne, als wollten sie da etwas festhalten, was wie ein Nebelschwaden dahinzog.

„Da weißt du gar nichts von ihnen?" fragte der Jüngling und rief die Gedanken der Großmutter in die Gegenwart zurück.

„Doch, mein Kind. Dein Ahne, Christians Vater, hat das alles aufgeschrieben für meinen Mann, als der noch ein kleines Kind war. Drüben in meiner Kommode liegt es als ein heiliges Vermächtnis, und du wirst es später lesen."

Da trat Hans, nachdem er das Bild auf sein zerlegenes Bett gelegt, an seine Großmutter heran, streichelte ihr, wie er es von Kindheit an gewohnt war, die welken Wangen, nur daß er jetzt, der hoch aufgeschossene Jüngling, zu der kleinen Frau herunter langen mußte, und bat: „Laß es mich doch bald lesen, gerade jetzt habe ich soviele Zeit".

„Ich weiß nicht, ob dein Vater damit einverstanden sein wird."

Der Vater — ein seltsamer scheuer Zug ging über Hansens Gesicht bei Erwähnung seines Vaters, aber er fuhr fort: „Bitte, bitte, gib es mir. Ich möchte jetzt gern alles von den Urgroßeltern wissen", und sein Blick ging nun auch zu dem Frauenbildnis an der Wand hinüber, und zum ersten Male wurde ihm die edle Schönheit des durchsichtigen Frauenantlitzes bewußt.

Die alte Frau aber sprach: „Nun meinetwegen, lieber Junge, du sollst deinen Willen haben, aber nicht gleich. Mir ist, als vertrügen die abgeblaßten

Züge der Schrift nicht das Licht des schönen hellen Tages da draußen. Geh nach der Vesper dein Tennis spielen. Heut abend wollen wir uns zusammensetzen, und dann magst du es mir vorlesen. Ich möchte auch noch einmal alles hören; meine Augen sind schon zu schlecht, die schiefe Schrift des alten Rats zu lesen". — — —

Der Abend war gekommen und hatte dem klaren Sonnentage ein Ende gemacht. Noch im Tennisanzuge hatte Hans mit der Großmutter das Abendessen eingenommen. Nun schritten beide in das schmale einfenstrige Zimmer der Greisin, das mit den hellpolierten Möbeln aus ihrer Ausstattung eingerichtet war. Aus dem obersten Schube der gelben Kommode nahm sie ein in Zeitungspapier gewickeltes Paket, legte es auf den Tisch und setzte sich mit dem Strickstrumpf in der Hand in die rechte Ecke des hochlehnigen Sofas. Ihr gegenüber nahm ihr Enkel Platz und öffnete das Paket. Aus der vergilbten Zeitung schälte sich ein mit Bindfaden zusammengebundenes Bündel grauer Papiere. Oben darauf lag ein Zettel, der von zittriger Hand geschrieben die Aufschrift trug:

Meinem lieben Enkelsohn Leberecht Neidhardt Werner
und darunter

Joachim Werner, Kgl. Kriegs- und Domänenrath a. D.

Hans wendete ihn um; darunter lag eine vielseitige Handschrift, mit derbem Zwirnsfaden zusammengeheftet. Wie er die Blätter schnell herumschlug, bemerkte er hier und da zwischen ihnen kleinere Blätter, Briefe, wie die Aufschriften erkennen ließen, an einer Stelle auch eine gepreßte Rose, ganz vergilbt und fast zerfallen. An einer anderen Stelle aber lag ein schmales kleines Büchlein, in Taft gebunden, zur Hälfte braun gefärbt. Die braune Farbe ging auch durch das ganze Buch hindurch, das er nun aufschlug:

Joh. Neubarths
Hand-Kalender
auf das Jahr Christi
1813
Welches ein Gemeinjahr von 365 Tagen ist.
Breslau,
bey dem
Factor Herrn Meyer

stand in Schwarz und Rot gedruckt auf dem Titelblatt. Innen fanden sich auf den weißen Seiten gegenüber dem Kalendarium handschriftliche Eintragungen in feiner, wegen ihrer Kleinheit kaum merklicher Schrift.

Hans reichte das Büchlein der greisen Frau hinüber: „Sieh einmal, Großmutter; sie hatten damals auch schon Taschenkalender".

„Ja, ja, mein Sohn; ich kenne ihn, du wirst darüber auch etwas lesen".

Sorgfältig legte der Jüngling das Bändchen wieder an die Stelle schlug die Blätter zurück und verharrte einige Augenblicke, um sich in die fremde und zittrige, wenn auch gut lesbare Schrift hineinzufinden. Dann begann er zu lesen, während die Nadeln des Strickzeuges wie im Takt dazu klirrten.

Mein lieber Enkelsohn Leberecht Neidhardt!

Heute, am 16. November des Jahres 1815, da ich dieses anfange zu schreiben, bin ich, wie ich es wohl vor Gott gestehen darf, in Ehren 72 Jahre alt geworden. Du aber liegst als zweijähriges Kindlein in Deinem kleinen Bett und die alte Babette, die durch viele Jahre hindurch meine getreue Haushältterin gewesen ist, sitzt bei Dir und liest, wie sie es gewöhnt ist, im Gesangbuch. Gott der Herr hat bei all dem Unglück, daß er mir in seiner Vorsehung in einem langen Leben geschicket, mir bis jetzt meine Geisteskräfte gelassen, wofür ich ihm meinen Dank schuldig bin, und auch mein Körper läßet sich noch ertragen, wenn auch die Augen anfangen nachzulassen und ich die kleinen Schriften in meinen geliebten Almanachen nur mehr mit Mühe zu lesen vermag.

Wer aber die Siebenzig überschritten hat, der thut gut daran zu bedenken, daß der liebe Gott ihn balde abberufen mag aus dieser Zeitlichkeit und daß es Zeit ist sein Haus zu bestellen und dafor zu sorgen, daß alles in Ordnung befunden wird, wenn er von hinnen geht in ein besseres Jenseits. Was das Irdische angeht, so habe ich es schon bestellet, als Dein lieber Vater vor 2 Jahren in dem Kriege gegen die Franzosen gefallen ist, und ist Dein Erbteil wohl angeleget, daß Du es auf Heller und Pfennig erhalten wirst, wenn Du einmal majorenn bist. Aber etwas anderes ist es, warum ich heut die Feder nehme und diese und die nachfolgenden Zeilen schreibe.

Mein lieber Enkelsohn, Dein Vater, mein lieber einziger Sohn ist gefallen für unseres teutschen Vaterlandes Größe und Ehre in der blutigen Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober des Ruhmesjahres 1813, und warst Du damals noch gar nicht gebohren, als Du bist ein posthumus, wie die Alten sagten. Noch in demselben Jahre, am 3. Dezember, schenkte meine liebe Schwiegertochter Karoline, gebohrene Schencin, Dir das Leben und ist am selben Tage selig verschieden in der festen Hoffnung, ihren Christian im ewigen Leben wieder zu sehen. So bist Du fast von Deinen ersten Lebenstagen an ein elternloses Kind gewesen und wirst niemals die trauten Namen Vater und Mutter sagen können. Wenn Du wirst erwachsen sein und wirst nach ihnen fragen, werde ich nach Gottes Willen sicher auch schon unter dem

grünen Rasen schlummern, der Auferstehung entgegen, und auch die alte Babette wird nicht mehr sein. So wird Dir niemand können von Deinen Eltern erzählen, und Du wirst nichts wissen von ihnen und wirst schwer daran tragen. Darum beginne ich heut alles wiederzuschreiben, was Du wissen magst, damit Du Deine in Gott verstorbenen Eltern ehren und lieben lernest, wie es sich für einen guten Sohn geziehmet. Auch will ich einiges vorsetzen über mich selbst und unsere Vorfahren, soweit ich es vermag. Denn ich weiß selbst nicht viel von ihnen, da ihr Leben in kriegerischen Zeiten fiel und das Meiste von den alten Schriften verloren gegangen ist in ihrem Sturm.

Eine alte Überlieferung, so ich von meinem lieben Vater vernommen, erzählet, daß unsere Vorfahren ein Bauernguth gehabt haben sollen in Wehnigen-Jena im Großherzogthum Weimar und seyen von dort zu Zeiten unseres unvergeßlichen großen Herzogs Heinrich des Frommen nach Schlesien eingewandert. Ich weiß aber nicht, ob es wahr ist. Vor Jahren habe ich einmahl an den Herrn Pfarrer daselbst, dessen Namen ich zufällig von einem Herrn Kollegen erfahren habe, geschrieben, habe aber niemals eine Antwort erhalten. Doch das mag sein, wie ihm wolle. Wenn Dich aber Dein Weg einmal dorthin führt, so versäume nicht, in den Kirchenbüchern, wenn solche noch vorhanden, nachzuforschen, ob Du den Nahmen unserer Familie darinnen findest. Dann magst Du Dich auch erinnern, daß in dieser Kirche unser großer teutscher Dichter Schiller den Ehebund geschlossen hat mit Charlotte von Lengefeld, die, wenn ich nicht irre, noch in Weimar lebet.

Um aber wieder auf unser Geschlecht zu kommen, so wußte mein Vater nur noch, daß unsere Vorfahren die Erbscholtisei in dem Stadtdorfe Tätschau im Glogauischen Fürstenthum gehabt haben. Er selbst aber, der wie Dein lieber Vater den Namen Christian geführt, ist im Jahre 1741, als der große Preußenkönig um unsere Provinz kämpfte, in preußische Dienste getreten, hat als Unteroffizier den siebenjährigen Krieg mitgemacht und ist, als er in der Schlacht bei Freiberg durch eine Wunde dienstunfähig wurde, Kgl. Botenmeister geworden.

In frommer christlicher Ehe mit Bertha Müllerin aus Reichenbach, wo er damals in Garnison gestanden, hat er 6 Kinder gezeuget, von denen ich der dritte Sohn gewesen. Da sie aber alle ganz jung verstorben und ich allein übrig geblieben bin, hat er mich auf das Gymnasium zu St. Elisabeth in Breßlau geschickt, damit ich mich den gelehrten Studien widme, und bin ich ihm noch heut aus tiefstem Herzensgrunde dankbar dafür, weil ich weiß, wie meine liebe Eltern es sich vom Munde abgespart haben, daß ihr Sohn es einmal besser hätte wie sie. Alsdann habe ich die hohe Schule in Franckfurt an der Oder bezogen und habe dort das Studium des Jus durch vier schwere Jahre betrieben, habe viel Hunger gelitten, da meine Eltern

mir nur wenig an Geld schicken konnten. Aber der treue Gott hat durchgeholfen und hat es in seiner unergründlichen Fürsehung gewollt, daß ich nach Vollendung meiner Studien dem Baron von der Senden auf Alten-Münchow im Lehainschen empfohlen wurde, daß ich seinen Sohn auf einer Reise in das schöne Land Italien begleiten sollte. Was ich allda gesehen, habe ich in vier Heften niedergeschrieben, hoffe, daß es, bis Du erwachsen bist mit diesen Aufzeichnungen erhalten bleibe. — —

Hans sah auf: „Großmutter, hast Du die Hefte noch; ich möchte sie gern lesen". Aber die alte Frau schüttelte mit dem Kopfe: „Nein, mein Kind, es ist nichts mehr da; diese Aufzeichnungen Deines Urgroßvaters sind überhaupt fast das einzige, was wir von ihm haben. Wer weiß, wo das alles hingekommen ist, wie er gestorben war. Aber lies weiter. Mir ist heut, wo ich es von Dir höre, alles so neu, als ob ich es zum erstenmal vernehme. Und ich muß dabei immer an meinen lieben Mann denken, für den diese Schriften bestimmt waren".

Hans fuhr fort: Dem alten Herrn von der Senden verdanke ich es auch, daß ich nachher bald in den Kgl. Justizdienst treten konnte; habe auch meinem lieben Vater einiges von meinem Gehalte schicken können, als er mit einer kleinen Pension in den Ruhestand trat. Meine liebe Mutter aber war selig verschieden und ruhte schon dreiviertel Jahre in der kühlen Erde, als ich aus Italien kam. Ich habe ihr manche Träne des Dankes und der Liebe nachgeweint. Denn wenn sie mich auch strenge gehalten und öfter geschlagen als mein Vater, hat sie es doch in ihrer Art nur gut mit mir gemeint und hat wollen einen tüchtigen Mann aus mir machen. Als ich mich dann dem Verwaltungsdienst zugewandt, bin ich viel herumgekommen in den preußischen Staaten. Im Jahre 1780 wurde ich durch die Gnade unsers großen Friedrich Rat an der Kgl. Kriegs- und Domänenkammerdeputation in Bromberg, das er im Jahre 1772 seinen Staaten mit anderem polnischen Besitz einverleibt hatte. Es war ein recht elendes Städtlein, in das ich kam; die Straßen voller Schmutz, die meisten Häuser schlecht aus Holz gebaut und baufällig, und zählte der Ort nur eben an 500 Einwohner. Ich war ganz entsetzt, als ich dort anlangte, und fand kaum eine ordentliche Wohnung, wo ich mich niederlassen konnte, wäre am liebsten gleich wieder hinweg gezogen, wenn es möglich gewesen wäre. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt. Denn gerade hier sollte mir meines Lebens höchstes Glück erblühen.

Auf einem Balle, den der Geheime Herr Oberfinanzrath Schönberg von Brenkenhoff gab, lernte ich die Demoiselle Juliane von Markwitz kennen, des Herrn Majors von Markwitz älteste Tochter, und ehe ein Jahr vergangen war, hatte ich sie als meine Ehegattin mit dem Segen ihrer Eltern heimgeführt. Deine vielliebe Großmutter ist mir durch viele Jahre ein

treues Eheweib gewesen und hat mir in den ersten 6 Jahren unserer Ehe 4 liebliche Töchter geboren, die ich aber alle nach des himmlischen Vaters Ratschlusse habe begraben müssen mit Ausnahme der zweiten, die als die Witwe des Herrn Kammersekretärs Schulze anoch in Bonn am Rhein lebet und mir bis heutigen Tages ein getreues Kind geblieben ist, wiewohl ich sie seit über 10 Jahren nicht mehr gesehen habe. Um aber mein Glück voll zu machen, schenkte mir meine liebe Hausfrau Juliane am 18. Januar des Jahres 1792 den schon lange ersehnten Sohn, dem wir in der hl. Taufe die Namen Christian Joachim Wilhelm gegeben haben. Nun vermeinten wir der höchsten Freude teilhaftig zu sein, aber wieder kam es anders, als wir gehofft hatten. Im Jahre 1793 theilten sich unser König und die russische Kaiserin Katharina abermals in einen Theil des Königreichs Polen, und es entstand infolgedessen ein Aufstand. Als der General Dombrowski nun gegen unsere Stadt Bromberg heranrückte, da mußten wir in den rauhen Herbsttagen 1794 fliehen, und erkrankte Deine liebe Großmutter so schwer, daß wir in Landsberg an der Warthe bleiben mußten, wo sie dann zu meinem unaussprechlichen Schmerze noch am 10. November in die Ewigkeit eingegangen ist.

So mußte ich nun mein Leid und all den Kummer allein tragen und hätte nicht gewußt, wie ich für meine verwaisten Kinder hätte sorgen sollen, wenn nicht meine älteste Tochter, die nach ihrer Mutter Juliane hieß, ein so verständiges Mädchen gewesen wäre und sich ihrer Geschwister angenommen hätte, obzwar sie damals erst 13 Jahre zählte. Mit besonderer Liebe aber hing sie an ihrem kleinen Bruder, der schon so jung die Mutter verlohren hatte. Er war bei seiner Geburt ein kleiner erbärmlicher Wicht gewesen, so daß ich damals, ohne es meine liebe Frau vermerken zu lassen, meinte, daß ich ihn bald wieder in die Hände unseres himmlischen Vaters werde zurückgeben müssen, aber von Jahr zu Jahr wurde er unter der Schwester Pflege kräftiger, und die Leuthe blieben auf der Straße nachschauend stehen, wenn sie den munteren Burschen mit seinen Schwestern dahinschreiten sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Die wirtschaftliche Lage Deutschlands allgemein betrachtet kann nach wie vor noch immer nicht auch nur eine Wenigkeit von Zufriedenheit auslösen. Mit recht banger Ungewißheit geht man wohl jetzt dem Winter entgegen. Die Hoffnungen, die man auf den Sommer gesetzt hatte, haben sich leider so gut wie gar nicht erfüllt, vielmehr haben sich an vielen Stellen beträchtliche Verschlechterungen eingestellt. Ich kann nach meiner Auffassung den Grund zu der immer weiter wachsenden Wirtschaftskatastrophe in der Hauptsache nur in der unheilvollen Wirtschaftspolitik des Krieges sehen. Jetzt eben stellen sich alle diese verderblichen Fehler heraus. Aber nicht nur die alten Fehler sind es, neue Irrtümer kommen hinzu, da man leider bis jetzt noch nicht erkannt hat, was den gesamten Wirtschaftsprozeß bestimmt. Es wird davon abhängen, ob man noch an maßgebender Stelle in letzter Stunde erkennen wird, was das deutsche Wirtschaftsleben wieder aufrichten kann, ob allerdings jetzt noch ein Wechsel in dem System der Wirtschaftspolitik möglich ist, ist fast zu bezweifeln, wenigstens ist die Hoffnung gering, damit tatsächlich noch den allgemeinen Bankerott vermeiden zu können.

Die diesjährigen Ernteaussichten sind den Verhältnissen entsprechend jetzt im großen und ganzen als nicht ungünstig zu bezeichnen. Über den Stand der Ernte berichtet das Statistische Reichsamt: Die Witterung verlief im Monat Juli wesentlich günstiger für die Feldfrüchte als in den Vormonaten. Wenn auch sommerliche Wärme und Sonnenschein immer noch fehlten, haben doch zahlreiche, über das ganze Reich verbreitete Regenfälle das Wachstum gefördert und die Ernteaussichten verbessert. Über starke Verunkrautung der Felder wird berichtet. Die Winterhalmfrüchte lassen im großen und ganzen einen befriedigenden Ernteertrag erwarten. Der Weizen zeigt vielfach Steinbrand und Rost. Beim Roggen war infolge andauernder und schwerer Niederschläge häufig starke Lagerung eingetreten, durch die das Mähen sehr erschwert wurde, besonders da, wo die Lagerstellen von Unkraut überwachsen waren. Der Stand des Sommergetreides hat sich durch die Niederschläge wesentlich gebessert, wenn auch die Folgen der Dürre nicht mehr ausgeglichen werden konnten. Am besten hat sich der Hafer erholt. Im Halme ist die Sommerung vielfach dünn und kurz geblieben; hin und wieder ist sie auch stark verunkrautet. Der Ertrag der Frühkartoffeln läßt vielfach zu wünschen übrig. Die späteren Sorten haben sich nach den Niederschlägen gut erholt, wenn sie auch infolge der kühlen Witterung im Wachstum zurückgeblieben sind. Sie stellen, besonders wenn wärmeres Wetter eintreten sollte, eine befriedigende Ernte in Aussicht. Die Zuckerrüben haben zwar ihren Stand auch verbessert, befriedigen aber trotzdem nicht überall. Infolge Mangels an Arbeitskräften sind sie stellenweise sehr verunkrautet. Die Klee- und Luzernefelder sowie die Wiesen finden im allgemeinen eine etwas bessere Beurteilung als im Vormonat. Der Heuertrag war an Menge meist recht befriedigend, in der Güte hat er aber

vielfach durch das regnerische Wetter gelitten. Stellenweise war die Heuernte Anfang August noch nicht beendet. Das Grummet hat gut angesetzt, könnte aber zum Wachstum mehr Wärme gebrauchen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für die nächste Zukunft ist die Frage der Kohlenversorgung. Im Kohlenproblem steckt der Schlüssel für die Zukunft. Periodische statistische Nachweise über den Stand der Kohlenförderung kommen leider noch immer nicht an die Öffentlichkeit. Über die Lage am Ruhrkohlenmarkt von Ende Juli und Anfang August wird berichtet: Die Förderung, die am ersten August, wie stets am Monatsersten, gegen den letzten Tag des Vormonats stark zurückgegangen war, in diesem Falle um mehr als 50 000 t, hat sich im Laufe der Woche langsam wieder gehoben und zwar um etwa 30 000 t, so daß sie sich damit ungefähr auf derselben Höhe bewegt, wie in der gleichen Zeit des Juli. Die Wagengestellung hielt sich ziemlich regelmäßig auf etwa 16 000 Wagen, um nur am Wochenschluß stärker zurückzubleiben. Die Fehlziffern schwankten im allgemeinen zwischen 4000—5000 Wagen. Die Zufuhren zu den Duisburg-Ruhrorter Kippern waren recht wechselnd. Im Durchschnitt betrug die Kipperleistung rund 13 900 t. Sie blieb somit gegen die Vorwoche um über 2000 t zurück. Auch der Kanalumschlag der Zechen zeigte kein einheitliches Bild. Im ganzen hat er sich jedoch gebessert, da der Mangel an Leerraum aufgehört hat und Kähne zur Zeit in genügender, wenn auch nicht gerade reichlicher Menge zu haben sind. Im Tagesdurchschnitt betrug der gesamte Kanalumschlag rund 25 000 t. Über den Kohlenmangel in Europa, die amerikanische Produktion und die Weltvorräte haben letztens die „Basler Nachrichten“ eine längere Betrachtung angestellt, sie urteilen danach über die allgemeine Lage ungefähr wie folgt: Gut ist, wie auf vieler anderen Gebieten sowie auch in den Kohlensituation die Lage der Vereinigten Staaten. Diese produzierten vor dem Kriege (1912) 450 000 000 t Stein- und Braunkohle oder 85 % der vereinigten englischen und deutschen Produktion. Noch besser sind die Zukunftsaussichten der Union. Der internationale Geologenkongreß von Toronto, der eine Schätzung der Weltvorräte an Kohle vorgenommen hat, kam zu dem folgenden Resultat:

Amerika . .	5 105,5	Milliarden t
Asien . . .	1 279,5	„ „
Europa . .	784,1	„ „
Ozeanien .	170,4	„ „
Afrika . . .	57,8	„ „
Insgesamt .	7 397,5	Milliarden t

Die Hauptvorräte besitzt der neue Erdteil; ihm folgt nicht etwa Europa, sondern China. Die chinesischen Lager, die in Wirklichkeit noch bedeutender sein können, als man bei der mangelhaften Kenntnis heute annimmt, werden eines Tages vielleicht imstande sein, die Weltwirtschaft zu revolutionieren. Kohle und Arbeitskraft sind zwei industrielle Produktionsfaktoren, die gleich wichtig und heute gleicherweise mehr geschätzt sind als je, und man kann sich vorstellen, was die Folge wäre, wenn an der asiatischen Küste des Pacific, durch fabelhaft niedrige Löhne und billige Kohlenpreise in gleicher Weise begünstigt, eine große industrielle Produktion ihren Standort aufschlagen könnte. Für Europa wird die nächste Aufgabe darin bestehen müssen, mit dem kostbaren schwarzen Stoff so haushälterisch umzugehen, als nur möglich. Die Kohle darf nicht ohne weiteres verbrannt, sondern soll vor ihrer Verbrennung vergast werden, die aus diesem Prozeß gewonnenen Produkte (Leuchtgas, Teer), schwefelsaures Ammoniak, Benzol, schwere Öle usw.) machen

den Prozeß reichlich bezahlt. Unter dem Drucke der Kriegsfolgen, welche eine allgemeine Ökonomie des Wirtschaftens notwendig machen, wird die rationelle Ausnützung der Kohle viel mehr als bisher sich verallgemeinern können.

Über die Lage der Ziegelindustrie wird aus Fachkreisen berichtet: Der Reichskommissar für das Wohnungswesen hat unlängst die Bezirkswohnungskommissare ersucht, in eine Nachprüfung der gegenwärtig geltenden Richtpreise für Mauersteine, Dachziegel usw. einzutreten und nach Maßgabe der Verhälnisse auf eine Senkung der Preise hinzuwirken, jedenfalls den Forderüngen der Unternehmer auf weitere Preiserhöhungen entgegenzutreten. Gegen diese Maßnahmen hat jetzt der Verband der deutschen Ziegel- und Tonindustrie in einer Eingabe an den Reichswohnungskommissar Stellung genommen und dargelegt, daß die Ziegelindustrie sich in einer besonderen Notlage befinde. Das Kohlenkontingent sei für die Ziegelindustrie, trotzdem die Wohnungsnot schleunige Maßnahmen verlangt, so unzulänglich bemessen, daß von den 10 000 Ziegeleien, die im Hauptbetrieb Mauersteine usw. herstellen, kaum 8 % mit Kohlen beliefert werden können, während die übrigen 92 % und fast sämtliche 8000 landwirtschaftliche Ziegeleibetriebe stilliegen. Die Unsicherheit in der Kohlenbelieferung, die Verteuerung der Kohle und die Steigerung der Arbeitslöhne haben gerade in der Ziegelindustrie die Erzeugungskosten außerordentlich erhöht. Hilfs- und Betriebsstoffe sind um das fünffache und noch höher im Preise gestiegen. Dazu tritt der Rückgang der Arbeitsleistungen. Angesichts solcher Verhältnisse dürfe man der Ziegelindustrie nicht die Möglichkeit nehmen, die Preisbildung so zu gestalten, wie es die Faktoren, die die Produktion bestimmen, im Interesse der Existenzfähigkeit des Gewerbes nötig machen. Der Verband der deutschen Ziegel- und Tonindustrie ersucht darum den Reichskommissar für das Wohnungswesen, jene Weisungen zurückzunehmen und ferner beim Reichskommissar für Kohlenverteilung eine stärkere Kohlenbelieferung der Ziegeleien zu veranlassen.

Die Geldmarktverhältnisse haben sich auch nur weiter verschlechtert. Die überaus starke Liquidität, die durch die Art der Kriegsfinanzierung sowie durch den Verbrauch und Ausverkauf von Rohmateri alien, Halb- und Fertigfabrikaten und sonstigen Waren entstanden ist, kommt besonders deutlich in der starken Zunahme des Papiergeldumlaufes zum Ausdruck. Bei einem Vergleich des Ausweises der Reichsbank vom 31. Juli 1913 mit dem vom 23. Juli 1919 ergibt sich folgendes Bild:

	31. 7. 1913	23. 7. 1919
Gold	1129 Mill. M.	1111 Mill. M.
Notenumlauf	1948 „ „	29345 „ „
Umlauf von Darlehnskassenscheinen		11797 „ „

Der Stand der Valuta hat ebenfalls keine Aufbesserung erfahren, vielmehr sind die Devisen noch weiter zurückgegangen.

Alles in allem genommen sind naturgemäß die allgemeinen Konsumverhältnisse auch nicht gerade die besten. Die allgemeine Preissenkung, die durch die amtliche Aktion eingeleitet werden sollte, ist nicht eingetreten, weil sie auch nicht eintreten konnte. Die Bemühungen der Regierung, einen Preisabbau herbeizuführen, konnten auch gar keinen Erfolg haben, weil sie vor allem weiter nichts waren, als eine konsequente Fortführung der unheilvollen Kriegswirtschaftspolitik. Dieses System von Wirtschaftspolitik muß nun gänzlich seinen Zusammenbruch erleben, wenn auch das Verkehrswesen versagt. Und die Verkehrskalamität ist gegenwärtig

schon wieder in aller Schärfe da, und sie wird zum Winter wohl noch eine weitere Zuspitzung erfahren. Welche Ursachen die Verkehrsnot hat, ist keineswegs so leicht zu beurteilen, wie es leider auch von amtlichen Stellen nur zu oft getan wird. Im allgemeinen schiebt man ja jetzt leicht alles auf das Konto der Arbeitsunlust. Daß aber insbesondere im Eisenbahnwesen bislang eine sehr kurzsichtige Politik getrieben wurde, vergißt man dabei zu leicht. Gerade die Fehler von früher sind es, die sich heute in unserm Verkehrswesen rächen. Vor allem der Geringschätzung der Bedeutung der Wasserstraßen können wir mit zu einem beträchtlichen Teile die jetzige Lage verdanken. Aber auch heute zieht man die Schiffahrt noch nicht in dem Maße mit zur Bewältigung des Güterverkehrs heran, wie es möglich wäre. Es ist dringend notwendig, daß tatsächlich mit allen Kräften und den geeigneten Mitteln an die Aufbesserung der Verkehrswirtschaft gegangen wird.

Geschichtliche Rundschau IX.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Unter dem Titel „Vom Kriegsausbruch bis zum uneingeschränkten U-Bootkrieg" ist im Verlage von Ullstein & Co. (Berlin) nunmehr der II. Band von Karl Helfferichs Werk „Der Weltkrieg" erschienen. Auch dieser Band verdient volle Beachtung. Die militärischen Ereignisse sind nur kurz behandelt, nur soweit sie erforderlich sind zum Verständnisse des Zusammenhangs. Den meisten Raum nehmen natürlich die Wirtschaftsfragen ein, die der Verfasser ja am besten kennen zu lernen Gelegenheit hatte und zu beurteilen vermag. Aus den Darlegungen des Verfassers ersieht man erst, welche Arbeit zu leisten war, um die wirtschaftliche und finanzielle Kriegsführung überhaupt zu ermöglichen, wie viel Schwierigkeiten überwunden werden mußten, wollte man den wirtschaftlichen Zusammenbruch verhüten. Sehr interessant sind auch die politischen Fragen, die Helfferich behandelt, die Friedensfrage und der U-Bootkrieg, die beiden Fragen, über die zu zanken man noch jüngst in Weimar für im Staatsinteresse liegend hielt. Helfferich weist nach, wie Kaiser und Kanzler stets bemüht gewesen sind, nach einem Weg zum Frieden zu suchen, allerdings nicht nach einem Erzbergerschen Schmachfrieden. Aber — wie Helfferich richtig bemerkt — alle Versuche scheiterten daran, „daß die Entente-Staatsmänner auf ihren mit der Sicherheit, dem Bestand und der Würde Deutschlands nicht zu vereinbarenden Kriegszielen beharrten"; sie wollten die Zertrümmerung Deutschlands. Das Schlußkapitel beschäftigt sich mit dem U-Bootkrieg, mit den langjährigen Verhandlungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, die den Krieg zwischen beiden zwar hinausschieben, aber nicht verhindern konnten. Auch hier gibt der Verfasser interessante Einblicke hinter die Kulissen der Politik während des Weltkrieges, vor allem auch über seine eigene Stellungnahme in den politischen Fragen, zu denen er als Vertreter des Reichskanzlers Stellung nehmen mußte. Sehr vieles ist ganz anders da, als man aus den Zeitungsberichten der Nationalversammlung erfuhr, wo man coram publico die schmutzige Wäsche des deutschen Reiches wusch, sie aber eher noch beschmutzte als säuberte, trotz der vielen „großen" Worte des ehemaligen Volksschullehrers aus Schwaben. Es steht nur zu hoffen, daß auch Matthias Erzberger recht bald — zum Wohle des deutschen Vaterlandes — Gelegenheit und Muße findet, seine „Denk-

würdigkeiten" zu schreiben; denn nur aus dem Vergleiche ist es dem Historiker möglich, die Wahrheit herauszuschälen. Wir werden selbstverständlich nicht verfehlen, unseren Lesern gegenüber auch dieses „Dokument zur Zeitgeschichte" in gebührender Weise zu würdigen. —

Eigentlich ist es ja müßig, über die Politik während des Krieges zu streiten. Was die Entente wollte — und leider auch mit Hilfe gewisser deutscher „Patrioten" erreicht hat, zeigt ja zur Genüge „der Friedensvertrag von Versailles". Den sollte sich jeder Deutsche genau durchlesen, und er wird bald sehen, ob eine Verständigung möglich war und von der Entente gesucht wurde, wie Herr Erzberger trotz der Dementis von allen amtlichen Seiten der Gegner so felsenfest behauptet hat. Eine sehr gute, handliche Ausgabe des Vertrages ist im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin erschienen, die unter anderen auch den Vorzug hat, daß sie in wirklich gutem Deutsch abgefaßt ist und klar erkennen läßt, was gegenüber der ursprünglichen Fassung abgeändert ist. Eine Karte am Schluß des Textes bringt einen Gesamtüberblick über die Grenzveränderungen, Volksabstimmungsgebiete usw., was für eine klare Orientierung von Wert ist.

Wer sich genauer mit dem Friedensvertrage beschäftigen will, wer insbesondere den Gang der Verhandlungen kennen lernen möchte, dem empfehlen wir die von der „Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte" in Charlottenburg im Auftrage des Auswärtigen Amts herausgegebenen „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen". Diese äußerst wertvolle Sammlung wird 10 Bände umfassen, von denen bereits 7 Bände vorliegen. Der 1. Band enthält den „Notenkampf um den Frieden in Versailles", eine autorisierte Ausgabe der in Versailles gehaltenen Reden und der gewechselten Noten, die im 2. Bande fortgesetzt wird. Der 3. Teil wird von dem amtlichen Text der „deutschen Gegenvorschläge zu den Friedensbedingungen der alliierten und assoziierten Mächte" ausgefüllt, der 4. Band durch die sog. „Mantelnote" und die „Antwort" der Entente auf die deutschen Gegenvorschläge, während der nächste Band eine „Zusammenstellung der von den alliierten und assoziierten Regierungen infolge der deutschen Gegenvorschläge vorgenommenen Änderungen des ursprünglichen Wortlautes der Friedensbedingungen" gibt. Den 7. Teil bildet dann der Friedensvertrag zwischen Deutschland und all seinen Feinden in deutscher, französischer und englischer Sprache, während der 8. Band nur den Friedensvertrag mit der Entente enthält. Die in Kürze erscheinenden Bände 6, 9 und 10 werden die „Letzten Noten", ein „Amtliches Sachregister zum Friedensvertrage" sowie „Nachträge" bringen. Wie bereits gesagt, handelt es sich um ein Sammelwerk, das von bleibendem Interesse und Wert sein wird. —

Kurz sei heute nur auf eine kleine, interessante Schrift „Selbstbestimmung — Wirtschaft — Völkerbund" aufmerksam gemacht, die im Verlage von Theodor Lissner (Berlin) erschienen ist. Der Verfasser Géza Lukácz, ein ungarischer Nationaökonom, entwickelt hier seine Gedanken über den wirtschaftlichen und politischen Neuaufbau Europas. Es soll kein wissenschaftliches Werk sein, wie der Verfasser im Vorwort betont, obwohl es zweifellos viel Wissenschaft enthält; die Arbeit „ist vielmehr das Produkt großer Sorgen um die Zukunft hoher Menschheitsideale, um die Rettung vieler Güter sittlichen, geistigen und materiellen Wertes". Der Verfasser steht ja mit

diesen Sorgen nicht allein da. Allen denen, die sie mit ihm teilen, sei dieses kleine Büchlein, das mit Wärme und Begeisterung geschrieben ist, bestens empfohlen. —

„Jenseits der Alten Welt" nennt Josef Aquilin Lettenbaur seine neue bei S. Hirzel in Leipzig veröffentlichte Amerikabetrachtung. Diese bereits vor dem Kriege geschriebenen Studien werfen interessante, zum Teil neue Streiflichter auf das Leben und den Geist in der Neuen Welt; zeichnen in kurzer charakteristischer Form das Amerikanertum, wie es dem Europäer vor das geistige Auge tritt. Mag auch manches nicht unbestritten bleiben, im allgemeinen kann man dieses Buch als eine Bereicherung unserer Amerikaliteratur bezeichnen.

In weit höherem Maße gilt dies aber von dem neuesten Bande des vom Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft in Kiel herausgegebenen Sammelwerkes: „Der Wirtschaftskrieg": „Vereinigte Staaten von Amerika". Eine geradezu erstaunliche Menge von Material und Wissen haben die beiden Bearbeiter Eugen Böhler und Dr. Hans Wehberg, der bekannte Völkerrechtler, in diesem Bande zusammengetragen. Wir haben schon bei Gelegenheit der Besprechung der früheren Bände auf den großen Wert dieses Werkes hingewiesen, mit dem sich das Institut ein unsterbliches Verdienst erworben hat; das damals Gesagte dürfen wir mit bestem Gewissen auch dem neuesten Bande nachsagen. Wenn auch der Wirtschaftskrieg nicht so kommen wird, wie er ursprünglich geplant war, so tut dies dem Werte dieser Sammlung keinen Abbruch: für den Historiker insbesondere wird sie stets eine reiche, unübertreffliche Fundgrube sein. —

Georg Brandes, der Meister essayistischer Kunstform, der unseren Lesern kein Unbekannter ist, hat im Verlage von Erich Reiß in Berlin unter dem Titel „Miniaturen" eine Sammlung von Essays erscheinen lassen. Erscheinungen und Gestalten der Geschichte, Kunst, Literatur und Politik — Napoleon, Shakespeare, Gilles de Rais, Aurora Königsmarck, Garibaldi, Jules Favre, Bebel und Jaurès, Verhaeren, Bengt Lidforß, und der moderne chinesische Philosoph Ku Hung Ming werden hier dem Leser vorgeführt. Mit meisterhafter Hand hat Brandes es verstanden, in lebendigen, charakteristischen Farben uns die Helden zu malen, uns die von ihm geschilderten Personen auch menschlich näher zu bringen. —

Im Verlage von Ullstein & Co. in Berlin erscheint eine neue Sammlung, die wie die früher erschienene Bücherreihe „Männer und Völker" wirklich etwas Gutes zu werden verspricht. „Menschen" lautet ihr Titel. Sie will Persönlichkeiten schildern und zwar aus den unmittelbarsten Zeugnissen, die wir über diese haben, aus Briefen, Tagebüchern und Berichten von Mitlebenden. Die ersten drei bisher vorliegenden Bände sind dem Vorkämpfer der französischen Revolution Mirabeau, dem Dichter Heinrich von Kleist und dem wissenschaftlichen Vater des Sozialismus Lassalle gewidmet. Den Dokumenten, die uns die Persönlichkeit jener Männer näherbringen sollen, haben die Herausgeber Franz Leppmann, C. F. Reinhold und Stefan Großmann kurze, treffende Abrisse der Lebensgeschichten jener Männer vorausgeschickt, die uns einen Einblick gewähren in die Zeit und das Milieu ihrer Umgebung.

* * *

Auch von der eben genannten Sammlung „Männer und Völker" ist nach langer, durch die Papiernot erzwungener Pause wieder ein neuer Band erschienen. Wir können die Wieder-

aufnahme dieser hübschen Sammlung nur mit Freuden begrüßen und hoffen, daß sie weitere Bände in Bälde herausbringt. Der neue Band ist dem Thema gewidmet, das ja augenblicklich im Mittelpunkt des Interesses steht, der „Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie". Der Redakteur der „Münchener Post" Dr. Paul Kampffmeyer schildert die Entwicklung der Arbeiterbewegung und weist die Folgerichtigkeit der Entwicklung nach, das Emporwachsen der verschiedenen Bestrebungen zu einer internationalen Bewegung, die nunmehr im Begriff steht, aus einem mitbestimmenden zu einem entscheidenden Faktor zu werden. Die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt, hat er in literarisch ansprechender, allgemein verständlicher Form gelöst.

Weit schwieriger verständlich ist das neue Werk über den „Sozialismus" von Robert Wilbrandt (Verlag von Eugen Diederichs, Jena). Man merkt zu sehr den ehemaligen Freiburger Universitätsprofessor aus jeder Zeile. Der Stil ist allerdings ausgezeichnet, auch viel Wahrheit, Kenntnis des Lebens steckt in diesen Seiten, aber das, was fehlt, ist der Blick für die Praxis, für das Reale im menschlichen Leben des Einzelnen, wie im Leben der Völker. Es ist ja schön und gut, alle Menschen glücklich und zufrieden machen zu wollen; aber dies ist leider nur in der Theorie möglich; die rauhe Wirklichkeit wird stets ein anderes Bild bieten, als es sich in den Köpfen von Philosophen und Volksbeglückern malt, die zweifellos oft nur das Beste der leidenden Menschheit wollen.

Weit mehr auf dem Boden des wirklich Erreichbaren steht das neue bei Teubner in Leipzig verlegte Buch des Leipziger Nationalökonomen L. Pohle: „Kapitalismus und Sozialismus", der ebenfalls das Los der Massen zu bessern bestrebt ist, aber einsieht, daß nicht alle Menschen gleich sind, gleich sein können, daß der „Kapitalismus" — selbstverständlich in gesunder Form und in gewissen Grenzen — recht gut und vielleicht notwendig ist, daß er sich immer wieder bilden wird, mag man ihn jetzt auch im Rausche der Revolution zertrümmern wollen. Die Ausführungen des Verfassers sind äußerst interessant und lesenswert; sie sollten auch von denen gelesen und beherzigt werden, die augenblicklich die Leitung unseres Staatswesens in der Hand haben.

Nicht weniger interessant ist das neue Buch von Arnold Steinmann-Bucher: „Sozialisierung?", das im Verlage von Leonhard Simion Nchf. (Berlin) herausgegeben ist. In klarer, anschaulicher Form macht der Verfasser den Leser mit den sozialistischen Ideen vertraut und führt ihn ein in die Gedankengänge der sozialistischen Theoretiker und Praktiker, in das vom Sozialismus Erstrebte und Erhoffte. Mit Recht betont der Verfasser am Schluß, daß alles Theoretisieren verlorene Liebesmüh ist, wenn wir nicht das Eine wieder lernen, was ein großer Teil unserer Mitbürger während der langen Kriegsjahre vergessen haben: Arbeiten.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Unter den Landschaften, die zum hochdeutschen Sprachgebiet gehören, weist kaum eine andere so viele gemeinsame Merkmale ihres Schrifttums auf wie Schwaben. Ein Zug zur Versonnenheit liegt seinen Vertretern im Blut, der zuweilen Denker und Dichter Gipfelpfade der Weltweisheit erklimmen läßt, ein andermal, mit warmem Heimatsinn gepaart, in die blühenden Täler der Romantik führt.

Zu den romantischen Schwaben gehört Hans Heinrich Ehrler. Zwei Werke, die er für Romane ausgibt, „Die Reise ins Pfarrhaus" (4. und 5. Tausend. Stuttgart, Strecker & Schröder) und „Briefe vom Land" (3.—5. Tausend. Stuttgart, Strecker & Schröder) sind zwar nicht arm an Handlung überhaupt, wohl aber an einheitlich zusammengefügter Handlung. Es sind Romane im Sinne Jean Pauls, der auch als Schutzheiliger angerufen wird, reich an schönen Natur- und Seelenstimmungen, feinen Träumen und sinniger Weltbetrachtung. „Die Reise ins Pfarrhaus" erzählt vom Leben eines Sechzehnjährigen, der „in ein wunderbares Blühen gekommen" ist. Er hat sich seit drei Jahren inbrünstiger Frömmigkeit ergeben, wird Hausgenosse eines entfernten Verwandten, der in einem Waldgebirgsdorf katholischer Pfarrer ist, und lernt hier nicht nur allerlei Bücherwissen, sondern auch ein gutes Stück Lebenserfahrung. Wie der alte Pfarrer mehr milde gewähren läßt als kräftig erzieht, wie der Junge das Erwachen der Sinne erlebt, wie zugleich Innerlichkeit und Weltgefühl in ihm mächtig werden, hat der Verfasser so ansprechend dargestellt, daß sein Buch unter den deutschen Erziehungsromanen wohl genannt und beachtet werden darf. Ein Schlußteil, der die Rückkehr des Helden nach fünfundzwanzig Jahren behandelt, erscheint etwas matt und überflüssig.

Noch mehr in lyrische Stimmung getaucht und versunken ist die Handlung der „Briefe vom Land". Der Briefschreiber schickt einer geliebten Frau tagebuchartige Aufzeichnungen aus schöner ländlicher Gegend, nach der er, müde der großen Stadt, entflohen ist, lauter anmutsvolle Prosagedichte, in denen alles auf Goldgrund erscheint, und die Frau trennt sich von einem ungeliebten Gatten und folgt dem schönheitstrunkenen Schwärmer. Starke, seelische Begründung, die uns an die Notwendigkeit des Geschehens glauben läßt, ist weder hier noch sonst ein Vorzug des Dichters. Gefühl ist alles, aber auch ohne bedeutende Handlung und scharfe Charakterdarstellung ist dieser lyrische Roman oft voll feiner Reize.

Vom Gesichtspunkt der Handlung aus sind weit besser gelungen die kleinen Geschichten, die Ehrler unter dem Titel „Der Hof des Patrizierhauses und andere Erzählungen" (4.—6. Tausend. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919) gesammelt hat. Wenn in den beiden Romanen der Held dieselbe Person zu sein scheint, so finden wir hier oft den gleichen Schwärmer wieder. Die Titelnovelle ist in ihrer Art ein kleines Meisterstück romantischer Erzählungskunst. Eine alte fränkische Stadt mit absonderlichen Gassen und Häusern taucht vor uns auf. Der Zauber des Ortes, vereint mit der Musik, führt den Schwärmer seltsame Liebespfade. Eine feine, stille Frauenseele verzichtet lächelnd und führt Jugend zu Jugend. Auch in anderen Erzählungen fesseln Erfindung und Stimmung. Der Mangel an Entwicklung und Begründung macht sich in diesen kurzen Darstellungen nicht so bemerkbar. „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken", des Dichters Grundeigenschaften nach Goethes Worten, sieht man oft in erfreulicher Stärke hervortreten.

Die Prosagedichte Ehrlers erscheinen im ganzen vollendeter als seine Versdichtungen. In seinen „Liedern an ein Mädchen" (München, Albert Langen) scheint die Sprache nicht immer der Stimmung zu gehorchen. Manche sind schlicht und anmutig, im Geist und Ton, wo sie am besten gelungen sind, mit der Kunst Eichendorffs und Mörikes verwandt.

Alles in allem genommen, erscheint Ehrlers Dichtung zwar nicht von großer

Vielseitigkeit und starker Eigenart, aber doch als eine glückliche Mischung sinnenfroher Naturliebe und seelenvoller Beschaulichkeit.

Zu Mörike selbst führt uns Walther Eggert Windegg in dem schön ausgestatteten Buch „Eduard Mörike, Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen. Des Dichters Wispeliaden unter Abbildung von Handschriften und Zeichnungen" (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919). Er überblickt die schnurrigen und unterhaltenden Gestalten, die des Dichters Phantasie nicht nur in seinen Werken schuf, sondern mit denen er auch im Freundesverkehr sein Spiel trieb, als ob sie leibhaftig auf Erden wandelten. Der Hauptteil des Werkes ist ihrem Chorführer gewidmet, dem als „Maler Nolten" bekannten verschrobenen Barbier Wispel. Drei von dem Dichter hinterlassene episodische Stücke werden mitgeteilt: Wispel in Orplid (zwei Szenen und ein Sendschreiben), Wispel auf Reisen (ein Bericht) und als köstlichstes in getreuer Nachbildung der Urschrift Wispels Gedichte mit dem schönen Titel „Sommersprossen". Vor allem durch diesen Beitrag wird das Werk zu einer hervorragenden Gabe für Literaturfreunde und Bücherliebhaber. Die Einführung des Herausgebers setzt bei weiteren Leserkreisen reichlich viele Einzelkenntnisse vom Leben und Schaffen des Dichters voraus; für wissenschaftliche Zwecke würden genauere Angaben über die handschriftliche Überlieferung erwünscht sein.

Walther Eggert Windegg kann sein Buch „Eduard Mörike" (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919) in zweiter Auflage vorlegen. „Mit Beschränkung auf das hauptsächlich Wissenswerte" umschreibt er in großen und sicheren Linien das Leben und Schaffen des Dichters. Das Wesen des Menschen und des Künstlers wird mit Sachkenntnis und liebevoller Hand dargestellt. Das volkstümlich geschriebene Werk, das in der neuen Auflage vielfach verbessert worden ist, verdient weiteren Erfolg.

Ein anderer wackerer Schwabe, Hermann Kurz, der Verfasser von „Schillers Heimatsjahren" kommt neu zu Wort mit einem verschollenen, von Heinz Kindermann aufgefundenen und herausgegebenen Roman „Lisardo" (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919). Als Glied in dem dichterischen Schaffen seines Verfassers, mehr noch als Urkunde zur Entwicklung des kulturgeschichtlichen Romans ist das Werk sehr beachtenswert, wenn auch die theatralische Haltung des Ganzen gekünstelt und veraltet wirkt. Frisch und kräftig erscheinen noch immer Phantasie und Farbenpracht in diesem Gemälde aus Salerno zur Zeit der Cholera 1836. Der Held ist ein rechter Ausbund schwunghaft genialer Eigenschaften. Liebesschmerz macht ihn zum Gefährten und Führer leichtsinniger Genußmenschen, die allgemeine Not bringt ihn zur Besinnung und stellt ihn an die Spitze des Gemeinwesens. Geläutert und erprobt, führt er die Geliebte heim. Mit großem Nachdruck betont der Herausgeber in einem gelehrten Nachwort die Bedeutung des Werkes als eines Erziehungsromans. Die literarische Stellung und die philosophischen Anschauungen des Dichters werden hier (wohl mit einiger Ueberschätzung der Persönlichkeit) ausführlich erörtert.

Zu Kellers Jahrhundertfeier ist ein hübsches Buch erschienen „Gottfried Keller und die Schwaben" (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919). Nach einem kurzen Überblick über die geistesgeschichtlichen Beziehungen zwischen Schweizern und Schwaben im allgemeinen behandelt der Verfasser, Theodor Klaiber, eingehend die Stellung Kellers zu dem

älteren und dem gleichzeitigen schwäbischen Schrifttum, innere Verwandtschaft, persönliche Verknüpfung, literarische Anregungen. Kommt der Hauptteil der lebensgeschichtlichen Betrachtung zugute, so fällt doch auch manch treffendes Wort zum Verständnis der Werke, so besonders auch in dem kurzen Abschnitt über die dichterische Darstellung schwäbischer Art in Kellers Dichtungen. An einer Stelle streift der Verfasser die Frage, die sich hinter dem allen als reizvollste erhebt: inwieweit die Verwandtschaft der Kunst Kellers mit dem schwäbischen Schrifttum auf der Stammesverwandtschaft der Deutsch-Schweizer mit den schwäbischen Württembergern, auf ihrem gemeinsamen alemannischen Volkstum beruht. Leider ist der Verfasser dieser Frage nicht näher nachgegangen. Anregend, wenn auch skizzenhaft ist die Schlußbetrachtung über das Verhältnis der neueren schwäbischen Dichtung zu Gottfried Keller.

Die „Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn" bringen als Heft 2/3 des 11. Jahrgangs zwei Aufsätze von Berthold Litzmann, „Theodor Storm" (Bonn, Friedrich Cohen). Es sind zugleich Nachklänge aus den „jungen Heimatsjahren" des Verfassers und Vorklänge einer von ihm geplanten größeren Arbeit über Storm. Der erste (wertvollere) Aufsatz mischt Erinnerungen und Betrachtungen, um vor allem einige bestimmende Leitgedanken durch das Leben und Dichten Storms zu verfolgen, sein Heimatsgefühl (das nicht Vaterlandsgefühl war), den Blick auf die Vergangenheit (der mehr als bloße Technik des Erzählens war), das Grauen vor der Vereinsamung. Der zweite Aufsatz gibt — teilweise nicht ohne Wiederholungen — eine Art von Geschichte der Grundstimmungen, von denen die Entwicklung Storms begleitet und geprägt wird.

Nachdem in der Goetheliteratur die philosophische Richtung durch mehrere hervorragende Arbeiten weitgehende Beachtung und großen Beifall errungen hat, verdanken wir nun der philologischen ein Werk, das in dieser einen Ehrenplatz beanspruchen kann, „Goethes Campagne in Frankreich 1792. Eine philologische Untersuchung aus dem Weltkriege" von Gustav Roethe. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1919.) Wenn es nicht möglich ist, an dieser Stelle den reichen Inhalt des Buches eingehend zu würdigen, so soll hier doch wenigstens ein Hinweis nicht fehlen, zumal da das Werk bei aller Grundgelehrsamkeit so anregend und fesselnd geschrieben ist und besonders in den letzten Abschnitten ein so weites Blickfeld hat, daß es auch für den größeren Kreis aller Goetheliebhaber eine willkommene Gabe sein wird. Es unterrichtet über die eigenartige Entstehungsgeschichte der „Campagne", behandelt mit bester Kennerschaft Sprache und Stil des Werkes, erörtert ausführlich Goethes literarische Quellen, besonders das Tagebuch des herzoglichen Beamten J. C. Wagner mit genauer Vergleichung aller Punkte, zeigt den inhaltlichen Aufbau der „Campagne" und der sich anschließenden „Belagerung von Mainz". Weit über Quellenuntersuchungen und philologische Kleinarbeit hinaus führen die beiden letzten Abschnitte, eine feinsinnige Untersuchung über die „Campagne" als Kunstwerk und vor allem das Schlußkapitel, „Goethe und der Krieg". Mit sicherem Urteil, mit klarem Blick über das Gesamtschaffen des Dichters und über das Verhalten seiner Zeitgenossen werden hier ohne Beschönigung reiche und überzeugende Ergebnisse zusammengefaßt, die abschließende Bedeutung haben.

Der Breslauer Gelehrte Max Koch spricht über „Deutsche

Vergangenheit in deutscher Dichtung (Deutsche Renaissance)" (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Neuere Folge, 50. Heft. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1919). Eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes wird man von einer (im Druck mit Anmerkungen auf zweiundsiebenzig Seiten ausgedehnten) Rede nicht erwarten, aber die Fülle des Stoffes ist doch außerordentlich groß. Eine erstaunliche Menge von Einzelheiten, auch solchen, die nicht unmittelbar zur Sache gehören, wird zusammengebracht. Die ganze Darstellung wie die einzelnen Sätze sind davon erfüllt und zum Teil überlastet. Lehrreich ist alles, besonders die Betrachtungen über die Geschichte bestimmter Motive, so über die Hermannsdichtungen. Die Ausführungen sind von warmer vaterländischer Gesinnung getragen.

In vierter Auflage erscheint das „Moderne Schauspielbuch." Ein Führer durch den deutschen Theaterspielplan der neueren Zeit von Rudolf Krauß. (Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung.) Das klassische und nachklassische Drama ist ausgeschlossen, ebenso die Fülle der Stücke, die nach kurzem Auftauchen untergegangen sind. In der neuen Auflage ist Veraltetes entfernt, Neues eingefügt worden. Zwanzig Stücke wurden geopfert, vierundzwanzig andere an ihre Stelle gesetzt. Wenn in erster Linie der Bühnenerfolg für die Aufnahme maßgebend war, so hat sich der Verfasser doch zugleich bemüht, an bezeichnenden Beispielen die Entwicklung des Dramas in seinen künstlerisch bedeutenden Erscheinungen vorzuführen. Von Ibsens Werken sind jetzt zwölf berücksichtigt, ausgiebig auch Strindbergs Werke. Der Abschnitt über Schönherr ist erweitert, Sternheim, Kaiser, Wildgans, Gött sind neu aufgenommen worden, auch mehrere ältere Stücke von Sudermann, Rosenow, Holz und Jerschke. Hasenclever muß noch draußen warten, von Gerhart Hauptmann fehlt Florian Geyer, Karl Hauptmann ist nicht geladen. Warum wurden von Kaiser nicht neben oder statt der „Koralle" „Die Bürger von Calais" gewählt? Von Wildenbruch finden wir neben der für sein Wesen wenig bezeichnenden „Haubenlerche" nur die schwächliche „Rabensteinerin". Der Verfasser erzählt die Handlung der Stücke nicht in großen Zügen, sondern gibt sorgsam Aufzug für Aufzug wieder und fügt Bemerkungen zur künstlerischen Würdigung hinzu, die zuweilen gewiß in Lob und Tadel Widerspruch wecken, aber meist Feingefühl und Urteilskraft zeigen. Es steckt viel Arbeit, Wissen und Verständnis in dem Werk. Möge es weitere Erfolge erleben!

*

Eine knappe Auslese aus der großen Fülle deutscher politischer Lyrik enthält das Buch „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht!" (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919.) Die unter diesem Heinewort von Dr. Owlglaß herausgegebene Sammlung berücksichtigt vor allem die Zeit der Reaktion und der Revolution von 1848, bringt auch erfreulicherweise neben allgemein Bekanntem manches schon halb Verschollene, das ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden verdient. Das Heckerlied „Wenn die Reten fragen: Lebt der Hecker noch"), dessen Verfasser als unbekannt angegeben wird, ist die Weiterbildung von Wilhelm Sauerweins „Lied der Verfolgten", das 1835 in dessen „Gedichten aus der Zeit und für die Zeit" erschien.

Künstlerisch in ziemlichem Abstand von den meisten dieser älteren politischen Liedern stehen die Gedichte von Walter Hasenclever in dem

Heft „Der politische Dichter“ (Berlin, Ernst Rowohlt, 1919). Die Mehrzahl ist aus Hasenclevers Buch „Tod und Auferstehung entnommen. Aus diesen Versen tönt mehr Rede und Geschrei als Dichterwort. Ein Vergleich mag die Auffassung bezeichnen: „Der Mob schreit: Sieg“, aber das Volk, das sich empört, ist die „geläuterte Menschheit“.

*

Nachdrücklich sei zum Schluß auf die neu erschienenen „Flugblätter für Deutschösterreichs Recht“ hingewiesen. (Herausgegeben von A. Wotawa. Wien, Alfred Hölder, 1919.) Sowohl die allgemeinen Betrachtungen über den Vernichtungsfrieden von St. Germain wie die besonderen Ausführungen über die Lage der deutschen Bevölkerung in Deutschböhmen, in Südsteiermark, in Krain, in der Bukowina verdienen wegen ihrer Gründlichkeit und Überzeugungskraft aufmerksames Studium. Ein umfangreicher Band „Deutschböhmen“ (Deutsche Kultur in der Welt, 5. Jahrgang, Heft 1—4. Herausgegeben von Hugo Grothe. Leipzig, K. F. Koehler) enthält vortreffliche zusammenfassende Betrachtungen über die Geschichte, die Wirtschaft, das geistige Leben des deutschböhmischen Volkes. Mögen all diese Aufsätze und Kundgebungen nicht nur die Wirkung haben, uns Scham- und Zornröte ins Gesicht zu treiben, sondern in uns das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den deutschen Brüdern im Elend dauernd befestigen. Ihre Sache ist unsere Sache.

Schlesische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer.

Unter den bemerkenswerten Neuerscheinungen, die in letzter Zeit von schlesischen Dichtern veröffentlicht wurden, erscheint mir besonders die Marienlegende „Die Magd“ von Arthur Silbergleit des Hervorhebens würdig. Arthur Silbergleit, dessen feine Verse weitesten Kreisen bekannt sind und sich bereits seit vielen Jahren größter Wertschätzung erfreuen, hat bisher noch immer nicht den Verleger gefunden, der seine in vielen Zeitungen und Zeitschriften verstreuten Gedichte sammelte und zu einem Band zusammengebunden hat. Arthur Silbergleit gehört zu den Stillen im Lande. Neben ihm und um ihn tobt der Lärm der Reklameliteratur. Aber wie alles Große und wahrhaft Menschliche seinen stillen Weg geht, unbeirrt von Tagesmoden und Sensationsgelüsten, so wird sich auch Arthur Silbergleits strahlende Verskunst am Ende durchsetzen, wenn von den vielgepriesenen Werken sogenannter neuer Kunst keine Spur mehr zu finden ist. Nur gönnt man dem lebenden und schaffenden Künstler schon zur Zeit seines Werdens eine gewisse Resonanz, und aus diesem Grunde ist es mit Freude zu begrüßen, daß nun auch Arthur Silbergleit nach und nach mit abgeschlossenen Büchern vor die Öffentlichkeit tritt. Freilich, wäre es zu wünschen, daß dies in einer Form geschieht, die auch dem außerhalb der Kunst- und Dunstkreise stehenden Nichtzünftigen einen Genuß seiner Werke ermöglicht. Bei dem Verlag Reuß & Pollack in Berlin erscheint soeben seine Dichtung „Die Magd“, deren reifer Schönheit „Nord und Süd“ schon in einer früheren Nummer seine Spalten geöffnet hat. Es ist eine Ausgabe für Kenner und Kunstmäzene: eine Luxusausgabe von 100 Exemplaren, von der die ersten dreißig zweihundert und die folgenden siebzig hundert Mark kosten. Mir ist bekannt, daß Silbergleit mit dieser Form der Veröffentlichung selbst im Grunde nicht ganz zufrieden ist, und daß einer seiner sehnlichsten Wünsche die baldige Nachfolge einer Volksausgabe ist, die sich auch ein gewöhnlicher

Sterblicher leisten kann. Aber immerhin: es ist ein Anfang, und die Vereinigung Künstlerdank (Clauß-Rochs-Stiftung), die sich zum ersten Mal eines viel zu wenig gekannten und begabten Lyrikers annimmt, verdient darum Dank. Wer das schmale Bändchen „Flandern" von Arthur Silbergleit kennt, der weiß, mit wieviel unendlicher Sorgfalt und künstlerischer Bestimmtheit Silbergleit seine Dichtungen gestaltet, ehe er sie der Kritik der Öffentlichkeit anvertraut. Und so findet man auch in seinem neuen Buche eine geradezu in unserem heutigen Schrifttum einzige Verantwortlichkeit der dichterischen Leistung. Der Mittelpunkt der einfachen Handlung ist das Fleischwerden der Madonna, die in einer ländlichen Bilderfolge zur Erde herabsteigt, um, nachdem sie menschliche Schicksale, die im Verlauf der Begebenheit zart geschürzt und verknotet werden, geschlichtet hat, wieder in ihre überweltlichen Sphären zurückzukehren. Was aber das Reinste an dieser Dichtung ist, das ist ihr helles Ethos, die ungekünstelte Demut vor den unendlichen Dingen und die herbstsüße Hingabe an die bunte Welt der Erscheinung. Man muß angesichts dieses Buches dem Dichter wünschen, daß auch seine anderen Werke, die bisher ungekannt in seinem Schreibtisch schlummern und viel höher stehen als vieles, das sich heute so ungestüm den Weg bahnt, bald in einer entsprechenden Buchausgabe dem literaturempfänglichen Leserpublikum vorliegen mögen. Sie werden sich ebenso wie „Die Magd", wenn sie erst einmal den Weg zu der Seele des Lesers gefunden haben und nicht mehr durch Verlegerblindheit von ihrer Wirkung in die Öffentlichkeit abgesperrt werden, eine treue Gemeinde werben. Besonders habe ich sein Buch „Pastelle" im Auge, aus welchem ja in der letzten Zeit die Tageszeitungen einige Bruchstücke herausgegriffen haben.

Katholische Literaturarbeit.

Von H. St.

Jedem, der an dem geistigen Schaffen der Katholiken interessiert ist, drängt sich die Frage auf:

Wie wird sich die Einordnung der deutschen Katholiken in das neue Deutschland vollziehen, wie sich das Zurück- und Zurechtfinden zu den gemeinsamen Feuern eines einenden Volkstums gestalten?

Tiefer und tiefer sank die Tendenz-Poeterei, Dichtung darf man das heiße Bemühen der damaligen Poetaster nicht nennen, da erschienen am Ende der neunziger Jahre die beiden „Veremundus"-Schriften Karl Muth's, „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit" (1898) und „Die literarischen Aufgaben der Katholiken" (1899). Und wirkten wie Märzgewitter Der „Katholische Literaturstreit" wurde der Tournierplatz, wo der Kampf gegen die „literarische Mobilmachung des Katholizismus" ausgetragen wurde.

Aus dem mehr oder weniger scharfen Hin und Her wuchs und blieb als einziges positives Ergebnis Karl Muths dritte Arbeit: „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" (1905). Nun begann überall positive Arbeit. „Hochland", nicht allein literarisch orientiert, förderte die Schaffenden. Pater Expeditus Schmidt rief die Literaturzeitschrift „Über den Wassern" ins Leben. Mumbauer spricht es in seinen 1915 erschienenen „Allerhand Literaturschmerzen" offen aus, wer die Schuld trägt an der „Vernachlässigung der Literatur durch die Katholiken". Die unermüdliche Kleinarbeit, die unerläßlichen Vorbedingungen zur Realisierung großer und weittragender Ideen, und mit der man heute beginnt, fehlte gänzlich. Ernst Thrasolt begründete die vornehme Kulturzeitschrift „Das heilige Feuer", die herr-

liche Ansätze zeitigte, aber mit ihres Gründers Rücktritt von der Leitung wieder unter das normale Niveau zurücksank. „Die Bücherwelt", die katholische Bibliotheks-Zeitschrift, bedarf dringend der inneren Auffrischung, wenn sie an der Höherentwicklung der katholischen Literatur mithelfen will. Und das ist doch wohl ihrer Existenz oberstes Prinzip. „Der Gral", erst einseitig, dann wenig, und schließlich ungenau orientiert, geht eben durch eine letzte Wandlung einem noch nicht zu bestimmenden Zielpunkt entgegen.

Zwei wirkliche Förderer erwuchsen der katholischen Sache, einmal in Johannes Mumbauer, der die Hausensche Bücherei schuf und den wertvollen Almanach „Die goldene Brücke", als dem Praktiker, und in Christoph Flaskamp, dem Theoretiker. Seine beiden wagekühnen, inhaltschweren Programmschriften „Die deutsche Romantik" zeigen einem ernsthaften Wollen wirkliche Wege zu einem realisierbaren Ziel. Mumbauer führt die Idee in seiner Bücherei praktisch durch. Indem er positive Arbeit leistet, dient er in Verbindung mit seinem Verleger der Sache und dem Schaffenden.

Die Ausgangspunkte wären gegeben. Nun fehlt außer dem ernsten Willen der Masse zur guten Sache nur noch die eigene katholische Literatur-Zeitschrift, die alle Kräfte sammelt und eint unter der Devise: Schaffen aus religiöser Weltanschauung heraus als der selbstverständlichen Basis, nicht als dem Selbstzweck!

Diese Literarische Zeitschrift großen Stils bedürfte nun wiederum eines nicht nur finanzkräftigen (diese wären schon zu finden), sondern eines gebefrohen, für die Sache wirklich interessierten Verlegers.

Und wann werden die Katholiken der Verwirklichung ihrer ersehnten Träume näher kommen? Erst wenn allen die Erkenntnis des zur Gründung des Matthias Grünewald-Verlags geschriebenen Wortes von Johannes Mumbauer aufgegangen sein wird:

> „Die christliche Idee ist kein für jede Epoche fertiges Gericht, sondern ein stets lebendiges Ferment, das je nach den Bedürfnissen der Zeit die nötigen Kräfte entwickelt. Sie ist nach einem Worte Schells Gabe und Aufgabe zugleich. Darum suchen wir in ihrem Lichte den Weg."

W i r w a r t e n ! U n d u n s e r s i n d v i e l e !

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 20 (Fernruf: Zehlendorf 1017). — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. —
Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.
Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.

NORD UND SÜD

Becker u. Maass
Berlin W.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Papier-Industriellen
Hofrat Wilhelm Hartmann.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig G. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Erslev & Hasselbalch.

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu.- u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

44. Jahrgang. Band 171. Heft 542. November 1919.

Professor Dr. Ludwig Stein: Was bedeutet Leben?

Jedes Lebewesen führt Zwecken angepaßte Bewegungen aus. Neuere Biologen wie Wolff (Beiträge zur Kritik der Darwin'schen Lehre, 1898) und Plate (Über Bedeutung und Tragweite des Darwin'schen Selectionsprincips) definieren das Leben geradezu als die Fähigkeit, auf die Einflüsse der Umgebung zweckmäßig zu reagieren. Noch weiter geht Driesch (Analytische Theorie der organischen Entwickelung). Jede Ordnung in der Natur kann nach Driesch nur als Form begriffen werden. Formen seien nur teleologischer, nicht causaler Erklärung zugänglich. Soweit wir es mit Kräften und Stoffen zu tun hätten, reichte die causale Erklärung aus, sobald aber Formen, Ordnungen, Gesetzmäßigkeiten, Zusammenhänge in Betracht kämen, müßte die teleologische Beurteilung Platz greifen. Vollends befindet sich Reinke (Die Welt als Tat, 1899; Einleitung in die theoretische Biologie, 1901) mitten drin in der von Baer-Schelling'schen Naturphilosophie. Reinke fordert für die Energien besondere „Lenker". Unter Auffrischung der stoischen Lehre vom ἡγεμονικόν nennt er diese „Lenker" Dominanten, beschränkt aber deren Wirksamkeit nicht auf das organische Leben allein, sondern läßt die Dominanten auch in der unorganischen Natur herrschen. In den Dominanten lebt gleichsam die Helmont'sche Lehre vom Archeus wieder auf. Zwar hält auch Reinke, ungeachtet seiner Hinneigung zum Theismus und zur mosaischen Schöpfungsgeschichte, die kosmische Vernunft für unerkennbar, aber seine Dominanten fordern gleichwohl den Monismus. Ohne schöpferische Intelligenz oder Gott sei die zweckmäßige Organisation von Pflanzen und Tieren schlechterdings nicht zu begreifen. Und so kehrt denn Reinke auf dem Umwege der modernen Biologie im vollen und stark betonten Gegensatz zum Monismus Haeckel'scher Artung zur kirchlichen Auffassung von Schöpfer und Schöpfung zurück. Die Teleologie schlägt auch bei Reinke wie bei Leibniz und unzähligen anderen Temperamentsdenkern in Theologie um. Um so erfreulicher ist es, daß einzelne Besonnene unter den Wortführern dieser neo-teleologischen Bewegung, die mit Reinke direkt in Schelling und Fichte einzumünden scheint, — die Welt als Tat zu begreifen, ist durchaus Fichte'scher Gedanke — vor dem gesunden Menschenverstand respectvoll Halt machen. Paul Nicolaus Coßmann (Elemente der empirischen Teleologie, 1899) warnt vor allzu handgreiflichen Übertreibungen eines teleologischen Anthropo-

morphismus. Wird bei der Causalität, heißt es bei Coßmann (S. 62), das menschliche Müssen in die Natur verlegt, so hier (in der Teleologie) das menschliche Wollen; wie es aber möglich ist, den Causalbegriff von den ihm häufig anhaftenden anthropomorphistischen Elementen zu befreien, ebenso ist es möglich, ihn aus dem Begriffe der Teleologie auszuscheiden. Immerhin bleibt auch Coßmann dabei, daß die Gesetzmäßigkeiten der biologischen Teleologie durch das Causalgesetz allein keine ausreichende Erklärung finden. Der Versuch Bütschli's (Mechanismus und Vitalismus, 1901), an dem Dogma der restlosen Zurückführbarkeit aller Lebenserscheinungen auf mechanische Ursächlichkeit unbeirrt festzuhalten, wird die naturphilosophische Bewegung unserer Tage, die der teleologischen Betrachtung zuneigt, nicht zurückzudämmen vermögen.

In der Zweckmäßigkeit der biologischen Funktionen im Leben des Organismus sehen unsere Naturphilosophen ein geeignetes Mittel zur exakten Beschreibung und ökonomisch geordneten Klassifizierung unserer Erkenntnis des Lebens. Hier wird also die Causa efficiens in ihrem Erkenntniswert den Causae finales untergeordnet. Wir sind damit zu Leibniz zurückgekehrt. Denn dieser hatte uns schon gelehrt, uns die Welt der Erscheinungen zwar nach den Gesetzen der mechanischen Causalität zurechtzulegen, diese Gesetze selbst aber als Spezialfälle der übergreifenden Weltzweckmäßigkeit anzusehen. In der Mitte zwischen Mach, der die Kausalität ebenso wie die Substanz in funktionelle Beziehungen zerreibt, aber der teleologischen Betrachtung wenigstens heuristischen und methodologischen Wert zubilligt, und Leibniz, der die mechanischen Ursachen als Spezialfälle den Endzwecken unterordnet, steht Eduard von Hartmann (Kategorienlehre, 1896; die Finalität in ihrem Verhältnis zur Kausalität, Wundt's philosoph. Studien, 1902, S. 512). Für Hartmann sind Finalität und Kausalität auch im Reiche der Natur gleichberechtigte und koordinierte Kategorien, die in der Wirklichkeit immer verbunden sind und durch die abstrahierende Tätigkeit des bewußten Denkens von einander gesondert werden können. Dem Naturforscher ist aber auch nach Hartmann die Finalität „nicht Ziel, sondern höchstens heuristisches Mittel" (S. 513).

Unser Überblick über die herrschenden Strömungen innerhalb unserer Naturphilosophie dürfte gezeigt haben, daß die Zweckbetrachtung augenblicklich wieder Trumpf ist. Karl Ernst von Baer, Schelling und Leibniz leben wieder auf. Die Temperamentsphilosophie hat seit Nietzsche Oberwasser. Selbst gegnerische Stimmen, wie die Edmund König's (Über Naturzwecke, Wundt's philos. Studien, 1902, S. 418), können sich der Einsicht nicht mehr verschließen, daß die zuerst schüchtern hervortretende Opposition der Neovitalisten und Antidarwinisten heute zu einer mächtigen Bewegung angewachsen ist, „die sehr wahrscheinlich mit dem Siege der Teleologie enden wird." Was König hier als Signatur unserer naturphilosophischen Bewegung bezeichnet, möchte ich als Symptom begreifen und in einen größeren philosophiegeschichtlichen Zusammenhang einordnen. An anderer Stelle werde ich an den typischen Beispielen von Spinoza

und Leibniz aufzeigen, daß die reinen Verstandesdenker oder Erkenntnisphilosophen absolute Ordnungen aufzudecken bemüht sind und deshalb die mathematische Methode und in ihrer Folge die mechanische Kausalität voranstellen, ja für wissenschaftlich einzig zulässig erklären, während die Temperaments- oder Bekenntnisphilosophen schon in relativen Ordnungen, wie sie die zwecktätig auftretenden Lebenserscheinungen zeigen, ihr Genüge finden und deshalb die biologische Methode bevorzugen.*) So werden wir es auch zu deuten haben, daß der von Henri Bergson und Karl Joel begünstigte Neuschellingianismus unserer Tage von der Biologie seinen Ausgangspunkt genommen hat und mit dem Wiederauftauchen der Temperamentsphilosophie Friedrich Nietzsche's zeitlich zusammenfällt.

* * *

Um eine Psychologie der modernen Energetik zu gewinnen, müssen wir zunächst den Prioritätsstreit von Verstand und Gefühl, der unsere gegenwärtige Psychologie in zwei feindliche Lager spaltet, in seinen Hauptzügen erörtern. Intellektualisten sehen in der Empfindung, Voluntaristen im Willen, die Schule Ribot's endlich sieht in den Gefühlen die primären seelischen Gebilde, aus denen sich das bewußte Seelenleben zusammensetzt und aufbaut. Dem Anschein nach stehen hier drei, in Wirklichkeit nur zwei psychologische Grundtheorien einander gegenüber, da die Willenstheorie sich der Gefühlstheorie, vielfach bis zur Ununterscheidbarkeit annähert. So steht z. B. die voluntaristische Psychologie Wundt's, ungeachtet ihrer ausdrücklichen Betonung des Willens, Schopenhauer ferner als etwa Ribot, der direkt von den „Sentiments" ausgeht. Man lese nur Schopenhauer's „Willen in der Natur", und man wird finden, daß er selbst vielfach „Gefühle" meint, wo er „Wille" sagt. Ebenso meint Hartmann recht eigentlich nur Gefühle, wo er Tätigkeiten der unbewußten Intelligenz in Instinkt, Naturheilkraft und Reflexbewegungen aufdeckt. Und so stehen einander, richtig verstanden, nur zwei psychologische Gegenfüßler gegenüber: Intellektualisten, welche mit Spinoza's Voluntas et intellectus unum et idem sunt die Empfindung für das seelische Grundgebilde halten, Gefühle nur als ständige Begleiterscheinungen oder Gefühlstöne der Empfindung gelten lassen, welche, wie Fechner nachgewiesen hat, den Gesetzen der Assoziation ebenso unterworfen sind, wie Wahrnehmungen und Vorstellungen, den Willen endlich nur als ausgelösten Effekt eines vorangegangenen Spiels von Motiven auffassen, nicht aber als seelisches Elementargebilde oder gar als seelisches Primärgebilde zulassen. Umgekehrt die Voluntaristen. Sie sehen bald im Willen, bald in Gefühlen, bald in unbewußten Vorstellungen das Rudiment,

---

*) Es sei hier nur daran erinnert, daß Leibniz die von Malpighi, Swammerdam und Leeuwenhoek entdeckten Mikroorganismen zuerst metaphysisch verwendet und fructificirt hat.

in der bewußten Empfindung selbst aber nur ein sekundäres Erzeugnis des Seelenlebens.

Wir haben in diesem Zusammenhange keine Veranlassung, persönliche Stellung zu nehmen, machen aber kein Hehl daraus, daß wir uns zu den Intellektualisten zählen. Deutet man Intellekt und Gefühl oder Wille in das Ding an sich — Kant zum Trotz — hinein, so verwandelt man psychologische Kategorien in metaphysische, und man erhält auf diesem Wege zwei Grundtypen metaphysischer Systeme: intellektualistische (Spinoza, Hegel, Herbart) und voluntaristische (Leibniz, Fichte, Schelling, Schopenhauer, Hartmann, Spencer, Wundt). Die Einen begehen dabei den bedenklichen Anthropomorphismus, ihre bewußten Erlebnisse zum Ding an sich oder „Unerkennbaren" umzustempeln und durch oberste Generalisierungen zu substanzialisieren, die Anderen den noch bedenklicheren Anthropomorphismus, die unter- oder unbewußten Erlebnisse zu verdinglichen oder gar zu verpersönlichen. Jene erheben die deutlichen und klaren Vorstellungen, diese die dunklen und konfusen Seelengebilde zum Weltprinzip. Immer und immer ist es die als ruhend angenommene Einheit unseres eigenen Ich, die wir der hypostasierten Einheit des Außen, des Weltengrundes, des Universums oder Gottes leihen. Beide Typen metaphysischer Systembildungen erliegen dem inneren Denkzwang, die Vereinheitlichungsfunktion des Bewußtseins zu objektivieren, in ein Transsubjektives, in ein Außen zu projizieren und vermöge des immanenten Einheits- oder Ordnungsbedürfnisses der Menschen die Mannigfaltigkeit dieses von ihnen projizierten Außen in Ein Außen umzudenken.

In Wirklichkeit übertragen wir immer nur die Ordnung in der Aufeinanderfolge unseres inneren Erlebens auf dieses notwendig hinzugedachte Außen. In unserem inneren Erleben treten aber deutlich zwei Ordnungsreihen auseinander: eine feste, lückenlos verkettete, keinerlei Abbiegungen oder Abirrungen im Ablauf der Vorstellungsassoziation zulassende Ordnung, und diese fassen wir zu einem obersten Gesetz oder allgemeinen Begriff oder einer allgemeinen Aussage bezw. Kategorie zusammen: Kausalität. Kausalität ist also nichts anderes, als der zum Begriff verdichtete Ausdruck unfehlbarer, keinerlei Ausnahme zulassender Konstanz im Ablauf unserer Vorstellungen. Was wir als notwendig eintretend ansehen, formulieren wir entweder physikalisch als Realgrund (naturnotwendig), oder logisch als Erkenntnisgrund (denknotwendig). Neben dieser festen Ordnung, diesem logischen Fatum, dem das gefühlsmäßige, religiöse Denken die Bezeichnungen: Vorsehung, Prädestination, Kismet geliehen, das verstandesmäßige hingegen den Namen Determinismus beigelegt hat, beobachten wir eine zweite Ordnungsreihe im Ablauf unserer Vorstellungen, die viel lockerer, ungebundener und beweglicher erscheint. Diese zweite Ordnungsreihe zeigt zwar auch einen bestimmten Rhythmus im Ablauf der Vorstellungen, aber keinen starren und unveränderlichen wie die erste. Und diese zweite Ordnungsreihe stellt sich überall dort ein, wo wir diesen Ablauf der Vorstellungen unter den Gesichtspunkt des Zweckes

rücken. Der Zweck verhält sich zum Mittel, wie die Ursache zur Wirkung, der Reiz zur Empfindung, der Grund zur Folge. Nur gehören die drei letztangeführten Kausalformen zur ersten Ordnungsreihe, die keine Ausnahme in der Abfolge des Bewußtseins zuläßt, während das Verhältnis von Zweck und Mittel wohl Ausnahmen gestattet. Anders ausgedrückt: logische, psychologische und physikalische Kausalität zeigen eine absolute, teleologische Kausalität nur eine relative Ordnung im Ablauf unserer inneren Erlebnisse. Erst wenn man die teleologische Kausalität auf eine mechanische zurückführt, indem man Urteile weiter zurückschiebt und dem Ursachenbegriff unterstellt, tritt Ausnahmslosigkeit der Geltung ein.

Ein Beispiel mag diesen Gedankengang erläutern. Auf einer Kegelbahn spielen seit Jahr und Tag dieselben Kegelfreunde, darunter Virtuosen und Stümper. Bei Figurenkegeln, wo der sogenannte „Zufall" (als „Fux" verspottet) eine sehr seltene Erscheinung ist, Übung, Begabung, Gewandtheit und Aufmerksamkeit dagegen fast immer den Erfolg bestimmen, wird der Virtuose den Stümper tausendmal schlagen. Und alle Urteilsfähigen werden bei jeder Partie die bestimmte Erwartung hegen, der Virtuose werde den Stümper besiegen. Diese Erwartung im Ablauf unseres künftigen Erlebens gehört nun aber der zweiten Ordnungsreihe, der relativen, nicht der ersten, der absoluten, an. Die Sicherheit der Voraussage ist eine abgeschwächte. Der Ablauf läßt sich nicht mit der Unfehlbarkeit der Voraussage von Sonnen- oder Mondfinsternissen bestimmen. Da der Zweck—Gewinn einer Figurenserie—durch verschiedene Mittel erreicht werden kann, das Spiel der Motive also ein reiches und bewegtes ist, so könnte es sich immerhin einmal ereignen, daß der Stümper zum 1001. Male die Partie gewänne, auch wenn die Erfahrung, d. h. der wirkliche Ablauf der Vorstellungen, tausendmal nein gesagt hat. Das ist auch der Grund, warum der Stümper in der Hoffnung auf das 1001. Mal immer wieder die Partie gegen den Virtuosen aufnimmt, ohne daß es ihm jemals einfiele, wie der Hund den Mond anzubellen, wie Xerxes den Hellespont zu peitschen, wie Don Quixote den Kampf gegen Windmühlen aufzunehmen, vom Fallgesetz etwa für sich eine Ausnahme zu fordern oder gar zu erwarten. Daß die Kugel so laufen muß, wie der Virtuose sie abgeschossen hat, d. h. an der mechanischen Kausalität der ihr mitgeteilten Bewegung zweifelt auch der Stümper nicht, wohl aber daran, ob der Virtuose neben der eingeübten Gewohnheit auch noch Stimmung, Laune, Zielsicherheit gerade diesmal so in sich vereinigt hat, wie sie erforderlich sind, um der Kugel die proportionale Bewegung und bestimmte Richtung zur Erreichung eines bestimmten Zweckes mitzuteilen. Der Zweifel und in seiner Folge das Hoffen des Stümpers knüpft sich nicht an die Erwartung der Durchbrechung der mechanischen, sondern nur an die Möglichkeit der Ausschaltung der teleologischen Kausalität.

Von hier aus übersieht man die psychologischen Ursprünge der mechanischen und teleologischen Deutungsweisen des Menschengeschlechts. Beide drücken den

Grad der Sicherheit, die Vorausberechnung des Kommenden aus. Beide Deutungsweisen erweisen sich recht eigentlich nur als Geltungsgefühle für die Zukunft. Die kausale Deutung birgt das Geltungsgefühl der Unbedingtheit, der unfehlbaren Sicherheit, logisch ausgedrückt: des apodiktischen Urteils in sich, die teleologische Deutung hingegen, die auf Motive zurückgeht, welche sich aller Kontrolle, somit aller festen Vorausbestimmung entziehen, bietet nur die abgeschwächte Sicherheit eines hypothetischen Urteils dar: wenn du diesen Zweck erreichen willst, so müßtest du dich dieses probatesten Mittels bedienen. Aber ich brauche dieses Mittel weder zu kennen noch zu wählen, selbst wenn ich es kennte, da andere Bestimmungsgründe für die Wahl anderer Mittel maßgebend sein können. Aus diesem Grunde sind menschliche Handlungen, die der teleologischen Kausalität von Zweck und Mittel unterliegen, nie mit unfehlbarer Sicherheit, wie das mechanisch-kausale Geschehen in der Natur, voraus zu berechnen, eben *weil die Kausalität nach Motiven unserer Kontrolle unzugänglich ist.* Für das Naturgeschehen besitzen wir die sinnreichsten Apparate, die uns ermöglichen, seine Beziehungen in der konstanten Abfolge unseres Bewußtseins zu wägen, zu zählen und zu messen. Wir werden anderwärts den Nachweis führen, daß alles Zählen und Messen nur identische Urteile, Feststellungen von Beziehungsgesetzen im Ablauf unseres Bewußtseins enthalten. Gerade *daher* rührt ihre Sicherheit. Nicht so die vierte Form der Kausalität, die aus Motiven entspringende teleologische Kausalität. Hier besitzen wir nur die abgeschwächte Sicherheit von hypothetischen Urteilen, von Wahrscheinlichkeitsrechnungen, von Regeln, Rhythmen, Typen menschlichen Handelns, nicht aber die unfehlbare Sicherheit von mathematisch-logischen Gesetzen. In anderem Zusammenhange habe ich dafür die Behauptung aufgestellt: Die Natur ist das Reich der Gesetze, die Geschichte das der Zwecke.

Die Erklärung der Konstanzen im Ablauf unseres inneren Erlebens nach Ursachen befriedigt das absolute Einheitsbedürfnis unseres Verstandes, die nach Zwecken beschwichtigt unser Streben nach einer Deutung des Sinnes menschlichen Zusammenlebens und Erfassung des Wertes menschlichen Zusammenwirkens. Dort ist die Einheit, hier die Mannigfaltigkeit, dort die Konstanz, hier die Variabilität, dort das Sein, hier das Tun, dort das Denken, hier endlich ist das *Werten* unser Problem. Das beharrlich Zusammen- und Nebeneinander-Gedachte hypostasieren wir, nach Ausschaltung alles Unterschiedlichen, zum Substanzbegriff, das beharrlich Nacheinander-Gedachte und eben dadurch in ein beharrliches Durcheinander Gedeutete abstrahieren wir zum Begriff der mechanischen Kausalität, das durch Motive Verbundene verallgemeinern wir zur teleologischen Kausalität.

Dr. phil. et jur. Karl Mumelter, Wien: Der Welt-Staatenbund als gegenseitiger Versicherungsverein gegen den Krieg.

Man vergleicht die Heereskosten gern mit den Kosten der Versicherung gegen Schädigungen der staatlichen Ordnung, gegen Störungen der inneren Ordnung und noch mehr gegen Eingriffe in die staatliche Ordnung durch äußere Feinde. Wir wollen diesen Vergleich einmal nicht bloß als schönrednerische Auslassung hinnehmen, sondern weiter verfolgen, auf den gegenwärtigen Krieg anwenden, um vielleicht aus ihm Nutzen zu ziehen für die Erkenntnis des Weltkrieges, für die Erkenntnis dessen, was uns allen an dem Weltkrieg am meisten nahe geht: wie er wirklich zu Ende gebracht, wie ein künftiger Weltkrieg, überhaupt ein künftiger Krieg verhütet werden könnte. Wir wollen die für die Einsicht in so manche Verhältnisse überaus wichtige Frage des Endes aufwerfen.

Dabei dürfen wir zum Vergleich natürlich nicht eine Versicherung gegen Elementarschäden, die überhaupt nicht oder kaum abzuwenden sind, heranziehen, sondern müssen eine Versicherung gegen Schäden wählen, die allein vom menschlichen Willen abhängen („Wille“ hier im Sinne des täglichen Lebens, nicht in philosophischer Deutung gebraucht), wie es ja die Kriegsschäden sind, also etwa die Versicherung gegen Einbruchsdiebstahl.

Wie entwickelte sich diese Versicherung, wie weit ist sie heute gelangt, zu welchem Ende wird sie bei folgerichtiger Ausgestaltung kommen?

Ursprünglich, als noch der einzelne Mensch für sich oder höchstens mit der Familie lebte und wirtschaftete, war die Versicherung gegen diebische, räuberische Eingriffe des Nächsten gewiß die kostspieligste: Jeder Einzelne mußte sein Eigentum selbst bewachen, selbst sichern, er mußte trachten, stark zu werden, um diese Sicherung wirksam zu stande zu bringen, mußte sich über seine Kraft anstrengen. Und wenn ein Schaden entstand, mußte er ihn ganz allein tragen. Als dann nach und nach die Menschen sich zu Gemeinschaften zusammenschlossen, wurde der Aufwand für die Sicherung des Eigentumes verhältnismäßig, für den Einzelnen, immer geringer, da eine Sippschaft, eine ganze Gemeinde nur einen oder zwei Wächter benötigte, um die Habe aller Angehörigen zu schützen, und jeder Genosse nur einmal in der Woche, nur einmal im Monate, vielleicht noch seltener eine Nacht wachen mußte, während er die übrigen Nächte ruhig und seiner Habe sicher schlafen konnte. Die Sicherung selbst aber wurde immer wirksamer, weil hinter dem einen Wächter die ganze Gemeinde abwehrbereit stand, weil kostspielige, für den Einzelnen unerschwingliche Sicherungswerke feindselige Angriffe erschwerten.

Auch die Versicherungsgesellschaften, die uns heute unser Eigentum gegen diebische, verbrecherische Nebenmenschen versichern — soweit uns nicht die staatliche Ordnung unsere Habe ohnedies sichert! — strebten seit je nach weitester Ausbreitung, nach Zusammenschluß, weil dadurch die Kosten wesentlich verringert, die Reineinnahmen vergrößert werden. Sie suchten sich auszudehnen über alle staatlichen Grenzen, sie schlossen sich zusammen, suchten den Wettbewerb möglichst seiner Kostspieligkeit zu entkleiden, vereinigten sich, verteilten die größten Gefahren durch Rückversicherung. Dies Trachten, das heute schon die Versicherungsgesellschaften der verschiedensten Staaten von einander abhängig gemacht, die Versicherer der ganzen Welt zu einander in Beziehung gebracht hat, müßte schließlich dazu führen, daß eine einzige Versicherungsgesellschaft mit einheitlichen Sätzen die ganze Welt umfaßt. Wenn dann alle Menschen gegen Einbruchsdiebstahl versichert wären, wenn angenommen werden könnte, daß kein Einbruchversicherter bei einem anderen einbrechen würde, weil schon aus der Tatsache der Versicherung sein Verständnis für das Unrecht eines solchen Übergriffes gefolgert werden könnte, weil der Übeltäter ja, selbst wenn er nicht erwischt würde, den Schaden mitzahlen müßte, wenn — zur Vorsicht! — das Einbrechen durch Schutzmaßnahmen, die über die staatlichen hinausgehen, beinahe unmöglich gemacht würde, dann würde die Versicherung mit dem geringsten Aufwand und dem größten Erfolg geschehen, vielleicht schließlich, wenn das Nicht-Einbrechen durch die Versicherung noch mehr als jetzt — ich meine, vor dem Weltkriege und hoffentlich wieder nach endgültger Beendigung desselben — zur allgemeinen Sitte würde, überflüssig werden . . . .

Doch die Versicherungsgesellschaften brauchen keine Angst zu haben, daß dies schöne, für die Welt ach! so schöne Ende aller Einbruchsversicherung so bald eintreten wird, schon deswegen nicht, weil sich ja nie alle Menschen gegen Einbruch versichern werden, sondern nur die geringe Anzahl derjenigen, die größeres Vermögen haben, an dessen Sicherung ihnen besonderes liegt. Die große Mehrzahl der Besitzlosen oder fast Besitzlosen, der gegen ihren Besitz Gleichgültigen wird für Eigentum und dessen Sicherung nie viel Sinn haben. Diese Schlußreihe wird uns also zu keinem Ende führen.

In unserem Falle können wir aber eine Einschränkung machen, die die Frage wirklich streng umgrenzt und der Lösung näher bringt: Wir können annehmen, daß es nur vermögende Leute gibt, die Werte gegen Einbruch zu versichern haben, weil ja jeder Staat Eigentum zu schützen hat, weil es vermögenslose Staaten, Staaten, die nichts zu verlieren haben, nicht gibt. Wie würde sich die Einbruchversicherung unter dieser vereinfachenden Voraussetzung, die das Vergleichsverhältnis völlig trifft, gestalten? Wir können, um der Frage noch näher zu kommen, die weitere Annahme machen, daß die Versicherung nur durch Gesellschaften, die auf Gegenseitigkeit beruhen, bewirkt würde, durch Vereine, deren Mitglieder ausschließlich die zu Versichernden selbst wären und die nur auf den

Nutzen ihrer Mitglieder bedacht zu sein hätten. Denn auch diese Vereinigungen streben nach Erzielung des günstigsten Verhältnisses zwischen Ausgaben und Einnahmen und demzufolge nach Ausbreitung, Zusammenschluß, Verhütung der Schäden u. s. w.

Die Versicherungsgesellschaften werden trachten, alle Wesen zu versichern, und sich zum billigsten Betrieb dieser Versicherung möglichst zusammentun, auch die Schäden möglichst einzudämmen suchen. Es würden also schließlich alle vermögenden Menschen — und nur solche würde es geben! — bei einer einzigen Vereinigung gegen Einbruch versichert sein, deren Mitglieder sie und nur sie wären. Diese Vereinigung würde alles aufbieten, um ihre Schäden möglichst zu verringern, übrigens würden — ein Umstand, der für unseren Vergleich noch besondere Bedeutung gewinnen wird! — die Versicherten selbst wohl kaum bei einander einbrechen, weil sie das zufolge der Vereinigung doppelte Unrecht solchen Tuns einsehen und Vergeltung, Gegenseitigkeit fürchten würden, auch den hierbei verursachten Schaden zumindest mitzahlen müßten. Die Versicherungsgesellschaft würde sich also schließlich selbst überflüssig machen, die Vollkommenheit dieser Versicherung, die Herabdrückung der Schäden auf das geringste Maß, zu der insbesondere auch die Ausschaltung der möglichen Schädiger durch Erstreckung der Versicherung auf alle als Schädiger in Betracht kommenden Menschen gehörte, wäre zugleich ihr Ende.

Wie ist es nun mit der Versicherung der Staaten gegen von außen kommende Verletzungen der Ordnung, gegen kriegerische Eingriffe der Nachbaren, die gegenwärtig sehr kostspielig durch große Heere bewirkt wird? Soll diese bei dem jetzigen „guten", gegenüber dem Zustande vor Jahrtausenden guten Zustand Halt machen oder soll auch hier die Entwicklung von dem, was sie schon vor Jahrhunderten erreicht hat — Zusammenfassung der einzelnen Menschen im Staate und Sicherung derselben durch den Staat — zu Höherem, Größerem fortschreiten?

Solange jeder Staat die Kosten dieser Sicherung selbst tragen muß, sind sie am höchsten, da die Zahl der möglichen Schädiger die größte ist, da jeder Staat sich gegen jeden anderen, gegen alle zusammen, mindestens gegen alle, die ihn irgendwie mit ihren Waffen erreichen können, sichern muß. Er muß seine Grenzen nach *allen* Seiten befestigen, er muß in *allen* Grenzgebieten Heeresteile zur Abwehr halten, er muß sich gegen gleichzeitige Angriffe mehrerer Staaten rüsten, muß also trachten, ein stärkeres Heer zu halten als jeder seiner Nachbarstaaten, ein Heer, das auch zweien oder dreien bei gleichzeitigem Angriffe standhalten könnte. Daraus entsteht natürlich ein Wettrüsten, dessen Kosten und Folgen wir schaudernd erlebten und tagtäglich vieltausendmal spüren.

Wenn sich aber mehrere Staaten zu einem Bunde zusammentun, um solche Störungen der Ordnung von außen, solche kriegerische Eingriffe unmöglich zu machen, wenn sie sozusagen einen Versicherungsverein gegen kriegerische Angriffe

bilden, so würden sie hinsichtlich der Versicherung gleich beträchtlich entlastet. Sie brauchen sich vor allem nicht mehr gegen einander zu sichern — dieser Umstand, der bei der gewöhnlichen Einbruchversicherung die Gefahr und die Versicherungskosten kaum um weniges herabsetzt, gibt hier den Ausschlag, führt hier zum Ende! — was gleich eine große festungsfreie Grenze, große truppenentblößte Grenzgebiete gibt. Durch Zusammenlegung ihrer Sicherungstruppen, ihrer Heere werden diese zur Erhaltung des Friedens verbündeten Staaten wohl jedem einzelnen Nachbarn überlegen, können also ihre Rüstungen wesentlich einschränken, unendliche Kosten sparen. Wenn sich schließlich alle Staaten zur Sicherung gegen äußere Feinde vereinigten, dann fallen alle zu sichernden Grenzen weg, sie brauchen nirgends Festungen, Schützengräben, nirgends Grenzsicherungstruppen, es sind keine stehenden Heere noch sonstige Landwehren notwendig, es genügt für den Fall, daß doch vielleicht ein Staat widerspenstig sein, einen anderen, trotz des auch mit diesem geschlossenen Friedensbundes, mit Krieg überziehen sollte, eine verhältnismäßig geringe bewaffnete Macht aller Verbündeten, sozusagen eine Friedenspolizei aller Staaten, um den Frevler im Zaume zu halten. Damit wäre das Ziel, das ja jeder Staat hat, die Kosten für die Sicherung der Ordnung möglichst zu verringern, erreicht.

Wenn bei dieser Überlegung der andere Zweck der bewaffneten Macht, die Ordnung im Innern des einzelnen Staates aufrecht zu halten, außeracht gelassen wurde, so rechtfertigt sich diese Vernachlässigung durch das Zurücktreten dieses Zweckes gegenüber dem Schutz gegen äußere Feinde. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern wird auch dann die Polizei genügen, namentlich wenn sie sich auf die zum Schutz gegen äußere Feinde errichtete bewaffnete Macht, die in ihrem Umfange einem stehenden Heere auch nicht nahekommen wird, stützen kann.

Also auch dieser Vergleich führt zur Erkenntnis, das Verhältnis der Staaten zu einander müsse bei weiterer Entwicklung zur Spitze eines allgemeinen Staatenbundes zur Erhaltung der Rechtsordnung unter den Völkern, des Friedens mit gemeinsamer Polizei, mit einer Weltpolizei gegen friedenstörende Staaten fortschreiten, wie sich ja das Verhältnis der einzelnen Menschen zu einander seit der Urzeit zum gegenwärtigen Ordnungsstaate, zum Schutzstaate entwickelt hat. Die allgemeine Abrüstung, die Auflassung der stehenden Heere würde mit zwingender Notwendigkeit aus diesem Fortschritte folgen, das Schiedsgericht und andere Nebensicherungen wohl Beigaben sein.

Und wenn schließlich diese Sicherungstätigkeit den Gedanken, daß sich ein Staat, ein zur Aufrechterhaltung des Friedens mit allen andern verbündeter Staat selbst helfen, einen andern mit Krieg überziehen könnte, ganz unmöglich

gemacht hätte, wenn sich das, was heute unter anständigen, rechtlichen Menschen gilt, auch als allgemein gültiges und anerkanntes Sittengesetz für Staaten durchgesetzt hätte, dann würde vielleicht auch die Weltfriedenspolizei überflüssig und die Kosten der Versicherung gegen kriegerische Eingriffe, die ja der Null zustreben, würden tatsächlich auf Null herabsinken. Das Ende aller Kriege, dies von der heutigen Menschheit so heiß ersehnte goldene Zeitalter wäre da.

Rudolf Schick, Berlin: Lohn, Unternehmergewinn und Vergesellschaftung.

Die Art und Weise, wie sich das deutsche Volk mit dem Übergang zur vergesellschafteten Wirtschaft, der ihm von der Revolution auferlegt wurde, abfinden wird, bestimmt sicher sein Schicksal in der nächsten Zukunft. Auch in Friedenszeiten wäre solch Übergang eine sehr schwierige Aufgabe gewesen. Im Anschluß an den unglücklichen Ausgang des Krieges aber hat sein Gelingen schlechterdings lebensentscheidende Bedeutung. Das Ende des Krieges soll Anfang einer neuen Friedenswirtschaft sein. Dabei aber hat es sich in entscheidenden Beziehungen als unmöglich herausgestellt, an die Vorkriegswirtschaft anzuknüpfen. So tief griffen die Maßnahmen der Kriegswirtschaft in das überkommene Getriebe der Produktion und Güterverteilung.

Schon zu Anfang des Krieges erwarteten viele den Zusammenbruch, den nur das Eingreifen des Staates hintanhielt. Er trat als beliebig zahlungsfähiger Auftraggeber auf, dessen ungeheuerer Bedarf die Fortführung der Produktion und die Aufrechterhaltung ihres Ertrages so lange zu sichern schien, als der Kriegsausgang ungewiß blieb, so lange also, als niemand über die produktive oder unproduktive Beschaffenheit der staatlichen Ausgaben für den Krieg im Klaren war. Jede Ausgabe war ein auf günstigen Kriegsausgang gezogener Wechsel, der sich heute als nicht einlösbar erweist.

Es ist nicht einfach, unter diesen Verhältnissen einen Ausgleich zwischen Lohn und Unternehmergewinn zu finden. Beide haben unter dem Einflusse des Krieges nicht nur ihrer absoluten Größe nach, sondern vor allem in ihrem sozialen Verhältnis zu einander eine tiefgreifende Änderung erfahren, weil der Staat, wie Plenge treffend ausführt, gezwungen war, seine wirtschaftlichen Kräfte im nationalen Kriegssozialismus zusammenzuraffen. „So kam der Gedanke des Sozialismus

zum ersten Male auf die Wirklichkeit herab oder, besser gesagt, so entstand auf Erden an Stelle der bisher über uns schwebenden sozialistischen Zukunftshoffnungen unter dem zwingenden Druck des Krieges der erste sozialistische Organisationszustand, dem aber noch die Beseelung durch einen Geist fehlte, der diesem Organisationskörper ganz entsprach. Die materielle Ordnung war da. Die Ideologie nicht. Wenigstens kam sie noch nicht zur Herrschaft."

Der Staat war der einzige Kunde der Industrie. Er allein erteilte Aufträge, besorgte Rohstoffe und Werkzeuge, übernahm die Produkte, organisierte den Absatz. Der Unternehmer erhielt die Aufträge nur, weil er im Besitze der Produktionsmittel war, und mußte sie nach Vorschrift annehmen, weil der Kriegszweck eine Ablehnung verbot und weil andernfalls sein Kapital stillgelegen wäre. Die Freiheit in der Geschäftsführung war ihm genommen. Alles, vom Bezug der Rohstoffe, deren Verteilung der Staat mittels der Beschlagnahme regelte, bis zur Qualität des Erzeugnisses war ihm vorgeschrieben. Daß seine Kalkulation unter solchen Verhältnissen nicht die frühere Bedeutung für ihn hatte, versteht sich am Rande. Erhöhte Lohnansprüche der Arbeiter konnten jederzeit auf den Staat abgewälzt werden, der schließlich dazu überging, auch den Unternehmergewinn vorzuschreiben. Adolf Günther bespricht in einem Aufsatz „Lohn und Unternehmergewinn in der Gegenwart" (Schmollers Jahrbuch 1919, 2. Heft) zwei staatliche Maßnahmen, die in hohem Grade kennzeichnend sind. Zunächst wird an die Bestimmungen der Bekleidungsämter erinnert, welche dem „letzten" Arbeiter drei Viertel des von der Behörde zu zahlenden Preises zuwendeten und den Unternehmer, gegebenenfalls zusammen mit Zwischenmeistern, auf das verbleibende Viertel verwiesen. Diese zum Wohl der Heimindustrie ersonnene Maßregel scheint günstig gewirkt zu haben. In der Praxis noch bedeutungsvoller dürfte ein anderes Mittel, Lohn und Unternehmergewinn in ein bestimmtes Verhältnis zu bringen und zugleich das Unternehmerrisiko auszuschalten, geworden sein: Der Regievertrag, diese eigenartige Verkuppelung von Unternehmergewinn und Arbeitslohn, besteht in folgendem: Die sogenannten „produktiven" Löhne werden ebenso wie die Materialausgaben unmittelbar vom Auftraggeber — also im Kriege regelmäßig vom Staate — vergütet; für die Deckung der „Regie" — oder Verwaltungsunkosten werden Zuschläge in Höhe von 100 oder meist mehr v. H. der Löhne gemacht; ferner tritt ein eigentlicher Gewinnzuschlag in Vomhundertteilen der Summe aus (Löhnen + Materialkosten) hinzu. Da der Regievertrag der Öffentlichkeit kaum bekannt geworden ist — obwohl diese, und zumal der Steuerzahler, erheblich an ihm interessiert ist, — liegen sehr wenig begründete Berechnungen hierüber vor, und man bleibt auf Mutmaßungen angewiesen. Jedenfalls legt die Entwicklung der Dividenden, stillen Reserven und Abschreibungen in Unternehmungen mit Regievertrag — neben den in erster Linie beteiligten Werften kamen zum Beispiel noch private Anlagen für Frontbefestigungen in Betracht — die Vermutung nahe, daß sich die Geschäftsergebnisse sehr günstig gestaltet haben.

Die Regieunternehmungen hatten ein Interesse an maßvoller Lohnpolitik, weil sie nicht dauernd auf Staatsaufträge rechnen konnten; es wird deshalb auch nicht allgemein im Regievertrag ein Anreiz zur Lohnsteigerung erblickt werden können. Jedenfalls stellt er den Schulfall für eine risikofreie Unternehmungsform dar.

Die Kapitalbildung aus dem Unternehmergewinn, die durch Wiederverwendung nicht verbrauchten Einkommens in der Produktion vor sich geht, hat im Kriege ihre Bedeutung behalten. Wenn sie heute nicht mehr gelingt, so ist das weniger den sozialisierenden Zugriffen des Staates zuzuschreiben, als den ins Ungemessene gestiegenen Lohnforderungen der Arbeitnehmer. Sicher hat dazu die gesunkene Kaufkraft des Geldes beigetragen, aber restlos erklärt sie die Vorgänge nicht. Auf die seelische Verfassung unserer Arbeiterschaft sind die Kriegsgewinne nicht ohne Einfluß geblieben und die Ansicht, jetzt nach dem politischen Umsturz sei die Reihe des Gesundmachens an die Arbeiter gekommen, hat Minderungen in der Produktion heraufgeführt, deren Umfang heute kaum auch nur annähernd zu übersehen ist. Zahlen die Gesellschaften heute noch Dividenden, so sind sie in der Kriegszeit verdient worden. Denn daß heute noch Erträgnisse erwirtschaftet werden, ist ausgeschlossen. Hat doch mit der Vervielfachung der Löhne eine vielfache Verringerung der Arbeitsleistung Platz gegriffen, die in manchen Gebieten z. B. im Lokomotivbau geradezu katastrophale Wirkungen hat.

Der Lohn als Entgelt für im voraus geleistete Arbeit war bisher ausschließlich ein Produktionskostenelement. Mit dem Unternehmergewinn hatte er nichts zu tun. Hier bahnt sich eine bedeutsame Wandlung an. Das Mitbestimmungsrecht, das die Arbeitnehmer seit den Novemberstürmen des vorigen Jahres errungen haben, wird sich auf die Beeinflussung technischer Einzelheiten der Produktion nicht beschränken lassen, es wird sicher auch auf die Verteilung der Erträgnisse übergreifen — und damit eine Wirkung erlangen, die aus anderen Zusammenhängen heraus in heutigen Verhältnissen nicht mehr zu entbehren ist.

Bisher hat die Bildung und die Disziplin der deutschen Arbeiter dem Unternehmer die weitsichtige und zielbewußte Leitung der Produktion ermöglicht. Beide Faktoren, Bildung und Disziplin, sind aber, wie Hermann Schumacher in Schmollers Jahrbüchern (1919, 2. Heft) richtig ausführt, nicht vom Unternehmer gebildet, sondern von außen her übernommen worden. Die Bildung stammt von der staatlichen Schule, die Disziplin von dem staatlichen Heere und von der erzieherischen Arbeit der Gewerkschaften. Insbesondere das Ausland ist sich über diese weitgehende Folge unseres hochentwickelten Militärwesens klar gewesen. Wenn man den „Militarismus“ so heftig bekämpfte, so wollte man damit an manchen Stellen auch diese nicht nachzumachende psychische Quelle unserer Überlegenheit, die mit jedem Fortschreiten des Großbetriebes an Bedeutung gewann, verstopfen. Die schwierige psychologisch-sittliche Aufgabe, die bisher das Heer und die Gewerkschaften für ihn leisteten, fällt jetzt dem Unternehmer zu. Er muß aus sich heraus

Ersatz schaffen für die von anderen Organisationen bisher erborgten Kräfte des Gehorchens und Befehlens.

Hier müssen Antriebe eintreten, die den geänderten Verhältnissen angepaßt sind. Der Geist unseres Volkes ist noch nie in solchem Grade von Neid und Streben nach materieller Befriedigung erfüllt gewesen. Und diesem Streben muß die Gewinnbeteiligung Rechnung tragen.

Sie ist ein altes, vielfach untersuchtes Problem. Der Dresdner National-Ökonom Victor Böhmert hat schon 1878 Untersuchungen über die Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer veröffentlicht, die sich wie die (1902 bei O. V. Böhmert in Dresden verlegte) neue Bearbeitung auf Deutschland, Österreich und die Schweiz erstreckten. Er beschreibt 42 deutsche Gewinnbeteiligungsfirmen, deren größte die Ilseder Hütte in Groß-Ilsede bei Peine 2200 Arbeiter und Angestellte aufwies. In Österreich hat Böhmert, bis 1878 sein Buch „Die Gewinnbeteiligung, Untersuchungen über Arbeitslohn und Unternehmergewinne" erschien, nur zwei, bei seinen im Jahre 1901 erneuerten Erhebungen nur einen einzigen Gewinnbeteiligungsfall entdecken können. In der Schweiz wurden 12 Firmen ermittelt, die die Gewinnbeteiligung für Angestellte und Arbeiter eingeführt hatten. Es waren kleine oder mittlere Betriebe, deren größter, eine Seidenweberei, 1300 Werksangehörige aufwies.

Die Gewinnbeteiligung hat vielfach eine optimistische Beurteilung gefunden, weil der Gedanke, dem Arbeiter eine gehobene Stellung einzuräumen, an und für sich sympathisch war. So hat Schmoller in seinen Beiträgen zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart ausgeführt: „Gerade in der Kombination der festen Gehälter und Löhne, die dem herkömmlichen Durchschnittsbetrag entsprechen müssen, niemals wegen des möglichen Anteils beschnitten werden sollten, mit einer schwankenden Einnahme, die auf einmal im Jahr kommend zu Sparanlagen reizt, für Ausstattung, Hauskauf und andere außerordentliche einmalige Ausgaben verwendet wird, liegt das Segensreiche der Einrichtung, liegt das Versöhnliche. Der Kommis, der Arbeiter fühlt sich nicht mehr vom Goldregen der glänzenden Geschäftsjahre ausgeschlossen."

So hochgespannte Erwartungen hat die Praxis der Gewinnbeteiligung bisher nicht erfüllt. Im Jenaer Zeißwerk, dessen Arbeitsverhältnis Ernst Abbe vorbildlich ausgestaltet hat, schwankte in den Jahren 1895/96 bis 1917/18 der als Gewinnbeteiligung geltende nachträgliche Lohn- und Gehaltszuschlag von 6 v. H. bis 10 v. H. des Lohnes bezw. Gehaltes. Der höchste Zuschlag — 10 v. H. — wurde während dieser Zeit fünfmal bezahlt. Der Jahresdurchschnittsverdienst aller über 18 Jahre alten männlichen Arbeiten stellte sich z. B. im Jahr 1913/1914 auf 1844 Mark, und betrug bei allen über 24 Jahre alten und mehr als drei Jahre im Betrieb tätigen Arbeitern 2050 Mark. Geheimrat Deutsch von der Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hat für 66 über ganz Deutschland verteilte und besonders gut rentierende Industriegesellschaften errechnet, daß bei Verteilung der an die

Aktionäre gezahlten Dividenden auf die Arbeiterschaft für den Kopf stündlich nicht mehr als 11 Pfennige, also jährlich 270 Mark entfallen. Diese Ergebnisse weichen von dem Urteile Schmollers allerdings recht weit ab.

Für die englische Praxis der Gewinnbeteiligung hat Heinrich Goehring in seiner Broschüre „Erfahrungen mit der Sozialisierung in Vergangenheit und Gegenwart" (Perthes, Gotha 1919) Ähnliches festgestellt. Er schreibt: „Seitdem im Jahre 1912, beginnend mit dem Generalstreik der Kohlenbergleute, eine neue Hochflut von Streikbewegungen über England hereinbrach, hat man sich dort in intensivster Weise mit allen denjenigen Mitteln und Mittelchen befaßt, die irgendwie geeignet erschienen, die Verhältnisse zwischen Unternehmer und Arbeiter zu bessern. So auch mit der Frage der Gewinnbeteiligung der Arbeiter. Es wurde von der englischen Regierung zunächst eine amtliche Erhebung über die Resultate der Gewinnbeteiligung in England selbst angestellt. Die Untersuchung ließ aber mit Deutlichkeit erkennen, daß diesem Mittel eine größere Bedeutung für die englische Arbeiterbewegung nicht beizulegen war. Zwar wurde eine ganze Reihe von Firmen festgestellt (133), bei denen die Arbeiter an dem Jahresgewinn beteiligt waren, doch handelte es sich mit verschwindend geringen Ausnahmen um kleine und kleinste Firmen, die auf dem englischen Arbeitsmarkte nur eine bescheidene Rolle spielen. Auf der anderen Seite aber war in nicht weniger als 163 Fällen die Gewinnbeteiligung nach mehr oder minder langer Zeit der Wirksamkeit wieder aufgehoben worden, davon in 63 Fällen, weil die beteiligten Parteien mit den Resultaten durchaus unzufrieden waren. Anschließend an diese Ermittlungen wurde dann mit Hilfe der amtlichen Vertretungen des englischen Reiches im Auslande noch eine Erhebung über die bisherigen Ergebnisse der Gewinnbeteiligung in den übrigen Industrieländern angestellt. Der zu Beginn des Jahres 1914 über die Resultate dieser Erhebung veröffentlichte Bericht zeigt, daß auch in allen übrigen Ländern von wirklichen Erfolgen der Gewinnbeteiligungsidee trotz eifrigster Propaganda seitens ihrer Apostel nicht die Rede sein kann."

Alle bekannt gewordenen Arten der Gewinnbeteiligung gehen von dem Grundsatze mechanisch gleicher Verteilung an alle Werksangehörigen aus, während zweifellos eine Abstufung entsprechend der funktionellen Bedeutung der Beteilten im Zusammenhang des Betriebes das Richtige wäre. Der Tagelöhner hat nicht den gleichen Anspruch wie der vollkommen ausgebildete Spezialarbeiter oder der Ingenieur, dessen Kopfarbeit die Werkstätten leitet, oder der Kaufmann, der den Vertrieb organisiert. Ferner darf bei einem Vergleich der von verschiedenen Gesellschaften gezahlten Gewinnbeteiligung nicht übersehen werden, welch weiten Spielraum die Aufstellung der Bilanzen dem Ermessen der Geschäftsleitung läßt. Wie denn bei einer etwaigen allgemeinen Einführung der Gewinnbeteiligung eine für die gesamte Industrie einheitlich geregelte Art und Weise der Gewinnberechnung unabweisbare Voraussetzung wäre.

Eine stärkere Steigerung der Gewinnanteile für die Arbeitnehmer ist aus-

schließlich durch die technische Verbesserung der Produktion möglich. So wurden in einer unserer bestgeleiteten Maschinenfabriken die Arbeitslöhne in der Zeit von 1897 bis 1912 um 45 v. H. erhöht, während der Preis des Haupterzeugnisses, Lokomotiven, nur um 15 v. H. stieg. Dabei war gleichzeitig der Preis für Roheisen um 43 v. H., für Kupfer um 49 v. H. und die allgemeinen Unkosten um 50 v. H. gestiegen. Der Ausgleich wurde durch eine Verbesserung und Verbilligung der Herstellung erzielt. Hierauf ist also vor allem Gewicht zu legen. Hier begegnen sich die Bestrebungen des Sozialismus und die unablässige Arbeit der Industrie, die in dieser Richtung ohne weiteres zusammengehen können.

Hingegen klafft in Bezug auf den Mehrwert immer noch ein erheblicher Unterschied in den Auffassungen der sozialistisch geschulten Arbeiter und der — bisher — bürgerlich gebliebenen Unternehmer. Der Arbeiter, der „nicht mehr für das Kapital schuften will", ist der Meinung, seine körperliche Arbeit schaffe den Mehrwert, der sich im Überschusse des Tauschwertes über die Herstellungskosten, allenfalls nach Abzug einer mäßigen Rente für das Kapital, ausdrücke. Mangel an wirtschaftlicher Schulung und Eigennutz läßt den Arbeiter übersehen, daß die Leistung des Unternehmers schlechthin die Voraussetzung seiner — des Arbeiters — Tätigkeit bildet und der schwierigste Teil der Gesamtleistung ist. Es kann keine Rede davon sein, daß der Lohnanteil am Verhältnis zum Preise so gering ist, daß von Ausbeutung gesprochen werden kann. Emil Schiff, der seit langen Jahren als technisch-wirtschaftlicher Gutachter einen Namen hat, führt in seiner neuesten Schrift „Vergesellschaftung, Regelung und Besserung der Wirtschaft" (Enke, Stuttgart 1919) zu diesem Gegenstande folgendes aus: „Die Industrie konnte im Frieden mit einem jährlichem Umsatz auf den Kopf des Arbeiters von durchschnittlich etwa dreitausendfünfhundert Mark rechnen. Hierbei ist, wie es für diese Erwägung gegeben ist, von dem Rohwerte der Erzeugung ausgegangen; die wiederholt auftretenden Arbeitsstoffe sind also entsprechend der Zahl der Erzeugungsstufen wiederholt angesetzt. In diesem Kopfbetrage sind Herstellungslohn, Arbeitsgut, Unterhaltung und Entwertung der Arbeitsmittel, Betriebsstoffe, Betriebsführung und Hilfsleistungen, Steuern und soziale Lasten und aller Aufwand für Verwaltung und Absatz, außerdem aber Kapitalzins und Unternehmeranteil dargestellt. Bedenkt man, welchen auffallend großen Anteil hiernach schon vor dem Kriege der Jahreslohn des Arbeiters und welchen vergleichsweise geringen Anteil die gesamten anderen Bestandteile des Preises ausmachten, so erscheint es ausgeschlossen, daß der Lohnanteil, am Werte der Leistung gemessen, unangemessen niedrig gewesen wäre. Tatsächlich wird auch der Mehrwert im Zeitalter unserer Technik und sozialen Ordnung längst nicht mehr vom körperlich Arbeitenden, sondern der hochentwickelten Maschine, den ausgeklügelten Arbeitsverfahren und der Organisation, also den Leistungen des Unternehmers, des Erfinders, des Technikers, des Kaufmannes geschaffen; richtiger ausgedrückt, gehört er zum Gegenwerte jener geistigen Leistungen."

Heute gibt es einen Unternehmergewinn im Sinne der privatwirtschaftlichen Vorkriegszeit — und im Sinne der Kriegswirtschaft nicht mehr. Der Arbeitslohn aber wird weiter gezahlt, nachdem längst jeder Gewinn aus der Produktion geschwunden ist. Aus welchen Fonds fließen heute noch die Lohnzahlungen? Doch nur aus den Rücklagen, die Gesellschaften und private Unternehmungen in guten Zeiten gestapelt haben, oder, wie seit dem Auswachsen der Bolschewistenherrschaft in Rußland, aus dem Staatssäckel. Solchen Zustand kann man auch dann nicht als normal gelten lassen, wenn man die heutigen Vorgänge als Übergang zur vollen Vergesellschaftung betrachtet. Diese würde allerdings Lohn und Unternehmergewinn verschwinden lassen. Solange aber die privatwirtschaftliche Grundlage beibehalten wird — und das wird sie sicher für die nächsten Jahrzehnte, — muß die Arbeiterschaft sich mit dem Fortbestande des Unternehmergewinnes abfinden. Hingegen muß das Verhältnis von Lohn und Unternehmergewinn so gestaltet werden, daß dem Arbeitnehmer das Bewußtsein der Abhängigkeit vom Kapital genommen wird. Hier findet die soziale Einsicht des Unternehmertums ein weites Feld der Betätigung.

Carl Redtmann, Berlin:
Die Zukunft unseres Handels.

> . . . . Ich glaube, daß es mit vereinten Kräften gelingen wird, den Weg zu einer besseren Zukunft zu finden.
>
> Bürgermeister Jakob Reumann, Wien.

In englischen Kreisen hatte man sich schon vor einiger Zeit dahin geäußert, daß der kommende Handelskrieg nur durch harte Arbeit gewonnen werden kann und daß der Hauptanteil des Welthandels dem Volk zufallen wird, das die besten Waren zu den billigsten Preisen herstellt. Weiter wurde ausgeführt: Die Landwirte der Welt erfreuen sich eines ganz besonderen Wohlstandes, deswegen wird auch die Landwirtschaft in nicht geringem Maße als Käufer auftreten, aber wohl erst dann, wenn die Preise für fabrikmäßig hergestellte Waren auf ein einigermaßen normales Maß herabgesunken sein werden. In den großen landwirtschaftlichen Bezirken werden sich auch die Eisenbahnnetze sehr ausdehnen, während der Schiffbau zweifellos mindestens ein paar Jahre lang reichlich damit beschäftigt sein wird, die Kriegsschäden gutzumachen und die Rückstände an Handelsschiffen aufzuarbeiten, die sich während des Krieges aufgespeichert haben. Zweifellos wird der Weltbedarf in den ersten Jahren größer sein, als vor dem Kriege, trotz verhältnismäßig hoher Preise und Geldknappheit. Weiter besteht die Wahrscheinlichkeit,

daß Deutschland nach dem Kriege einen kleineren Anteil am Welthandel haben wird, als vorher, ein größerer Teil wird daher an Amerika und Großbritannien fallen. Während Deutschlands Verluste an Männern seine Konkurrenzfähigkeit sehr schwächen werden, werden Englands Verluste, die nur geringer Natur sind, wahrscheinlich mehr als ausgeglichen werden, durch Verbesserungen an Maschinen, durch Ausdehnung der Fabriken und durch Frauenarbeit. Nach dem Kriege werden die Finanzen Deutschlands wahrscheinlich so erschöpft sein, daß die bekannten Subventionsarten nicht wieder aufgenommen werden können.

Offenkundiger und unverhüllter konnte uns nicht gezeigt werden, wie man unsern Handel einzuengen gedachte, und auch heute noch macht man den Versuch, uns als Schwächeren zu verdrängen.

Zu alledem gesellt sich in der feindlichen Presse ein Angstschrei vor der deutschen Ware, wozu sich ein unparteiischer Fachmann aus dem neutralen Auslande folgendermaßen geäußert hat: Seit 1914 ist der deutsche Handel auf dem Weltmarkt verdrängt und man hatte es so herrlich bequem, die Preise nach Wohlgefallen festzusetzen. Und man hat diese Gelegenheit ausgenützt und die Welt an Preise gewöhnt, die jeder Beschreibung spotten. Der Deutsche hat gewiß Fehler, aber er hat unbestreitbar folgende Vorzüge: rastlosen Fleiß, Geschäftsgewandtheit, hervorragendes fachmännisches Wissen, beste Konstruktionen und erstklassige Arbeit bei mäßigem Gewinn, also bei konkurrenzfähigem Preise. Diese wichtigen Vorzüge sind allerdings zum Teil im Augenblick in den sozialen Kämpfen untergetaucht, aber man ist viel zu klug, im Auslande, um nicht mit feiner Spürnase zu wittern, daß dieser Zustand der Arbeitsunlust und der Sucht, große Verdienste mühelos einzuheimsen, nur eine vorübergehende Erscheinung des deutschen zerrütteten Wirtschaftslebens sein kann, und daß der Deutsche bald seinen früheren, von niemand erreichten Vorzug der Arbeitsfreudigkeit und gewerblichen Tatenlust sich wieder zu eigen machen wird, weil er es muß. Im Auslande lebte der Geschäftsmann während der Kriegsjahre in behaglicher Ruhe, setzte meist ohne einen anderen Grund, als mehr zu verdienen, Woche für Woche höhere Preise an und erzählte seinen Abnehmern schauerliche Geschichten über die riesigen Preissteigerungen bei den Zentralmächten, ohne zu berücksichtigen, daß bei letzteren die Preise im Grunde nur aus Waren- und Lebensmittelmangel so schwindelnde Höhe erreichten. Der jetzt in seiner Ruhe aufgescheuchte Profitmacher rauft sich die Haare bei dem Gedanken, nicht mehr müheloser Alleinbestimmer des Weltmarktpreises zu sein. Da kam ihm ein rettender Gedanke: Dem Abnehmer muß der Bazillus „Deutsche Schundware“ von morgens bis abends eingeimpft werden, bis sich dieser Name im Gehirn des Konsumenten festgesetzt hat. In allen möglichen Bildern wird in der ausländischen Presse die demnächstige Überschwemmung des Weltmarktes mit „Deutschminderwertigem Plunder“ geschildert und den Abnehmern klar gemacht, daß derjenige, der deutsche Ware kauft, erstens nur minderwertigen Kram erhält und zweitens die einheimische Industrie vernichtet.

Infolge dieser Propaganda sucht die ausländische Konkurrenz fieberhaft nach Fehlern oder Minderwertigkeiten deutscher Ware. Man lauert nur auf den Augenblick, wo man der Menge beweisen kann, daß deutsche Ware zwar billiger, aber auch viel minderwertiger ist, um so den deutschen Export endgültig zu vernichten.

Es ist dringend notwendig, daß den Arbeitern klar gemacht wird: „Das Ausland will gute Arbeit bei pünktlicher Lieferung!" Aus diesem Grunde muß der Arbeiter nunmehr wieder mit Arbeitsfreudigkeit nur beste genaue Arbeit pünktlich leisten. Wollte der Arbeiter doch auch Vernunft annehmen und endlich einsehen, daß er durch seine Streiks und Arbeitsunlust das Gegenteil von dem erreicht, was er will, und anderseits liegt die große Gefahr nahe, daß man jegliches Vertrauen zu deutschen Lieferanten verlieren wird.

Anderseits ist zu beachten, daß die freie ungehinderte Wirtschaftsform unser Vaterland zu seiner wirtschaftlichen Bedeutung emporgeführt hat, und auch nur diese kann uns neu erstarken lassen. Da ist es also eine Vorbedingung, daß wir den einzelnen Unternehmern, Industriellen wie Gewerblern möglichst ungehinderte Betätigung sichern. Aber nicht allein die freie Wirtschaftsform kann den erstrebten Erfolg herbeiführen, sondern es muß auch die wirtschaftliche Grundlage geschaffen sein. Betriebsmittel jeder Art und Betriebsmaterialien müssen vorhanden sein. Dann erst, wenn diese Grundlage gegeben ist, kann der Einzelne wirklich wirtschaften und sich betätigen. Es ist aber auch dafür zu sorgen, daß dem einzelnen Betriebsunternehmer der Rohmaterialienbezug in der verfügbaren Menge sicher gestellt wird.

Neben den Großbetrieben sind aber auch die Kleinbetriebe zu berücksichtigen, die letzten Endes das wirtschaftliche Rückgrat jedes Wirtschaftslebens darstellen. Nur so wird es möglich sein, alle wirtschaftlichen Kräfte zu mobilisieren und sie alle in den Dienst des wirtschaftlichen Wiederaufbaues zu stellen.

Besonders wäre danach zu streben, daß die finanzielle Lage der Kleinbetriebe ebenso gefestigt werde, wie die der Großbetriebe; durch zweckmäßige Rationierung der Kredite und Barmittel wird es auch wohl gelingen, allen Betrieben, wie allen Industrien die erforderlichen Mittel in den möglichen Grenzen zuzuführen.

Vor allen Dingen aber müssen wir viel Arbeit umsetzen, denn auf dieser Grundlage allein kann die Kräftigung der wirtschaftlichen Lage erfolgen.

Die Aufgabe des deutschen Fabrikanten muß es aber auch sein, nunmehr durch Lieferung erstklassiger und preiswerter Waren das Vertrauen zum deutschen Handel zu heben und unser Wirtschaftsleben auf eine gesunde Basis zu lenken. Der Handel ist und bleibt die Seele unserer deutschen Volkswirtschaft und die Privatwirtschaft muß wieder zu ihrem Rechte kommen, aber auch die Unternehmungslust des Einzelnen kann zu einer gesunden Entwickelung führen.

Für den Aufbau der deutschen Wirtschaft brauchen wir die Phantasie des Kaufmanns. Nur wenn wir den Kaufleuten die Elastizität wiedergeben, die sie vor dem Kriege ausgezeichnet hat, können sie die alten Verbindungen wiederfinden und neue anknüpfen.

Die Unterbindung des deutschen Welthandels kann nur zu einer vorübergehenden Erscheinung rechnen. Nach allen auch durch die Statistiken bewiesenen Erfahrungen hat sich das deutsche Wirtschaftsleben in der ganzen Welt dadurch zu höchster Blüte entwickeln können, daß bei uns, aus der allgemeinen Kultur der Deutschen entspringend, die Einsicht besteht, daß ein dauernder Erfolg im wirtschaftlichen Verkehr mit dem Auslande nur durch die Anpassung an die Wünsche der Besteller, die Güte der Leistungen und der ihnen zugrunde liegenden ingeniösen Erfindung und Bearbeitung, wie nicht minder durch eine angemessene, nicht übervorteilende Preisstellung zu erzielen ist.

Wie Handel und Industrie ihre Organisationen für den Weltverkehr einrichten, wird beiden selbst überlassen bleiben müssen. Einrichtungen privater, auf Selbsthilfe gestellter Art, die in allen Fällen beiden gleichmäßig dienen sollen, werden sich nach ihrem Wesen und nach ihrer Entwickelung in dem letzten Halbjahrhundert unvermeidliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Seit ungefähr 50 Jahren haben sich bekanntlich die Handelsverhältnisse dadurch wesentlich verändert, daß sich die Fabrikanten direkt um den Absatz ihrer Erzeugnisse im Lande bemühten, daß sie selbst reisten oder reisen ließen, um auch sicher zu sein, daß ihre Erzeugnisse dem Zwischenhandel an allen Orten bekannt wurden. Dadurch wurde die Tätigkeit der sogenannten Kommissionsgeschäfte ausgeschaltet, deren Vertreter mit großen Musterkoffern die Händler besuchten, um die von ihnen geführten zahlreichen Artikel anzubieten. Seitdem aber haben sich auch diese Verhältnisse teilweise grundsätzlich verschoben, da sich die Industrie oft über den Zwischenhandel hinweg leider zum großen Nachteil dieses im Handelsverkehr unentbehrlichen Standes mit dem Verbraucher direkt in Verbindung setzt. Im Exporthandel ist man zu diesem Brauche nur in der Großindustrie übergegangen, obwohl auch diese der vermittelnden Persönlichkeiten, also gewissermaßen des Zwischenhandels bedarf. Der Handel mit allen übrigen gewerblichen Erzeugungen muß sich in der Ausfuhr immer noch des Zwischenhandels und zwar meistens des Zwischengroßhandels bedienen. So stehen sich auf diesem Gebiete im Welthandel Fabrikanten und Händler als Konkurrenten in ähnlicher Weise gegenüber, wie es auf dem Kontinent der Fall ist. Aus diesem Grunde paßt für die Vertretung beider Interessenkreise keine unverantwortliche private Vereinigung, weil die Wahrung unbedingter Unparteilichkeit zu schwierig ist, ganz abgesehen davon, daß schon die erforderliche Organisation des Ganzen unüberwindliche Schwierigkeiten persönlicher und finanzieller Art in den Weg legt, während diese Organisation zur Vertretung der Handelsinteressen des Reiches schon in unsern Konsulaten besteht und vom Reiche unterhalten wird.

Eine Werbearbeit für die deutschen Gesamtinteressen, nicht nur für die Interessen von Industrie und Handel, sondern für die allgemeinen Kulturinteressen kann nur allein Sache des Reiches sein, weil es sich hierbei um Aufwendungen in solcher Höhe handelt, die nicht anders als von der Allgemeinheit eines Landes geleistte werden können. Diese Werbearbeit soll also nicht materiellen Interessen der Nation oder eines einzelnen Erwerbsstandes dienen, sondern in erster Linie der Anerkennung unserer Gesamtkultur. Es gilt nicht bloß, die bisher bestandenen Verhältnisse gegenüber den Bemühungen des feindlichen Auslandes für die Zukunft zu sichern, sondern in der Hauptsache bei den Völkern des Erdballes die Anerkennung des hohen Standes unserer Kultur zu erreichen. Um die gebildeten Stände des Auslandes über die deutsche Kultur sachgemäß aufzuklären, was ja nur indirekt die Interessen der Weltwirtschaft, von Handel und Industrie berührt, müssen neue einschneidende, auf rein politischer Grundlage ruhende Mittel angewandt werden. Wie notwendig diese staatliche Aufklärung sowohl künftig in Feindesland als jetzt schon in neutralen Ländern ist, zeigen die unflätigen Verunglimpfungen deutschen Wesens und deutscher Art in fast allen Ländern. Es ist bedauerlich, daß es uns trotz unserer hohen Kultur nicht gelungen ist, ein diesem Zustande entsprechendes, die leidenschaftlichen Stürme eines Krieges überdauerndes Ansehen im Auslande zu behaupten. Es ist feststehend, daß wir uns in allzugroßer Bescheidenheit mit nnserer Leistungsfähigkeit und unsern Erfolgen im Welthandel haben genügen lassen und ganz vergessen, daß zur Erhaltung dieser wirtschaftlichen Errungenschaften auch das Ansehen und die Achtung des Auslandes vor den kulturellen Qualitäten des Volkes gehört. Hier muß für die Zukunft gründlich Wandel geschaffen werden.

Wir wollen jedoch in den neu einzuschlagenden Wegen nicht die unlauteren Mittel unserer Feinde benutzen, sondern unsere Aufgabe muß lediglich sein, jedes erforderliche moralische Mittel anzuwenden, um die Höhe unserer Kultur für die ganze Welt ins rechte Licht zu stellen.

Wie der Kaufmann für die Sicherung und Hebung seines Geschäfts beständig bemüht bleiben muß, die Vorzüge seiner Leistungen seinem Kundenkreis bekanntzugeben, so auch der Staat. Deutschland darf nicht darauf verzichten, der Welt mitzuteilen, wieviel Gutes in seinem Volke vorherrschend ist und welche Kraft für die Schaffung praktischer und ideeller Werte für das vielgestaltige Leben der Kulturwelt in ihm tätig ist. Wer wollte leugnen, daß die Kultur eines Landes an sich schon der größte Werbefaktor ist, nur muß sie nachdrücklich und augenfällig genug in die Erscheinung treten. Zu diesem Zwecke muß von Seiten des Reiches viel mehr als bisher geleistet und im Ausland die Macht der Presse so viel als möglich in seine Dienste gezogen werden.

Was nun not tut, liegt auf der Hand: Handel, Industrie und Gewerbe müssen sich finden in dem Kampf gegen ihren Feind. Sie können ihre gute Sache sehr

rasch zum Ziele führen, wenn sie nur auf sich selbst vertrauen und sich unentwegt daran erinnern, daß Deutschland durch sie, durch ihre Arbeit allein, das geworden ist, was es vor dem Kriege war: das Land, das in der wirtschaftlichen Rangordnung der Welt an erster Stelle stand. Handel und Gewerbe müssen in ihren einzelnen Gruppen Fühlung nehmen miteinander, bis eine Liga entstanden ist, die bereit ist, mehr zu tun als Akten zu wälzen, Versammlungen zu halten, Reden zu schwingen und Resolutionen zu verfassen.

Wir müssen schnellstens auf den Märkten erscheinen, um unsere Interessen zu wahren und die Märkte zurückzugewinnen. Es muß zu diesem Zweck aber im mindesten auch die freie Handelsbetätigung unverzüglich wiederhergestellt werden. Eine Wirtschaftsführung von Staat zu Staat in Sachen des Exports kann höchstens inbezug auf Rohstoffe praktisch sein, in Fertigwaren muß aber der Kaufmann die Sache in den Händen behalten. Er kennt die Märkte, er weiß, wo er am vorteilhaftesten verkaufen kann, und hat eine durch die Erfahrung gereifte Übersicht über alle Bedingungen, welche hier in Betracht kommen. Weil es heute weitaus schwierigere Pionierarbeit zu leisten gilt als vor dem Kriege, ist freie Bahn im freien Wirtschaftsleben unerläßlich und der weltbekannten Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns wird es schon gelingen, die schweren Aufgaben zu bewältigen.

Auch die Konsumenten haben alles Interesse daran, daß unserm Wirtschaftsleben sobald als möglich die Fesseln abgenommen werden. Die freie Entfaltung aller Kräfte muß auch dort gefordert werden, wo sie im Interesse des Volksganzen notwendig und nützlich ist, nämlich in unserer Volkswirtschaft. Dort, wo Monopole sich andeuten, wo die Gefahr vorliegt, daß die Massen Gegenstand der Ausbeutung durch Einzelne werden, dort möge und soll man vergesellschaften, unsere Versorgung mit Gas, Wasser, Elektrizität, unsere Verkehrsmittel sollen in den Händen der Gemeinden bezw. des Staates ruhen, im übrigen aber möge man, nicht zuletzt auch im Interesse der Konsumenten, die Hände davon lassen. Die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens bedeutet seinen Ruin und damit die Verelendung des ganzen deutschen Volkes.

Für die Regelung des Geschäftsverkehrs mit dem Auslande paßt auch die bureaukratische Behandlung so wenig, ja noch weniger, wie etwa für den Handel mit frischem Obst und frischen Fischen, hier kommt es, wie nirgendwo sonst, auf schnelle Entschlüsse, auf sofortiges Zupacken oder Ablehnen, an. Es entscheiden Stunden, ja Minuten. Es gilt daher nur zweierlei: entweder die Prüfung der Ein- und Ausfuhranträge bleibt weiter im einzelnen vorgeschrieben, dann geht es eben nicht, wenigstens nicht nennenswert, schneller als jetzt. Hierbei ist es ziemlich gleichgültig, wem die Prüfung und Entscheidung im Einzelfalle obliegt. Oder aber man gibt den Handel frei, und das ist das einzig Richtige und Vernünftige. Einmal muß ja die Freiheit des Handels doch wieder kommen, wenn wir uns nicht dauernd wirtschaftlich selbst kasteien wollen. Also warum zaudern, warum kostbare Zeit verlieren!

Hierher gehört auch, was vor kurzem einer unserer ersten Exporteure hervorgehoben hat: Die Unkenntnis der inneren Verhältnisse machen es uns unmöglich, gegenwärtig ein Bild über das zu geben, was an Erfolgen für den Außenhandel erreichbar ist. England ist noch gegenwärtig, wie Beispiele aus Südafrika und China zeigen, bemüht, auch die letzten Spuren deutscher wirtschaftlicher Betätigung auszurotten. Für England und Frankreich wird es nach Eintritt einigermaßen normaler Verhältnisse in Deutschland unmöglich sein, unsere so stark unterwertige Valuta zu ertragen, sodaß unsere Gegner auf eine Besserung unserer Valuta hinarbeiten müssen. Die beabsichtigte Planwirtschaft würde unsern Außenhandel vernichten, da der Verkehr, wie ihn die gegen uns konkurrierenden Länder mit dem Auslande unterhalten, durch die Planwirtschaft unterbunden würde. Die Beziehungen zum Osten und Südosten müssen schleunigst wiederhergestellt werden, die sich infolge der günstigeren Valutaverhältnisse für den Rohstoffbezug und infolge des dort herrschenden Warenhungers für unseren Export sehr aussichtsreich gestalten können. Ohne Rücksicht auf die Valuta zu nehmen, müßten in größtem Umfange Nahrungsmittel zur Weckung von Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft, sowie Rohstoffe zur Schaffung von Exportwaren für Bezahlung der Nahrung und Beschäftigung der Arbeiterschaft eingeführt werden.

Im engsten Zusammenwirken von Ausfuhrhandel und Industrie ist für die Rohstoffbeschaffung ein neuartiger Veredelungsverkehr zu schaffen, für den die großen Handelshäuser ihre Auslandskredite der Industrie nutzbar machen; diese hätte durch den Ausfuhrhandel die Kredite für die bis jetzt verbotene Einfuhr von Rohmaterialien zu beschaffen und die Zahlung nach Verarbeitung eines Teils dieser Rohstoffe für die Ausfuhr bereitzustellen, sodaß die Deckung für die Rohstoffe durch die Ausfuhr selbst erfolgt.

Besondere Wichtigkeit hat die Wirkung der Arbeitsfreudigkeit. Dem Außenhandel darf sein Arbeitsgerät, das Kapital, nicht noch weiter eingeschränkt werden, als dies bereits durch die Beschlagnahme von feindlicher Seite im Auslande erfolgt ist. Bei weiterer Kapitalentziehung würde dem Ausfuhrhandel die Möglichkeit fehlen, die großen Aufwendungen zu machen, die für den Wiederaufbau der Auslandsorganisation und die Kreditgewährung erforderlich sind. Daher muß im Interesse der gesamten deutschen Volkswirtschaft immer wieder verlangt werden, wie dies schon eingangs betont wurde: Arbeitet, schafft Kohle, befreit den Handel von den Fesseln, die ihm auferlegt sind, erleichtert dem Auslandskaufmann trotz aller trüben Erfahrungen die erneute Niederlassung im Ausland, nehmt mit allen Kräften den Verkehr nach dem Osten und Südosten auf, führt Nahrung und Rohstoffe in das Land, hebt die Arbeitsfreudigkeit!

Die verstärkte Freigabe der Einfuhr, die wir nicht vermeiden können, wenn wir überhaupt die Vorbedingungen für eine Wiedererstarkung der inländischen Produktivität schaffen wollen, muß natürlich auch bei vorsichtigen und in wesent-

lichen Teilen auf dem Kredit aufgebauten Finanzdispositionen zunächst zu einer weiteren Senkung unserer Valuta führen. Durch diese Krisis müssen wir hindurch, wenn wir zu einer Besserung unserer Valuta kommen wollen. Nicht allein auf Rohstoffe, mit deren Hilfe wir unsere Produktion wieder in Gang setzen können, kommt es an, sondern auch darauf, daß der erste Produktionsfaktor, der arbeitende Mensch wieder so genährt und versorgt wird, daß er seine alte Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit wiedererlangt. Wenn wir die heutige weitere Entwertung unserer Valuta als eine hoffentlich nur vorübergehende Erscheinung betrachten, so sind wir dazu durch die Tatsache berechtigt, daß sich heute schon eine Senkung der Preise für eine ganze Anzahl von Nahrungs- und Bedarfsartikeln zu zeigen beginnt. Hier muß eingesetzt und mit aller Energie erstrebt werden, die Senkung des Preisniveaus zu einer allgemeinen zu machen. Denn nur dadurch kann die inländische Produktion wieder in einen geregelten Gang kommen, die Versorgung des inländischen Bedarfes zum wesentlichen Teil wieder übernehmen und Werte für die Ausfuhr, das heißt für die Bezahlung der notwendig bleibenden großen Importe schaffen.

Amerika ist Hauptlieferant von Rohstoffen und Lebensmitteln, die Einfuhr dieser Waren wird größer, der Dollarkurs steigt, die Verschuldung nimmt zu, der amerikanische Dollar beherrscht die Welt. Es frägt sich also, in welcher Form und wie weit es sich Deutschland untertan machen wird. Die Dollarmänner schätzen den deutschen Kunden und sie werden versuchen, seinen Kredit wieder geradezubiegen, wenn Deutschland vernünftig genug sein wird, mehr an Geschäfte als an Streiks zu denken. Das wird schon deshalb nötig sein, damit eine Möglichkeit der Gleichstellung mit den anderen Schuldnern Amerikas und seiner Teilhaber besteht.

Wir müssen unsere heimische Arbeit schützen gegen den schädigenden Wettbewerb und nur solche Waren einführen, die unsern Betrieben Beschäftigung geben. Um ein Beispiel zu gebrauchen: wir dürfen nicht Mehl einführen, sondern Getreide, damit unsere Mühlen Arbeit haben. Nur durch eine weitgehende Fernhaltung von fremden Fertigfabrikaten kann unserer Industrie, unserer Volkswirtschaft und unsern Arbeitern geholfen werden.

Das wären wohl die Hauptzüge von dem, was man aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen kann. Wie der Weltkrieg selbst in verschiedener Hinsicht Überraschungen gebracht hat, so ist es natürlich auch möglich, daß uns die jetzt folgende Periode wirtschaftlichen Lebens Überraschungen bringt. Indessen, selbst wenn die ökonomischen Gesetze auch nicht Beständigkeit und absolute Gültigkeit besitzen, wie die Naturgesetze, sondern den äußern Umständen entsprechend sich ändern, so hat sich doch gezeigt, daß man mit ihrer Hilfe richtige Schlüsse aus der Vergangenheit für die Zukunft ziehen kann, soweit das Hauptprinzip der Entwickelung in Betracht kommt. Und das Hauptprinzip ist, daß man weiterhin billige

Preise erwarten kann und daß diese Bewegung einen allgemeinen Druck auf das Erwerbsleben ausüben wird, der erst aufhört, wenn die Preise dasselbe Niveau erreicht haben, wie vor dem Kriege.

Nicht zuletzt ist unsere Industrie und der deutsche Gewerbefleiß der Hauptfaktor unserer Errettung aus wirtschaftlicher Not. Und er wird dies sein, wenn wir dahin wirken, daß ihm die Bewegungs- und Arbeitsmöglichkeit gesichert ist, so, wie wir es vorangegangen nachwiesen. Leistungsfähigkeit ist ja abhängig von Leistungsmöglichkeit. Geben wir unserer Industrie die Bedingungen derselben, dann wird uns geholfen sein und wir haben eine lichte Zukunft vor uns.

Semi Meyer, Danzig

Utopie und Entwicklung.

Die Utopie erlebte durch den Krieg eine neue Blütezeit, eine Auferstehung, dürfte man sagen, denn utopisches Denken war im Ausgang unserer großen Friedenszeit im wissenschaftlichen Denken stark eingedämmt und wagte sich auch sonst nicht mehr so kühn hervor wie einst. Es war die Entwicklungslehre, die mit der Einsicht in die Wirkungsweise der schaffenden Kräfte, mit der Aufdeckung der Zusammenhänge von Kampf, Arbeit und Fortschritt dem utopischen Gedanken den Boden entzogen hatte. Kein Wissender konnte sich mehr der Einsicht entziehen, daß vom menschlichen Willen unbeeinflußbare Zusammenhänge am Werke sind, um das Menschheitsschicksal zu gestalten, daß die Lebenseinrichtungen, die samt und sonders Entwicklungswerk sind, niemals durch erdachte Kunstwerke zu ersetzen sein können. Die Schrecken des Krieges haben auch besonnene Geister so tief ergriffen, daß der Wunsch die Einsicht unterdrückt, und überall regt sich wieder utopische Denkweise in allen ihren Spielarten.

Entwicklungslehre und Utopie sind volle Gegensätze. Der Utopist verspricht auf gradem Wege zum Glück und zum Frieden zu führen, die Entwicklung kennt keine ungestörte Erfüllung des noch so dringenden Bedürfnisses und am Glück führt sie schon vollends vorbei. Ein Ziel zu erreichen und einen gewünschten Zustand zu vollenden, ist überhaupt nicht Entwicklungswerk und zu allerletzt ist Versöhnung ihr Weg oder winkt Eintracht am Ende einer Entwicklungsbahn, sondern je mehr lebendige Bildungen erschaffen werden im Entwicklungszusammenhange, um so mehr Gegensatz und Zusammenprall von Kräften wird sichtbar und wirksam. Nur durch Vermannigfaltigung der Gestaltungen des Lebens und durch immer erneute Umschaffung der Lebenseinrichtungen ver-

wirklicht sich in der Entwicklungsarbeit der Fortschritt. Aus Einförmigkeit zu Vielseitigkeit führt der Weg, nur in Spaltung und Widerstreit sind die Kraftquellen des schöpferischen Waltens gegeben, wo Entwicklung am Werke ist. Und sie ist tätig im ganzen großen Gebiet alles Lebens. Das bedeutet für den Menschen, daß er ihr unterworfen ist ebenso sehr als Glied eines geistigen Lebenszusammenhangs wie als körperliches Geschöpf.

Alles Geisteswerk ist Entwicklungswerk. Das bedeutet, daß es nicht Kunstwerk ist, daß nicht planende menschliche Vernunft auch nur eine der Einrichtungen ausgedacht hat, in denen sich das menschliche Leben bewegt. Sie alle sind entstanden im Wirkungszusammenhange lebendigen Kräftezusammenstoßes, nicht durch Erfindung und Satzung, nicht nach Willkür und Absicht. Das Gesetz des Lebens gibt nicht die Menschenvernunft, und wenn jede Utopie an die Stelle der bildenden und schaffenden Lebensmächte die menschliche Findigkeit selbst setzen will, so ist kein Zweifel am unüberbrückbaren Gegensatz zur Entwicklungslehre. Alles utopische Denken hat von jeher damit begonnen die Vernunftlosigkeit der Lebenseinrichtungen zu betonen, alle Utopisten von Plato und Moore bis zu den neuesten Glücksverheißern verwerfen wegen ihrer Unvernünftigkeit das Walten der Lebensgesetze und sie empfehlen dem Menschen selbst die Zügel in die Hand zu nehmen. Das Ziel seines Daseins zu bestimmen, sei ja gewiß nicht schwer und den Weg dahin zu führen, das müsse gelingen, wenn die Menschen nur Vernunft annehmen wollten und, statt sich zu bekämpfen, einander brüderlich die Hände reichen wollten zu gemeinsamem Wirken an den Werken des Friedens und der gegenseitigen Beglückung.

Das Wesen des utopischen Denkens liegt nicht in der Glücksverheißung. Die Erlösungslehre der Gläubigen wird man nicht zu den Utopien rechnen, da sie den Menschen, wie er leibt und lebt, grade für untauglich hält, ein Reich der Vernunft zu verwirklichen, und auch die da auf den Messias harren, erhoffen das Friedens- und Glücksreich vom Eingriff einer übernatürlichen Macht. Der Utopist dagegen erklärt den Menschen für ausreichend befähigt, sein Schicksal selbst zum Guten zu wenden, wenn er sich nur seiner herrlichen Vernunftanlagen zu bedienen endlich entschließen wollte. Unsere offenen und versteckten Utopisten, die unbewußten nicht minder wie die, die sich offen zu einer Zukunftsverheißung bekennen, sie alle halten den Menschen für reif zur vollen und unbeschränkten Selbstbestimmung und sie alle wollen ihren Teil dazu beitragen, ihm die Straße zu wahrem und freiem Menschentum oder zu unerschöpflichen Glücks- und Reichtumsmöglichkeiten zu weisen.

Wie weit verbreitet solche im innersten utopische Denkweise heut wieder ist, darüber belehrt jeder Blick in unser Schrifttum während der Kriegszeit. Allerdings erleben wir eine Zeit der Umwälzung, die für Neubildung einen fruchtbaren Boden bildet, und nicht zu verwundern ist es, daß in solcher Gährung die Zukunftssorge zu wohlgemeintem Planen alle die verführt, die ihr warmes Herz

eher befragen als die kalte Einsicht. Verständlich ist es, daß die kummervolle Frage, wie die furchtbaren Schäden zu heilen seien, lebhafte Geister über die Vorschläge zur Minderung der Not gleich hinausführt, daß statt Wiederherstellung auf neuen Wegen mehr erreicht werden soll, als man je besaß. Das Heilmittel, das empfohlen wird, ist aber durch alle Aeußerungen utopischer Denkweise hindurch immer dasselbe: Planmäßige Lenkung.

Jeder Utopist vereinfacht das verwickelte Gewebe der lebendig wirkenden Kräfte, das ist seiner Denkweise eigentümlich. Jeder planmäßige Eingriff in ein so unübersichtlich zusammengesetztes Geschehen, wie das gesellschaftliche Leben in allen seinen Äußerungen eines darstellt, ist auf eine Einseitigkeit angewiesen. Mag der Utopist Bedürfnislosigkeit predigen oder mag er die größten Reichtümer versprechen, mag er von der Organisation alles erwarten oder mag er vom Adel des höheren Menschen das Heil kommen sehen, immer wird er ungebührlich zu vereinfachen gezwungen sein. Wo in der Lebenswirklichkeit mannigfaltige Kräfte in unübersehbarer Verschlingung durcheinander wirken, da will der Utopist die Einförmigkeit und Einseitigkeit einsetzen, er will nichts wissen von der Keimkraft der Gegensätze. Was nicht in vernunftgemäß geordneten Bahnen sich vollzieht, das nennt er eine Anarchie, und wenn aus dem ungeordneten Wirken im Entwicklungszusammenhange tatsächlich der Menschheit die größten Erfolge erblühten, so glaubt er bestimmt versichern zu können, daß bei Vermeidung der Kraftvergeudung des Gegensatzes und Zusammenpralls die Früchte der Menschheitsarbeit um vieles herrlicher reifen müssen.

Wahr ist es gewiß, Entwicklung führt nie einen graden Weg und ihr liegt nichts ferner als Konflikte zu lösen und Gegensätze zu vermindern. Durch planmäßigen Eingriff, der allen Kräften gleiche Richtung gibt, wird aber demnach Entwicklung ganz ausgeschaltet. So groß ist der Gegensatz von Entwicklung und Utopie. Erlösung von allem Zwiespalt und Streit, das bedeutet nichts geringeres als Erlösung vom Leben selbst, denn die bittere Wahrheit des Entwicklungsgedankens ist die Lehre vom Lebenskampf. Nicht auf Glück und Eintracht ist das Leben gestellt, Entwicklung gleicht nie Gegensätze aus, sondern je tätiger sie ist, um so mehr vergrößert sie die Unterschiede und sie schafft immer neue Gegensätze, da sie immer neue Kräfte aufruft zum Wettbewerb. Sie gibt ihren Geschöpfen die Lebensmöglichkeit, aber sie überläßt ihr Schicksal und ihre Zukunft einem Ringen, sie sichert ihnen nicht einmal das Dasein selbst, und den Lebensgenuß muß sich jeder Teilnehmer am Leben selbst erkämpfen.

Für die Entwicklung ist Erfüllung nichts. Ihre Wirkungsmöglichkeiten sind so unerschöpfbar, so unbegrenzt sind ihre Gestaltungskräfte, wie sie der begeistertste Utopist für sein Reich des Fortschritts nicht auszudenken vermag. Aber Wurzel, Weg und Ziel des Entwicklungsgeschehens sind grundsätzlich andre als Bauplan, Mittel und Verheißung des Utopisten. Nicht Vollendung eines Bauplans, dessen Grund- und Aufriß klar gegeben ist, ist Entwicklungsarbeit, sie führt nicht eine

gegebene Straße auf ein lockendes Ziel, sondern immer sind ihre Wege verschlungen, aber sie schafft dafür immer Neues und immer Unerwartetes, und je reicher das Leben ist, um so mehr Bildungsmöglichkeiten eröffnen sich nur immer. Überall, wo Gleichheit besteht und wo Ausgleich stattfindet, da stockt die Entwicklung. Wo immer neue Kräfte sich regen und neue Lebensbildungen neuen Verhältnissen sich entbinden, da gibt es Fortschritt, da erhebt sich in immer neuer Gestalt sieghaft das Leben.

Das Lieblingsgebiet der Utopisten ist die Wirtschaft. Sie ist in allen Teilen entwicklungsgeschichtlich erwachsen und nicht erdacht. Die Kritik an den wirtschaftlichen Organisationen ist recht alt, immer wieder ist ihre Unvernunft gescholten worden. Aber während die Utopisten ihre schönen Pläne einer vernunftgemäßen Wirtschaftführung entwarfen, ging die Entwicklung ihre schwer übersehbaren Wege weiter und führte trotz aller Kraftverschwendung zu ungeahnten Erfolgen. Die Utopisten der Zeit des Aufgangs der neuen Wirtschaftsformen, ein Moore und Fenelon, predigen die Bedürfnislosigkeit zu derselben Zeit, wo sich der sogenannten Anarchie der Wirtschaftskräfte, die sich eben aus den Banden des entwicklungshemmenden Zunftwesens befreien, die für keinen noch so findigen Kopf ausdenkbaren Gestaltungen der modernen Wirtschaft herauszuentwickeln beginnen. Welcher Utopist hätte wohl Bankwesen und Aktiengesellschaften vorausahnen können mit allen andern Möglichkeiten der Kräfteerschließung in unsrer kapitalistischen Gesellschaftsform?

Entwicklung läßt sich überhaupt nicht vorausbestimmen, die Entwicklungswissenschaft kann nie zur Seherin werden. Jede Neubildung ist überraschend, ausdenkbar ist immer nur Ausbau bereits vorhandener Anlagen, Reifung der bereits entwickelten Knospen. Das Wesen der Entwicklung aber ist Neuschaffung, Neubildung von Lebensgestalten und Neugruppierung von lebendigen Kräften in immer neuen Organisationsformen. Und weil alle Einrichtungen, in denen sich unser Dasein bewegt, Entwicklungswerk sind, darum können wir nie wissen, wohin der Weg geht, denn Entwicklung ist etwas ganz andres als Ausbau und Vervollkommnung gegebener Einrichtungen und Ausnutzung alter Arbeitswege. Nur wo das wahrhaft Neue sich regt, da nur ist immer wieder Lebensraum und nur neue Wege können eine Zukunft versprechen und den Fortschritt sichern.

Alles was jemals Utopisten als Fortschritt in Aussicht stellten, alle ihre Zukunftsträume werden von jeder schöpferischen Leistung der Entwicklung geschlagen. Die Utopie kann nichts weiter versprechen, als daß die vorhandenen Arbeitsmethoden besser ausgenutzt, die gegebenen Kräfte zu weit leichter zu erringenden Erfolgen führen müssen. Darin hat der Utopist ganz gewiß Recht. Organisation zu einheitlichem Tun muß dem Ziel, das in Sicht ist, näher bringen. Aber ausgeschaltet ist in demselben Augenblick die Möglichkeit, daß neue Ziele auf neuen Wegen gesucht werden. Die vorhandenen Ansätze dürften alle schneller zur Reife kommen, aber dann ist das Schicksal die Erstarrung. Alle Keimkraft geht verloren

in der Zwangsrichtung der Kräfte. Wohl ist Harmonie und Ausgleich zu erreichen, aber nur auf Kosten aller Schöpferkraft, wohl wäre der Friede da, aber es ist der Friede des Stillstands, denn wo keine neuen Kräfte sich regen, da muß das Leben erlöschen und die Beglückung selbst wird fraglich, denn das Leben kennt keine Sattheit und kein Ausruhen.

Kräfte schaffen kann die Organisation nicht, sie kann nur die vorgefundenen in die gewünschten Bahnen lenken. Gibt sie allen einheitliche Richtung, so kann sie unendliche Kraftvergeudung vermeiden. Die Frage aber ist, ob ohne solchen Verlust das Leben denkbar ist, und wenn noch so viele meinen, es besser machen zu können, wenn noch so viele den Traum der Harmonie und des Ausgleichs träumen, sie alle verkennen die bewegenden Kräfte, sie alle denken utopisch und kennen nicht die Entwicklung, die das Leben allein beherrscht und es immer beherrschen wird.

Nur ein Kindskopf kann heute noch glauben, daß Leben ohne Konflikte denkbar sei. Auf allen Gebieten haben wir sogenannte Fragen und die Meinung ist weit verbreitet, daß wenn wir sie nur lösen durch Ausgleich und nach Billigkeit, daß dann das Zeitalter der Gerechtigkeit anbricht. Als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß es für jeden Konflikt eine Lösung geben müsse! Und als ob nicht hinter jeder Lösung mit der neuen Lage schon die neue Frage auftauchte! Nicht für jedes Übel liegt eine Arznei irgend wo bereit. Es liegt in der Natur der Entwicklung, daß sie nicht ausgleicht, sondern nur immer neue Gegensätze schafft. So wird z. B. der Zwiespalt zwischen dem Recht der Person und der Macht der Organisation nie geschlichtet werden, so lange der Menschheit ihre Lebensform der geistigen Gemeinschaft überhaupt zu führen bestimmt ist. Undenkbar ist eine endgüitige Lösung und immer wird die Wagschale schwanken zwischen der Gebundenheit und der Freiheit. Droht jetzt der Persönlichkeit eine ungünstige Stunde, so wird der Mensch um die Vorteile, die der Staatszwarg verspricht, nicht für immer seine Freiheit verkaufen und immer wieder wird dieser Kampf entbrennen. Und wie hier, so ist überall Kampf, wo Geister überhaupt sich regen, und die schlechteste aller Lösungen ist die Einschnürung der lebendigen Kräfte.

Die Mehrzahl der Utopisten neigt zum Zwangsstaat, ihr Auskunftsmittel als aller Übel Arznei ist die Staatsallmacht. Sie verspricht Gleichheit und auf Ausgleich von Unterschied und Gegensatz ist das utopische Denken nur allzu gern gerichtet. Daß aber aller Geistesbesitz, alle Geisteskräfte der Ungleichheit selbst entspringen, das bedarf keines Beweises. Auch die ungleiche Güterverteilung hat ungemein befruchtend gewirkt. Entwicklung will Unterschiede, sie baut auf Ungleichheit, Utopie will ausgleichen, so weit es denkbar ist. Alles aber, was sie dafür ersinnt, ist nichts als Bindung der von der Entwicklung geschaffenen Kräfte. Nur vom Entwicklungsstandpunkte aus sind die großen Fragen des Lebens und seiner Zukunft zu erörtern, auch die Frage des Weltfriedens verträgt keine andre Behandlung. Den Versuch einer solchen Betrachtung habe ich in meiner eben

bei Bergmann, Wiesbaden, erschienenen kleinen Schrift: „Die Zukunft der Menschheit" unternommen.

Die Zukunft gestaltet sich der Mensch nur zum kleinsten Teil nach seiner Willkür. Entwicklung ist nicht Willensgebiet und ist nicht logisch, sondern der menschliche Wille und der menschliche Verstand treten nur als Teilnehmer ein in ein Lebensganzes von verwickeltem Aufbau und der Menschheit gibt kein Zukunftsbereiter eine einseitige Richtung. Der Utopist glaubt an die Allmacht der Vernunft. Die Entwicklungslehre zeigt, daß der Mensch und erst recht die Menschheit unbeherrschbaren Mächten unterworfen ist. Damit ist freilich nicht gesagt, daß wir nichts tun können. Wir dürfen die Hände nicht in den Schoß legen, der Aufgaben sind unendliche, überall sind gehemmte Kräfte zu befreien. Nur Kräfte schaffen kann die Willkür nicht, viel leichter ist es sie lahm zu legen, als ihnen ans Licht und zum Wirken zu verhelfen.

Utopie ist Glücksverheißung, Entwicklung dagegen ist Lebensverheißung. Das Leben aber ist nicht aufs Glück gestellt, Entwicklung fragt gar nicht nach dem Glück, sondern sie fördert die Lebensfülle, sie erweitert, bereichert und vertieft auch allein das menschliche Geistesleben, sie verwirklicht trotz aller Hemmungen in ewigem Verlust und Gewinn doch am Ende den Lebensaufstieg. Unüberbrückbar ist der Gegensatz von menschlicher Findigkeit und utopischem Denken gegenüber der Entwicklungsgesetzlichkeit. Daß der Mensch sich über das Leben stelle ist, undenkbar, er bleibt für alle Zukunft als Teilnehmer am Leben mit allem, was ihm beschieden ist, dem Entwicklungsgesetz unterworfen.

Dr. E. Schultze, Leipzig: Der Sieg des „trockenen" über das „feuchte" Amerika.

Seit dem 1. Juli 1919 gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Alkohol mehr zu kaufen. Oder vielmehr: es *soll* ihn nicht mehr geben, da ein Bundesgesetz den Verkauf untersagt hat. Der Kampf der „Feuchten" gegen die „Trockenen" ist dadurch zugunsten der letzteren entschieden worden. Allein der Jubel der „Trockenen" dürfte insofern verfrüht sein, als nur ein Zusammentreffen eigenartiger Umstände den Sieg veranlaßte.

Zunächst hat das *Frauenstimmrecht* viel dazu beigetragen. Daß die Mehrheit des weiblichen Geschlechts dem Alkohol feindlich gegenübersteht, ist begreiflich. Die Zeiten, da auch Frauen bis zur Betrunkenheit zechten, gehören fast überall der Vergangenheit an. In Europa hielt sich diese Unsitte

am längsten in Rußland, wo sich Peter der Große kindisch freuen konnte, wenn eine der Hofdamen betrunken wie eine Strandkanone unter den Tisch fiel. Allein in Nordamerika hat die Trunksucht unter dem weiblichen Geschlecht niemals großen Umfang angenommen. Alle anderen weißen Völker werden darin von England übertroffen, wo man noch immer Frauen begegnen kann, die sich in Schnapskneipen bis zur Sinnlosigkeit bezechten. Im allgemeinen ist das weibliche Geschlecht gegen den Teufel des Alkohols schon deshalb widerstandsfähiger, weil es andere Reizmittel vorzieht: den Tee und ganz besonders den Kaffee. Dagegen pflegt das männliche Geschlecht für den Alkohol empfänglicher zu sein, sodaß man mit dem Augenblick, wo das Frauenstimmrecht zum Siege gelangte, einen Kampf gegen den Alkohol entbrennen sah, der in einem Lande, wo man der Frauenwelt eine so bevorzugte Stellung einräumt wie in Nordamerika, für den Alkohol kaum siegreich enden konnte.

Einen weiteren Bundesgenossen fanden die amerikanischen Alkoholgegner in den letzten Jahren vor allem in dem stürmischen Verlangen, den Krieg zu gewinnen. Die „Sammies" tranken zuviel, und das konnte für die Fortführung und den Ausgang des Krieges gefährlich werden. Schon im Frieden hatte man ihnen das Trinken verboten. In den Kasernen durfte Alkohol nicht verschenkt werden. Allein damals war die Folge nur gewesen, daß in unmittelbarer Nachbarschaft jeder Kaserne sich eine Fülle von Schenken auftat, sodaß die Trunkenheit unter den amerikanischen Soldaten keineswegs sank. Jetzt aber wurde in den großen Übungslagern dafür gesorgt, daß Alkohol nicht eingeschmuggelt wurde, und erst nachdem die Sammies nach Europa verladen waren, begann für sie in England und Frankreich wieder die Möglichkeit, sich zu betrinken. Wollten die Amerikaner dies verhindern, so standen sie vor einer großen Schwierigkeit. Als sie nach England eine amtliche Kommission entsandten, die Mittel ausfindig machen sollte, um zu verhindern, daß die amerikanischen Soldaten, nachdem man ihnen in Amerika selbst den Alkohol abgewöhnt hatte, in London oder Paris alsbald durch Alkohol und Geschlechtskrankheiten unbrauchbar gemacht würden — da mußte man sich sagen lassen, daß für die Verbündeten kein Anlaß vorläge, den Alkohol grundsätzlich zu verbieten, falls er nicht auch in Amerika selbst verboten sei.

Das war Wasser auf die Mühle der amerikanischen Alkoholgegner. Zwei Mitglieder der demokratischen Mehrheitspartei im Kongreß, der Senator Sheppard und der Repräsentant Hobson, hatten schon im Mai 1914 auf Verabredung an einem und demselben Tage in beiden Häusern des Kongresses einen Zusatz zur Verfassung beantragt, wie er von den Prohibitionisten (den Anhängern des gänzlichen Verbotes des Alkoholverkaufs) gefordert wurde: „Es soll in den Vereinigten Staaten und allem unter ihrer

Jurisdiktion stehenden Gebiet auf ewig verboten sein, alkoholhaltige Flüssigkeiten zu Getränkezwecken zu verkaufen, herzustellen, zu transportieren, einzuführen oder zu exportieren."

Damals drang die Bewegung noch nicht durch. Allein nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, beschloß der Senat Anfang 1917 mit 45 gegen 40 Stimmen ein Alkoholverbot, das indessen noch Wein und Bier ausnahm. Damit war jedoch den Alkoholgegnern noch nicht gedient. Sie wünschten mehr zu erreichen. Entschlossen wirkten sie auf den Erlaß eines allgemeinen Verbotsgesetzes für die ganzen Vereinigten Staaten hin. Wollte man dieses Verbot in der Verfassung verankern, so war die Zustimmung von 30 der 48 Einzelstaaten erforderlich. Nun gibt es jedoch eine Anzahl von Einzelstaaten, in denen die Mehrheit des Parlaments unter den veränderten Verhältnissen für das Verbot zu gewinnen war, obwohl sie es für sich selbst noch nicht beschlossen hatten. Man rechnete, daß schließlich 37—41 Staaten für das Verbot und seinen Einschluß in die Verfassung zu gewinnen sein würden und zwar umso leichter, als seit dem September 1917 die gesamte Whiskyfabrikation in Nordamerika verboten war. Bis dahin hatte man jährlich etwa 160 Millionen Gallonen erzeugt — jetzt mußte man unter dem Drucke des Krieges in das Verbot der Herstellung einwilligen.

Wirklich ist es nun zu dem gänzlichen Verbot für das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten gekommen. Wird es aber tatsächlich von Dauer sein? Wer die Verhältnisse kennt, wird mindestens starken Zweifel äußern müssen.

Zunächst einmal werden gerade in Nordamerika die Gesetze häufig sehr schlecht gehalten. Außerdem sind Tausende von Gesetzen, weil man auf die Dauer nicht mit ihnen zufrieden war, wieder aufgehoben worden. Ganz besonders gilt dies auch für die Gesetzgebung zur Einschränkung des Alkoholverbrauchs. Das erste Gesetz gegen den Alkoholausschank wurde in Nordamerika 1851 im Staate Maine erlassen. 5 Jahre später wurde es aufgehoben, 2 Jahre danach wieder eingeführt. In den Jahren 1858 bis 1881 wurde es fast in jedem Jahre einmal geändert. Bis zum Jahre 1906 hatten unter den damals 46 Einzelstaaten der Union (heute beträgt ihre Zahl 48) im Laufe der Zeit 15 den Alkoholgenuß einmal gesetzlich verboten — nur 3 aber hatten das Alkoholverbotgesetz auf die Dauer beibehalten.

Zudem ist mancher Erfolg der „Trockenen" nicht sowohl auf die Feindschaft gegen den Alkohol an sich zurückzuführen, als auf ganz andere Gründe. Besonders gilt dies für den Süden. Man nimmt in Nordamerika allgemein an, daß der Einfluß des Alkohols auf den Neger außerordentlich ungünstig sei. Man glaubt, daß der Bodensatz der schwarzen Bevölkerung durch den Alkohol zu Verbrechen aufgereizt werde, und möchte daher die

Kneipen schlimmster Art, die der armen schwarzen Bevölkerung dienen, aus der Welt schaffen. Deshalb beschloß die Wählerschaft derjenigen Südstaaten, die sich für das Verbot des Alkoholausschanks entschieden, diese Maßregel. Meist wurde dabei stillschweigend als selbstverständlich angenommen, daß die Weißen, die eigentlichen Herren des Landes, sich nicht unter dieses Gesetz zu beugen brauchten, sondern daß ihnen nach wie vor Alkohol in beliebiger Menge ausgeschenkt werden dürfe.

Dies ist der Grund dafür, daß die Prohibitionsbewegung im Süden der Vereinigten Staaten während der letzten 1½ Jahrzehnte überraschend schnelle Fortschritte machte. Andererseits hatte sich im Süden infolge der Vorliebe der Schwarzen für den Alkohol eine Anzahl von Unternehmungen angesiedelt, die einen ebenso billigen wie schlechten Whisky fabrizieren. Sie machten nach Erlaß jener Gesetze die lebhaftesten Anstrengungen, ihr Geschäft nicht zu verlieren — und erzielten damit bedeutenden Erfolg. Denn anstatt den Alkohol in einem Wirtshaus zu sich zu nehmen, trinkt man ihn jetzt im stillen Kämmerlein. Auch der Neger weiß, woher er sich Whisky schicken lassen kann. Die Folge ist ein bemerkenswerter Aufschwung des Whiskygeschäftes in den Südstaaten gewesen und eine außerordentliche Zunahme des Whiskyversands. Wo sonst auch Bier getrunken wurde, da trat jetzt diese unschädlichere Art des Alkohols zurück, weil sich der Versand und die Aufbewahrung von Bier im eigenen Hause nicht so lohnt, wie die des teureren Whisky. Für letzteren bildeten sich große Versandgeschäfte.

So hat man sich allmählich davon überzeugt, daß das Alkoholverbot in einzelnen Landesteilen gar keinen Zweck hat, sondern daß nur ein Gesetz für das ganze Land Abhilfe schaffen kann. Dies ist nun erreicht. Ob es Erfolg haben wird? Die bisherigen Erfahrungen lassen erwarten, daß der Erfolg durchaus nicht völlig ausbleibt, daß er indessen keineswegs durchschlagend sein wird. Eine große Anzahl von Menschen, die bisher Alkohol gelegentlich zu sich nahmen, werden darauf verzichten, aber die wirklichen Trunkenbolde werden nur umso tiefer in ihrem Laster versinken. Sie werden keinen anderen Wunsch mehr kennen, als sich das geliebte Naß heimlich zu verschaffen. Keine Anstrengung und keine Kosten werden sie scheuen, um ihrer Leidenschaft frönen zu können, und da ihnen dies schwerer gemacht wird als bisher, so dürften sie sich finanziell weit eher zugrunde richten, als wenn der öffentliche Ausschank verhältnismäßig unschuldiger Alkoholgetränke gestattet wäre.

Wie man die Alkoholgesetze umgeht, das weiß jeder Amerikaner genau. Da gibt es in Drogerien, in denen man vorn alkoholfreie Getränke genießt, besondere Räumlichkeiten, zu denen der Eingeweihte leicht Zutritt erhält, um schweren Alkohol zu genießen. Da wird auch Sonntags,

wo der Alkoholgenuß schon bisher in vielen Staaten ganz verboten war, in Restaurants aller Art jedes Alkoholverbot munter umgangen. Da gibt es für die ganz schweren Säufer in den trockenen Staaten sogenannte Rum-sticks, also Schnapsstöcke, aus denen man durch Abschrauben des Griffes den Alkohol abzapfen kann. Da braucht man in gewissen Geschäften nur einen „blinden Tiger" zu fordern, um einen Schnaps zu erhalten, der nicht mit Wasser getauft ist. Und wenn alles nichts hilft, geht man in die Apotheke und fordert mit dem bewußten Augenzwinkern „Magenwasser". Wurde aber etwa die Polizei gezwungen, gegen diese verbotenen Formen des Alkoholausschanks vorzugehen, so brauchte es keine 8 Tage, bis man wußte, daß man statt des Magenwassers nunmehr „Haarwasser" zu fordern hatte.

Zudem war eine findige Industrie mit allen Mitteln der Reklame bemüht, ihren Alkohol, und zwar recht teuer, an den Mann zu bringen. Alle Mittel waren dazu recht. 1916 erschien beispielsweise in der New-Yorker Times eine Anzeige:

„Wir Amerikaner haben gelernt, sorgsam mit uns umzugehen. Wir wissen, daß Mäßigung gleichbedeutend ist mit Leistungsfähigkeit, Wohlergehen und Gedeihen.

Darum hält sich ein fürsorglicher Mann an einen milden, vollen Whisky — allerorten, jederzeit —, Wilson — echter Wilson —, das ist das Geheimnis! — Prospekte usw. gratis durch Wilson, New York, 5. Avenue Nr. 313."

Ein paar Jahre vorher hatte eine Brauerei in Newark in den Straßenbahnwagen für ihr Bier Reklame mit einem Plakat gemacht, das so geschmacklos vielleicht nur in Nordamerika möglich ist:

„Alexander der Große trank Bier und eroberte die Welt, bevor er 32 Jahre alt geworden war. Vielleicht hätte er dies früher fertig gebracht, wenn er kein Bier getrunken hätte, aber Sie tun gut, jedes Risiko zu vermeiden."

Allein sofort waren die Alkoholgegner auf dem Plan. Der „Bund zur Unterdrückung der Wirtschaften" ließ neben diesem Plakat ein anderes mit folgendem Text aufhängen:

„Alexander der Große starb im Alter von 32 Jahren an den Folgen von Trunkenheit und Ausschweifungen. Sie tun gut, jedes Risiko zu vermeiden."

In vielen Teilen Nordamerikas hat sich ein förmliches Muckertum der Alkoholgegner ausgebildet. Besonders arg ging es vor etwa 10 Jahren im Staate New Jersey zu. Dort erteilte das Parlament den Stadtverwaltungen die Befugnis, Ausschüsse zu ernennen, um die Ursachen der Trunkenheit zu untersuchen. Jeder dieser Ausschüsse sollte das Recht haben, den Wirten eine Liste der Trunkenbolde zuzustellen sowie der Personen, die durch den beständigen Genuß geistiger Getränke „wahrscheinlich Trunkenbolde werden"; ferner den Wirten zu verbieten,

an Trunkenbolde oder solche, die es „wahrscheinlich werden würden", geistige Getränke zu verkaufen. Der Trunksucht-Schnüffelei wurde damit Tür und Tor geöffnet.

Ein Methodistenpfarrer in New York machte allen Ernstes den Vorschlag: man solle durch Gesetz bestimmen, daß jede Wein-, Bier- und Schnapsflasche ein Giftschild tragen müsse mit dem roten Totenkopf und der Aufschrift: „Alkohol ist Gift". In mehreren Einzelstaaten war der Antrag gestellt worden: vor jedem Gasthaus, wo nur ein Tropfen Alkohol verschenkt werde, solle eine rote Laterne mit der Aufschrift „Danger!" (Gefahr!) hängen; was freilich die Herren Trunkenbolde sicherlich nicht von dem Besuch abhalten würde.

Geradezu lächerlich war es, wenn man in der Eisenbahn durch ein Gebiet fuhr, wo ein trockener Staat auf einen feuchten, oder gar eine trockene Grafschaft auf eine feuchte folgte. Der nichts ahnende Europäer wird an solcher Stelle dadurch überrascht, daß der bedienende Neger wie von der Tarantel gestochen auf ihn losfährt und die vielleicht soeben erst entkorkte Bierflasche ihm entreißt. Da das Reibungen mit den Passagieren ergab, hier und da auch der Bartender vielleicht in einer „nassen" Grafschaft den Korken nicht rechtzeitig aus einer Flasche entfernen konnte, damit der Durstige seinen Wunsch erfüllen konnte, bevor der Zug in die nächste trockene Grafschaft einfuhr, so waren die Eisenbahngesellschaften beständig in Gefahr, von Alkoholgegnern wegen Übertretung der Vorschriften angezeigt zu werden und alsdann einige Hundert Dollars Strafe zahlen zu müssen. Der Ausschank geistiger Getränke wurde daher in manchen Staaten von den Eisenbahnen ganz eingestellt; was indessen nur zur Folge hatte, daß die altehrwürdige amerikanische Einrichtung der „Hüftentaschenflasche" großen Aufschwung nahm. Nun müßte erst wieder die Gesetzgebung und zwar die jedes Einzelstaates eingreifen, um ein neues Gesetz gegen das Trinken in der Öffentlichkeit zu erlassen.

Dieser Schwierigkeit glauben die Alkoholgegner nun durch das vollständige Alkoholverbot für das ganze Land die Spitze abbrechen zu können. Indessen wird abzuwarten sein, ob es wirklich gelingt, was bisher noch niemals fertig gebracht wurde, nicht nur den Trunksuchtsteufel, sondern auch den unschädlichen Genuß bescheidener Alkoholmengen völlig zu unterbinden. Es gibt Sachkundige, die behaupten, das Ganze werde ein Schlag ins Wasser sein, und nur eine neue Hochflut jener Zivilisationsheuchelei hervorrufen, in der es vielleicht nur wenige Bundesgenossen in der Entente mit den Amerikanern aufnehmen können.

Dr. Otto Philipp Neumann: Die geistesgeschichtlichen Grundlagen des heutigen Proletarismus.

Wenn man die geistesgeschichtlichen Grundlagen des vielgestaltigen Proletarismus unserer Zeit, der verschiedene Namen trägt, Spartakismus, Anarchismus, Kommunismus, Bolschewismus, Syndikalismus usw., zurückverfolgt, so kommt man bis auf Plato. Manche wollen in der Umsturzbewegung unserer Tage gar keinen Geist sehen, sie sehen lediglich eine materielle Bewegung darin als Folge des Hungers und Elends, noch andere betrachten den Zustand als Massenpsychose. Aber es ist nicht zu leugen, daß der Proletarismus als solcher, um mit diesem Namen die modernen Bewegungen zu kennzeichnen, auch von Gedanken regiert wird. Ganz richtig betont Rudolf Steiner die Wichtigkeit der proletarischen Gedankenwelt. Daß in den Gedankengängen Utopien und Widersprüche mitlaufen, wer wüßte das nicht, aber vielleicht wurzelt die Tragik, die in den Lösungsversuchen der sozialen Frage zutage tritt, grade im Mißverstehen der wahren proletarischen Bestrebungen, die allerdings eine große Mannigfaltigkeit zeigen, sodaß man die einzelnen Spielarten des Proletarismus trennen muß. Aber das Gemeinsame zeigt sich darin, daß jede Abart sich dagegen wehrt, sie sei Utopie. Der heutige Proletarier ist klassenbewußt, d. h. er will das Verhältnis seiner Klasse zu den anderen Klassen zur Geltung bringen. Das sind alte geistige Gegensätze, die weit zurückreichen. So hat auch der heutige Proletarismus seine Traditionen. Er übernahm dieses Erbgut aus alter Zeit. Auch der Proletarismus hat seine Ideologie. Das wird beim Übertonen der realen Forderungen oft vergessen. Es sind nicht bloß politische Machtfragen und Wirtschaftsimpulse, es handelt sich auch um Vorstellungen rein geistiger Art. Viele mögen das belächeln und als graue Theorie abtun. Aber in Wahrheit ist die heutige proletarische Bewegung einer Gedankenbewegung entsprungen, welche die bürgerlichen Klassen heute schwer verstehen. Das heutige Proletariat hat sich zum Teil vom einseitigen Marrismus abgewendet, weil dieser nur eine ökonomische Theorie bildete und in der Tat das Ideale vermissen läßt. Der alte platonische Gedanke, daß die Idee der Gerechtigkeit als Urkraft gesunder sozialer Entwickelung anzusehen ist, erschien Karl Marr, wie D. Bischoff in seiner „Sozialisierung des Geistes"- sagt, als ein lebensfremdes Truggebilde. Aber der heutige Proletarismus sehnt sich nach einem höheren Geistesleben. Man weiß in proletarischen Kreisen bereits, daß der Materialismus und auch der Monismus die Welträtsel nicht löst, dem man Idealismus zuweisen will. Es hat sich im modernen Proletarismus die Ueberzeugung gebildet, daß es geistige Kräfte sind, welche die Welt regieren. Und diese

Tatsache, auf die Rudolf Steiner aufmerksam macht, die auch A. Horneffer bestätigt, führt auf die geistesgeschichtlichen Wurzeln zurück, so viel Widersprechendes auch in der Bewegung liegt. Platos Idealstaat und seine Gesetze enthalten schon sehr vieles, was heute auch gewünscht wird. Plato sagt selbst, daß der Idealstaat nur für Götter und Gottsöhne sei, deshalb müsse man auch einen erreichbaren Staat danebensetzen. Der religiöse Kommunismus geht auf die ersten Christen zurück. Aber auch bei Plato finden sich kommunistische Züge. Trennend wirkt nach Plato der Besitz, die Familie, der Beruf. Der Satz: freie Bahn dem Tüchtigen findet sich schon bei Plato. Im Idealstaat herrscht die Weibergemeinschaft, das Gemeinwesen der Gesetze ruht auf der Einehe. Der Idealstaat hat eine Art von Staatsreligion, einen geläuterten Gottesbegriff mit unpersönlichem Unsterblichkeitsglauben. Aristoteles ging einen anderen Weg. Er ging nur von den Tatsachen aus. Einer der ältesten Vertreter des Anarchismus ist Zeno. Platonische Ideen haben ihren Zug über die Erde gehalten, sie stehen immer wieder auf und nehmen neue Formen an, so bei Lassalle, Rousseau, Pestalozzi. Die Staaten sind zerfallen, die Ideen leben. An die Volkskämpfe im alten Rom brauchen wir nur zu erinnern. Proletariat und Staatsorganismus lagen in schwerem Kampfe. An der Schwelle der Neuzeit zeichnet Thomas Morus in seinem Staatsroman Utopia das vielbesprochene Idealbild eines Staates völliger Gleichheit. Die Arbeitslosenbewegung findet sich dort schon besprochen, wie die Kriegsbeschädigtenfürsorge, Staatsmonopol, Gewinnsucht der Reichen werden kritisiert. Die Wissenschaft wird in Ehren gehalten, die Utopier haben volle Religionsfreiheit, aber sie glauben an einen geistigen, die ganze Welt erfüllenden Gott, an eine sittliche Weltordnung und an die Unsterblichkeit der Seele. Es gibt keine zwiefache Moral der Geschlechter oder der Besitzenden und Besitzlosen. Jede sieht nach dem gemeinsamen Besten. Das Privateigentum ist nach Morus der Grund alles Übels. Morus ist einer der viel verspotteten Ideologen, auf den sich der heutige Proletarismus bezieht. Denn aus seinem Hauptwerk ist die reiche Literatur herausgewachsen, die oft in spielender romanhafter Form, aber oft mit Ernst das soziale Problem behandelt und bis in die Gegenwart heranführt. In Italien schrieb der Mönch Campanella im Kerker seinen Sonnenstaat. In den Rosenkreutzern stellte J. V. Andreae einen Idealstaat auf. Vairasse schlug 1677 zuerst den achtstündigen Arbeitstag vor. Es werden von ihm kommunistische Ideen empfohlen. Vieles davon ist in spätere Schilderungen übergegangen, so hat Defoe im Robinson Crusoe eine Reihe von älteren Gedanken verwendet und Bellamys bekannter Rückblick aus dem Jahre 2000 fußt auf früheren Betrachtungen. Geistesgeschichtliche Wurzeln finden sich bei Rousseau. Aber auch er geht im Contrat social auf alte Quellen zurück. Auch er legt die Summe der Schäden der Gesellschaft auf das Eigentum. Den Zweck des Gesellschaftsstaates erblickt er darin, eine Form zu finden, die durch die gemeinsame Macht die Person und die Güter eines jeden Teilhabers verteidigt und schützt und bei der doch ein jeder, indem er sich allen

verbindet, nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt, wie bisher. Rousseaus politisches Ideal gab der großen französischen Revolution die Richtung. Die Gesetze der Arbeitsteilung gehen auf Adam Smith zurück, die Bevölkerungstheorie auf Malthus, die steuerpolitischen Ideen auf Ricardo, die Industrieverhältnisse auf Cobden. Überall finden wir alte Beziehungen bis zur Gegenwart. Die neueste Nationalökonomie ist durch sie wieder angeregt und gefördert. So hat Lassalle sein Lohngesetz auf diesen alten Theorien und Gedanken aufgebaut und auf den Ideen von Ricardo und Smith beruht die Lehre von Karl Marx über den Satz, daß nur die Arbeit Werte schafft. St. Just und Babeuf wollten die Republiken von Plato und Morus leibhaftig auferstehen lassen und entwickelten einen romantischen Kommunismus, Saint-Simon entlehnte seine Ideen alten Quellen, seine Schüler schufen aus seinen Gedanken ein System, das über Fourier und Cabet zu Comte führt. Schon die Simonisten wiesen darauf hin, daß die Unfreiheit des Arbeiters durch politische Befreiung allein nicht beseitigt werde. Die Revolution habe das größte Privilegium unangetastet gelassen, das der Geburt: das Elend sei erblich. Deshalb muß das Erbrecht abgeschafft werden. Hier sehen wir die Anfänge des Staatssozialismus. Die Lehre von der Befreiung der Frau geht auf Enfantin zurück. Fouriers Phalansterium ist eine agrarisch-gewerbliche Idylle. Eigenartig ist die Lehre Proudhons. Auch in Fichtes geschlossenem Handelsstaat kehren frühere Gedanken wieder. Die Bodenreform geht auf Thomas Spence und Ogilvie zurück. Karl Marx entnahm sehr viel von Owen, der in geistiger Beziehung gestand, daß es mehr Wert habe, auf die Menschheit in geistiger Beziehung einzuwirken, als durch die Praxis. Grade Owen hat sich um die geistige Bildung besondere Verdienste erworben. Weitling, der erste deutsche Kommunist, schließt sich an Owen an, der ihn als den talentvollsten und mutigsten deutschen Kommunisten begrüßt. Das berühmte kommunistische Manifest hat viele Anklänge an frühere Gedankenwelten, ebenso wie das Erfurter Programm vieles aus dem Manifest wiederholt. Die Ideen der Anarchisten gehen bis auf Rabelais zurück. Godwin erwartete alles von der vernünftigen geistigen Entwickelung, vom sittlichen Fortschritt. Stirner und Nietzsche lehnen sich an Proudhon und Rée an. Auch die Syndikalisten knüpfen an früheres an. L. Stein nennt die Utopisten die Romanciers der Völkerschicksale. Von den Selbstgesprächen Mark Aurels bis zur Gegenwart ist ein langer Weg. Vieles geistige wiederholt sich. Von den glücklichen Inseln bis zum Zukunftsstaat überall geistige Bewegung analoger Art. Es ist ganz richtig, wenn wir von einer notwendigen Sozialisierung des Geistes sprechen. Auch in das Bild des sozialistischen Zukunftsstaates werden idealistische Züge hineingewoben, spricht man doch vom kommenden Reich der Liebe und Brüderlichkeit. Es liegt die Sache heute so, daß der Idealist nicht mehr als komische Figur gilt. Viele Vertreter des Proletarismus suchen nach dem Gemeinschaftsgeist, nach dem Sinn des Lebens, den Tolstoi wollte: das Gottesreich auf Erden errichten und die egoistische haßgewollte gewalttätige Lebensauffassung

durch eine liebevolle brüderliche ersetzen. Das sind alte Wünsche, die bis auf frühere Ideen zurückgehen. Normen gibt es da nicht, die Norm ist ein Ideal, in der Praxis wird es ganz anders und bis zum freien Volk auf freiem Grunde ist es noch weit. Und doch wird die Theorie von einem wahren geistigen Zukunftsstaate und seinem Bau, der einer sittlichen Weltordnung entspricht, nicht aufhören, die Menschen zu beschäftigen. Auch für den Proletarismus wird das Menschentum das Höchste sein, was es gibt. Wir haben kein Recht, dem Proletarismus seine Geistigkeit abzusprechen, wenn wir auch in der Praxis anderer Ansicht sind. Es liegt doch in den geistigen Ideen, die wir kurz zurückverfolgten, ein kosmopolitisch-universalistisches Ideal, wonach alle Menschen sich als Bürger eines Staates erkennen und sich unter der Herrschaft der Vernunft als eine Herde fühlen. Ideale Gedanken sind oft die Bahnbrecher realer Entwickelungen. Von bloßer Philanthropie und Weltbürgerei ist die heutige Sozialpolitik nicht mehr beherrscht. Man stellt sie heute auf Tatsachen und doch darf neben der politischen und wirtschaftlichen Seite die geistige nicht unterschätzt werden. Es ist ein weiter Weg von dem Sozialismus, wie ihn Diderot in seinen Briefen anschnitt, bis zur Arbeiterschutzkonferenz 1905. Die geistesgeschichtliche Entwickelung des Proletarismus zeigt eine Renaissance, eine Wiedergeburt. Zwar hat sich das Rousseausche Märchen von der Gleichheit aller, dem Nietzsche seine Herdentiermoral entlieh, als Mythologie entpuppt, wie L. Stein sagt, denn stets werden, auch bei durchgeführter Teilung, doch die Besten und Leistungsfähigsten herrschen, aber der Gedanke geht doch bis in die Gegenwart hinein, der seine Wurzel im 18. Jahrhundert als Aristokratie der Tüchtigkeit hatte. Der Gegensatz zwischen Individuum und Gattung läßt sich eben durch die ganze Geschichte der Menschheit verfolgen. Soll nun das werktätige Volk, die Arbeitermasse, die sich für die verschiedenen Formen des Proletarismus entscheidet, an der Herrschaft teilhaben, so ergibt sich daraus die Schaffung einer Arbeiteraristokratie. Sie läßt sich nicht aus dem Boden stampfen und sie muß eine geistige Entwickelung haben. Sie wird ihre eigene Ideologie sich schaffen müssen und wird an früheres anzuknüpfen haben. Je geschulter, sittlich geadelter und ästhetisch geläuterter sie ist, desto mehr wird sie die Verelendungstheorie fallen lassen. Auch der Proletarismus braucht ein soziales Ethos. Nur sozialpädagogische Werte können ihn als wertvoll für die menschliche Gesellschaft machen. Nur darf das soziale Problem nicht Parteisache sein. Dann erst können wir mit Herbert Spencer, darauf Comte fußt, von einem evolutionistischen Optimismus sprechen.

Die kurze Skizze zeigt, daß die geistesgeschichtlichen Wurzeln dessen, was man mit dem Sammelnamen Proletarismus bezeichnen kann, weit zurückreichen, daß vieles Soziologische sich ähnelt, daß bestimmte Gesetze sich nicht aufstellen lassen, daß aber der geistige Zusammenhang der Menschheit nicht verloren ist, sondern sich entwicklungsgeschichtlich weiterbildet. Auch in der Geschichte der Soziologie, wie wir sie L. Stein verdanken, fehlt es nicht an Entgleisungen und

Auswüchsen, an Utopien und Phantasmen. Das zeigt auch die Gegenwart. Aber die geschichtliche Erfahrung überzeugt uns auch davon, daß die nach „gesellschaftlicher Idealität verlangenden seelischen Bedürfnisse im Leben der Völker" doch den Wert darauf legen, sich zu einer moralischen Macht zu entwickeln, welche alle antisozialen Neigungen und Strebungen in Zucht nimmt. Der Ekel vor der Verrohung regt sich doch schließlich. Auch der heutige Proletarismus wird nach Reinheit und Geistigkeit Hunger verspüren. Wenn jeder Deutsche zur geistigen Sozialisierung beitragen würde, so könnten wir aus der Zeit der gegenwärtigen Wirrnisse Wegweisung und Aufrichtung gewinnen zu einer Zukunft, die uns zu besseren Zeiten führt.

Max Hochdorf:
Ein Mitbegründer des europäischen Gedankens. Fürst Karl v. Ligne.

Während wir inbrünstig den neuen Geist suchen, der, einem irdischen Diener und Arzte gleich, die Zukunft der heute noch sehr kranken europäischen Seele heilend befördern und förderlich heilen soll, können nicht nur die denkenden Männer der Gegenwart angerufen werden. Europas Seele, die nicht mehr in ihrem altertümlichen Erdteil eingeschlossen bleibt, sondern auch mit sehnsüchtigem Arm zur Pampa amerikanischer Rothäute und Mischblüter hinübergreift und nicht einmal vor den kraushaarigen Negerzwergen des Kongobusches oder den mit Vogelstimme begabten Urweltanwohnern der Südsee Halt macht, will sich nicht minder an Weisheitsbornen der Vergangenheit erquicken. Noch ist sie verworren, diese europäische Seele unserer Zeit, noch ist ihre Zärtlichkeit überdröhnt von dem Nachhall des eben erst verstummenden Kanonendonners. Noch ist sie besudelt, diese europätsche Seele unserer Zeit, weil zu viel Blutstrom mehr als vier Jahre tagtäglich bis in ihre geheimsten Falten und Rinnsale hineingewaschen hat. Aber schon spürt sie einen Frieden, der nur ewig sein darf. Schon rüstet sich diese erwartende Europaseele zu einer Freudenermunterung, die nicht überschwenglich, aber höchst erfrischend sein wird. Und da die Sorge für die allernächsten Sekunden und Minuten leis vernehmbar abschmilzt, schrecken die erlösten Geisteskräfte nicht mehr vor Lustwanderung und erbaulichem Abenteuer zurück. Wo dann entdeckt wird, daß ein angenehmer, sehr verlockender Kolonist in der Republik der europäischen Geister, ein freundlicher Herold des goldenen Feiertagswortes, ein zierlich ernsthafter Mahner für die allzu Heiteren, ein tröstend frohsinniger Erlöser für die allzu Ernsten, kurz, ein vielfach genialer Kopf schon

anderthalb Jahrhunderte vor unserer heutigen Niedergeschlagenheit und Wiederaufrichtung gedankensäend und fruchtbar gelebt hat. So fruchtbar, daß er zum vornehmen Mitschöpfer jenes Gedankenkreises ernannt werden darf, den die bescheiden stolzen Zersprenger der europäischen Borniertheit, das heißt alle aufrichtig zerknirschten und gleichzeitig aufgebäumten Opfer dieses Weltkrieges, um die gesamte Menschheit schmieden möchten.

Natürlich wurde dieser Mann, der belgische Fürst Karl Joseph von Ligne, geboren, als die Blumen des Gartens und die Pflanzen des Feldes vom Frühling gerade den belebenden Duft und jeden ernährenden Sproß empfinden. Es war im Mai 1735. Natürlich warf es ihn auf das Totenbett, weil er sein bald achtzigjähriges Greisentum verachtete, um auf frostiger Winterstraße die Schönheit einer jungen Frau barhäuptig zu verehren. Es war im Dezember 1814 zu Wien, als der europäische Völkerbund begründet werden sollte, der aber ein Bund eigensüchtiger Fürsten wurde. Da der Wiener Kongreß zu viel tanzte, kam die Befreiung der seufzenden Erde nicht vorwärts.

Aber der Fürst Ligne machte sich anheischig, sogar im Verkrüppelten und Verstümmelten die gleiche, unsterbliche Seele nachzuweisen, die einstmals das hellenische Genie des Praxiteles beherrschte. Er war ein besonderer Kopf, er war ein eigentümlich kostbares Herz, dieser Fürst, der selber von sich sagte, er sei zu toll für die ernsten Leute, zu ernst für die tollen, zu freimütig für die wohlgesitteten, zu wohlgesittet für die freimütigen, zu kühn für die Frömmler, den ungläubigen Leuten zu fromm. Denkende Männer von derartigem Gleichgewicht wurden in jedem Jahrhundert etwas geschmäht und geschmälert. Man liebte immer nur die groben Tribunen, die nicht rätselhaft waren, und konnte sich vorläufig nicht daran gewöhnen, in Karl Joseph Ligne mehr als einen unterhaltsamen Plauderer zu bewundern. Man merkte noch nicht, daß dieser Mann trotz seines sehr bewegten Reise- und Soldatendaseins stets drei Tagesstunden erobert hatte, die er dem Grübeln über Sittlichkeit, Staatslehre und jenen weiten Gedankenkreis widmete, der von der Liebe bis zum Tode reicht. Dabei nannte er sich einen Franzosen in Österreich und in Frankreich einen Österreicher. Er bemühte sich um das polnische Bürgerrecht. Und war er zum Scherz aufgelegt, dann dröhnte er sich selber als Halbgermanen, als Bataver und Belgier, als Teutonen und Barbaren aus; dann rühmte er sich auch, durch Enkelkindschaft an Widukind und Karl den Großen gebunden zu sein. Das ist ja ein buntes Farben- und Rassengemisch in diesem Wallonen. Fast ganz West- und Mitteleuropa hat ihn gezeugt, fast ganz Osteuropa, der Paß- und Steppengang zum Orient und die phantastischen Gewässer Halb-Asiens haben ihn erzogen. Wirklich, er durfte sich schon um 1800 einen Europäer nennen. Wirklich, er war ein wichtiger und würdevoller Mitschöpfer aller Gedanken, die ein Jahrhundert nach ihm erst in das schwer leidende, kriegsmüde, ruheersehnende Haupt der aufgeklärten Europäer hineinbrannten.

Er wußte, das Reich der Hölle ist allein das Reich der ungestörten Ordnung. Nun liebte er aber einen anmutigen Wirrwarr des Denkens, nun war er aber ein Feind jeglicher scholastischen Verschnürung und akademischen Trockenheit. Und weil er auf das einstige Himmelreich nicht sehr hitzig rechnete, blieb er fleißig auf unserem merkwürdig nach der Sonne gedrehten und verdrehten Erdball, den er dreifach verwandelt bewohnen wollte: als schöne Frau bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre, bis zum sechzigsten dann als berühmter Feldherr, von da ab bis — —? als ein großer Kardinal.

Derartiger Wunsch zeugte von beträchtlicher Vielseitigkeit, vor allem auch von der Gleichgültigkeit vor einer Verengung im festen Beruf. Schon der junge Herr verkauft die Kleinodien, die ihm Ludwig XV. an die Brust und in die Tasche steckt. Er geht zwar mit Eifer in das Schlafzimmer der Dame Pompadour, die so dankbar ist, daß sie dem Verfertiger ihres Nachtstuhles eine Lebensrente aussetzt, aber er geht nicht aus Demut und im Untertanenpodagra. Er besucht die Marquise als ein Aushorcher und Neugieriger, was gleichbedeutend mit einem wirklichkeitliebenden Schriftsteller ist. All seine Gaben und Neigungen treiben ihn zu diesem Beruf, der ein Übermaß der Unabhängigkeit und Enthaltsamkeit erfordert. Er hat schon mit zwanzig Jahren jenes Tagebuch des Witzes, der Einkehr und des Aufruhrs begonnen, das seine — „Lustpfade eines entfesselten Gehirns" aufzeichnete. Wie er schon so vertraulich und willkommen im Herzensvorzimmer der Russenkaiserin Katharina steht, daß er bis in das zarische Schlafgemach nur noch einen kleinen Schritt zu machen brauchte, wird er flüchtig. Und warum? Nicht aus Feigheit, nicht aus Überdruß an Gelagen und Edelleuten, die zwar mit Juwelen bedeckt sind, sich aber nach zuverlässiger Überlieferung im Dreck, den Schweinen gleich, gewälzt haben. Nein, er will nur für einige Zeit ein Einsiedler sein, sein Innerstes aufschaufeln und sich so tief erkennen, wie es nur die aufrichtigsten Wahrheitsfreunde vermocht haben. Und in solchen Tagen der Selbstbesinnung gelangt er zu einer sittlich-geistigen Ergriffenheit, die an Erleuchtung dem Rousseau'schen Bekenntnis nicht nachsteht, die besonders noch vor den Menschen unserer Tage ein sehr starkes und belehrendes Zeugnis der seelischen Wahrhaftigkeit offenbart.

Er lag zur Übersiedelung ins Jenseits auf seinem letzten Prunkbette. Die Töchter knieten neben ihm. Da lächelte der Sterbende und sagte mit schwacher Stimme: „Was tut Ihr denn, Kinderlein? Ich bin noch nicht heilig! Haltet Ihr mich denn für eine Reliquie?"

* * *

Er kann keine Reliquie sein, die dem Staube nur ausgeliefert wird, weil nach seiner schönen Selbstverräterei sein Herz immer dem Kopfe vorauseilt. Er entsetzt sich über das Trostlose in fast allen Sittenrichtern und ihrer Schriftstellerei. Er ist ein Kämpe gegen die Lauen, die sich an keine ganze Wahrhaftigkeit ge-

trauen und da meinen, daß nichts auf der Welt in geschlossener Vollkommenheit vorhanden sei. „Nur die ewig Besonnenen sind die Toren, nur die kalten Menschen sind die Brandstifter!" Das heißt: Der Nomade in hundert Geistesbereichen lernt die schwankende Charakterlosigkeit verurteilen, sobald es um die Beantwortung der menschlichen Grundfragen geht, als da sind das Menschenleid und die Barmherzigkeit und das Gefühl, standhaft mit den Lebensdingen verbunden zu sein, und der Abscheu vor der Lügnerei, endlich auch die Angst, dem Menschenbruder ein Weh anzutun.

Man erstaunt kaum, daß die empfindlichen Damen baten, der Fürst möge ihnen mit seiner behenden Feder zu einem Sondergebet verhelfen, das sie jedem anderen Rosenkranz vorzuziehen dachten. Er liebte Nonnen und Prinzessinnen, die Tragödinnen der Pariser „Comédie", die Tänzerinnen im Possentheater, die italienischen Soprane, aber auch phanariotische Frauen, Zirkassierinnen und wallachische Schönheiten. Er verstand all diese Seelen und Seelchen. So konnte er auch den göttlichen Funken und das blässere Himmelslichtlein in ihnen entzünden. Wie fern er dem Zelotismus war, und wie behutsam er die aus zehntausend Sturmlöchern bedrohte, gebrechliche Menschheit richtete, das bekunde ein derartiger Gebets-, Weisheits- und Erfahrungsspruch: „Gott, Sohn Gottes, Gott der Christen, der Gesetzgeber, der Philosophen und Ärzte, wir danken Dir, daß Du die sieben Erbsünden erfunden hast!"

Wird der Priester auf der Kanzel schreien: „Das ist Lästerung"? Vielleicht. Doch des Menschen Tun braucht eben, damit es ohne Überheblichkeit und Gezeter eingeschätzt werde, auch den Philosophen und den Arzt. Diese beiden mögen bei dem Fürsten aufmerksam in die Schule gehen. Sie werden leichtlich bei ihm jene weltgewinnende Gelehrsamkeit entdecken, die nach der Beobachtung des scharfsinnigen La Harpe durch Lachen und Witz erst ihre bekömmliche Würze empfängt. Witz beflügelt und entfesselt den Menschen von der peinlichen Schwerkraft des Alltags. E i n zündender, schmetterlingsflattriger Witz kann darum wichtiger als ein gewichtiges Buch sein.

Der witzige Fürst löst mit einer hundertfach anmutigen Wendung eine der schwierigsten Fragen, die eine geräumige Bibliothek noch nicht gelöst hat, wenn er z. B. das Sätzlein hinwirft: „Warum keine Weltsprache schaffen, wo doch sieben Noten die Klangeslust der ganzen Welt befriedigen?" Oder: „Die großen Fehler zerstören ein Land. Und die großen Tugenden bauen es kaum wieder auf." Man fiebert beinahe in der Vorstellung, daß die Weltgeschichte von 1918 schon vor hundert Jahren durch ein so packendes Prophetenwahrheitswort verkündigt wurde.

Darum lohnt es sich wohl, die 34 Bände der „mélanges militaires, littéraires et sentimentaires" und die Briefsammlungen und die nachgelassenen Schriften des Fürsten noch emsiger nach überraschenden Weisheiten zu durchsuchen, obwohl die Grammatiker, jene Mörderkaste, die pflichtmäßig eines Wortes

Blüte in der Folterkammer ihres Gehirns zerquetscht und austrocknet, herausgefunden haben, daß der Fürst eigentlich mit Rechtschreibung und ähnlichen Schulmeisterschaften nicht sehr vertraut gewesen ist.

Er schreibt an Rousseau: „Gleich Ihnen sind mir die Throne und Regierungen verhaßt!“ Ist solcher Satz auch nicht als revolutionäre Raserei zu verstehen, so kommt ihm doch ein tüchtiger Schuß von Innigkeit zu. Derart redet ein Mann, der mit dem Säbel in der Faust groß geworden ist, der keineswegs vor Krieg und Schlachten zurückschreckt, sondern mit vielen Neigungen ein General ist. Doch was für ein General trotz allem! Einer, der den Abenteurergeist französischer und österreichischer Soldateska noch nicht überwindet, der zum Prinzen Eugen und Condé und dem Preußenkönig Friedrich II. als Schüler emporblickt. Das ist gewiß, aber es arbeitet aufrührerisch die Erwägung in ihm, daß es etwas Besseres und Höheres als das ruhmvolle Bluthandwerk gäbe. Er hat in seiner Feldherrnlaufbahn mannigfach Augenblicke erlebt, da er ganz und gar in die Gedankenwelt der Freunde eines ewigen Friedens auswandert. Nicht nur mit einer oberflächlichen Bemerkung und in einem Weihnachtstraum, sondern mit Ernst und Beflissenheit, mit Wucht und wurmender Überlegung. Er nimmt sich vor, den Streit zu schlichten, ob die Buchdruckerkunst oder die Kanone mehr fruchtbares Geräusch in die Welt gebracht habe; und er entscheidet zugunsten der Buchdruckerkunst, die aber nur gebraucht werden soll, um die Tugend zu feiern. Ist dieses nicht seltene Anrufen der Tugend bei einem Poeten von schlüpfrigen Geschichten nur eine traurige Wortspielerei? Nein, es ist nicht möglich, den unternehmungslustigen Versejockey zu schelten. Er verfügte über mehrere Seelenkräfte, die zugleich in ihm walteten. Er wurde nicht arm, er wurde vor allem nicht weniger beredt, da er heute die reine Sittlichkeit und die reinliche Politik anpries, um morgen mit seiner mutwillig sprossenden Reimkunst einer Dame zu gefallen. Kein Ofenhocker, kein vergilbter Fanatiker, auch kein hustender Herold der Verbitterung hat den vollständig altertümlich klingenden Säulenspruch geformt: „Das Glück hat Flügel und das Leid bleierne Füße.“ Nein, der Weltmann, der Wissende, der tausendfach Erfahrene und Geprüfte redet so. Er verdient desto stärkeren Glauben darum.

Man glaube ihm auch, obwohl es vor mehr als hundert Jahren geschrieben worden ist, was er über den Versuch sagt, die Moral der Kriege zu rechtfertigen. Denn es klingt heute noch, als wenn es ein berufener Feind des Krieges ausgesprochen hätte: „Man verbreitet Ströme von Tinte und Blut. Überfälle, Metzeleien, Massenkundgebungen und Predigten werden aufgeboten. Zu gleicher Zeit werden Berge von Toten und Streitbüchern aufgestapelt. Niemand liest sie, aber man schlägt sich tot, damit sie gelesen werden!“ Das alte Lied, das neue Lied, ewig das gleiche Lied — — das Lied von der Narrheit und Blindheit in allen Kriegen! Gegen das Urübel des Krieges entdeckten die Heutigen noch keine andere Arznei als Karl Joseph von Ligne. Er wünscht, daß der Weltgeist ver-

bessert werde. Er wünscht, daß man nicht mehr die gärenden Giftkeime des Hasses und des Hetzens in den einzelnen Staaten und Hauptstädten zu freiem, vernichtendem Wachstum gelangen lasse. Was man heute Schulen der internationalen Kulturverständigung nennen würde, das ist sein Traum und Plan. Denn er schlägt vor, die Menschen sollten ihrem Vaterland nicht eingegliedert werden nach dem dürren und gefährlichen Zufall der Geburt, der Hauptzug einer Seele, der Hauptzug der Einzelseele und jener der Massenseele dürfe allein entscheiden. Die Heilung eines Geistes, der schon krank ist, bietet wenig Hoffnung. Bewahrt werden muß der Geist, der noch gesund ist, vor der Erkrankung. Das ist das A und O für den Einzelnen. Das ist aber Grundsatz und Hauptsache auch für die Gesamtheit. Das ist, was heute Volks- und Völkerpsychologie hieße oder noch besser Gesundheitslehre für die öffentliche Meinung. Wie schön, dieser Entwurf für eine Schule, in der Jünglinge aus aller Welt zu Staatsmännern erzogen werden sollen! Diese Schüler siedelt der Fürst in der alten Heimat des Solon und des Sokrates an.

Manches, was die begeisterten Freunde des Weltfriedens mit Kassenschrank und Milliardärslaune erbaut haben, wurde vom Weltkrieg zerbröckelt, vielleicht zerfiel es deshalb, weil nur das Scheckbuch, nicht aber auch die Seele und ihr treibender Geist geopfert wurden. Wenn ein Gedanke nach dem Weltkrieg nicht in Verlust und Vergessenheit geraten darf, so ist es dieser Gedanke, daß man irgendwo an einem schönen Erdenpunkt Hochschulen einrichten muß, an denen die begabte Jugend des ganzen Erdballs, die weiße und die schwarzhäutige, die arabische und die indianische auch, nach gleichen, über die ganze Welt gültigen Lehrgrundsätzen in die Weisheit und Kunst des Regierens eingeführt werde.

Wer die Menschheit liebt und nicht nur das vermauerte Stück seines Landes, der reiche nun dem tastenden Urschöpfer dieses Gedankens, der kein Traum zu bleiben braucht, mit Dankbarkeit die Schwurhand zum Jenseits hinüber! Wo soll die Menschheit zum wirklichen Leben gefestigt und herangebildet werden? Gebrauchen wir die Formel des Fürsten: „Nicht in Lateinschulen, sondern in Glücksschulen!“

* * *

Der Freund und Meister der Blumenkünste, der philosophische Gärten anlegte, in denen jeder unsterbliche Träger unverschollener Weisheit sein beblühtes und von allen Regenbogenlichtern umzaubertes Tempelchen fand, spielte als Jüngling auf dem Liebhabertheater bald den Mars, bald den Apollo. Wie es aber geschah, daß der Mann die Rolle des eisernen Gottes schnell aufgab, um nur die Gewandung des weisen Olympiers anzulegen, das muß noch geprüft werden. Denn diese Prüfung wird eine Seele noch tiefer entdecken, die unserer Menschheit um die Kriegs- und Friedenswende 1919 wertvollste Führerdienste leistet. Karl Joseph Ligne, der Feldmarschall, dem es einstmals durchaus lustig

schien, wenn türkisches und anderes Orientalenkriegsvolk aus seinen Baumverstecken gleich den Spatzen heruntergeschossen wurde, ging als fünfundfünfzigjähriger Mann mit Leidenschaft in sich, also ungefähr in dem Alter, das nach dem schon gehörten, ausgelassen verschleuderten Witzfeuerwerk die Abkehr zur Weisheit des Kardinalslebens einleiten sollte. Darum muß man es den undankbaren Monarchen, Kriegsministern, Kabinettsräten und sonstigen Schranzen der Wiener Hofburg danken, daß ihnen der geistreiche General plötzlich mißfiel. Sie setzten ihn zur Ruhe und auf mageren Ruhegehalt. Die Einkünfte aus den fürstlichen Gütern wurden durch die Zeitläufte geschmälert oder gesperrt. Karl Joseph, der ehemals ganz Brüssel bewirtet hatte, war gezwungen, mit Gläubigern zu verhandeln und seine Bilder zu verkaufen. Und da zerbricht er plötzlich das „Götzenbild des Ruhmes", das seinem Herzen so teuer gewesen ist.

Diese schnelle Bekehrung sieht nur für ein kurzsichtiges Auge wie die Verwandlung eines Enttäuschten aus. Sie ist aber mehr als das. Sie ist eine Fügung, die mit der Unfaßbarkeit und mit dem, was man Schicksal nennt, geheimnisvoll verknüpft wird. Möglich, daß der Fürst bis zu seinem letzten Atemzug ein lächelnder Ergrübeler der genialsten Kriegs- und Mordkunst geblieben wäre, wenn die gekrönten Verteiler der Würden und Ordensbänder und Ehrensäbel so lange zu ihm gehalten hätten. Wen die Götter hassen, den führen sie gern bis zur Sonne empor. Die Götter haßten Karl Joseph von Ligne aber nicht. Sie hatten mit ihm Besseres im Sinn. Sie wollten ihn seiner Zeit ein wenig in den Weg stellen. Sie wollten ihn seiner Zeit auch um einige Jahrzehnte vorausstellen. Man muß sich schon in solchen moralisch mystischen Erwägungen bewegen, um nicht zu massiv, doch mit dem richtigen Maß der Freude die Seelenwandelung des eben noch so schlachtenlustigen Fürsten zu bestimmen, der beschließt, „keine Flinte mehr abzubrennen."

Dieses Sätzlein ist ein Gemisch von Laune und Ernst. Der Freund der Frauen und der Freund des Krieges will eine klare und gleichzeitig eine versteckte Sprache führen. Er ist natürlich viel zu nahe noch mit all seiner Zeit, mit ihren Redebräuchen, auch mit der erotischen Rokokoberedsamkeit verbunden, um sofort merken zu lassen, daß er ein Opponent seiner Mitwelt wird. Er benimmt sich noch als ihr Exponent, er gebraucht noch die Schminke, den Zopfstil, die Schönheitspflästerchen und die Menuettschritte jener Gesellschaft, die dem Pariser Schaffot entschlüpft und an der Donau ansässig wird. Mit einigem Herzweh nimmt er Abschied von dem Feldherrnlorbeer und allen Spielzeugen, die unter der Lorbeerbekränzung so verführerisch aussehen. Aber sein Lebewohl ist nicht sehr heftig und schmerzend. Sagen wir es offen, ohne ein Verdienst zu schmälern, das die Kriegsakademien gern ins Unsterbliche steigern möchten: Er war mehr ein schreibender und diplomatisch tätiger Soldat als ein Säbelrasseler. Voltaire und Rousseau spuken schon viel zu früh in seinem Gehirn, als daß er sich jemals in den Gamaschengewohnheiten des zweiten Joseph oder der lärmenden Zarin

Katharina sehr zufrieden gefühlt hätte. Und so haben Schicksal und Charakter zusammengewirkt, damit er zu seiner wahren Seele gelange, als ihm die kaiserlich österreichischen Hartschiere den Weg zu den Salons der Hofburg für eine Weile versperren.

Dann hat der Terror ausgetobt. Man schreibt 1796. Die Menschheit will nicht mehr Zersetzung, sondern nur Aufbau. Schon rumort das Geräusch jener Weltenmeinung, die wohl einem genialen Sohn des Volkes zur kurzen Weltherrschaft verhilft, die aber auch ihrem Standesgenossen mit Hast und widerstandslos allen romantischen Pomp cäsarischer Tyrannei überläßt. Gerade in diesem Augenblick offenbart sich die Hellsichtigkeit des abgesetzten Generals, der eigentlich ein Weltweiser ist, und der eigentlich nur in einer glänzenden Vermummung gelebt hat: Der rüstige Mann, der nicht mehr donnernd kommandiert und eindrillt, was ihm selber nicht minder dröhnend eingedrillt und einkommandiert worden ist, taucht die Feder ein und rühmt die Vorzüge der schweizerischen Republik und ihrer Bürger. Er tut das ebenso, wie es heute häufig die Staatsphilosophen getan haben, wenn sie die Qualenverworrenheit der kriegskranken Europa entlarvten und das beherzigenswerte Beispiel helvetischer Gesundheit und Schlichtheit feierten. Wahrlich, das ist eine Gedankenwandelung, die der Einkehr um 1919 höchlichst verwandt ist!

Jetzt dauert es nicht mehr lange, daß Karl Joseph von Ligne, der sein Einsamkeitshaus auf dem Wiener Leopoldsberge rosafarben anstreicht, den Willen faßt, als Beichtender seiner Herzenseingebungen und Überlegungen vor der Welt so aufrichtig dazustehen, als wenn sein Innerstes vollkommen enthüllt würde — dem Leibe gleich. Sich geistig entkleiden — diese derbe Formel der Unbesonnenheit, die Mystiker und Apostel nicht selten liebten, wird des Einsiedlers Wahlspruch. Trotzdem behagt es ihm nicht, sich gewaltsam mit Grobheit und Diogenesgalle zu umzäunen. Im Gegenteil, er bleibt der Geselligkeit nach außen hin treu. Aber es soll sich zeigen, daß er einsam in sich, im tiefen Schachte seiner Gedanken und Träume ist und bleiben möchte.

Gewähren die Gläubiger Atemfrist und Geld, tröpfelt dies und jenes aus den nie mehr gesehenen Gärten und Gütern in die magere Kasse, geschieht endlich auch nichts von alledem, sondern treibt nur die Freude am Beglücken von Reich und Arm, am Verschenken, am Bewirten der Traurigen und Eintönigen, die erst durch einige Poularden und geladene Flaschen aufgeheitert und beschwingt werden, so erhellen sich im rosafarbenen Philosophenkäfig für einige Nachtstunden wieder die engen Stiegen und Stuben. Also behauptet ein Uneingeweihter mit Recht, des Fürsten Kern sei doch die oberflächliche Lebemannslaune? Nein, mit Unrecht! Solche Rückschwenkung ist nur die gar nicht bequem gezollte Steuer an die Vergangenheit. Zur Grundstimmung erweitert sich jene ständig wachsende, nur im Wort noch pendelnde und tändelnde Ergriffenheit, die sogar einmal zu dem Rufe hindrängt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Erkannt und be-

tont wird, daß in dem Günstlings- und Soldatenreich nur die Dummheit und Gemeinheit regieren und nicht minder die Unterdrückung des wahren Mannes-wertes. Wörtlich, wortwörtlich!

Es störte den Weisen nicht mehr, daß er manchmal von jungen Tanzschönheiten britischer und sogar griechischer Zunge bei Maskeraden und Bällen überstolpert wurde. Er konnte einhergehen unter pokulierenden Prinzen und schmausenden Gesandten, er konnte an sie alle seine blitzenden Wortjuwelen vergeuden, er spann doch geheimnisvoll an den Gedanken weiter, die allein ihm gehörten. So sicher fühlte er sich in diesem Weisheitswesen, daß er keine Scheu empfand, auch manchmal zu den kleineren Alltagslebensdingen abzuschwenken. Er war ein Philosoph, aber er blieb auch ein Weltmann, und man versteht sein leises Erzittern, wenn er die Greisenschultern, die schon eingeschrumpft sind, an der Schulterüppigkeit seiner Hausmagd abmißt. Der Züricher Lavater hat einstmals, Almosen sammelnd, an der Peterskirchentüre gestanden, doch nicht auf die Geldstücke, sondern auf Zeichnung und Form der spendenden Hände nur geachtet. So sehr trieb den nach Menschenkenntnis begierigen Pfarrer der eingeborene Trieb. Der Fürst, der sich auf den Pfarrer beruft, sucht ähnliche, noch tiefere, für die ganze Welt und für ihn selber gültige Seelenkenntnis und Menschenkenntnis, die von den Händen und den Schultern ausgeht, aber in den Hirnschalen endet, indem er unter Clownskleidern und Königsmänteln und Priesterkutten und Soldatenwesten und spanischen Damenkorsetts magisch die wahren Herzen enthüllt.

* * *

Er war tot, und Goethe dichtete für den einstmals gern getroffenen Gefährten vom Karlsbader Sprudel ein Requiem, das der Erdgeist und die Sylphen und väterliche und mütterliche Stimmen beleben, alles kunstvoll verschlungen, halb hellenisch und halb orientalisch aufgeputzt. Dem „frohesten Manne des Jahrhunderts" galt der Leichengesang. Hatte Goethe recht? Wirklich nur dem frohesten Manne, der als Sammler des Lebensmutes und ewig gespornter Ritter und Erbe ältester Ahnentüchtigkeit allein gepriesen wird? Wir kennen den Fürsten Ligne heute besser. Wir sehen heute noch, was unterhalb seines Gemütes ist, das in Karlsbad nur zu lächeln schien. Wir spüren heute, daß sich mehr als der Mund eines Witzboldes, eines unaufhörlich Verliebten, eines entzückenden Spiegelfechters, eines geschickten Schuldenmachers, eines erfindungsreichen Blumenzüchters, eines üppig perlenden Schwankerzählers verschlossen hat. All das Dunkle, hie und da Schattende, all das bisher Überblätterte oder kaum Beachtete verrät, daß Kampf in diesem Manne war, ringende Inbrunst und unterirdischer Vulkanismus, der die Oberflächlichen niemals brennt. Karl Joseph Ligne sagt nicht nur, daß er geweint hat. Er hat es bestimmt getan. Man berechne aber,

bis zu welchem Grad der froheste Mann des Jahrhunderts hingeschmolzen sein muß, wenn die Tränen bei ihm locker werden!

In solchen Augenblicken blitzt dann plötzlich so ein biblisch erregtes, evangelistisch entzündetes Wort über seine Lippen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Verloren ist dieses Wort in des Fürsten fünfzigbändiger Heiterkeit nur für den Schwachsichtigen. Aber weil es überhaupt aufgelesen werden kann, zeigt es auf eine mächtige Sammlung hin, die den ergriffenen, tiefgerührten Einsiedler auf dem Leopoldsberge nicht selten beherrscht. Es gelingt ihm in solchem Augenblick, an die Urquelle des sittlichen Genies zu gelangen. Das ist ein seltsam gutes Schicksal. Und nach derartiger Erkenntnis wird erst deutlich, warum dieser Krieger bis in die Gedankenhoheit des ewigen Friedens hineinpilgert, warum er über die Erziehung des Menschengeschlechtes, über Verständigung der Völker und über das Grundbündnis, das Mensch mit Mensch zusammenbindet, Unsterbliches gesagt hat, das noch heute in uns wuchtig hineinklingt, das heute wiedererweckt und angetönt werden muß, wofern es in Vergessenheit geraten ist!*)

Friedrich Schrader: Robert College.

Zum bulgarischen Frieden.

Der älteste aller türkischen Friedhöfe im Weichbild der Stadt Konstantinopel liegt draußen am Bosporus auf weithin ausschauender Höhe, mitten in der vom Thymian duftenden Heide und vom stachlichen Ilexgebüsch überwuchert. — Dort liegen die Kämpfer, die einst von der Burg Boghas-Kessen, die dort unten an den wild schäumenden Wellen der Meerenge 1452 gegründet war, auf die Hochebene hinaufgestiegen waren, um die vom Propheten seinen Gläubigen verheißene Stadt zu erobern. Die mit Flechten überzogenen grauen Steine tragen weder Inschriften noch Turbane auf ihrer Spitze. Namenlos schlummern die Toten dem jüngsten Tage entgegen. Die Gegend führt den Namen „Schehidler" — die für den Glauben Gefallenen. Ehe sie gegen die Stadt zogen, hielten die reisigen Krieger Mehmeds II. auf der Berghalde in der Nähe eine große Gebetfeier. Der weite Platz, im Herbst mit hohen violetten Disteln bedeckt, ist noch heute als der „Gebetsplatz" bekannt — „Dua Meidani". Von seiner Höhe aus sieht man um

*) Ich bereite für die „europäische Bibliothek", die bei Max Rascher in Zürich erscheint, eine Auswahl der Ligneschen Schriften vor.

die Mittagszeit das Marmarameer im Süden in der Sonne glitzern. Die ganze Natur ist voller Pracht und Verheißung, und das stille Derwischkloster der Jünger Hadschi Bektaschis, das unter den dunkelen, rauschenden Bäumen auf der Hügelkuppe in der Nähe träumt, hütet seit Jahrhunderten alle die stolzen Überlieferungen des streitbaren Islams.

An der grauen Begräbnisstätte vorbei ziehen tief in den Kalkschiefer der Devonformation eingeschnittene Pfade, von dichten Hecken eingezäunt. — Sie haben eine uralte Geschichte, diese durch das Heideland laufenden gelben Linien. Denn dort unten, wo das Vorgebirge des Hermes in die Strömung des Bosporus vorspringt, fanden schon die Urbewohner dieser Gegenden eine leichte Übergangsstelle über die Meerenge, die hier am schmalsten ist. Ich nehme an, daß diese Furt zuerst und vor allem hier den Namen „Ochsenfurt — Bosporus" trug. Wenn der Frühling in das Land zieht oder wenn der Sommer der Regenzeit Platz macht, wandern noch heute die nomadisierenden Zigeuner mit aller ihrer bunten Habe vorüber, um die Meerenge zu überschreiten. Von dem Packsattel des Saumtieres kräht lustig der Hahn herab und die Zigeunerdirnen schwärmen keck und herausfordernd im Gelände aus. Dort drüben öffnen sich den „Kindern des Weges" die blumigen Täler Asiens zwischen den waldumrauschten Hügeln Bithyniens . . . . . Und hier von dieser Stelle muß es gewesen sein, daß die Heere des Großkönigs Darius, nachdem sie unten am Vorgebirge über die Brücke gezogen waren, die ihnen der Samier Mandrokles gebaut hatte, in all ihrer phantastischen Buntscheckigkeit den Marsch zur Donau gegen die Skythen antraten . . . . Dort nach Norden hin zieht sich das thrazische Hügelland mit seinen dunkelblauen Linien. Die Gestalten einer fernen Welt beleben, wenn man hier in der Dämmerung vorübergeht, die jetzt so öde Heide, und der laue Wind scheint uns die heroischen Töne der Perser des Aeschylos an unsere Ohren zu tragen. Wir glauben in all seiner orientalischen Pracht den Großkönig, den Achämeniden Darajavus, auf seinem steinernen mit Keilschrift beschriebenen Thron sitzen zu sehen, den man noch in späterer Zeit im Tempel der Artemis zu Byzanz zeigte . . . .

Ein paar Schritt nur nach Osten und die ganze Szene ändert sich. Von der Hügelkrone, auf der das Derwischkloster liegt, gleiten die Pfade hinunter über eine Berghalde zur alten grauen Burg Bogas-Kessen. „Lämokopion" nennen sie die Byzantiner. Mit ihren zinnengekrönten Mauern sperrt sie trotzig den idyllischen Talhang, der eher als ein Tummelplatz der Nymphen als ein grimmiges Burgglacis dienen könnte. So üppig grünend ist hier der Rasenteppich und so lieblich rauscht der Frühlingswind in den Pappeln und den Lorbeerbüschen. Die braune Hochebene liegt hinter uns und über den Uferhügeln sehen wir aus den Zypressen und dichten Bäumen Landhäuser herausragen. Da liegt auf trotziger Felsenhöhe das Tuskulum des

früh verstorbenen türkischen Dichters Tewfik Fikret — Aschian, das „Nest“ genannt, und daneben ein anderer großer grauer Haufen von stattlichen Gebäuden. Wenn wir an einem Sonntag hier vorübergehen, sehen wir über dem größten der Häuser die „Stars and Stripes“ flattern, — das Banner der amerikanischen Union. Das ist das amerikanische Robert College, das mit der Sanktion des Staates von Massachusets hier gegründet worden ist, um das Licht einer liberalen und christlichen Bildung im Orient zu verbreiten.

In der Geschichte des Orients spielt das Robert College keine unbedeutende Rolle. Es ist es von einem alles durchbringenden Hauche puritanischer Religiosität umgeben, der mit den freisinnigen Lehren der Bektaschiderwische dort oben auf den Hügel von Schehidler eine eigenartige Verbindung einging. Als ich im Jahre 1891 in Konstantinopel landete, war der alte Scheich des Klosters Navi Baba noch am Leben, ein türkischer Gentleman im besten Sinne des Wortes. Ich sehe ihn noch vor mir, den schönen Greis, wie er auf seinem braunen Maultier in ebenfalls braunem langen Abamantel zur Stadt ritt, um seine zahlreichen Freunde zu besuchen. Denn die Bektaschi haben eine zahlreiche Anhängerschaft selbst in den höchsten Kreisen. Sie sind Gottsucher wie alle Derwische und Freunde der Christen. Und im Robert College lebten auch solche Gottsucher. Der Dr. Washburn, der Präsident des College, und Schwiegersohn seines Stifters Dr. Cyrus Hamlin, war ein solcher. Ich glaube, er war Kongregationalist und Unitarier, ein Mitglied jener Sekte, die die Dreieinigkeit verwirft. — Der amerikanische Theologe verstand sich daher ausgezeichnet mit seinem mohamedanischen geistlichen Nachbar, Navi Baba. Denn beide glaubten an den einigen Gott, „der nicht zeugte und nicht gezeugt ward.“ Bei den Amerikanern war seit den Tagen, wo der Orientalist Mr. Browne, der Verfasser eines sehr geschätzten Werkes über die Derwischorden, Dragoman der Konstantinopler Botschaft geworden war, das Interesse an dem Mönchtum des Islams sehr stark. Der Sohn des Scheichs, der eine Beamtenstelle im Finanzministerium bekleidete, ein stiller, liebenswürdiger Mann, hatte das Robert College als Schüler besucht. Er versäumte keinen Sonntag den Besuch der Predigt und sprach das Englisch von Boston sehr geläufig.

Das Robert College widmete sich in jener Zeit vor allem der Erziehung des bulgarischen Volkes. Die Armenier kamen damals erst in zweiter Linie und ganz zuletzt die Griechen .... Die Anstalt hatte sich um die Befreiung Bulgariens durch die Erziehung seiner jungen befähigten Leute wohl verdient gemacht. Und diese Erziehung war, was zugegeben werden muß, stark und gesund. Man hielt sich nicht mit Nebensachen auf, sondern ging auf das große Ganze aus. Ich erinnere mich noch an die primitiven Klassenzimmer, an deren Fenster der Meerwind rüttelte. An Tischen fehlte es. Die Schüler schrieben nach altorientalischem Brauch auf ihrem Knie. Auch

stand wohl die Methode nicht auf der Höhe. Trotzdem wurden die Schüler mit den Grundsätzen eines modernen, demokratischen Staatswesens und der christlichen Kultur bekannt. Sie wurden außerdem zum frischen, aktiven Handeln erzogen und haben das auch in ihrem Vaterlande gezeigt. Das College hatte infolge dieser erzieherischen Fähigkeit Beziehungen zu den leitenden Staatsmännern Bulgariens, von denen einige in ihm herangebildet waren. Als erster bulgarischer Lehrer wirkte damals der bisherige bulgarische Gesandte in Washington, Panaretoff, ein wissenschaftlich vielseitig interessierter und energischer Mann, der später eine ebenso schöne wie liebenswürdige Amerikanerin heiratete. Neben ihm stand sein auf dem Lyzeum von Galata Serai französisch erzogener Kollege Woikoff, ein großer Bewunderer Stambuloffs.

Den Jungtürken war Robert College ein Dorn im Auge. Sie verhehlten nicht, daß ihnen diese an einem durch ihre Geschichte geheiligten Ort liegende fremde Schule als ein Schandfleck erschien. In diesem Sinne ließ in den achtziger Jahren der jungtürkische Publizist und Revolutionär Murad Bey den Helden seines Romans „Tryfanda" sich aussprechen, als er auf der Reise von Algier, wo er erzogen war, nach Konstantinopel auf dem Dampfer von Warna kommend bei Rumili Hissar vorüberfährt. Und trotzdem haben die Jungtürken es nie gewagt, die amerikanische Anstalt anzutasten oder den wahrhaft glänzenden Aufschwung, den die Schule infolge der ihr gemachten Zuwendungen nahm, zu unterbinden. Das großzügige Unternehmen zwang ihnen Achtung ab, so sehr ihnen auch der Schutz, den Robert College den Bulgaren, Armeniern und Griechen gewährte, unangenehm sein mußte. Und als der große Dichter Tewfik Fikret es nicht verschmähte, die Professur für osmanische Literaturgeschichte am College zu übernehmen, zog die Anstalt auch türkische Schüler zahlreicher als bisher an. Sie war alles in allem genommen ein wirksames Werkzeug, um das Verständnis und die Bewunderung für die angelsächsische Kultur unter den Völkern des Orients zu verbreiten, und gerade deshalb, weil sie bemüht war, in großen, allgemein verständlichen Zügen zu wirken. Dasselbe läßt sich sagen von dem amerikanischen Mädchen-Lyzeum, das früher in Skutari bestand und dann auf eine malerische Stelle zwischen Arnautköj und Kuru Tscheschmeh verlegt wurde. Aus ihm ging die geist- und phantasievolle türkische Romanschriftstellerin Halideh-Edib Hanum hervor, die ihre amerikanische Erziehung trotz ihres glühenden türkischen Patriotismus nie verleugnet hat. Die Geschichte und der Geist von Robert College kann auch für uns Deutsche belehrend sein hinsichtlich unserer Schulbestrebungen im Orient. Man vergesse nicht, daß der türkische Boden ein wesentlich demokratisches, freiheitliebendes Land ist, das für den deutschen Militarismus und die deutsche Kriegsgeschichte weniger Verständnis hat als für den Kampf eines Volkes um die Grundrechte der Menschen. Daher fanden die Amerikaner,

indem sie die großen Gestalten Washingtons und Abraham Lincolns ihren Schülern vorführten,, einen fruchtbareren und dankbareren Boden, als wir gefunden haben mit aller unserer pädagogischen Weisheit und wissenschaftlichen Tiefe.

Diese demokratische Erziehung, die Robert College gab, trat besonders in den von den Schülern am „Commencement Day", dem Schlußaktus des Schuljahrs gehaltenen Reden hervor. Da erklangen in der heißen Luft, die draußen über den alten Grabsteinen von Schehidler ruhte und durch die offenen Fenster wogte, in allen Sprachen des Orients die großen Worte von Freiheit, Menschlichkeit, Fortschritt, Frauenemanzipation. Die behandschuhten Hände der eleganten Türkinnen und Griechinnen klatschten frenetischen Beifall. Ein deutscher Pädagog würde darüber den Kopf geschüttelt haben, aber ganz mit Unrecht. Denn jeder von diesen braunen, frischen, bulgarischen Jünglingen zog aus der Anstalt hinaus mit den demokratischen Idealen in der Seele, und diese Gedanken verbreiteten sich von hier bis in die kleinsten verlorenen Städte des Balkan und des Rhodope. Sie entzündeten die Phantasie des jungen Armeniens und ließen selbst die junge Türkei nicht unberührt. Daher stand es für mich seit langem fest, daß Amerika seine bulgarischen Schützlinge und Zöglinge mit seiner mächtigen Hand durch die Tortur der Friedenskonferenz so ziemlich unversehrt hindurchführen werde.

Prof. Dr. W. Kroll: Universitätsreform.

Als die Wogen der Revolution noch hoch gingen und das Alte auf allen Gebieten je eher desto lieber gestürzt werden sollte, erschallte auch sofort der Ruf nach einer Umgestaltung der Universitäten, die in weiten Kreisen längst für verzopft galten. Was man da zu hören bekam, war im einzelnen meist unausgegoren, oft auch von den selbstsüchtigen Interessen derer diktiert, die in der akademischen Laufbahn nicht den gewünschten Erfolg gehabt hatten, und bedurfte nicht der Widerlegung, da der ärgste Unsinn sich bekanntlich immer selbst totmacht. Allmählich trat auch hier eine Klärung der Lage ein und ernsthafte Vorschläge wurden laut, mit denen sich auch die Universitäten selbst befaßten; unter ihnen hatten den größten Anspruch auf Gehör die des damaligen Universitätsreferenten im Kultusministerium, jetzigen Unterstaatssekretärs Prof. Dr. Becker, die zuerst in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen, jetzt auch in Buchform vorliegen (Gedanken zur Hochschulreform. Leipzig, Quelle & Meyer. Mk. 2,75).

Wie immer in solchen Fällen hat man zweierlei zu unterscheiden: die allgemeinen Erwägungen und die praktischen Vorschläge. Jene können falsch und diese richtig sein, oder umgekehrt. Man wird es Becker Dank wissen, daß er die Dinge überall von hoher Warte betrachtet, mit der treuen Liebe des früheren Professors der Universität, aber auch mit dem klaren Blick des Verwaltungsbeamten für das, was veraltet ist und umgestaltet werden muß. Daß die allgemeinen Erörterungen einen verhältnismäßig breiten Raum einnehmen, ist nur natürlich angesichts der Erschütterung unseres gesamten Daseins, die uns alle veranlaßt, uns auf die Grundlagen unserer Existenz zu besinnen und zu prüfen, was davon lebensfähig ist. Nicht Alles erscheint mir hier gleichwertig; ich hebe hervor, was allgemeiner Zustimmung begegnen wird.

Die deutsche Neigung zum Partikularismus macht sich auf den Universitäten im Vordringen des Spezialistentumes geltend. Dieses zeigt sich zwar auch in anderen Ländern, gewinnt aber nirgends einen so starken Einfluß auf den Lehrbetrieb der Universitäten: das hängt, wie ich ergänzend bemerken möchte, auch mit dem Promotionswesen zusammen, über das bei einer ernsthaften Reform ein kräftiges Wörtlein gesagt werden muß. Die Einzelheiten machen sich zu sehr breit auf Kosten der allgemeinen Ausbildung, der vom Katheder herab dozierende Professor denkt zu leicht, er habe künftige Forscher zu züchten, während er dem Staat Beamte liefern soll. Die Fühlung zwischen Lehrern und Schülern ist im allgemeinen zu gering; die Abhilfe liegt (wie übrigens längst erkannt) in der Umkehrung des Verhältnisses von Vorlesungen und Übungen: wir brauchen mehr Dialog, mehr Abfragen, damit sich die Professoren nicht, wie jetzt so oft, über das Maß der Kenntnisse ihrer Hörer täuschen und über die Köpfe hinwegreden. Da aber manche hervorragenden Forscher wenig Neigung haben werden, sich mit Anfängern herumzuschlagen, so werden diese Übungen zum großen Teil Sache der jüngeren Herren sein; namentlich wird es nötig werden, die Zahl der Assistenten zu vermehren, wie das auch im Interesse des akademischen Nachwuchses liegt. Darüber wird gleich zu sprechen sein.

Becker beklagt, daß die Universitäten und überhaupt der höhere Unterricht bisher zu einseitig den Intellekt ausgebildet und die Charakter- und Wissensbildung vernachlässigt habe. Er erhofft Besserung von einer politischen Hochschule neben der Universität, deren Wesensart ihm selbst nur in den allgemeinsten Umrissen vorzuschweben scheint. Ich möchte hier nur soviel sagen, daß die Universität als solche immer nur auf den Intellekt wirken kann (mit der höheren Schule ist es schon anders), daß sie aber hoffentlich immer einige starke Persönlichkeiten ihr eigen nennen wird, die ihren Hörern auch als Menschen vorbildlich sein werden.

Einschneidender sind die Änderungsvorschläge, die sich auf die Organisation des Lehrkörpers beziehen. Da sind vor allem die Forderungen der Extraordinarien, die schon lange vor dem Kriege erhoben und von einer rührigen Standesvertretung verbreitet worden waren: so hatte nicht nur die Öffentlichkeit davon Kenntnis erhalten, sondern auch die Regierung hatte darauf Rücksicht genommen und durch eine unzulängliche Abschlagszahlung (Beteiligung an Rektor- und Senatswahl) zu helfen gesucht. Becker schlägt ein Radikalmittel vor, die Umwandlung aller planmäßigen Extraordinariate in Ordinariate. Dagegen lassen sich zwei Bedenken erheben, ein grundsätzliches und ein finanzielles. Jenes beruht darauf, daß im Interesse des Nachwuchses eine Übergangsstufe zwischen Privatdozent und Ordinarius wünschenswert ist, es muß nur eben eine Übergangsstufe bleiben. Dieses machte schon in Friedenszeiten zu schaffen, da der Finanzminister gegen alle Besserungsvorschläge geltend machen konnte, daß man für die bisherigen Bettelgehälter (2600—4800 Mark) ja immer genug Anwärter gehabt habe, eine Änderung also unnötig sei. Ob das bei der jetzigen Geldnot wesentlich besser werden wird, kann man füglich bezweifeln, zumal da die Gehälter der Ordinarien doch einer Aufbesserung bedürfen werden und die Umwandlung der Extraordinariate in Ordinariate dann noch kostspieliger wird als bisher. Aber zweierlei wird sich erreichen lassen: eine stärkere Beteiligung der Extraordinarien an den Fakultätsgeschäften, wie sie manche Fakultäten bereits unbedenklich durchgeführt haben, und eine Ernennung der älteren Extraordinarien zu Ordinarien in noch weiterem Umfange, als es bereits vor dem Kriege üblich war.

Völlig verändern möchte Becker das Institut der Privatdozenten, indem er ihnen allen auf 5—10 Jahre eine Besoldung garantiert; rücken sie dann nicht in eine Professur auf, so sollen sie in einen anderen Beruf übergeführt werden. Die Voraussetzung ist Beschränkung der Zahl und „Objektivierung" der Habilitation, die nicht mehr von der einzelnen Fakultät, geschweige denn vom einzelnen Fachordinarius abhängig gemacht werden darf, sondern der Nachprüfung durch eine Kommission (in Berlin?) unterliegen soll. Nun liegen hier zweifellos große Übelstände vor, die ohne einschneidende Mittel nicht gehoben werden können. Aber es muß doch gesagt werden, was nicht bloß für diesen Punkt gilt: die Verhältnisse sind in verschiedenen Fakultäten ganz verschieden, und wenn sich in der medizinischen Fakultät in Berlin, die ich gerade hier absichtlich nenne, unhaltbare Zustände entwickelt haben, so ist nicht einzusehen, weshalb die theologische Fakultät in K. oder die juristische in M. das ausbaden soll. Die alte universitas litterarum existiert leider fast nur noch auf dem Papier, und mit dem geistigen Zusammenhang ist auch der der Interessen locker geworden. Die Übelstände ergeben sich ferner zum großen Teile nicht aus der Stellung des Ordinarius,

sondern aus der des Institutsleiters, der heute seine Untergebenen (auch Extraordinarien und Privatdozenten) fast völlig in der Hand hat und seine Macht bisweilen in unzulässiger Weise ausnützt; die Schwachen in wirksamerer Weise als bisher zu beschützen wird eine Hauptaufgabe der Regierung bilden. Im übrigen aber wird man vielleicht damit auskommen, die Zahl der Lehraufträge und Assistentenstellen, sowie der Privatdozentenstipendien, deren Betrag erheblich erhöht werden muß, zu vermehren; sonst läuft man Gefahr, auch das Gute und Segensreiche, das die bisherige Einrichtung des Privatdozententums bot, zu vernichten. Daß die Stellung der älteren Privatdozenten durch eine Beteiligung an den Verwaltungsgeschäften der Universität befestigt wird, scheint mir eine billige und unbedenkliche Forderung.

„Keine Hochschulreform ohne Umgestaltung des Kolleggeldwesens!" sagt Becker mit Recht. Es geht nicht an, daß der Professor in vielen Fächern ein Interesse daran haben muß, möglichst viele Stunden zu lesen, und auf diese Weise seiner Tätigkeit eine solche Ausdehnung gibt, daß er beim besten Willen in der einzelnen Vorlesung keinen Geist mehr von sich geben kann. Es geht nicht an, daß innerhalb desselben Kollegiums bei ungefähr gleicher geistiger Bedeutung und gleichem Fleiß Unterschiede der materiellen Stellung bestehen wie zwischen dem Experimentalphysiker oder Juristen und dem Sanskritisten oder Ägyptologen. Andererseits wäre es doch nicht klug, den Anreiz fortzuschaffen, der im Bezuge des Kolleggeldes liegt und der den einzelnen zu möglichst tüchtigen Leistungen anstachelt, um die Zahl seiner Zuhörer zu heben. So erscheint mir Beckers Gedanke, einen Mittelweg einzuschlagen und dem Einzelnen eine leidlich hohe Kollegeinnahme zu garantieren, durchaus glücklich. Dagegen überzeugt mich sein Vorschlag, die Studenten nicht die einzelne Vorlesung, sondern ein Pauschquantum bezahlen zu lassen, für das sie dann beliebig viele Vorlesungen hören können, nicht völlig; denn abgesehen von anderen Schwierigkeiten ist es eine alte Erfahrung, daß der Mensch nur das schätzt, was er bezahlt hat. So würde vielleicht der Student eine Vorlesung, für die er nicht eine bestimmte Summe hinterlegt hat, leichter zu schwänzen beginnen, als er das jetzt tut. Vielleicht ließe sich auch hier ein Mittelweg finden.

Vielleicht den schwierigsten Punkt bildet die Reform unseres Studentenwesens, das in den meisten Beziehungen arg rückständig ist. Das liegt hauptsächlich am Korporationswesen, das immer noch die Studentenschaft beherrscht. „Die Korporationen müssen innerlich anders werden, wenn nicht der Riß zwischen akademischer und nichtakademischer Jugend zum Abgrund für unsere Gesellschaft sich erweitern soll." Dem kann man nur zustimmen; aber man darf die große und zähe Tradition des Korporationslebens nicht unterschätzen, das in der Einrichtung der „Alten Herren" fest verankert ist; Dünkel und Partikularismus feiern hier wahre Orgien, von

demokratischem Geiste ist da auch nicht eine Spur. Anderseits ist auf diesem Gebiet mit Gewalt und Härte wenig zu erreichen, da der deutsche Student auf seine Freiheit pocht; von dem Streikrecht hat er in der scheinbar harmlosen Form des Schwänzens schon immer Gebrauch gemacht und kann jeden Tag den Universitätsbetrieb lahmlegen. So wird es auf diesem Gebiete noch mehr als auf den anderen der Vorsicht bedürfen, und nur wer mit Schonung und Liebe an das Alte herangeht, wird etwas Neues aufbauen können.

Hedwig Weiß-Sonnenburg: Dreitausend Kilometer quer durch China.

Erinnerungen einer Deutschen aus dem Jahre 1917.

Eines Tages war es nun doch soweit, und nach langem Hangen und Bangen, nach Tagen voll Fürchtens und Zweifels bekamen wir von Peking die letzte sichere Nachricht: „Beziehungen mit China abgebrochen."

Nun trat also die schon lange geplante Reise über Land ernsthaft an uns heran und machte uns allerlei Kopfzerbrechen. Wohl hatten wir schon manche Reise ins Innere Chinas gemacht, aber nun hatten wir zwei kleine Kinder im Alter von neun Monaten und zwei Jahren, weit über dreitausend Kilometer trennten uns von Schanghai, die Reise dorthin, quer durch China, dauert sechs bis sieben Wochen!

Unsere Lage war nicht gerade angenehm. Mußten wir doch die stolze Flagge unseres Konsulats einziehen und unser mit viel Mühe und Liebe eingerichtetes Haus, den Garten sowie unser ganzes Hab und Gut hinter uns lassen, neidischer Franzosen und Engländern zur Freude und, dauerte der Krieg noch lange, vielleicht zur willkommenen Beute. Mußten wir es uns doch gefallen lassen, daß eine Horde chinesischer Soldaten — verlumpter Polizisten — zwei Tage vor der Abreise in unser Konsulat drang, nach Zeppelinen, U-Booten, Sprengstoffen und angeblich versteckten Maschinengewehren suchte und schließlich stolz mit der ganzen Jagdausrüstung meines Mannes, einer Pirschbüchse und zwei Schrotflinten abzog. Acht Tage — erst hieß es 48 Stunden — hatten wir Zeit, unsere Reise vorzubereiten, unsere ganzen Sammlungen und Einrichtungen so gut wie möglich zu verpacken; denn nur das Nötigste an Kleidern und Proviant konnte auf der beschwerlichen Überlandreise mitgenommen werden. Am 21. März war alles geordnet, und die Reise begann.

Es war Frühlingsanfang und der Garten lag da in der heißen Pracht der Yünnansonne. Die Wicken hingen voll frohfarbiger Blüten und dufteten so lieblich.

Rot leuchteten die Kletterrosen, und leise wiegte sich der großköpfige bun'e Mohn. Die unsichere Zukunft vor uns, wurde uns doch etwas schwer beim Abschied ums Herz. Still und beklommen blickten uns unsere Freunde nach. Wie würde sich ihr Schicksal gestalten, wo sie ohne Schutz zurückblieben.

Unsere kleine Reisegesellschaft bestand aus sechs Europäern: Mein Mann, ich, die beiden Kinder, Fräulein F., die Pflegerin meiner Kleinen, und ein ehemaliger österreichischer Offizier, der mit uns die Reise antrat. Unser chinesischer Sekretär mit Frau und einer großen Anzahl von Kindern, eigenen und gekauften, ging ebenfalls mit. Daneben unsere vielköpfige Dienerschaft: Koch mit Kochjungen, Waschmann, Boy, zwei Mafus (Pferdepfleger) und eine Amah. Wir hatten für uns drei Sänften, je zu vier Trägern; zwei kleine Sänften für Koch und Amah; unsere drei eigenen Ponys und zwei gemietete für die Diener. Zwei unserer treuen Airedale-Terrier begleiteten uns. Mit uns ging eine Eskorte von 50 Mann, vom Militärgouverneur gestellt, uns zu bewachen und auch zum Schutz gegen Räuber. Das Gepäck, Reiseausrüstung, Verpflegung, besonders Milch für die Kinder, wurde von über 20 Ponys und Maultieren und etwa 50 Trägern geschleppt. Und all diese Menschen, bepackt, tragend und von anderen getragen, reitend oder Ponys treibend, all diese schwer bepackten Tiere, große schwarze Maulesel und kleine bunte Ponys, in langem Zuge eins hinterm andern hertrottend, bildeten eine lange, kaum übersehbare Karawane, — vom ersten Träger an, der die Last wohl abgewogen am Tragholz über der Schulter im raschen, wiegenden Schritt das Konsulat verließ, bis zum letzten störrischen Pony, welches, vom Mafu gehalten, immer wieder, und leider oft mit Erfolg, versuchte, (unsere armen Koffer!) die lang nicht mehr gewohnte Last in kühnem Ausschlagen vom Rücken zu schleudern. Die Spitze des Zuges bildeten zwei besonders stattliche, selbstbewußte Maultiere, geschmückt mit hellen Glocken und roten wippenden Wollpuscheln, wiesen den andern Tieren den Weg und versagten auf der ganzen Reise nicht einmal in ihrem Führerdienst. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, wenn man im flotten Trabe diese Karawane überholen wollte.

Am Abend sammelte sich alles im großen Dorftempel, unserm ersten Quartier. Die Tiere — alles Hengste — wieherten, und kaum von den Lasten befreit, oder sogar noch beladen, stürzten sie aufeinander zu, bissen sich, stiegen hoch und schlugen sich, oder sie warfen sich auf den Boden, um den müden Rücken sich hin- und herwälzend zu massieren. Die großen braunen Mafus, barfuß, mit kunstvoll gewickeltem Turban, an Ohren und Handgelenken dicke Silberringe, hatten alle Mühe, mit den ungebärdigen Tieren fertig zu werden. Die Tragkulis waren schneller fertig. Sie setzten ihre Lasten hübsch nebeneinander auf die Erde, schneuzten sich in die Finger und spuckten aus, zogen sich dann die zerlumpten Kleider über die Oberkörper und machten, daß sie fortkamen in die Opiumhöhle oder zum dampfenden Abendreis. Unsere Begleitsoldaten hatten erst Appell im Tempelhof. Sie wurden gezählt, und dann hielt der Offizier eine kleine Ansprache an sie, in der er ihnen die

hohe Aufgabe klar machte, die ihrer wartete: uns ja nicht aus den Augen zu lassen und die Karawane mutig vor Räubern zu schützen! Darauf Abtreten, und die zu Beginn der Reise noch sauber und ordentlich gekleideten Soldaten nahmen ihre Decken und Kochtöpfe von den Maultieren und machten es sich unter den breiten Eingangstoren bequem.

Auch wir waren müde, staubig und hungrig und schon von der ersten kurzen Strecke recht mitgenommen. Es war kein vielversprechender Anfang gewesen. Besonders für denjenigen, der mit dem neun Monate alten Baby, unserm Alic'chen, in der großen geschlossenen Sänfte sitzen mußte. Und das war ich dieses Mal gewesen. In einem Raume, in dem man sich nicht rühren kann, mit einem Kinde auf dem Schoße, ist schon kein Vergnügen; aber wenn es durch die aufs Dach tropisch brennende Sonne glühend heiß wird, garstige Fliegen sich einfinden, wenn man das Kindchen trocken machen und ihm die Flasche reichen muß, welche Handlung beinahe die ganze von vier Kulis getragene Sänfte zum Umkippen bringt, so ähnelt eine solche Sänftenreise mehr einem Martyrium. Und schließlich brüllt das Kleine, weil es sich bei seiner Zappelei in dem entsetzlich engen Gehäuse den Kopf gestoßen hat. Wie ich da am ersten Abend ganz steif aus der Sänfte stieg, war ich etwas niedergeschlagen. „Vier Wochen lang!" sagte ich mir. Und doch war unser erstes Quartier noch beinah schön zu nennen. Ein großer, einigermaßen sauberer Tempel, noch reichhaltige Vorräte aus Yünnanfu, ein Zimmer für uns Damen und die Kinder im ersten Stock mit richtigem Dach, allerdings ohne Fensterscheiben. Und die Kinder waren brav; tranken ihre Milch, die wir kistenweise auf Maultieren mitführten, ließen sich ruhig in ihre chinesischen Lederköfferchen legen, die wir für diese Reise in saubere, tagsüber geschlossene Bettchen umgewandelt hatten, und schliefen still und ruhig, trotz dem hohlen, nie aussetzenden Husten einer alten zerlumpten Chinesin, die hinter einem Bretterverschlag neben uns schlief.

Am nächsten Morgen früh um fünf Uhr ertönte das Trompetensignal der Soldaten. Wir standen im Dunkeln auf, noch etwas verwundert, uns plötzlich auf dem niedrigen schmalen Feldbett, auf schadhafter schmutziger Diele zu befinden, und zogen bei trübem Kerzenschein die Kinderchen an. Dann kamen die Amah und der Boy und packten, ehe wir recht mit Anziehen, Flaschenkochen und Kindersäubern fertig waren, alles in Kisten und Säcke. Der Koch stellte unten in der Tempelhalle des großen, ernst blickenden Buddahs den heißen Kaffee und die Eier auf den Tisch, wir tranken hastig, und fort ging es in den kühlen, herben Morgen hinaus.

Nach drei bis vier Stunden Wanderns erwartete uns der vorgeeilte Koch mit dem großen Frühstück: Huhn, Reis, Bratkartoffeln. Auch die Kulis aßen hier, und weiter ging's bis gegen Abend. Alle ein bis zwei Stunden wechselten wir uns ab mit Gehen, Reiten und Sänftesitzen. Das Baby blieb immer in der Sänfte; aber Jutta, die Zweijährige, ritt, wenn sie gar zu ungeduldig war, vorn bei dem Papa oder der Mama auf dem Pony. Ja, sogar einen tüchtigen Jagdgalopp ver-

schmähte sie nicht. Gegen 5 oder 6 Uhr näherte man sich dem Ende der Tagestour, und in einem armseligen Orte, umringt von schmutzigen, neugierigen Chinesen, suchte man mühselig nach einem Nachtquartier in dem Tempel.

Das war der gewöhnliche Tageslauf, aber für reichhaltige Abwechselung sorgten Gegend, Witterung und Quartiere.

Etwa die ersten acht Tage zogen wir durch die Hochebene Yünnans. Der Raps blühte und die Dörfer lagen in einem Kranze blühender Obstbäume. Es waren braune feste Erdwege, die uns durch die Ebene und über die ersten Steigungen führten. Veilchen und Tausendschönchen wuchsen am Rande, und blühende Sträucher leuchteten hell zwischen Föhren und Erlen. Da die Witterung noch anfangs trocken war, so erfreuten wir uns noch manches Mal an einem flotten Ritt, und besonders mein treues Pony, ein edelgebauter Grauschimmel, war unermüdlich und kaum davon abzubringen, jede Steigung im tollsten Galopp zu nehmen. Bald wurden aber die Wege schmaler, die ersten Steigungen begannen, und hier war es, daß dieses Pony, unser guter, aber toller Czardas, eines Tages ein großes Unglück verursachte. Als er an einem Abgrund entlanggeführt wurde, näherte sich ihm von hinten eine Chinesensänfte mit drei Trägern. Trotz aller Warnungen kamen die Leute dem Pferde zu nahe und berührten es mit den Tragestangen. Laut wiehernd feuerte das Tier ein einziges Mal hinten aus, und die beiden vordersten Kulis stürzten in die Tiefe. Der hinterste Träger blieb auf den Sänftestangen liegen und konnte so die Sänfte, in der eine chinesische Frau saß, vorm Abstürzen bewahren. Die beiden abgestürzten Kulis waren nicht tot, aber schwer verletzt; einer starb nachher. Leute stiegen mühsam hinunter und brachten sie herauf. Am Abend dieses Tages legte man uns die sterbenden Leute vor das Tor unseres Tempels. Später nahmen sich die Dorfbewohner der Verunglückten an, und ein chinesischer Arzt bemühte sich um sie.

Die nächsten Tage führten uns über die ersten Pässe in 2—3000 Meter Höhe. Es ging ein bis zwei Stunden bergauf, dann wieder bergab, und wieder bergauf; auf der Höhe pfiff der Wind, und Eiszapfen hingen in den Tannen am Wege. Wir begannen sehr unter der Kälte zu leiden. In Decken und Mäntel gehüllt saßen wir mit den Kindern auf dem Schoße unbeweglich in den offenen Sänften, stundenlang. Und nur auf kurze Augenblicke, wenn die Träger rasteten, oder zu unserem eigenen kärglichen Mahle versuchten wir, durch Hin- und Hertreten die Füße zu erwärmen, und hielten unsere Hände gegen das rauchige Feuer, das in den elenden Rasthütten brannte. Selbst das Reiten war, so lange es nur Schritt gehen konnte, bei dem eiskalten Winde kein Vergnügen mehr.

Nach acht äußerst anstrengenden Reisetagen kamen wir nach Tung Chuan, der großen „Kupfer-Stadt". Die Bergwerke liegen aber mehrere Tage abseits der Heerstraße. Es war der erste größere Ort nach Yünnanfu. Bisher waren wir nur durch elende verschmutzte Dörfer gekommen. Ein großer Teil der geistig überaus niedrig stehenden Bevölkerung dort sind unglückliche Kretins, mit den entsetzlichsten

Kröpfen. So erinnere ich mich eines zerfallenen Ortes, der inmitten der allerlieblichsten Natur einen doppelt trostlosen Eindruck machte. Rings an waldigen Hängen blühten Rhododendron und wilde Kamelien. Wir pflückten einen ganzen Busch und gingen dann durchs Dorf zu unserem Nachtquartier. An den Türen standen zwerghafte zerlumpte Wesen. Familien hockten im Staube oder ergriffen vor uns die Flucht, von denen auch nicht ein Kind ein einigermaßen normales Aussehen hatte, manche aber wirklich einen erschreckenden Anblick boten.' Und über den elenden Wohnstätten grünten Mandelbäume und blühten Kirschen. — Aber selbst in Tung Chuan angelangt, verzichteten wir einstimmig auf einen Rasttag. Zu wenig anheimelnd waren Ort und Quartier. Nach Tung Chuan wurden die Steigungen schwieriger, und nun kam noch hinzu, daß die Witterung feuchtkalt wurde und ein feiner Regen uns fast ohne Unterlaß auf unserer Reise begleitete. Bei trockenen Wegen konnten Mensch und Tier wenigstens kräftig ausschreiten. Jetzt aber verwandelte sich der Lehmboden in einen zähen Morast, jeder Schritt, bei dem man bis über die [illegible] einsank, wurde zur Arbeit. Menschen und Tiere bedeckten sich durch das lange Wandern mit einer rötlichen Erdkruste; unsere Stiefel, Sänftedecken und Mäntel, überall hingen Überbleibsel der fetten roten Erde. Unsere Träger aber waren tüchtig und ihre Leistungen bewundernswert. Statt sechs Stunden waren wir bei den schlechten Wegen oft acht Stunden unterwegs. Außer den kurzen Ruhepausen gingen sie unentwegt keuchend bergauf, bergab, sich ab und zu durch ein hingeworfenes Wort, einen halb gesungenen rhythmischen Refrain beim Gehen ermunternd. Diesen sehr musikalisch klingenden Refrain liebte unsere Jutta ganz besonders, und noch lange nach der Reise pflegte sie ihn noch hin und wieder zu singen.

Müde und mit feuchten, schmutzigen Sachen kamen wir am dreizehnten Tage nach Chaotung, einer größeren Präfekturstadt. Hier hatten wir die Hälfte der Landreise hinter uns und machten unseren ersten Rasttag. Wir wohnten in einem großen, architektonisch sehr schönen Tempel, dessen Halle, in der wir schliefen, mir aber hauptsächlich als besonders dunkel und feucht in der Erinnerung ist. Sein größter Teil diente Soldaten als Kaserne. Hier schien endlich wieder einmal die Sonne, und alles war beschäftigt, zu waschen, zu bürsten und die nassen Sachen zu trocknen. In Chaotung gelang es uns, einige Felle zu kaufen, die uns, über die Feldbetten gebreitet, gegen die kalten Nächte schützen sollten; dann ging es wieder weiter mit neuem Mut. Es kam der schwerste Teil der Reise.

Wir kamen durch wilde, zerrissene Kalk- und Sandsteingebirge, die vom Yünnan-Plateau nach Szetschuan hinabführen. Senkrecht abfallende Felswände, in den Schründen wogende Gebirgswässer und hoch an die Bergwand gedrückt, von weitem wie ein Schwalbennest anzuschauen, ab und zu ein kleines enges Dorf. Der Weg ganz schmal, roh ausgehauene Stufen oder große unregelmäßige Steine, lose Stufen und Löcher dazwischen, auf primitivste Art in Felsen ausgehauen, und immer ungeschützt am Rand entlangführend. Oft ein Abstieg von 500 Metern in einer halben Stunde, und dann gleich wieder hinauf auf einen anderen häß-

lichen Berg, ja, man haßte sie, diese grausamen Berge, die kahl und furchtbar auf uns arme Menschen höhnisch herabzulächeln schienen. Namenlos, von keinem bewundert, von keinem gekannt, wenig Vegetation auf den Höhen, am Flußlaufe Kaktus und Dornengestrüpp. In den Tälern aber Wachsbäume mit traumhaft schönen, geöffneten weißen Blüten und gelben Kelchen, blaue Berglilien, am Bachrande wachsend, ja, später sogar blühende Orangen. An einem Tage hatten wir einen Aufstieg von drei Stunden, oben auf nebliger Höhe eine kurze Mittagsrast und dann einen ebenso langen, gefährlichen Abstieg. Ein andermal ging die Reise stundenlang in einem ausgetrockneten Geröllbett entlang. An Reiten war kaum noch zu denken; wer nicht in der Sänfte sitzen mußte, ging zu Fuß, d. h. auch das ging nur rutschend, kriechend und kletternd. Unsere Herren gingen oft den ganzen Tag vor den Sänften her, und je einer von den Karawanenführern begleitete und stützte unsere Sänfte. Aber gerade an den gefährlichsten Stellen mußten sie zurücktreten, denn der Weg war zu schmal. Unsere armen Karawanentiere rutschten mit den schweren Koffern hin und her, schlugen hin, fielen ein paar Stufen hinab, standen zitternd wieder auf. Kam uns aber eine Karawane entgegen, so war das Ausweichen beinahe lebensgefährlich. Unsere Soldaten mußten voranlaufen und die Tiere, wenn es irgend möglich war, vom Wege auf die Felsen treiben, und dabe entstand jedesmal ein lautes Gerufe und Geschelte von allen Seiten. Es waren schlimme Stunden, die ich in der Sänfte durchmachte. Mit einer Hand hielt ich mich fest, damit ich nicht beim Bergabgehen hinausglitt, mit der anderen hielt ich das Kind. Bei jedem Schritt rutschten die Kulis; der Schweiß strömte ihnen vom Gesicht. Ganz, ganz langsam gingen sie bergab, der Fuß suchte nach einem Halt; die Wendung der Straße schien viel zu kurz für die langen Stangen der Sänfte. So kam es, daß man oft direkt überm Abgrund schwebte, und dann gerade noch rutschte einer der vier Kulis hin und sank in die Knie. Schliefen die Kinder nicht, so mußte man immer für ihre Unterhaltung sorgen, was bei beiden sehr wichtig war. Denn die Kleine schrie sonst, und die Größere begann auch bei den vielen Stößen und Gleiten und besonders beim Bergabgehen Angst zu fühlen. Und selbst mit der Angst im Herzen erzählte ich ihr lachend allerlei komische Geschichten. Aber eines Tages glaubte ich es nicht mehr aushalten zu können, stieg aus und ließ diei Kinder den beiden ledig gehenden Karawanenführern auf den Rücken binden. Das Baby wurde wie ein chinesisches Kind in ein Tuch gewickelt. Jutta, die ältere, wurde in einer Kiepe auf dem Rücken getragen. Sie weinte erst und mochte es gar nicht, aber sie mußte sich daran gewöhnen. Wir patschten im Schlamm und Wasser hinterher und kamen doch etwas schneller auf diese Weise vorwärts. Aber allzu lange hintereinander konnten wir die Kinder nicht huckepack tragen lassen. Es war zu anstrengend, und außerdem regnete es andauernd. So mußten wir immer wieder in die verhaßte Sänfte steigen und noch manche qualvolle Stunde und manchen harten Stoß auf die Steine durchmachen. Aber, wie schon gesagt, wir hatten auf der ganzen Reise nie über unsere Leute zu klagen. Ohne zu murren,

gingen sie Tag für Tag, wußten sie doch selber, daß sie schon einen bestimmten Ort am Abend erreichen mußten, da es vorher kein Essen und kein Obdach am Wege gab. Im Regen gingen sie, naß bis auf die Haut, in Schneesturm und Kälte barfuß. Sie verlangten keinen Rasttag, kein Extrageld. Die Karawanenführer sorgten dafür, daß wir am verabredeten Tage Suifu, das Ende der Landreise erreichten. Und der Vertrag wurde eingehalten, denn dann bekamen sie auch die versprochenen Trinkgelder. — Rührend war es, wie sie alle voller Liebe für unsere Kinder sorgten. Besonders das Baby war der Sonnenschein und Liebling der ganzen Karawane. Immer fröhlich strahlte sie den ernstesten Chinesen an, fürchtete sie sich doch später in Shanghai vor jedem Europäer. Selbst auf dem Rücken ihres Trägers war sie vergnügt und griff lachend nach dessen Ohren. Voller Sorgfalt war der für sein Schutzbefohlenes; war die Schlafenszeit für das Kindchen gekommen, so gebot er uns Hinterherschreitenden Schweigen und sang während des Gehens das Kind in den Schlaf, während er selber über große Steine sprang und rutschte. Voller Genugtuung sahen alle anwesenden Kulis zu, wenn das Kleine seine Flasche bekam, aber schrecklich war es allen, wenn es wirklich einmal schrie, besonders an steilen Hängen und unheimlichen Felsen. „Laß es nicht schreien!" riefen sie mir vorwurfsvoll zu, „die bösen Geister lauern ringsherum!"

Die letzten acht Tage der Reise führten uns durch die Provinz Szetchuan. Hier war die Straße wenigstens stellenweise etwas besser imstande. Die Gegend war reicher: Reisfelder breiteten sich rechts und links vom Wege aus, die Dörfer wurden größer. Viele Karawanen und Träger begegneten uns, alle von Militär begleitet; es wimmelte hier von Räubern. Eines Tages sahen wir zwei erschossene Räuber am Wege liegen. Keiner der Dörfler wagte es, sie wegzuschaffen, um nicht auch für ihresgleichen gehalten zu werden. — Hier folgten wir tagelang dem Laufe eines tobenden Gebirgsflüßchens, das seinen Weg zum Yangtse sucht. Oft ging der Weg direkt an seinem Ufer hin, durchquerte ihn auf einigen losen Steinen und ging dann in schwindelnder Höhe über ihn hinauf. Endlich wurde dies Flüßchen, Henchiang genannt, schiffbar, anfangs nur für wenige kühne Boote. Doch in der Stadt Henchiang konnten wir nicht mehr widerstehen und machten von hier bis in den Yangtse eine tolle Fahrt über Stromschnellen in einer von vierzehn Mann geruderten Dschunke. Die Leute legten nicht ein einziges Mal die Ruder hin, sie sangen laut den Takt zu jedem Schlag, und in einer Stunde machten wir 25 Kilometer.

Wohl waren die Tage auf der Landreise manches Mal hart gewesen, aber das Schlimmste blieben doch die entsetzlichen Nachtquartiere. Wir hatten auf unseren vorhergehenden Reisen manches darin erlebt, doch waren wir damals allein und reisten dann meistens in abgelegenen Gegenden, wo es kaum andere Reisende gab. Dies aber war, so unglaublich es scheint, doch ein von Chinesen viel begangener Reise- und Karawanenweg. Nur ist die Gegend so armselig, die Bewohner so verschmutzt und vertiert, daß die Wirtshäuser selbst für einen etwas gebildeten Men-

schen keine Freude sein können. Für uns waren sie einfach unmöglich. Lieber hätte man draußen vorm Dorf auf der Straße genächtigt. Da aber auch dort selbst für unser kleines Zelt kein Platz war — und wir waren sechs Personen, zwei hatten höchstens Platz in dem Zelt, — so blieb uns nichts anderes übrig, als in Tempeln, Schulen oder leerstehenden Pferdeställen ein Unterkommen zu suchen. Die Tempel, sowieso in China von den Buddhisten und den Tauisten im höchsten Grade vernachlässigt, dienten in dieser Gegend fast nur zur Aufbewahrung von Särgen oder zum Unterschlupf für Bettler, die in China meist mit eklen Krankheiten behaftet sind. Oft war überhaupt kein Mensch darin zu finden, und nur selten waren die bunten Lehmgötter einigermaßen instand gehalten und es fand sich ein apathischer Buddhaschüler, der aus der dunklen, zugigen Haupthalle den jahrelangen Schmutz ein klein wenig ausfegte. Türen gab es wenig, regnete es, so mußte man darauf achten, das Feldbett unter einer dichten Stelle des Daches aufzustellen. Durch Aufspannen einer Zeltwand suchten wir für uns Damen und die Kinder ein etwas abgeschlossenes Gemach zu erhalten. Die Herren schliefen meistens vor den Tempeltüren im Freien. Die braven Hündchen krochen müde in einen herbeigeschafften Strohhaufen. Unten auf dem Hofe hörte man die Pferdchen scharren, und draußen am ersten Eingangstor wachten zwei unserer Soldaten, unterstützt von der Dorfmiliz, wild aussehenden Gesellen mit Spieß und Luntenflinten bewaffnet. Sie fachten sich ein riesiges Feuer an, sahen aus wie Räuber, und nie konnte man wissen, ob sie nicht wirklich ein paar Tage später vielleicht die Gegend selber wieder als Wegelagerer unsicher machten. Da in Jünnan viel mohammedanische Gemeinden wohnen, gelang es uns zweimal, in mohammedanischen Gebetshallen ein Unterkommen zu finden, und zwar merkwürdigerweise nur durch die Tatsache, daß wir Deutsche waren. Diese Gebetshallen waren mit die besten Quartiere; sie hatten Holzwände, manchmal sogar Teppiche, und sie waren sauber. Es störte uns nur wenig, daß in einer der Gemeindesarg aufgestellt war, in dem jeder verstorbene Gläubige zur letzten Ruhe getragen wird.

Ein recht eigentümliches, erwähnenswertes Nachtquartier war das auf dem Brückenkopf einer mit Eisenketten verstärkten, wohl 20 Meter langen Hängebrücke, die hoch über den donnernden, zischenden Henchiang hinwegführte. Das kleine schwarze Felsennest, das hinter der Brücke lag, war von durchziehenden Karawanen bis in alle Ecken gefüllt, und noch zwei Stunden bis zum nächsten, noch viel kleineren Ort zu gehen, bei einsetzender Dunkelheit ausgeschlossen. So entschlossen wir uns denn kurzerhand, auf den beiden Brückenköpfen unser Lager aufzuschlagen. Das Dach war hoch und fest, der Boden bestand aus Steinplatten. Ein paar Tische und primitive Holzbänke wurden vom Dorfältesten geliefert. Auch sorgte dieser dafür, daß das große Tor nach der Straße geschlossen blieb. Nach der Brücke hin war unser Schlafgemach offen. Auf einem Brückenkopf schliefen wir mit den Kindern, auf der anderen Seite der Oesterreicher und unsere Leute. Auch hatte der Koch sich dort mit Mühe und Not aus ein paar Steinen einen Herd gebaut und briet

das kurz vorher erhandelte Huhn. Als es dann Zeit zum Essen war, trugen unsere Leute, voran der kleine Koch mit einer Fackel, Suppe, Fleisch und Kartoffeln über die schwankende schwarze Brücke zu uns herüber. Das sah malerisch genug aus.

Wir saßen gerade bei Tisch, als es an das Tor pochte. Im Glauben, es wäre der Dorfälteste, der zum Bericht über den Weg am morgigen Tag bestellt war, wurde aufgemacht. Und wer kam herein? Auf den Knien rutschend — Füße hatte er leider keine — ein elender Bettler. Nicht zum Betteln, das hätte er nie gewagt. Nein, er schlief dicht neben uns hinter der Brücke, und unsere Soldaten hatten ihm den Durchgang gestattet.

Ein anderes Quartier nannten wir später das „Verbrecherquartier". Wir hatten eine lange, heiße Etappe hinter uns und kamen gegen Abend in ein größeres Dorf, auf einer kleinen Hochebene gelegen. Gerade war Markt abgehalten worden. Durch das Gewimmel der blau gekleideten Chinesen gelangten wir endlich zu dem einzigen, wie uns gesagt, leerstehenden Tempel der Stadt. Ahnungslos gingen wir hinein. Da standen an die zwanzig schwarze Särge. Das waren wir ja gewohnt, und es waren ja auch nicht immer Leichen darin. Oben war in dem einzigen besseren Raum eine Schule. Da durften unsere Kinder der Ansteckungsgefahr wegen nicht schlafen. Wir wandten uns auf die andere Seite. Da gewahrten wir voller Schreck weißgelbe vertierte Gesichter, schwarze verwirrte Haare und uns anstierende gehässige Augen. Die Köpfe zwängten sich durch einen Bretterverschlag hindurch, und Kettenrasseln begleitete jede ihrer Bewegungen. Es waren Verbrecher, die hier im Tempel, im Allerheiligsten also, untergebracht waren. Man denke sich bei uns ein Gefängnis in der Dorfkirche! Aber ein anderes Quartier war in dem von Krämern überfüllten Orte nicht zu entdecken. Wir mußten hier bleiben. Nun war zum Glück im ersten Hofe — die Verbrecher waren im dritten — ein großer, von Cypressen umstandener Platz. Dort schlugen wir unser Zelt für uns Damen und Kinder auf; die Herren schliefen unterm Türbogen des Tempeleingangs. In der Nacht erhob sich ein furchtbarer Sturm und wolkenbruchartiger Regen. Da war an Schlaf nicht viel zu denken, denn das von den Bäumen strömende Wasser hörte sich wie Trommelschläge auf dem Zeltdach an. Ich zog meinen Ölmantel an und tappte bald draußen zwischen den Tauen des Zeltes umher, um diese stärker zu befestigen. Der Waschmann hatte die gestern Abend im Dorfbache gewaschene Kinderwäsche im Hofe aufgehängt, und während ich mir halblaut die für morgen bestimmte chinesische Strafrede hersagte — warum konnte der Kerl nicht selber nach den Sachen sehen? — suchte ich auf dem durchweichten Boden die herabgewehten Höschen und Windeln zusammen. Das Zelt schien dem Sturme gewachsen zu sein. Ich kroch wieder hinein und sah beim trüben Kerzenscheine die beiden Kinderchen so ruhig schlafend in ihren Kistchen liegen, als wären sie daheim in einem behaglichen, stillen Zimmer.

Das schlimmste aller Quartiere aber war das, welches wir später mit dem

Namen „Pockenquartier" bezeichneten. Es war ein wenig erfreulicher Reisetag gewesen. Der Weg hatte uns über nebelkalte hohe Päße geführt. Unser Koch war so weit vorausgeeilt, wahrscheinlich sehnte er sich nach einem warmen Feuerchen, daß wir von 7 bis 3 Uhr in der Eiseskälte unterwegs waren, ohne einen Bissen zu essen. Die Milch für die Kinder hatten wir immer in der Sänfte bereit und wärmten sie auf dem Spirituskocher in einer windgeschützten Hütte auf. Den ganzen Tag über begegneten uns die von zwei Trägern getragenen leichten Bergsänften mit kranken Soldaten. die vom Lazarett in Suifu nach ihrer Heimat befördert wurden. Sie gehörten zu den Yünnan-Truppen, die vor wenigen Monaten mal wieder für das Fortbestehen der Republik China gegen die anders denkenden Szetchuan-Truppen gekämpft hatten. Nun waren die verwundeten und kranken Helden als geheilt aus dem Lazarett entlassen worden. Bleich und teilnahmslos hingen die armen Kerle in ihren Sänften, unter sich das unbeschreiblich verschmutzte Bettzeug, mit den traurigen Resten ihrer billigen Uniform bedeckt. Das Furchtbarste aber war der Geruch, der diesen vorübergehenden Sänften entströmte. Sie kamen denselben Weg entlang, den wir gehen wollten, und der Gedanke, diese teils an Ruhr und Typhus kranken Menschen hätten vielleicht in denselben Tempeln genächtigt, in die wir zu gehen pflegten, machte uns erschauern. Später erfuhren wir zum Glück, daß sie sich nur in Wirtshäusern und bei Bauern einquartiert hatten.

Den kranken Soldaten folgten an dreihundert in rotes Tuch geschlagene Särge gefallener „Helden", die ebenfalls in ihre Heimat abgeschoben wurden. Diese wurden von vier Kulis getragen, die Särge der höheren Offiziere aber von acht Leuten. Obendrauf saß dann immer noch ein lebender Hahn, und unter laut gesungenem He-Ha versperrten die Träger den schon so schmalen Weg. Immer wieder erschien so ein roter Sarg um eine Felsnase vor uns, verursachte immer wieder einen Aufenthalt für uns; wir waren schon ganz aufgebracht gegen sie. Ich begreife heute noch nicht, wie bei dem gefahrvollen Ausweichen — wir blieben natürlich an der Innenseite des Weges — nicht ein einziges Mal so ein Sarg donnernd in die Tiefe gestürzt ist. Als wir dann endlich in das einzige Dorf auf dieser Strecke hinabklommen, standen dort auf der Straße, vor den Türen, wo die Träger schliefen, wieder diese roten Särge. Mit Mühe entdeckten wir dort, die müden Kinder auf dem Arm, einen leerstehenden Maultierstall, der einer mehrköpfigen armen Familie gehörte. Wir richteten uns darin häuslich ein und brachten die Kinder zu Bett. Da sitzt am Fenster im Nebenraum ein mit frischen Pocken bedecktes Kind. Daß in dieser Gegend viel die Blattern herrschten, hatten wir schon gesehen; aber im selben Hause waren wir bewußt noch nie mit solchen Kranken zusammen gewesen. Was war da zu tun? Vergeblich suchten unsere Herren noch im Dunkeln nach einem anderen Unterschlupf. Auch war in dem direkt am Berghange liegenden Dorfe kein Platz für unser Zelt zu finden. Wir mußten dableiben. Zwar verschwand das kranke Kind gleich, und es wurde be-

teuert, es schliefe nicht hier, sondern nebenan. Aber schrecklich blieb uns der Gedanke doch, obgleich unsere Kinder kurz vorher geimpft worden waren. Wir packten nichts aus, wagten kaum, etwas anzufassen, und mußten Jutta, die stets gern noch vorm Schlafengehen ihre Sprünge und Klettereien machte, mit Gewalt bändigen, da sie alles anfaßte und durchaus auf der Erde Wauwau spielen wollte. Ich schlief kaum die Nacht. Dieses Mal nicht wie sonst vor Kälte — wir waren heut in einem warmen schwülen Tale, — sondern der Pockengefahr und des abscheulichen Geruches wegen, den die neben uns untergebrachten Schweine ausströmten. Wie dankbar war ich da unserer kleinen Weckeruhr, die mir um 5 Uhr endlich ankündigte, daß es trotz der noch herrschenden Dunkelheit Tag werden wollte.

Nach all diesen unerfreulichen Nebenumständen kann sich jeder leicht unsere Freude vorstellen, als wir nach 28 Tagen Henchiang erreichten und von hier auf dem Wasser unsere Reise fortsetzten. Und so kamen wir in der uns wohlbekannten Stadt Suifu an. Schwül und dunstig, in engen, schmierigen Straßen voller Rauch und Gerüche, mit betriebsamen Chinesen, steil zum Fluß abfallenden Steintreppen und großen Abfallhaufen daneben, ist es eine echte Stadt des oberen Yangtse. Hier wohnten wir drei Tage in einem äußerst malerisch gelegenen Tempel hoch über dem Fluß und hatten in unseren Räumen sogar richtige Glasfenster, saubere Bänke und Tische. Auf dem Markte gab es nach dem ewigen Huhn einmal wieder Rindfleisch und Fisch zu kaufen. Hier in Suifu bekam Fräulein F. eine Halsentzündung mit Fieber und die Kinder einen tüchtigen Schnupfen, den ersten auf der Reise und beinahe auch in ihrem Leben. So waren wir gezwungen, unsern Aufenthalt auf ein paar Tage auszudehnen, und mußten uns sogar an den amerikanischen Missionsarzt wenden. Dieser sowie die dort anwesenden anderen amerikanischen Missionare waren von ausnehmender Freundlichkeit gegen uns, ohne jeden Haß auf Deutschland und die Deutschen, es berührte uns in dieser Zeit wirklich angenehm.

Von Suifu bis Chungking (330 km) fuhren wir, da keine große Hausboot-Dschunke zu bekommen war, in drei kleinen, je von fünf Mann bedienten Ruderbooten. In der Mitte sind diese Boote durch Strohmatten bedeckt und mit Holztüren nach zwei Seiten versehen. In dieser Höhle spielt sich das Leben und Treiben des Reisenden ab. Hinten am Steuerruder hockt der Koch an einem selbstmitgebrachten kleinen Herd und bemüht sich, auch im Winde und unter dem langen, stets drohend über seinem Kopf hin- und hergehenden Ruder seinen recht schwierigen Dienst auszuführen. Obwohl es in dieser Fahrt in den drei Booten recht eng war, kam uns diese Art des Reisens als eine wahre Erholung gegen die Strapazen der Landreise vor. Den ganzen Tag über wurde fleißig unter mehr oder weniger schön klingendem Gesang von den Leuten gerudert. Bei einbrechender Dunkelheit legte man an einem kleinen Dorfe inmitten vieler anderer Dschunken an. Am dritten Tage gegen 9 Uhr abends kamen wir im uns altbekannten Tschungking an. Die Landung im Dunkeln, auf dem hier besonders reißenden Strom, zwischen

den Hunderten von anderen Booten, war nicht ganz einfach und ging nicht ohne lautes Rufen und Schreien und einige gute Püffe links und rechts an unser Boot ab. Drei Tage blieben wir in Tschungking, wo wir noch in unserem Konsulat wohnen konnten. Die sauberen guten Betten, der hübsch gedeckte Tisch kamen uns hier beinahe wie ein schönes Märchen vor. Und Ditti, die sich endlich wieder frei bewegen konnte, lief wie ein Wiesel in den Zimmern und im Garten herum, sodaß die kleinfüßige Amah ihr kaum folgen konnte.

Von Tschungking machten wir die Fahrt über die Stromschnellen bis Ichang (700 km) zum ersten Male in einem kleinen Dampfer. In früheren Jahren waren wir stets mit chinesischen Dschunken gefahren, das dauerte bis zu 14 und mehr Tagen; jetzt kamen wir in zwei Tagen bis Ichang. Von da ist es eine einfache Vergnügungsreise, um über Hankau nach Schanghai (1700 km) den Yangtse hinunter zu gelangen.

Es war für uns ein großer Augenblick, als wir nun wirklich eines Tages Schanghai erreichten, mit einem leibhaftigen Auto zu einem richtigen europäischen Hotel fuhren und nach all dem Schmutz und den Anstrengungen der Reise die Kultur oder vielmehr die Zivilisation genießen konnten, die dieses moderne Babylon aufzuweisen hat.

Dr. Max Strauß, Worms:
Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Paul Heyse.

Nachdem uns in den letzten Jahren der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Jacob Burckhardt und der zwischen Heyse und Theodor Storm geschenkt worden war, legt uns nun Max Kalbeck den langersehnten Briefwechsel zwischen Keller und Heyse auf den Tisch. Weder Baechtold noch Ermatinger in seinem großen Kellerwerk, obwohl er fast 200 Briefe mehr benutzen konnte wie Baechtold, stand dieser Briefwechsel zur Verfügung und wir kannten aus den von ihnen herausgegebenen Briefen lediglich ein einziges Schreiben Kellers vom 7. Juni 1878. Unsere Erwartungen sind — um es gleich zu sagen — nicht enttäuscht worden. Dieser Briefwechsel gehört zu den fesselndsten, innerlich reichsten, ästhetisch ergiebigsten, die wir haben, und steht auch stilistisch auf einer solchen Höhe, daß man ihn ohne weiteres den Werken beider Dichter zuzählen muß. Während Kellers Briefwechsel mit Theodor Storm die Altersverbindung eines einzigen Jahrzehntes

ist und die beiden niemals in persönliche Beziehungen zu einander getreten waren, steht der Züricher Meister mit Heyse drei volle Jahrzehnte (1859—1889) in persönlichem und schriftlichem Verkehr, ihr Briefwechsel umfaßt also fast die ganze Lebensarbeit Beider, von Heyses „neuen Novellen" bis zur „Weisheit Salomos" und der „Villa Falconieri", von Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe bis zum Martin Salander. Das Bild des Menschen und Dichters Keller stand bisher schon fest und scharf umrissen vor uns, seine Briefe an den Münchener Freund runden es in mancher Beziehung ab und bringen insbesondere manchen neuen Einblick in sein ästhetisches Glaubensbekenntnis. Vor allem aber wird das von Ermatinger in seinem Kellerwerk (Band 1, Seite 538) mit auffallender Kühle behandelte Freundschaftsverhältnis zu Heyse durch den von wärmster und offenster gegenseitiger Zuneigung zeugenden Briefwechsel in das richtige Licht gestellt. Einen neuen und tiefen Einblick dagegen gibt uns der Briefwechsel in Heyses Wesen, Schaffen und Denken; ergreifend wirkt die Erkenntnis, wie dieser angeblich so heiter Strahlende, glücklich und erfolgreich durch das Leben Schreitende in Wirklichkeit die harmonische und abgeklärte Höhe seiner Schöpfungen sein Leben lang mit Wehe und Leid, mit dem wiederholten Verlust seiner Teuersten, mit eigner langwieriger Krankheit und mit dem Unverständnis — nicht nur der Menge — sondern auch kluger Köpfe erkaufen mußte. Diese Erkenntnis mag auch zu dem Umschwung beigetragen haben, der sich in der literarischen Wertung Heyses allmählich anbahnt; jedenfalls hat man das Gefühl, daß Männer wie Plotke, der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Heyse und Storm, und jetzt auch Kalbeck in ihrem Werturteil zu Gunsten Heyses geradeso zu weit gehen (Kalbeck z. B. läßt keinen Wertunterschied gegenüber dem großen Schweizer zu), wie seinerzeit der Naturalismus (Alberti, Kirchbach u. a.) sich in der Verdammung des Dichters nicht genug tun konnte.

Die Beziehungen der beiden Dichter setzen schon frühzeitig ein. Lange vor ihrer persönlichen Bekanntschaft hatten die Erzählungen des jungen Heyse Kellers Teilnahme und Wohlwollen wachgerufen, schon im Juni 1854 schreibt er an Hermann Hettner: „Ich habe mich sehr gefreut an den neueren Sachen von Paul Heyse. Er steckt zwar darin ganz in strikter Goethetuerei, ohne das, was seither geschah in der Welt, bemerken zu wollen; aber der Mensch ist ja noch ganz jung; möchten doch alle, welche ihm die Zukunft absprechen, sich erinnern, was sie eigentlich in jenem Alter gemacht und nachgeahmt haben; höchstens war es Heine statt Goethe. Und dann, wer so nachahmen kann und eine solche Sprache führt, wird gewiß einmal etwas Tüchtiges aufstellen, wenn die Rinde fällt". Einige Jahre später nennt Keller in einem Brief an Ludmilla Assing Heyse „den besten jüngeren Novellisten". Die erste persönliche Begegnung findet anläßlich einer Schweizer

Reise Heyses im Jahre 1857 statt. Der sonst so zurückhaltende Keller ist sofort von dem geistreichen, jugendschönen Heyse begeistert, und als nun 2 Jahre später der Briefwechsel einsetzt, schreibt er schon über seinen ersten Brief „Lieber Freund". Diesem ersten Brief folgen in Kalbecks Buch über 100 weitere und Keller verstummt erst kurz vor seinem Tode; sein letzter Brief ist vom 28. Dezember 1888.

Keller wie Heyse besitzen die immer seltener werdende Gabe des Briefschreibens, das behagliche Bedürfnis eines Plauderstündchens, in welchem man sich über alles ausspricht, was einen gerade an Arbeit, Menschen, Ereignissen, Lesen beschäftigt und wobei man sich in seinen Mitteilungen gehen läßt ohne Rücksicht auf Abrundung und Feilung des Stiles. Welchen Gegensatz zu dieser Art des Schreibens bilden z. B. Kellers Briefe an H. Hettner, bei denen man das bestimmte Gefühl hat, daß sie von vornherein für die Öffentlichkeit bestimmt sind, wie denn Hettner ja auch ganze Seiten davon in seine theoretischen Schriften aufgenommen hat. Was dem Briefwechsel seinen besonderen Wert verleiht, ist die rege und tiefgehende Aussprache über „Handwerkssachen". . Wohl vermissen wir Erörterungen über Fragen des geschichtlichen und öffentlichen Lebens, der Politik und der Philosophie, aber wie fruchtbar ist der Gedankenaustausch in ästhetischer Beziehung. Da finden wir Erörterungen über das Wesen des Dramas, des Lyrischen, des Epischen, über den Begriff des Romans und der Novelle, über das Verhältnis zwischen Dichter und Publikum, über Kritik, über Stoff und Form des Kunstwerkes, über Realismus und Idealismus in der Dichtkunst, über die Art des dichterischen Schaffens, über Lessings Laokoon, über Wilhelm Scherer und seine Schule u. s. w. (man lese z. B. die Briefe Nr. 10, 33, 46, 50, 75). Das Fesselnde bei diesen ästhetischen oder theoretischen Auseinandersetzungen liegt nicht nur in den behandelten Fragen selbst, sondern insbesondere darin, wie die beiden im Grund ihres Wesens, ihrer Weltanschauung und ihres Schaffens so verschiedenartigen Freunde sich offen geben, in der Art, wie jeder den andern gelten läßt, aber auch selbst dem andern gegenüber seine Selbständigkeit wahrt und stark und sicher in sich wurzelt. Scharf umrissen zeigen sich in diesem Briefwechsel Beider Charaktere. Hier der von Goethe kommende, ästhetisch gerichtete Heyse, der sonnige Weltmann, der zärtliche Gatte und Vater, der leichtbewegliche und leichtschaffende Dichter mit seiner unerschöpflichen Phantasie, dort der ethisch gerichtete Schillerverehrer Keller, der nie mit sich und der Welt zufriedene Junggeselle, schwerfällig und auf den Umgang mit den Gestalten seiner dichterischen Einbildungskraft angewiesen. Hier der aristokratische Tischgenosse König Maximilians, den schon als Studenten Jacob Burckhardt mit „Euer Wohlerzogen" anredete, mit seinem odi profanum volgus, dort der grobgeschnitzte Mann der Sänger — und Schützenfeste,

brummig und bis zu gelegentlichen Ungezogenheiten bärbeißig. Dieser Gegensatz mag sicherlich zur Begründung des Freundschaftsverhältnisses beigetragen haben, und wie Goethe einmal zu Eckermann sagt, Schiller habe für ihn die Ergänzung seines eigenen Ich bedeutet, so schreibt auch Heyse in dem schönen Brief vom 28. Mai 1878 (Nr. 21), in welchem er dem Genossen das trauliche „Du" anbietet: „Du hast alles, was mir fehlt, lieber Teuerster". Andererseits, wie vieles haben die beiden Dichter gemeinsam und mußten sie gemeinsam haben, um ein solch schönes Freundschaftsverhältnis zu ermöglichen und ein Menschenalter hindurch ungeschwächt zu erhalten. Ich meine hier natürlich weniger die Gemeinsamkeit des Berufes und der Interessen, wie die der Anschauung und des Urteils über die wichtigsten Fragen des geistigen und sittlichen Lebens; hier wie dort das angeborene Bedürfnis nach dem Schönen und Echten, der Haß gegen alles Hohle und Unwahre, die unbedingte Stellung unter den kategorischen Imperativ im Handeln und in ihren Beziehungen zur Welt, bei beiden der wesensgleiche Geist einer freien Weltanschauung, die bei Anerkennung aller sozialen Pflichten der Einzelpersönlichkeit das volle Recht der Selbstbestimmung zugesteht, in beiden ferner der ausgeprägte, ihren Dichtungen wesentliche, bei Keller malerisch, bei Heyse plastisch wirkende Natursinn, verbunden mit innerer, unaufdringlicher, der Kirche allerdings gänzlich abgewandter Frömmigkeit. Gemeinsam ist den Freunden auch die so gar nicht affektierte Bescheidenheit gegen sich selbst, mit der das sichere Gefühl für den Eigenwert durchaus nicht im Widerspruch steht.

Daß Meister Gottfried und Meister Paolo beim Abfassen ihrer Briefe ähnlich verfahren, wie bei dem ihrer Werke, darf uns nicht wundernehmen. Für Keller bedeutet das Briefschreiben fast immer eine Arbeit, er läßt manchmal einen angefangenen Brief wochenlang liegen oder schickt ihn garnicht ab oder wirft ihn in den Papierkorb. Allerdings bildet, wie Kalbeck mit Recht sagt „jedes con amore von Keller verfaßte Schreiben ein kleines Kunstwerk, häufig ein Doppelporträt des Schreibers und seines Korrespondenten. Es brachte dem beglückten Empfänger eine gute Stunde mit, die sich beim erneuten Lesen und Vorlesen auch auf Unbeteiligte übertragen ließ. Von Heyses Briefen erhält man trotz der Feinheit und Eleganz ihres Ausdrucks in der Regel den gewinnenden Eindruck der ungesuchten, natürlichen Rede. Ihm war der Weg vom Herzen zur Feder ein kurzer, naher Spaziergang, der sich bei Keller zur sorgsam vorbereiteten langen Reise in die Ferne ausdehnte". Interessant ist der Wechsel des Stils bei Keller je nach Stimmung und Laune; hat er wegen seines langen Schweigens ein böses Gewissen, so soll der gewaltsam humoristisch wirkende altertümliche Amtsstil versöhnend wirken; scheint ihm das vom Freunde gespendete Lob übertrieben, so nimmt er es mit sauer-süßer Miene entgegen (Nr. 13, 23). Heyse seinerseits schlägt von Anfang bis Ende den gleichen herzlichen Ton

an, der sich bei Höhepunkten des Schmerzes oder der Freude wohl einmal steigert (Nr. 21), im übrigen aber stets den mit warmer unbeirrter Liebe am Freunde hängenden treuen Menschen erkennen läßt. Deutlich zeigt sich in den Briefen auch der Unterschied des Temperaments in der Art, wie jeder seinen persönlichen Gefühlen dem Freunde gegenüber Ausdruck verleiht: während Heyse Keller mehr wie einmal die reinsten Liebeserklärungen macht, ist es diesem in seiner schamhaft-keuschen Zurückhaltung unmöglich, gleiches mit gleichem zu vergelten, und wir lernen sein Urteil über den Freund und seine Hochschätzung für ihn viel mehr aus seinen Briefen an Storm, Kuh, Petersen und andere kennen, wie aus den Briefen an Heyse selbst. Den gleichen Unterschied finden wir in der Art, wie jeder von ihnen die neuen Werke des Freundes bespricht. Heyse nimmt jede Arbeit des Freundes begeistert und mit bedingungslosem Lobe auf; man lese den schönen Brief Nr. 44, der den mächtigen Eindruck des Schlußbandes vom grünen Heinrich wiedergibt (Baechthold hat diesen Brief fast unverkürzt angeführt, während ihn Ermatinger merkwürdigerweise unterdrückt hat). Selten auch sind schönere Worte über den Züricher Meister geschrieben worden wie im Briefe Nr. 54 nach dem Erscheinen des Sinngedichts: „Die Welt, in der Deine Gestalten atmen, ist so gar nicht die aller Welt; ein Märchenduft, wie er aus unserer schäbigen Zeit ganz und gar verschwunden ist, umgibt Deine handfestesten Figuren und jener Goldton schimmert durch ihr Fleisch, der den Giorgione so unwiderstehlich macht.“ Oder der Brief Nr. 80 über Kellers Gedichte: „ich rechne sie einfach zu meinen Lebensbedürfnissen, davon ich mich nicht entwöhnen kann“. Welch schönes Bild, wenn Heyse hierbei erzählt, wie er am runden Tisch sitzt und den Hausfreunden Lenbach und Kapellmeister Levi den Apotheker von Chamonix vorliest, eine Szene, die an die Weimarer Tafelrunde erinnert. Nur am Martin Salander, den er (Nr. 99) ein „politisches Erbauungsbuch“ nennt, kann Heyse ebensowenig wie Theodor Storm Geschmack finden; sein offenes Urteil verschnupft den Freund derartig, daß dieser sich fast 2 volle Jahre in ein beleidigtes Stillschweigen hüllt. Dabei war Keller seinerseits mit seinem Lob wenig freigebig; wohl nennt er Heyses Gedichte in einem Brief an Storm einmal „einen Band der schönsten Gedichte“, im übrigen urteilt er über die Novellen und dramatische Arbeiten meistens mit Zurückhaltung und man hat das Gefühl — übrigens aus seinen Briefen an andere Freunde auch die Gewißheit, — daß er nur ein bedingter Verehrer der Muse seines Freundes war. So kommt es, daß auch sein Lob oftmals etwas gezwungen klingt und seiner wahren Ansicht nicht immer entspricht. Geht er einmal ausführlich auf ein neues Werk Heyses ein (z. B. im Brief Nr. 38 auf „die Weiber von Schorndorf“), so geschieht dies mit soviel Zurückhaltung und der Tadel wird mit soviel Lob eingewickelt, daß der Freund mit dem

Urteil schließlich doch nicht viel anfangen kann. Mit Recht spricht Kalbeck einmal davon, wie hungrig Heyse nach Kellers Lob ist, während dieser oft nur ungerechte, lieblose Kritik für den Genossen hat (so Nr. 61). — Wie unheimlich dem Züricher Meister der Überreichtum von Heyses Schaffen ist, lesen wir mehr zwischen den Zeilen; an Storm dagegen schreibt er offen von einer „selbstmörderischen Fähigkeitssteigerung, ohne ein einziges Jahr Ableitung durch Amt, Lehrtätigkeit oder eine andere profane Arbeitsweise". Er, der so langsam und spärlich schaffte, mußte allerdings wohl den Kopf schütteln, wenn ihm der Freund in einem einzigen Jahr von 5, 6 und mehr vollendeten Arbeiten berichten konnte. Dieser Fruchtbarkeit des Freundes gilt das hübsche Wortspiel (Nr. 50) „Lieber Paul Heyse, machen Sie einmal eine Heilpause". War Keller dem Freunde gegenüber ein strenger Beurteiler, so darf man andererseits nicht vergessen, wie streng, ja überstreng er auch sich selbst gegenüber gewesen ist; wir wissen es aus seinen Briefen an Hettner, Storm, Kuh und andere und auch im vorliegenden Briefwechsel findet sich manches Wort strengster Kritik den eigenen Werken gegenüber. So schreibt er über die Ursula (Nr. 22) „das Ding ist einfach nicht fertig, die zweite Hälfte mit sehenden Augen nicht ausgeführt"; seine Gedichte „sind in Unbildung und Mißleitung angefangen, was dabei herauskommt, ist nicht schwer zu deuten" (Nr. 28); der grüne Heinrich (in der Neufassung) „leidet an der unpoetischen Form der Biographie und der untypischen Behandlung der Landschaftsmalerei" (Nr. 45). Auffallend bei dieser strengen Selbstkritik ist, daß der Dichter die Einwürfe und Beanstandungen des Freundes selten als richtig anerkennt und vorgeschlagene Abänderungen für die Buchausgabe regelmäßig zurückweist.

Besonderes Interesse erwecken die — meist nur gelegentlich und kurz gefällten — Urteile der beiden Freunde über andere zeitgenössische Dichter und Schriftsteller. Knapp und doch erschöpfend spricht Keller von Mörickes „kristallener schuldlosen und doch überlegener Schalkhaftigkeit, wie sie kein zweiter hat", und köstlich ist ein Wort von dem „ewig poetisierenden Primaner Gottschall". Kellers Urteil über C. F. Meyer ist bekannt; im Briefwechsel verteidigt er des öfteren den Landsmann gegen Heyses Kritik, der z. B. die Hochzeit des Mönchs „betrüblich und durch den verkünstelten Rahmen fast ungenießbar" nennt (man lese hierzu die feine Erwiderung Meyers in seinem Brief an Heyse vom 12. 11. 1884, abgedruckt in der Meyerbiographie von Adolf Frey S. 340). Meyers Gedichte gehören für Keller (Nr. 68) zu dem Besten, was seit geraumer Zeit erschienen ist, während Heyse die Naivität in ihnen vermißt und wohl als erster gegen Meyer den Vorwurf der Manieriertheit erhebt. Während Keller das damals noch fast unbekannte und ihm in jeder Art so wesensfremde Genie eines Georg Büchner erkennt, führt ihn seine Abneigung gegen den Naturalismus dahin, den ernsten

Dichter der mächtigen Rougon-Macquart einen gemeinen Kerl zu nennen. Hierher gehört auch seine Stellung zu den großen Norwegern (Nr. 55); „ich nehme manchmal von Reclam einen Ibsen oder Björnson mit nach Hause und muß gestehen, daß mich die ewigen Wechsel- und Fabrikaffären, kurz alle Lumpenprosa wenig erbaut, noch weniger der pseudogeniale Jargon, der mir gar keine Diktion zu haben scheint" (Kellers Urteil über Ibsen trifft sich hier übrigens mit dem eines anderen Großen deutscher Dichtung, Wilhelm Raabe). Carl Spitteler lehnen beide Freunde ab, wenn sie auch einzelne Schönheiten der Extramundana und des Prometheus zugeben; Helene Böhlau nennt Heyse ein liebenswürdiges Talent, das nur ein wenig ins Kränkliche, Perschwebelnde und hie und da Verrückte gerät und sich nebenbei aufs Kellern verlegt (Nr. 85). Auch dem tüchtigen Hans Hoffmann macht er den unverdienten Vorwurf, er habe Kellers ganze Palette gestohlen und lächerlich damit hin und her gekleckst. Daß Heyse, trotz seiner Freundschaft mit Levi ein abgesagter Feind Richard Wagners, einmal vom Götterdämmerungsschwindel spricht, kann uns nicht erstaunen. Kalbeck, der als Brahmsbiograph Heyses Abneigung gegen Wagner teilt, erzählt uns bei dieser Gelegenheit, Heyse habe geplant, in der griechisch dekorierten Vorhalle seines Hauses die Inschrift anzubringen:

Μηδεὶς Βαιρευθικὸς εἰσίτω. Jedem Bayreuthbesucher ist der Eintritt verboten.

Nach Heyses abfälligem Urteil über den Martin Salander kommt der Briefwechsel ins Stocken; Keller hüllt sich fast 2 volle Jahre in Stillschweigen, und da Heyse seinerseits dem Freunde sein hartnäckiges Verstummen übelnahm, wäre der Briefwechsel ganz eingeschlafen, hätte nicht Meister Gottfried Heyse 1886 die Anzeige vom Tode seiner Schwester Regula zugeschickt. Es folgen dann noch einige wenige Briefe, aber Heyses Zuruf im November 1889 „verstumme uns nicht ganz" blieb unbeantwortet; am 15. Juli 1890 verstummte der große Schweizer ganz. Wie er aber durch seine unsterblichen Werke als gottbegnadeter, unerreichter Dichter unter uns lebt, so erhält sein Briefwechsel mit Heyse das Andenken an zwei Freunde aufrecht, die durch Einklang der Seele zu reiner Freundschaft, zu gleichem hohen Streben und zur bedingungslosen Verehrung alles Schönen und Echten verbunden waren. Max Kalbeck aber gebührt unser Dank nur nicht, daß er diesen Briefwechsel herausgegeben hat, sondern auch für die vorbildliche Art der Herausgabe. Die Fülle des von ihm beigebrachten literargeschichtlichen und biographischen Stoffes gibt seinen Anmerkungen einen durchaus selbstständigen und weit über die Grenze eines Kommentars gehenden Wert.

Dr. Bernhard Münz: John Ruskin ein Apostel des Evangeliums der Arbeit.

Was John Ruskin ist, dessen Name vielen unserer Landsleute unbekannt sein dürfte, sagt uns am besten der ihm seelenverwandte Thomas Carlyle, der ihn als ein wahrhaftiges Genie kennzeichnet, dessen Gedanken wie Blitze in das Herz dringen. Der heute achtzig Jahre zählende Greis ist ein großer Denker, dessen begeisterte Hingabe an die Schönheiten der Natur und die erhabenen Vorgänge in ihr, die sich zur umfassendsten Erkenntnis derselben ausgestaltete, ihn zum Dichter und Maler machte, ihm aber auch zugleich den Blick für die dringendsten und wichtigsten Fragen seiner Zeit erschloß. Durchglüht von der Weisheit Salomos, die in den Worten gipfelt: „Liebe und Wahrheit verlasse mich nicht!", welche ihm ein schützender Talisman in Zeiten der Bedrängnis waren, fühlte sich der feinsinnige Künstler und gelehrte, verständnisinnige Kunstkenner gedrängt, in die Arena der Arbeit und des mühseligen Erwerbs herunterzusteigen, um jenen, die im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot verdienen, die Heilslehren wirtschaftlicher Gerechtigkeit zu verkünden, die er erkennen lernte, während er sich dem Studium der Erscheinungen der Natur, sowie jenem der großen Kunstepoche des Cinquecento widmete. Die Kunst, das Schöne und Erhabene ist ihm eben durchaus nicht etwa eine Eigenschaft seiner Seele, sondern seine Seele selbst. Es gibt ihm keinen Weg zur Gottheit, als durch das Tun des Menschen Daraus folgt ihm mit zwingender Notwendigkeit, daß nur der bedeutende, sittlich erhabene Mensch ein bedeutender Künstler sein kann. Man muß erst selber etwas sein, d. h. ein Charakter, bevor es einem gelingt, große und bedeutende Charaktere zu schaffen; man muß in sich selber jene Hoheit der Gesinnung, jene Opferfähigkeit und Entsagung tragen, welche man seinen Gestalten soll verleihen können. Eine Trennung des Künstlers vom Menschen ist für Ruskin unmöglich, ein Unding. Es ist ihm unfaßbar, wie manche Leute in einem und demselben Individuum den Künstler verehren können, während sie nicht umhin können, den Menschen zu verachten. Er stellt es als ein Dogma hin, daß ein Talent ohne sittlichen Kern glänzend sein, aber nichts für die Ewigkeit schaffen kann. Die Kunst, soll sie den Namen der „großen" verdienen, kann nur von guten, berufenen und edlen Menschen ausgeübt werden. Den Maßstab für die Künstler hat sich Ruskin an den ersten Meistern der Renaissance gebildet und an diesen erkannt, daß sie ehrliche, treue und gottesfürchtige Männer waren. Er sieht stets

die höchsten Ziele vor Augen und verlangt daher auch, daß die Künstler in jeder Weise würdig seien, diesen Zielen nachzustreben. Einem seiner Aufsätze „The Queen of the air" entnehmen wir die nachfolgenden Stellen, welche seine Anschauungen in dieser Richtung klar wiedergeben: „Große Kunst ist der Ausdruck des Geistes eines großen Menschen, niedrige Kunst jener des Mangels von Geist eines niedrig denkenden Mannes. Eine törichte Person baut töricht, eine kluge vernünftig, eine tugendhafte herrlich, eine lasterhafte schlecht. . . . Die Grundlage der Kunst ist ein moralischer Charakter . . . Die große Kunst ist der Ausdruck der Kunstbegabung in einer reinen Seele. Wenn die Gabe nicht vorhanden ist, haben wir überhaupt keine Kunst. Und wenn die Seele und zwar eine richtig empfindende Seele nicht da ist, ist die Kunst wertlos, von welcher Geschicklichkeit sie auch zeugen mag. Man muß sich aber auch daran erinnern, daß die Kunstbegabung an sich nur das Resultat des moralischen Charakters von Generationen ist. Ein schlechtes Weib kann eine schöne Stimme haben. Doch die Süßigkeit ihrer Stimme hat sie der früheren Sittlichkeit ihrer Rasse zu danken. Daß sie überhaupt singen kann, dankt sie der Zusammenwirkung der Gesetze der Musik mit jenen der Moralität vergangener Tage. Jede Tat, jede Regung der Tugend oder des Lasters macht bei dem Menschen gleichzeitig einen Eindruck in seinem Gesichtsausdruck, in der Stimme, in der Kraft der Nerven sowie der Lebhaftigkeit und Harmonie der Erfindung. Das Beharren beim Rechten macht nach einer Reihe von Generationen die menschliche Kunst möglich; jede Sünde, und sei sie noch so klein, zieht gleich einer Wolke über dieses Vermögen. Bei einem konsequent lasterhaften und vergnügungssüchtigen Leben wird nach einer gewissen Zahl von Generationen jede Kunst unmöglich. . . . Jede frühere Anstrengung meines Lebens, jeder Schimmer von Rechtem, von Gutem in demselben steht mir nun bei im Erfassen der Kunst und ihrer Erscheinung. So weit als ich mich desselben erfreuen oder es verstehen kann, danke ich die Kraft hierzu nur dem Rechten, das in mir ist. Und ich wage zu sagen, daß, weil ich während meines ganzen Lebens das Gute und nicht das Schlechte gewünscht habe, weil ich vielen gut war und allen gegenüber gütig sein zu können wünschte, weil ich mit Absicht niemand geschädigt habe, weil ich viel und nicht selbstsüchtig geliebt, das heraufgehende Morgenlicht auf jenen Hügeln für mich noch sichtbar ist". Ruskin schwingt sich hier zu einer Erhabenheit der Anschauungen auf, die unserer praktisch-nüchternen Zeit nicht nur widersprechen, sondern vielfach auch überschwenglich erscheinen müssen. Ungetrübte Reinheit der Seele begehrt er, um in Freiheit und Frieden das Erhabene und Edle in der Kunst erfassen, das Nichtige und Unbedeutende als solches erkennen und ablehenen zu lernen.

Die Bedeutung dieser zum Begreifen des Höchsten unerläßlichen Anschauungen war ihm auf dem Wege zum Bewußtsein gekommen, den die

gottbegnadetsten Künstler gingen. Einen Dante, einen Giotto können wir uns schaffend nicht von anderen als von reinsten Absichten erfüllt denken. In ihrem sittlichen Wesen gefestigt, waren sie als Dichter und Maler zugleich Richter und Propheten, die, während sie das Unvergängliche ersannen, dem Vergänglichen aller Zeiten das Urteil sprachen. Hätten sie sich zu jener Höhe erheben können, wenn das Feuer ihrer Begeisterung nicht aus jener Reinheit entflammt wäre, die das göttliche Wort den Kindern zuschreibt?

Der Geist, der die alten Meister erfüllte, gab auch Ruskins Forschen, Sinnen und Tun die Richtung. Aus ihm schöpfte er auch den Mut, in „The Crown of wild Olives" seinen Landsleuten zuzurufen: „Ich sage euch kühn und freimütig, daß wir Engländer innerhalb der letzten zehn Jahre unsere Sporen als eine ritterliche Nation verloren haben; wo wir nicht hätten kämpfen sollen, haben wir gekämpft um Gewinns willen; wo wir nicht unbeteiligt hätten bleiben sollen, haben wir müßig zugesehen aus Furcht. Ich sage euch, daß der Grund des Sichnichteinmischens, wie er jetzt unter uns gepredigt wird, so selbstsüchtig und grausam ist, wie der ärgste Eroberungswahn, und sich von einem solchen nur dadurch unterscheidet, daß er nicht nur boshaft, sondern auch feige ist". Heilige Zornesglut gab ihm die ingrimmigen Worte ein: „Die Engländer haben keine Idee von Kunst und kein Verständnis dafür", „Sie sind Elende, keine Nation, sondern ein geldmachender Mob".

Er war ehrlich genug, in seinen Vorlesungen zu gestehen, daß Shakespeare „mehr der Welt gehört, als uns Engländern". Unentwegt ist er immer dafür eingetreten, daß eine nationale englische Kunst nur möglich sei, wenn die sozialen Zustände des Volkes von Grund aus umgestaltet würden. In einer Vorlesung, die er 1859 in Bradford hielt, sprach er den Satz aus: „Die schönen Künste können nur von einem Volke hervorgebracht werden, das umringt ist von schönen Dingen und Muße hat, sie anzusehen. Wenn ihr eure Arbeiter nicht mit schönen Dingen umgeben wollt, dann werden sie keine schönen Dinge ersinnen". In diesen Worten ist das Programm dessen niedergelegt, was er für die Arbeiter seines Landes erstrebte, und in dem Sinne, wie er es erfaßte, im Sinne der freudigen, zielbewußten, freien Arbeit der vergangenen Tage, in denen er die Vorbilder suchte, knüpfte sich an dieses Verlangen eine Menge von dem, was wir heute als zur Lösung der sozialen Frage gehörig ansehen. Er führte in Wort und Schrift einen erbitterten Kampf gegen die eingewurzelten Anschauungen des Manchestertums, forderte die Arbeiter in Wandervorlesungen, die er in den verschiedensten Teilen Englands hielt, zur Selbsthilfe auf und gab seiner Überzeugung unzweideutigen, rückhaltlosen Ausdruck, daß der wirtschaftliche Aufschwung, wenn er sich nur auf eine kluge Berechnung und Ausnützung der momentanen Produktions- und Konsumtionsverhältnisse

gründet, niemals zur gedeihlichen Vereinigung der Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer führen könne und der Widerstreit der Interessen ein desto lebhafterer werden müsse, je mehr die wirtschaftlichen Maßnahmen nur Resultate der Erkenntnis des Kopfes und nicht auch des Herzens seien. Demgemäß schrie er nach „Gerechtigkeit, Mitleid und Weisheit" und erklärte sich als Gegner der geltenden volkswirtschaftlichen Lehren. Unter allen Verirrungen, die zu verschiedenen Zeiten das Gemüt großer Volksmassen ergriffen haben, erschien ihm als die seltsamste, sicherlich aber als die entehrendste die sogenannte Wissenschaft der Nationalökonomie, die auf der Idee beruht, es ließen sich nützliche Gesetze der sozialen Wirksamkeit aufstellen, ohne den Einfluß sozialer Sympathiegefühle zu berücksichtigen: „Die sozialen Sympathiegefühle, sagt der Nationalökonom, sind zufällige und störende Elemente in der menschlichen Natur, Habsucht und Fortschrittsdrang hingegen wirken stetig. Scheiden wir also die veränderlichen Elemente aus und betrachten wir die Menschen bloß als von der Habgier getriebene Maschinen, um die Gesetze des Ein- und Verkaufes zu finden, durch welche die größte Anhäufung des Reichtums zu erreichen ist. Sind diese Gesetze einmal festgestellt, so steht es jedem Einzelwesen frei, von dem störenden Element der Sympathiegefühle, so viel er Lust hat, in die Rechnung einzuführen und die Abweichung derselben durch die veränderten Bedingungen sich klar zu machen". Wie es aber um die Einführung dieses Elementes der Sympathiegefühle in das wirtschaftliche Rechenexempel steht, hat Ruskin unverblümt ausgesprochen und an den bestgewählten Beispielen nachgewiesen, daß der krasse Egoismus dieses Gefühl durchaus nicht zur wirksamen Geltung kommen läßt und die wirtschaftlichen und sozialen Fragen sich so verwirren müssen, sowie daß deren Lösung immer schwieriger wird, weil man den seelischen Anforderungen der Arbeiter nicht gerecht wird. Er zeigt, daß man lediglich durch die Geringschätzung und Vernachlässigung dieser Anforderungen dahin kommt, die gegenseitigen Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu verschärfen, und fällt über die Macht des Reichtums, der nur der selbstsüchtigen Vermehrungstendenz folgt, das Herz verhärtet und zu dem Worte Veranlassung gab, daß „eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen könne, als ein Reicher in das Himmelreich", das vernichtende Verdikt: „Die Macht des Reichtums ist an sich wie das Umarmen eines Schattens, sie bringt keinen Trost hervor, sondern ist ihrem Wesen nach ein Gemisch von brutaler und menschlicher Natur; menschlich weise, indem sie Geist und Pfeil benützt, aber tierisch an Körper und Huf, indem sie alles frißt und niedertritt".

Die beste und einfachste Versinnbildlichung des Kapitals ist ihm ein gutgemachter Pflug. „Wenn nun dieser Pflug nichts anderes als Pflüge polypenartig erzeugte, wie sehr auch die vervielfältigten Pflüge in der Sonne

glitzerten, sie würden ihre Funktion als Kapital nicht erfüllt haben. Sie werden wahrhaftiges Kapital nur durch einen anderen Glanz: wenn man sie hell in der Furche schimmern sieht; wenn sie durch die edle Reibung stofflich sich eher vermindern als vermehren. Und die naheliegende Frage, die sich jeder Kapitalist und jede Nation stellen muß, ist nicht: „Wie viele Pflüge haben wir?", sondern „Wo si ndunsere Furchen?", nicht „Wie schnell wird sich dieses Kapital reproduzieren?", sondern „Was schafft es während der Reproduktion? Welche lebensfördernde Substanz wird es liefern? Welches lebenbringende Werk zuwegebringen?" Wenn es das nicht tut, so ist seine Reproduktion nutzlos oder, wenn es noch Schlimmeres tut, — denn das Kapital kann ebensosehr das Leben untergraben als stützen, — dann ist seine eigene Produktion schlimmer als nutzlos, es ist wie ein hypothekarischer Vorschuß, keineswegs ein Gewinn".

Widerspruch, Hohn und Spott der führenden Kreise waren die Antwort auf sein wirtschaftliches Glaubensbekenntnis, sie nahmen mit allen Machtmitteln der Herrschenden gegen ihn in der feindseligsten Weise Stellung, er ließ sich aber dadurch nicht beirren und fand an Carlyle einen Bundesgenossen, der ihm schrieb: „Ich bewundere die luchsäugige Schärfe Ihrer Logik, die glühende Beißzange, mit der Sie gewisse geschwollene Backen und aufgeblasene Wänste anpacken. Verharren Sie die nächsten Jahre bei dieser Arbeit und erzielen Sie dabei einen gleichen Erfolg wie in der Malerei. Inzwischen freut es mich, daß ich mich von nun an in einer Minorität von zwei Stimmen befinde".

Doch die Wahrheit läßt sich auf die Dauer nicht eindämmen. Ruskins Schriften fanden immer mehr Verbreitung, sie wurden mit immer steigendem Interesse gelesen, ja es wurden Zeitschriften und Vereine gegründet, die es sich zur Aufgabe machten, seine Lehren zu verbreiten, das Studium seiner Bücher zu erleichtern.

Wie er gelehrt, so hat er gelebt. Er hat sein ganzes großes väterliches Vermögen der Verwirklichung seiner menschenfreundlichen Ideen zum Opfer gebracht, Bedürftigen ausreichende Unterstützungen und Pensionen gewährt und ein ansehnliches Grundstück gekauft, das er samt den darauf befindlichen Baulichkeiten Arbeitern unentgeltlich überließ, damit sie nach seinen Lehren arbeiten und leben könnten. Auch hat er ein Museum gegründet und eingerichtet, das viel von Arbeitern und Studierenden besucht wird und worin er in ausgesucht schönen Exemplaren einer natur- wie kunsthistorischen Sammlung beste Gelegenheit zum Anschauungsunterrichte gibt. Er selbst lebt nur von dem Ertrage seiner Arbeit, den er bei seiner unendlich einfachen Lebensführung nicht aufbraucht und von dem er immer noch Bedürftigen Spenden gewährt.

Liebe und Wahrheit waren allezeit und sind die Leitsterne des Greises, der seit einigen Jahren in stiller Zurückgezogenheit in einem schlichten Landhause am Conistersee in Lancashire seine Tage verbringt.

Kurt Walter Goldschmidt, Berlin: Zwischenspiele.

Ein Rückblick und ein Epilog.

Es wird noch manche schmerzliche Konvulsionen im Leibe des alten unglücklichen Europa geben; das noch immer nicht abgeschlossene große Weltbeben der Revolution hat jenes andere des Krieges abgelöst, und in den Seelen der Zeitgenossen werden die Zuckungen der Katastrophen noch lange nachzittern; der aus allen Höllen losgelassene Geisterspuk verflüchtigt sich nicht so rasch. Wir haben die wunderlichste nie dagewesene Kreuzung von verfeinertster Kultur, höchstem technischen Raffinement und kriegerischer Urzeitlichkeit erlebt. In brutalen, aber weltumspannenden Formen ist Tausenden wieder die Romantik des Abenteuers erblüht.

Einzelne hat es ja immer gegeben, die der Abenteuerdrang ins Weite trieb, die die erotische Sensation aus dem Gleichmaß bürgerlichen Lebens lockte — das mochten Seefahrer, Großkaufleute oder auch einfache Desperados und wohl gar Hochstapler sein: immer waren es aber doch vereinzelte Ausnahmen, und wenn sie im Innersten Philister waren, so trugen sie ihre Philisterseele noch bis in Dschungel und Urwald und kamen genau so armselig und gehaltlos, langweilend und gelangweilt zurück, wie sie gegangen waren. Der Gebildete machte wohl auch alljährlich seine kürzere oder weitere Reise, und wenn es ihm Vermögen und Nervenkraft gestattete, so leistete er sich wohl auch den Luxus einer Weltreise — aber alles dies waren doch nur flüchtige farbige Einsprengsel in das Grau in Grau des Lebensbildes. Wie glanzlos verlief vollends das Leben des einfachen Mannes, das selbst der feineren seelischen Abwechslungen, der Geistes- und Kunstgenüsse, entbehren mußte und sich schließlich in ein paar großen, typischen, gemeinsamen Zügen erschöpfen ließ: in Ehe, Fortpflanzung, Ernährung, Handel und Wandel, Tagessorgen und Tagesarbeit. Durch die Völkerwanderungen des Weltkriegs erst wurde das Leben der Massen wie der Einzelnen unstäter, bunter, wechselvoller, an Möglichkeiten und Erfüllungen reicher; das Alltäglichste schien plötzlich von den Blitzen fremdartiger Landschaft, heldischer Taten umzuckt. Unbekannte, märchenhaft versiegelte Länder erschlossen sich in Ost und West; auf den Meeren tummelten sich neue Wikinge; die Fabelpracht des Orients

wogte greifbar-dämmernd heran. Man hat es oft als eine Art Ausgleich betrachtet, daß der Krieg besonders dem einfachen Manne einen größeren Erlebnisreichtum in den Schoß warf; von einem Gegenwert für die Wunden und Greuel des Krieges zu reden, wäre natürlich ebenso töricht als frivol; aber als Nebenhergehendes konnte man es gelten lassen — und wie Böses dem Besten, so ist auch dem Böseſten hie und da Gutes gesellt; selbst der größten Negation, der des Krieges, entwuchs noch ein kleiner positiver Begleitwert. Man hat es oft genug gesagt: wie wären sonst Müller, Schulze, Lehmann, Schlesinger jemals nach Litauen und der Ukraine, Mazedonien und Palästina, Flandern, Frankreich und Italien gekommen? Wir mehr oder minder Heimgebliebenen, die wir nicht jahrelang in Blut und Dreck ein urtümliches Höhlenleben vor und jenseits aller Kultur zu führen brauchten, — wir hatten natürlich auch kein Recht, den märtyrerhaften Schützern des Heimatbodens das bißchen bunten Fernenreiz zu neiden. Wir selbst kamen höchstens bis an die Peripherie des Krieges; wurden von seinen Glutwellen, seinen Frostschaudern gestreift — und durften die farbigen Wirbel seiner dramatischen Höhenpunkte nicht auskosten. Immerhin waren wir doch nicht ganz ohne Anteil an der Farbigkeit des Geschehens, und manches Bild blieb jung und farbeleuchtend: die ersten Tage der Mobilmachung hatten für uns alle, so sehr sie uns auch mit unendlichen Schauern des Mitleids und der Verzweiflung ergriffen, doch etwas vom klirrenden Reiz der Ballade, und überhaupt war auch in der Heimat alles so ganz anders, so aufgewühlt und durcheinandergeschüttelt; der Krieg gebar damals selbst in seinen Erzwungenheiten und Einschränkungen ganz ungewohnte phantastische Lebensformen; dazu rollte an unserer Wohnung oder unserm Büro der Balkanzug vorbei, und eine Woge von Orientrausch schien aus dem märkischen Alltag in unser Fenster hineinzuschlagen; in den Straßen tauchten die Lammfellmützen der türkischen und bulgarischen Offiziere oder das schmucke Käppi der Österreicher auf; an Siegestagen verschwisterten sich die Halbmondfahnen des Islams den wehenden Wimpeln der Verbündeten, und in irgend einem mondänen Restaurant sah man plötzlich einen ganz richtigen Scheich oder Mollah — in Burnus und Turban, wie aus Tausend und eine Nacht entsprungen.

Doch wozu bedurfte es erst der äußeren Farbenreize? Unser Leben wurde von innen her revolutioniert; seine seit Alters gefestigten und geheiligten Schutzwände wurden durchbrochen; das mochte bedauerlich und bedenklich sein; aber da sie sich vielfach schon zu starren chinesischen Mauern ausgewachsen hatten, so hatte es auch sein Gutes. Das Dasein gewann seine ursprüngliche, fließende Freiheit zurück; die Abstempelung war nicht mehr alleinseligmachend; man ging nicht mehr seinen abgesperrten, schnurgeraden, von Anfang bis zu Ende staatlich überwachten Weg; der Mensch als solcher — Persönlichkeit, Talent, Bildung — stieg im Kurs. Auf der einen Seite wenigstens; denn auf der anderen gab es im Gegenteil einen rapiden Kurssturz aller persönlichen und geistigen Werte: die Faust hatte schon bisher mehr gegolten als das Gehirn; jetzt aber herrschte die

Faust, und das Gehirn war das überflüssigste Organ der Welt geworden; das erwies praktisch der militärische Kommunismus, der auch dem reifsten, feinsten und höchsten Geiste brutal die stupide „Muschkoten"-Mütze auf den Kopf stülpte und die Menschheit mit ungeahntem Erfolg dem Ideal der Verherdung entgegenführte — aber auch dies trug in gewissem Sinne zur Erhöhung der Buntheit und Abenteuerlichkeit des Daseins bei; auch Erniedrigung und Demütigung können als etwas Phantastisches, als ein äußerster Gegensatz zur gewohnten äußeren und inneren Lebenslage, als eine Wollust der Bitternis empfunden, gewollt und bejaht werden. Es erinnert an gewisse märchenhaft unwahrscheinliche Verkleidungen, ja Seelenvertauschungen in Geschichten des Orients. Und je größer der äußere Druck, um so fester und innerlicher erfaßt und besitzt man sich selbst. Im Rückblick wenigstens kann noch halb und halb als ein Glück erscheinen, was im Augenblick als Schmach erschien. Jedenfalls: bunter, überraschender wurde das Leben auch so. Man ging durch neue, seltsame, traumhafte Schicksale und Berufe.

. . . Ich sehe mich plötzlich in die Aula eines Groß-Berliner Gymnasiums versetzt; von den Wänden grüßen patriotische Bilder, Klassiker-Büsten und großlettrige, zu langen Spruchbändern geschlungene Moralsätze; große Buntfenster überschimmern die mühsam, doch willig gebändigte Kinder- und Knaben-Unruhe der Scholarenherde, die sich von den niedlichen, munteren Spielratten der Vorschule bis zu den Epheben der Prima in den Bänken reiht; das Harmonium gießt mit verdünnten Orgeltönen ruhige Weihestimmung über die Versammlung der Großen und Kleinen aus; das neue Schuljahr setzt mit gewichtigem Schritte ein. Jetzt steht ein untersetzter, schwarzbärtiger Pastor auf dem Katheder und hält mit beruflich geöltem, aber falschem Pathos eine große Moralpauke, die von den jungen Gemütern mit richtigem Instinkt und gelinder Ungeduld hingenommen wird . . . Ich sitze als Außenseiter ein wenig abseits, aber immerhin dem Lehrer-Kollegium zugeordnet, in dem ich eine kürzere oder längere Gastrolle geben soll, von der überraschenden Ungewohntheit des Vorgangs und der Umgebung noch ein wenig benommen und mit einem leisen Reste des alten Schüler-Respektes in den Gliedern, der, wie alles Früh-Erworbene, in die bildsame Kindseele Geprägte, fester sitzt als vieles Spätere . . . Im Traume kommt es öfter vor, daß man sich in frühere Stadien des Lebens und der Seele zurückversetzt wähnt, noch einmal auf der Schulbank sitzt, die Nöte des Abiturienten-Examens wiederholt, — äfft mich im hellen Tageslicht der gleiche Traum? Aber nein: die Rollen sind ja vertauscht; denn ich bin inzwischen durch die rätselhaften Verwandlungskünste von Natur und Schicksal aus dem Schüler in den Lehrer hinübergeglitten — herüber g e r e i f t, wie das nichts erklärende Wort sagt. Es mag da irgendwie eine Art Zauberei, einen magischen Knax in meinem Wesen gegeben haben; ich fühle mir wie durch ein Taschenspielerkunststück des Daseins mein Ich entwendet und fühle mich doch noch als ein und dasselbe Ich . . . Inzwischen

hat der Pastor, der wie ein korrekt-kleinbürgerlicher Beamter aussieht und nur durch das Schwarz in Schwarz seiner Tracht ein wenig geistliche Würde und Feierlichkeit markiert, seinen Sermon beendet; wieder rauscht das Harmonium dünn-psalmodierend auf . . . Ich suche immer noch im Gedächtnis das stets entwischende Endchen des Erinnerungsfadens, mit dem ich Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen kann — doch der Mühe überhebt und aus Träumen und Grübeleien reißt mich die verfeinerte Beamtenstimme des schon angegrauten Direktors, der, eine Kreuzung von Geheimrat und Humanist, durch eine leicht abstoßende Zugeknöpftheit immerhin eine edlere Kultur hindurchblicken läßt. (Es stellt sich heraus, daß er einer der eingefleischtesten Anhänger und Wortführer des humanistischen Ideals ist; sentimental gesprochen, haben sich eigentlich in der gemeinsamen Liebe zur Antike unsere Seelen gefunden; aber ihm ist sie noch etwas Absolutes, mir etwas Relatives, Fließendes, ein sich stetig wandelnder und immer von neuem zu erobernder Besitz . . .) Der Direktor also stellt mich als lebendige Kriegs-Unterrichts-Hilfe vor (Unterrichts-E r s a t z?! Aber das Wort hat unangenehme Nebentöne) — und ich bin in mein neues „Amt" eingeführt . . . Ich erlebe Ähnliches noch ein zweites Mal an einem anderen Groß-Berliner Gymnasium — was aber diesen Rahmen eines vollen Jahres füllt, das wäre wohl nur in einer Chronik — einem Roman zu erschöpfen. Ich bin plötzlich — trotz mangelndem Staats-Examen, was meinem „anarchischen" Individualismus ebenso sehr wie meiner nach dem Ungewöhnlichen lüsternen Romantik schmeichelt — ein richtiger, bestallter kleiner Amts- und Schicksalsgott; Eltern tragen mir ehrfürchtig die Beschwerden und Wünsche ihres Herzens vor; wie einst der Römer in den Falten seiner Toga, berge ich Heil und Unheil in den Spalten meines Notizbuchs — dazu wird eine meiner zahlreichen Adern, die philologische und pädagogische, geweckt; „gelehrt" habe ich immer gern — nur auf höchster Stufe in der Form des akademischen Dozierens; nun hieß es die jungen Seelen nach sozusagen sokratischer Methode behandeln. Von Sexta bis Sekunda war mir ein reiches seelisches Feld eröffnet; ich hätte ein Theophrast der Schule, ein Schilderer jugendlicher Charaktertypen werden können; dazu sprangen herüber und hinüber alle Quellen kindlichen Humors; und man fühlte sich reich belohnt, wenn man vor der versammelten Jugend (die das Andere, Eigene, Menschliche witterte) auf dem Schulhof stürmisch akklamiert wurde. Es machte Spaß, das Latein erstmals nach reformgymnasialer Methode im konversatorischen Stil einer lebenden Sprache zu lehren; nicht minder, den Ober-Tertianern unter verfrühtem studentischem Beifalls- und Begeisterungstosen Schillers „Tell" und Heyses „Colberg" vorzulesen oder mit der kleinen, schon höheren Interessen zugewandten Auslese von ihnen ästhetische Probleme zu erörtern — und man verfuhr ja — gerade im Gegensatz zum Durchschnitts- und Berufslehrer — „selektorisch"; man hielt sich an das wertvollste und einzig lohnende persönliche „Material".

* * *

Kaleidoskopie des Kriegsschicksals! — Im Handumdrehen ein ander Bild — eine Folge unwahrscheinlichster Bilder! Man steht mit anderen Opfern vor kahlen, rohen symmetrisch blutroten Ziegelgebäuden im Hofe des Bezirkskommandos (in der „General-Pappkarton-Straße", wie der Volksmund ebenso witzig als bildhaft sagt) und wartet auf seine „Verladung" . . Man wird in Berliner Stadtbahnzügen, mit alten Berliner Landsturmleuten jeden Berufes zusammengepfercht, nach einer Garnison des fernen deutschen Ostens geworfen; die Fahrt würde normaler Weise acht Stunden dauern, aber man ist volle 26 Stunden unterwegs; stundenlang irrt man im Helldunkel der Bahnhofsnächte auf fremden Stationen umher; Groteskes mengt sich mit Brutalem und Widrigem. Ja, die Natur in ihrer unendlichen Güte — oder vielmehr: „Wurschtigkeit" (nur der ruppige Gassenausdruck ist der oft besungenen Allmutter würdig!) gibt das ästhetisch Reizvolle, ja das Überschwänglich-Herrliche des Schaubilds noch als Dreingabe dazu: am Morgen nach durchrollter Nacht, die man, in die Kupee-Ecke gedrückt, verdämmert hat, strahlt die Himmelslandschaft in blendend-kalter Reinheit eines winterlichen Kristalls; Wolkengebirge türmen sich, aus luftigen Massen scheinbar zu festem Kern geronnen, in wallend-wechselnder Gestaltung in die letzten Winkel des Himmels hinein; ein Leuchten fliegt von ihnen aus, wie vom silbrig frischen Schmelz des Firnenschnees; ja die Täuschung ist vollkommen, und die Fata Morgana ist nicht länger mehr ein Monopol der tropischen Wüste: auch in unsere soldatische Wüste, die uns schon nahe streift, die sich noch unabsehbar vor uns dehnt, grüßt ein holdes Trugbild, die leibhaftige Spiegelung einer Hochgebirgslandschaft hinein . . . Dann aber wieder: die rauhe Wirklichkeit der Kasernennächte in Gesellschaft halbwüchsiger Burschen aus Rixdorf — allerdings nur eine kurze Episode, da man sehr bald sein eigenes Zimmer beziehen und wenigstens Nachts wieder Herr über sich selbst sein durfte . . . Marschierübungen auf dem Kasernenhofe: das war immerhin spaßhaft und gesund. Und man hatte wieder das Gefühl, sich märchenhaft nach rückwärts statt nach vorwärts entwickelt zu haben; das Gedächtnis suchte von neuem Anknüpfungen in den entlegensten Kammern des Gehirns — richtig: man sah sich noch in kurzen Hosen in der Turnstunde ähnliche Übungen ausführen, und man mußte heimlich über diese rückverwandelnde Neckerei des Schicksals auflachen; weniger erheiternd freilich waren die Greuel der widrigen Kantinen, der Massen-Speisungen, -Duschungen, -Impfungen . . . Doch als Zwangs-Sanatorium konnte man sich's gefallen lassen; nur kam der Zwang und Ekel des Zuchthauses und die Groteske des „Drills", der minutiösen Ehrenbezeugungspossen hinzu, mit denen ja nun die Revolution aufgeräumt hat . . . Aber einige Bilder sind auch hier g e b l i e b e n: es gab Morgen und namentlich Abende, an denen die den Platz umschließenden Kasernenbauten (die immerhin eine den Zwecken adäquate rohe Stillinie zeigten) in geradezu phantasmagorisch zarten Rosa-Dufttönen verschwammen: Kaserne — und Fata morgana: paradoxer und deutlicher konnte sich die Antinomie des Daseins nicht

ausdrücken! — Oder ich gedenke des Ausmarsches ins Übungsgelände noch ganz im Nebeldämmer der frühesten Morgenfrühe — wenn in den industriellen Anlagen durch die Halbnacht noch die Fenster glühten und die Schlote feurig qualmten; ich gedenke endlich des Wegs durch eingeschneiten, von Frost gleichsam brennenden, zu Kristall erstarrten Winterwald zum Schießplatz hin, auf dem ich als „Schreiber" Zahl und Art der Schüsse buchen sollte; im Wald-Innern prasselten da die Reisigfeuer, an denen sich vermummte Gestalten wärmten — und wieder griff man sich an den Kopf, kramte in der Erinnerung, fühlte sich in ein früheres, kindliches Stadium zurückverzaubert. Was war's doch gleich? Ja, Lederstrumpf . . . .

* * *

Wenige Monate, ja Wochen später ist wieder alles verändert. Ich stecke zwar noch in der Soldatenjacke, und es ist garnicht abzusehen, wann ich jemals wieder der Menschheit und Freiheit zurückgegeben werden könnte — aus meinem Spiegel sieht mich oft zu meinem Staunen das Bild eines Fremden an, und ich kann nicht glauben, daß i c h es bin, der mir da unter der Mütze entgegennickt — aber irgendeine launische Fügung hat mich plötzlich unters Sanitätspersonal gewirbelt. Ich figuriere offiziell als Militärkrankenwärter und sitze im Geschäftszimmer eines Gefangenenlazaretts; führe die Listen über die Armen, die ihre Gebresten aus den Bergwerken in diese Schnellheilanstalt schleppen, und schreibe Mehl- und Fleischrechnungen aus. An Scheußliches muß ich Blick und Herz gewöhnen, wenn ich bei den ärztlichen Untersuchungen die Befunde protokolliere. Hinter dünnen Scheidewänden hausen diese wildfremden Menschen, Russen, Serben, Rumänen, Franzosen, wie ebensoviele Schicksale, über denen allen das eine große Massenschicksal steht. Und alle drei, vier Tage liegt draußen auf dem Korridor, mumienhaft in Laken gehüllt, kaum mehr als Person erkennbar, nur noch ein Stück form- und seelenloser Materie, die Leiche irgend eines Namenlosen, eines -ow oder -itsch, eines von jenen, die einen Tags mit hartem, wundem Tierblick umwimmeln; es ist allerlei fremdartiges Menschengewächs darunter: z. B. ein mongoloider, mohammedanischer Fischer aus Astrachan, der einen Hauch von östlichen Märchenwelten mit sich bring t . . . Das Lazarett ist übrigens in den städtischen Konzert- und Theaterräumen untergebracht; über ein paar Stufen, durch ein paar Korridore weiter — und „der Soldat der Marie" oder ähnlicher Hopsa-Blödsinn moderner Tanz-Operetten wirbelt unter Jubelstürmen über die nahen Abgründe von Schicksal, Tod und Krieg. Mir aber liegt noch der Schrei der armen Gefangenen bei ärztlichen Operationen im Ohr; ich verstehe zumeist ihre Sprache nicht, aber diesen Schrei der Kreatur. Und er begleitet mich auf stumpfsinnigen Ordonnanzgängen, die ich, oft in Begleitung kleiner Botenmädel, zwischen Post, Apotheke, Lazaretten und Zeitungs-Expeditionen machen muß — schon dumpf ergeben und kaum noch fragend, wann dieser Tage Ende dämmern

wird. Hätte ich nicht auch hier Fontane, France, Dostojewsky gelesen; hätte ich nicht mit einem Gelegenheitskameraden zu Gunsten unseres Regiments vor überfüllter Aula klassische und neuere Dichtungen gesprochen und später in der Loge einer Nachbarstadt aus eigenen Arbeiten vorgetragen — es hätte sich keine geistige Linie ins Bild dieser Zeit gegraben. Immerhin wäre selbst sie in all ihrer schwerflüssigen Eintönigkeit nicht ganz verloren gewesen; an Eindruck, Erfahrung, Menschenkenntnis hatte ich gewonnen; in viele Häuser, Schicksale, Seelen hatte ich Einblicke „zum Totweinen und Totlachen" getan; mich selbst hatte ich in eine harte, stählende Schule nehmen müssen — nie kehrt die leidende, reifende Seele ganz ertraglos heim.

* * *

Erlösung! Nach mehr als einem halben Jahre Garnison versetzt mich ein „ehrenvoller Ruf" an eine Kommandobehörde nach Berlin zurück zu geistiger Tätigkeit (soweit der Krieg das Wörtchen „geistig" nicht eben überhaupt aus dem Lexikon der Zeit gestrichen hat). — Eine neue Evolution und Metamorphose: Zensor mit Rotstift und Stempel, also in richtiger amtlicher Bestallung und Würde, nichtsdestoweniger aber mit gewissen allmonatlichen Erinnerungen an den „Commiß" und dem fürstlichen (besonders für diese Zeit fabelhaften!) Landsturmhonorar von 80 Mark im Monat. Im übrigen brauchten sich die pathetischen Freiheitsbarden nicht zu entrüsten: ich bin kein „Scherge", der den freien Gedanken „knebelt"; ich habe überhaupt mit den Gedanken, die im Lande selbst laut werden, nichts zu tun; ich überwache nur die Bücher und Zeitschriften, die ins neutrale und verbündete Ausland sollen — und ich bemühe mich, ein liberaler, weitherziger Wächter zu sein, der an seiner bescheidenen Stelle Gutes stiften, allzu straffe Zügel lockern möchte. Es ist selbst nicht ohne Behagen und Gemütlichkeit, wenn früh im Büro die grünbeschirmte elektrische Stehlampe brennt, der Hilfsdienstgreis ein halb Dutzend Zeitungen vom „Vorwärts" bis zur „Deutschen Tageszeitung" bringt, die dickbauchige Journal-Mappe erscheint und die zärtlich beäugelten und gestreichelten Bücher auf den Tischen sich türmen (Berliner Neuheiten schon in Umbruch oder Korrektur). Dazu ist man unter (im tieferen Sinne des Wortes) „gebildeten" Menschen und bereichert seine Persönlichkeitsgallerie; sogar die engeren Fachgenossen von der Feder fehlen nicht; ein Romanschriftsteller ist da, ein Dramatiker, ein fein-skeptischer Professor; Juristen, Techniker, Chemiker. Eine galgenhumoristische Lausbubenstimmung schlägt durch alle Wirr- und Trübsal der Zeit; die Luft ist mit Scherz und Witz geladen; gutmütige Ironien prasseln; Gelegenheitsverse fliegen hin und her. Aber die Sache hat auch ihre hochpolitische Seite: man sitzt sozusagen an der Quelle; man hört das Gras wachsen; man sieht hinter die Kulissen des Systems — man sieht ihm auch gehörig auf die Finger. Eigentlich war man allzu narzissushaft in sein bißchen Ich verliebt gewesen; diese Selbstliebe hatte ihren Sättigungspunkt erreicht,

und man wünschte sich im Grunde auch einmal von jenem anderen Leben, dem Allgemeinleben der Geschichte, zu kosten, das sonst ein Monopol einiger weniger politischen Lärmmacher und exklusiven Kastengötter war. Ach, die Wirklichkeit nahm uns nur zu sehr und zu buchstäblich beim Wort — der Militarismus brachte uns am eigenen Leibe eine sehr schmerzhafte Geschichtslektion bei. In Amt und Würden aber lernten wir eigentlich auch nichts weiter hinzu als eine Bestätigung des alten Oxenstierna-Wortes, mit wie wenig Weisheit doch die Welt regiert werde . . . Und so lebte ich denn ein wenig zweiseelenhaft, mit leichtem Reiz zur Seekrankheit, als mein eigener Doppelgänger weiter — von 5 Uhr nachmittags an Mensch, Bürger, Zivilist; Abends zumeist auf dem Katheder. — Bis dann an jenem denkwürdigen 9. November 1918 das Ganze krachend zusammenbrach und das System glatt und automatisch aufhörte. Das erschütternde Schauspiel eines Welt-Untergangs — einer Welt-Neugeburt? !

* * *

Und die nächste Evolution und Metamorphose? — Minister? — Bettler? — Unter der dünnen Oberfläche der Not-Ordnung schäumt das Chaos — und alle Möglichkeiten sind wieder frei geworden. . . . .

Paul Knötel:
Opfer.
Aus der Geschichte einer Familie.

Fortsetzung.

Inzwischen war ich an die Kgl. Kriegs- und Domänenkammer meiner lieben Stadt Breslau versetzt worden und habe dort noch meinem Könige und Staate meine Dienste geleistet, bis ich nach dem unglücklichen Kriege von 1806/07 meinen Abschied genommen und in Pension gegangen bin. Was ich in diesen und den folgenden Jahren an Unglück gesehen und z. Th. auch selbst erfahren habe, kann ich Dir gar nicht beschreiben, wirst es auch wohl, wenn Du dieses liesest, in anderen Schriften und durch Erzählungen älterer Leute schon selbst vernommen haben. So will ich darüber hinweggehen — fürchte, daß ich nach Art der Greise schon zu lange mich verweilt habe, da ich Dir doch von Deinem lieben Vater erzählen wollte. Es war mir eine große Freude, daß er sich auf demselben Gymnasio wie ich einst selber den Studien widmen konnte, und war er immer einer der ersten, sodaß er fast in jeder Klasse ein Prämium erhielt. Im Jahre 1808 mußte er allerdings diese Schule verlassen, da ich beschlossen hatte, in Hirschberg im Riesengebirge meine letzten Lebensjahre, die mir der Herrgott schenken würde, zu verbringen. Damals war es nur mein Gedanke, daß ich hier, wo ich dies schreibe, mich mehr als in dem großen Breslau der Natur erfreuen und Gottes Allmacht in der Schöpfung der Riesenberge anbeten mochte. Heute aber danke ich es ihm noch aus vollem Herzen, daß ich diesen Beschluß gefasset und ausgeführt, weil Dein lieber Vater solchen reichen Segen von dem Wechsel des Aufenthalts davon getragen hat. Er blieb nach wie vor unter den ersten Schülern, daneben aber kräftigte er nun seinen Körper in mancher Wanderfahrt auf das Gebirge. Wenn ich mit ihm mehr als einmal bis in den Warmbrunner oder auch die alte sagenberühmte Ritterburg Kynasth gefahren bin, bis wohin ich mich wegen meines Alters begnügen mußte, hat er mit lieben Gesellen das Hochgebirge bestiegen und ist in Rübezahls Reich Tage lang gewandert, hat auch von da manch schönes Andenken, das Blümlein Habmichlieb, Rübezahls Bart und Veilchensteine mitgebracht. Also wuchs mein Christian zum Jüngling heran und konnte von meinen und der Herren Lehrer Segenswünschen begleitet die Hochschule beziehen. War so zuerst studiosus iuris in Halle, dann aber in Breslau, wohin 1811 durch des Königs Gnade meine liebe alte alma mater Viadrina von Frankfurt aus war verlegt worden.

Da er eifrig im Studium war, so verhoffte ich schon, ihn binnen kurzem im Dienste unseres Vaterlandes zu sehen. Aber auch hier galt, was ich schon so oft in meinem langen Leben erprobt, daß Gott es anders schicket, als wir blinde Menschen es uns vorstellen. Wie hätte ich auch denken können, daß ich meinen Christian vor mir ins Grab sinken sehen sollte, wenn er in der Vollkraft der Jugend vor mir stand. Aber ehe dieses so unsäglich Traurige und doch auch so Erhebende eintrat, war es ihm noch vergönnt, des Glückes der Liebe zu einem edlen Mädchen sich zu erfreuen.

Es war im Sommer des Jahres 1811, als Dein Vater mit seinem guten Freunde Martin einen Ausflug ins Hochgebirge machte. Als er am Spätnachmittag des folgenden Tages wieder in mein Zimmer trat, merkte ich, daß sein Anzug so aussah, als ob er im Wasser gelegen hätte, und fragte ihn darum. Da wurde er roth im Gesicht wie ein junges Mädchen und erzählte mir dann, wie sie am Morgen dieses Tages von der Hampelbaude aus an den kleinen Teich herunter gestiegen seien. Dort sahen sie ein paar Damen, die sich im Grase niedergelassen hatten, eine aber, eine schöne junge Demoiselle, war über ein paar kleine Steine auf einen großen Block gestiegen und stand nun für einen Augenblick auf diesem wie eine Fee aus dem Märchen — das waren Deines Vaters eigene Worte — und schwenkte ihren Begleiterinnen ihr schneeweißes Taschentüchlein zu. Aber der Steinblock mochte glitschig sein; im nächsten Augenblick schwankte sie und fiel in den See hinein, von dem die Leute sagen, daß er keinen Grund und Boden habe. Da sprang mein Christian sofort in das Wasser hinein und trug die Demoiselle auf seinen starken Armen hinaus. Voll edler Bescheidenheit meinte er, es wäre keine Gefahr dabei gewesen; das aber hinderte nicht, daß alle Damen, vor allem die gerettete Jungfrau, ihm ihren herzlichsten Dank aussprachen und ihm zu erkennen gaben, daß er ihr das Leben gerettet habe. Dann sind sie alle zusammen auf Hampels Baude gestiegen, wo sie und mein Sohn sich mit den Kleidern der freundlichen Wirtsleute bekleideten und noch einige frohe Stunden verlebten, bis ihre Anzüge am Herdfeuer getrocknet waren.

Auf diese Weise lernte mein guter Sohn die kennen, die dann in dem großen Jahre der Befreiung seine Gattin werden sollte. Zu seiner Freude hätte er erfahren, daß die Demoiselle Karoline Schemkin, wie sie hieß, mit ihrer Mutter auch auf der Pfortengasse, nur wenige Schritte von uns entfernt, wohnte, konnte also hoffen, sie öfter zu sehen. Gern hätte er ihnen seine Visite gemacht, wie ich bald bemerkte, aber er scheute sich doch davor, damit es nicht aussähe, als ob er sich nochmals seinen Dank holen wollte. Ich mußte ihm erst lange zureden es zu tun, tat es auch gern, da ich erfahren hatte, daß die Damen aus guter Familie seien und Karolinens Vater als Hauptmann in dem französischen Kriege 1794 gefallen war. Als mein

Sohn an einem der folgenden Sonntage seine Aufwartung gemacht hatte, kehrte er ganz glücklich zurück und wußte mir zu erzählen, wie freundlich die Madame Schemkin mit ihrer liebenswürdigen Tochter ihn aufgenommen und wie er sich dort gleich wie zu Hause gefühlt habe. Da merkte ich, daß ich doch wohl voreilig gewesen, als ich Christian zu dem Gange ermuntert hatte, da er doch erst studiosus iuris war und noch Jahre vergehen konnten, ehe er seine Examina gemacht und Anstellung gefunden hätte.

Deshalb brachte ich auch öfter das Gespräch darauf, vermeinend ihn davon abzubringen, daß er sich nicht von Liebesbanden umstricken lasse, und glaubte auch, daß ich ihn, wenn er schon solche Gedanken gehabt, davon abgebracht hätte. Bald kehrte er auch nach Breslau zu seinen Studien zurück, und ich konnte, wie ich meinte, beruhigt sein. Der Zufall wollte es, — oder soll ich sagen Gottes Schickung, — daß ich nicht lange darauf die Demoiselle Schemkin selbst bei einer bekannten Familie traf, wußte zuerst gar nicht, daß sie das liebenswürdige Mädchen war, das sich so edel vor mir neigte. Dann aber begann sie selbst von meinem lieben Sohne in einem Tone zu sprechen, daß es mir zu Herzen ging, und bedankte sich nochmalen bei mir, daß er ihr das Leben gerettet habe. Der Unfall habe ihr fast gar nicht geschadet, wenn auch ihre liebe Frau Mama sie zu Haus bald ins Bett geschicket habe. Allerdings fiel mir auf, daß sie dann und wann ein weniges hüstelte, aber sie wollte es nicht Wort haben, daß es von jenem unfreiwilligen Bade herkomme. So machte es sich denn, daß ich, da ich nun die Demoiselle kannte, sie öfter auf der Straße traf und anredete, auch ihre liebe Frau Mutter kennen lernte. Ich hütete mich wohl, meinem Sohne etwas davon zu schreiben, damit nicht die Flamme, die vielleicht erloschen war, von neuem in ihm emporlodere, glaubte auch, als er zu den nächsten Ferien heimkehrte und kein Wort von den Damen sprach, daß er sie vergessen habe. Doch war es nicht zu vermeiden, daß wir zusammen die Madame mit ihrer Fräulein Tochter trafen und sie ansprachen. Da merkte Dein Vater, daß wir schon gute Bekannte waren, und freute sich sichtlich, daß auch ich an der jungen Demoiselle Gefallen fand. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß sie ihn aufforderten, seinen Besuch zu wiederholen, und ihre Erwartung aussprachen, daß auch ich ihnen die Ehre geben würde. Also kam, was da kommen mußte, dachte auch daran, daß, was Gott zusammen gefügt, der Mensch nicht trennen dürfe. So sah ich denn wie die beiden Menschenkinder, die sich beide so lieb hatten, einander im Geiste immer näher kamen, merkte aber auch, daß, als mein Sohn wieder Abschied nahm, das entscheidende Wort, das beide band, noch nicht gefallen war.

Du wirst, mein lieber Enkelsohn, wenn Du dies liesest, schon erfahren haben, welche traurige Zeit damals für unser liebes Vaterland Preußen und fast für die ganze Welt war. Gerade im Jahre 1812 rüstete der Korse

ein Heer, wie es die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Fast alle Länder Europas mußten ihm Truppen stellen, darunter auch unser Staat, der so schwer an der Fremdherrschaft und den unglückseligen Folgen des Krieges von 1806 und 07 trug. Jetzt sollte noch Rußland bezwungen werden, und wenn das geschah, dann war die Herrschaft des französischen Kaisers auf dem Kontinent begründet, und niemand war mehr da, der ihm hätte Widerstand leisten können. Aber der liebe Gott sorgt schon immer dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und so geschah es dann, daß das gewaltige Heer, darunter auch leider viele Deutsche, auf den Eisfeldern Rußlands in dem strengen Winter von 1812 zu 1813 gänzlich zu Grunde ging. Einige von den Unglücklichen, denen die Glieder abgefroren waren oder die an der Lungensucht litten, sind wohl auch hierher in die Lazarette gekommen, sonst haben wir nichts gesehen, aber umso mehr wußten einige Studenten und Musterreiter, die von Dresden und Glogau hierher kamen, davon zu erzählen, wußten nicht genug zu schildern, was das für ein Elend war. Einer brachte auch ein Liedlein mit, das haben sich viele, darunter auch ich, abgeschrieben.

Es lautete:

Was sind das für bescheidne Krieger,
Die dort so still vorüberziehn?
Es sind die stolzen Weltbesieger,
Die weislich vor den Russen fliehn.

Ei, sind das jene bösen Gäste,
Die uns im Sommer so gequält?
Es sind nur ihre Überreste,
Die weislich Flucht für Tod gewählt.

Muß denn die Kavallrie zu Fuße
Mit Sätteln auf dem Rücken gehn?
Die Pferde sollen sie nicht drücken;
Drum ließ man sie in Rußland stehn.

Sagt nun, wenn alles ist verloren,
Wo er die stolzen Garden ließ?
Sie haben Nas und Ohr erfroren
Und holen Salben aus Paris.

Die Knaben auf den Gassen aber sangen:

Napoleon der Schustersohn,
Der sitzt nicht fest auf seinem Thron.

Überall auf den Plätzen und Gassen standen die Leute zusammen und sprachen von nichts anderem als von dem Rückzuge der Franzosen und fragten einander, was nun werden sollte. Ich bin sonst eigentlich nie in Wirtshäuser gegangen, las lieber zu Hause in den Schriften unserer großen Dichter, damals aber litt es mich nicht in meinen vier Wänden. Darum ging ich öfters in die Weinstuben von Schultz-Völcker an der Ecke des Ringes und der Kirchgasse, wo alltäglich eine Anzahl Herren meines Alters um die Dämmerstunde herum saßen. Da brachte manch einer eine neue Nachricht, wie der alte General York mit den Russen einen Vertrag abgeschlossen habe und wie der König arg erzürnt auf ihn sei und anderes mehr. Das

waren bange Tage der Erwartung. Dann aber kam die Kunde, daß unser geliebter Herrscher sich nach Breslau begeben, daß er dort am 3. Februar einen Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger-Detachements erlassen habe. Da atmeten wir alle auf, das mußte doch den Krieg bedeuten, den Krieg gegen die Franzosen und ihren fürchterlichen Kaiser; dann aber würde unser Vaterland wieder frei werden. So waren unsere Gedanken, dahin ging unser Beten und Sehnen.

Am Abend des 12. Februar brachte der alte Gerichtsrat Klose die Nummer der Schlesischen Zeitung vom 8. des Monats mit, in der der Aufruf enthalten war, und las ihn uns vor. Wie wir da jubelten und auf das Wohlsein des guten Königs tranken! Wie ich nun nach Hause komme und Licht geschlagen habe, sehe ich auf meinem Schreibtische einen Brief liegen, dessen Aufschrift die Hand meines Sohnes verriet. Was er schrieb, magst Du selbst lesen; ich werde den Brief an dieser Stelle einheften lassen. — —

Voll Erwartung des Inhalts ließ Hans zuerst seine Blicke über die Zeilen schweifen, dann begann er, erst etwas stockend, da ihm die Schrift Mühe machte, zu lesen, während seine Großmutter sich mit der Rechten über die Augen fuhr. Der Brief aber lautete:

Breslau, den 9. Februar 1813.

Mein lieber herzensguter Vater!

Kaum kann ich die Feder halten, kaum Worte finden, um das zu schreiben, was mein Herz in diesen Augenblicken bewegt. Wenn ich noch so alt werde, werde ich doch nie vergessen, was ich in diesen Tagen erlebt habe, werde ich dem Himmel dankbar sein, daß er mir gegönnt hat, jetzt hier in Breslau zu weilen und zu sehen und zu hören, was das Herz froh macht. Sie werden schon gehört haben, guter Vater, daß unser lieber König hierher gekommen ist. Welch' ein Jubel, als er einzog. Alles schwenkte die Mützen und alles schrie: Gegen Frankreich! Und doch gab es noch viele, die daran zweifelten und darauf hinwiesen, daß wir noch im Bunde mit den Franzosen seien. Tag für Tag zogen Truppen, Kanonen, Munitionskolonnen durch die Stadt. Aber niemand noch wußte genau, gegen wen sie ziehen würden. So vergingen die Tage in atemloser Spannung. Da gehe ich[1] gestern so zwischen 10 und 11 Vormittags die Schuhbrücke hinunter, um mich ins Kolleg zu begeben. Mir fiel gleich auf, welch' eine Bewegung unter den Leuten war, wie hier der eine stehen blieb und den und jenen entgegenkommenden anhielt, wie sie die Köpfe zusammensteckten, wie sich dann einer wegwandte und wieder zu neuen Ankömmlingen sprach. Nun blieb auch ich bei einer Gruppe stehen und hörte, daß der Herr Professor Steffens, der über Naturwissenschaften liest, seinen Hörern mitgeteilt habe, daß er um 11 Uhr über einen bald erscheinenden Aufruf des Königs sprechen

werde; sie sollten es allen mitteilen, denen sie wollten. Nun wird es Krieg, sprachen manche. Einer aber sagte, wer weiß, was in dem Aufruf steht. Gerade da aber trat ein Student, den ich vom Mittagstisch im Bitterbierhause kenne, hinzu und erzählte uns, daß der Herr Professor gesagt hätte, der Aufruf sei an die Jugend gerichtet, sich freiwillig zu bewaffnen. Dann wollte er sich eiligst entfernen, da, wie er sagte, das Auditorium sich sicher bald füllen werde. Ich schloß mich sofort an. Vor dem Konvikt — Sie werden sich erinnern, lieber Vater, daß es gegenüber der Jesuiterkirche liegt — war schon ein großes Gedränge, und es war schwer, einen Platz in dem Auditorium zu bekommen. Alle Bänke waren schon besetzt. Wir anderen standen Kopf an Kopf dichtgedrängt. Um 11 trat der Herr Professor Steffens ein. Im Augenblick wurde es still. Zuerst fiel mir seine etwas fremdartige Aussprache des Deutschen auf — er soll aus Norwegen stammen — bald aber merkte ich nichts mehr davon. Ich hing nur an seinen Lippen und sog seine Worte in mich hinein. Wenn ich sie Ihnen doch wiederholen könnte! Aber es ist mir unmöglich; ich weiß, obgleich ich sie gestern erst hörte, kein einziges Wort mehr, das aber weiß ich, daß wir alle hingerissen wurden, von dem, was er sagte. Den Namen des Korsen hat er nicht genannt, aber es war uns allen klar, daß nur gegen ihn alle Worte gerichtet waren, daß sie uns zum Kampfe bis aufs äußerste, bis aufs letzte aufforderten. Wie war mir das Herz voll, als ich mich mit den übrigen hinausdrängte, als ich mir Bahn machte, durch die Menschenhaufen, die noch auf der Straße vor dem Gebäude standen. Am Nachmittage des Tages aber ging der Aufruf des Königs schon von Hand zu Hand. Jetzt wurde es klar in uns: auch Du mußt eintreten in ein Jägerdetachement, auch Du bist berufen für Deines heiligen teutschen Vaterlandes Befreiung zu kämpfen. Noch habe ich bisher, mein gütigster Vater, nichts Wichtiges unternommen, ohne ihren Rath, ohne ihre Erlaubniß zu erbitten. Auch jetzt soll und darf das nicht geschehen. Und so bitte und flehe ich Sie an, erfüllen Sie meinen Hertzenswunsch, lassen Sie mich in ein Jägerdetachement eintreten. Sie haben mir erst im vergangenen Jahre vertraulich mitgeteilt, daß das Vermögen, das meine liebe Mutter hinterlassen, von Ihnen für mich allein gut angelegt sei. Wenn es auch nur weniges sein sollte, so wird es wohl hinreichen, daß ich mich ausrüste und beritten mache, und daß Ihnen dafür keine Auslagen erwachsen. Darum noch einmal, geben Sie mir die Erlaubniß und machen Sie damit zum Glücklichsten der Sterblichen

Ihren Sie herzlichst liebenden

treu ergebenen

Sohn Christian.

P. S. Einen herzlichen Gruß bitte ich auch meiner alten Babette auszurichten

— — Voll widerstreitender Gefühle sank ich in meinen Schreibtischsessel, als ich den Brief meines Christian gelesen hatte. Ich weiß, Du wirst es nicht verstehen, mein lieber Enkelsohn, denn Du bist das Kind einer anderen Zeit, als ich Dein alter Großvater. Gewiß liebte ich mein preußisches Vaterland, wie es nur irgend einer lieben kann, und den furchtbaren Korsen haßte ich aus ganzem Herzen, wenn ein solches Gefühl uns Christenmenschen überhaupt erlaubt ist. Und Tag für Tag habe ich für unseren König und unseren Staat zum lieben Herrgott da oben gebetet, daß er die Schmach der Knechtschaft von unserem Volke nehmen und ihm die Freiheit wieder schenken möge. Aber ich habe auch unser Soldatenwesen von früher gekannt, und Du wirst es Deinem alten Großvater im Grabe nicht übel nehmen, wenn er bei dem Gedanken zitterte, daß sein einziger Sohn gemeiner Soldat werden sollte. In der folgenden Nacht habe ich kein Auge zugethan und einen furchtbaren Kampf mit mir selbst gekämpft und Gott um Erleuchtung in meines Herzens Nöthen angefleht. Da hat mir dann der himmlische Vater seinen Trost geschicket, und als ich am nächsten Morgen mit mattem Leibe, aber voll Zuversicht in meiner Seele aufgestanden bin, habe ich mich an diesen meinen Schreibtisch, wo ich dies alles für Dich niederschreibe, gesetzet und habe meinem teueren Sohne geschrieben, daß er in Gottes Namen der Stimme seines Herzens folgen und für das Vaterland zu den Waffen greifen möge. Mein Segen und der seiner lieben verstorbenen Mutter werde ihn mit Gottes Hilfe in alle Noth und Fährlichkeit begleiten.

So hatte sich das Schicksal Deines Vaters entschieden. Mit guter Gelegenheit schickte ich ihm außer diesem Briefe 150 Thaler preuß. Courant, damit er sich vorläufig bekleiden könne, und wartete voller Sehnsucht der Antwort. Aber meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Von Breslau und überall her kam Nachricht über Nachricht, wie sich das Volk erhob, wie Hunderte aus allen Ständen zu den Waffen eilten, und ich wußte nun, daß ich recht gehandelt hatte, wie ich mich dem Plane Deines Vaters nicht widersetzte. Aber eine Nachricht von ihm traf nicht ein, und mein Herz war voll Betrübnis.

So dauerte es bis zum 30. Märtz des Jahres 1813. Was aber da und den folgenden Tag geschah, das muß ich Dir ganz genau schildern, wie es mir noch vor Augen stehet, als wäre es gestern geschehen oder ehegestern. Es war um 1 Uhr des Nachmittags. Die gute Babette hatte eben das Essen vom Tische geräumet, und ich hatte mich, wie es meine Gewohnheit ist und es mein Alter wohl erlaubt, auf das Sopha in meiner Stube gelegt, um ein paar Zeilen in unseres Goethe Wilhelm Meister zu lesen, den ich fast auswendig kenne, und dann ein Stündchen zu schlafen. Schon war ich halb entschlummert, da höre ich draußen auf der Treppe bekannte Schritte und den gewöhnten Ruf der Babette Jesus Maria Josef.

Kaum aber habe ich mich, halb noch vom Schlaf befangen, aufgerichtet, da öffnet sich die Thür, und herein stürmt mein lieber einziger Christian in stattlicher grüner Uniform, wie Du ihn wohl schon gesehen haben wirst auf dem Bilde, das ich von dem Herrn Mahler Schultze habe später anfertigen lassen.

In freudigem Schreck versagten meine alten Glieder, und ich konnte mich nicht aufrichten. Schon aber kniete Dein herrlicher Vater zu meinen Füßen und bedeckte meine Hände mit Küssen innigster Dankbarkeit. Ich aber nahm sein Haupt zwischen die Hände und schaute ihm in die Augen, die von heiliger Gluth leuchteten. Gesprochen haben wir zuerst kein Wort, haben auch auf nichts geachtet und gar nicht bemerkt, daß die Babette in der halboffenen Thüre stand und ihre vorquellenden Thränen mit der Küchenschürze abwischte. Da erhob sich mein Sohn und reichte ihr, die ihn von Jugend auf gepflegt hatte, seine rechte Hand; ich aber schaute mit Stolz auf den schönen Jüngling, den ich meinen Sohn nennen durfte und der nun das Rechte getroffen hatte, indem er sich das Schwert zum Kampfe gegen den Erbfeind umgürtet hatte. Dann aber setzten wir uns neben einander auf das Sopha, und nachdem er von dem Weine getrunken, den ihm unsere Eurykleia gebracht hatte, erzählte er mir von all dem Köstlichen, was er in Breslau miterlebt hatte, und machte mir das Herz so warm und jung, daß ich am liebsten selbst mit ihm hinaus gezogen wäre zum Kampfe für unseres Vaterlandes Ehre und Freiheit. Als er aber seine Erzählung beendet hatte, und ich ihn fragte, wie er hierher nach Hirschberg gekommen wäre und wie lange er Urlaub habe, da merkte ich, daß er noch etwas auf dem Herzen habe und sich nicht recht getraue, es mir zu sagen. Denn ich wußte von seiner Kindheit an, wie schwer es ihm meistens fiel einen Wunsch zu äußern und wie er einen solchen oft lange mit sich herumtrug, ohne das rechte Wort zu finden, und wie er dann still und scheinbar zerstreut wurde. Also sah ich ihm in seine lieben blauen Augen und fragte ihn, ob er noch einen Wunsch habe. Wenn es angehe, so solle er ihm erfüllt werden, da er sich noch nie Thörichtes gewünscht hätte. Da traten heiße Thränen in seine Augen, er drückte meine Hand und sprach — ich kann seine Worte fast getreu wiederholen, so sind sie mir im Gedächtnis haften geblieben —: „Mein lieber Vater, Ihr Haus ist, verzeihen Sie dem thörichten Sohn, nicht das erste, das ich heute hier betreten habe.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Die Aufhebung der Blockade hat die wirtschaftliche Lage Deutschlands kaum verbessert. Vielmehr deuten alle Anzeichen auf eine weitere Verschlechterung der allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse hin. Für mich ist die Fortentwicklung unserer Wirtschaftskatastrophe immer nur wieder ein neuer Beweis dafür, daß in der Vertiefung einer allgemeinen Wirtschaftskunde noch tüchtige und eilige Arbeit geleistet werden muß. In unserm Wirtschaftsleben wird noch immer zuviel herumexperimentiert, weil eben im großen und ganzen das auf periodischer und systematischer Beobachtung beruhende Wissen über die wirtschaftlichen Grundgesetze fehlt. Hierbei kommt es in ganz besonderem Grade auf die Ausgestaltung und wirkliche Brauchbarmachung der Wirtschaftsstatistik an, die ja eigentlich so gut wie garnicht besteht. Der Landwirtschaftsminister Braun hat gewiß recht, wenn er im Hauptausschuß der preußischen Nationalversammlung sagt, daß die Ergebnisse der Statistik heute nicht mehr als zuverlässig erscheinen. Die bisherigen Ergebnisse insbesondere unserer landwirtschaftlichen Statistik stimmten aber noch nie — auch nicht nur annähernd — mit der Wirklichkeit überein. Hoffentlich aber folgert der Landwirtschaftsminister daraus, daß eine Verbesserung und Ausgestaltung des statistischen Dienstes notwendig ist, und nicht, daß die Statistik nur eine unnütze und zeitraubende Arbeit ist, die man sich sparen könnte. Mit der Erfassung der landwirtschaftlichen Produktion muß gerade der Anfang zu einer allgemeinen und systematischen Wirtschaftsstatistik gemacht werden.

Die Landwirtschaft hat, wie aus dem vorigen Bericht hervorgeht, in diesem Jahre eine annehmbare Mittelernte zu verzeichnen. Besonders die Hafierernte verspricht gute Erträge. Um dem vielfachen Drängen nach dem freien Handel und der ungebundenen Wirtschaft doch endlich einmal stattzugeben, ist die Freigabe des Haferverkehrs erfolgt. Der ausgehungerte Konsum stürzte sich selbstverständlich mit Hast auf das Warenangebot, wodurch Preissteigerungen unvermeidlich blieben. Nach ungefähr 14 Tagen aber war der Hauptbedarf gedeckt, die Angsteinkäufe ließen nach und Preissenkungen traten auch bereits ein. Das Interesse an dem freien Hafergeschäft lenkte aber die Landwirte von den Pflichtlieferungen in Weizen und Roggen ab, sodaß schließlich der Reichsgetreidestelle die erforderlichen Mengen Brotgetreide fehlten. Das Brotgetreide fehlte umsomehr, als die sonst gewährten Frühdruschprämien in diesem Jahre anfänglich nicht gezahlt wurden, natürlicherweise ging da das Hauptinteresse auf den freien Haferverkehr über. Nach langem Widerstreben setzte der Ernährungsminister nun wieder Druschprämien fest, da aber diese Maßnahme allein als nicht wirksam genug erschien, wurde gleichfalls ein Druschverbot für Hafer erlassen. Obwohl nun offiziell der Hafer eigentlich frei gehandelt werden kann,

muß er doch Schleichhandelswege benutzen, da selbstverständlich die geringen Mengen, die bereits ausgedroschen waren, schnell in den Konsum gelangten und die Preise naturgemäß in die Höhe gingen. Nun ist noch ein größerer Anreiz vorhanden, sodaß Hafer trotz des Verbotes in nicht unerheblichen Mengen gedroschen wird. Wir haben somit wiederum einen Akt der amtlichen Wirtschaftspolitik erlebt, der einfach gegen die Natürlichkeit des Wirtschaftsprozesses verstößt und somit auch nur negativen Erfolg haben konnte. — Wie schon vielfach verlautete, ist mit den nächsten Monaten mit einer weiteren Verschärfung des Fleisch- und Fettmangels zu rechnen. Es ist dies auch nur die naturnotwendige Folge der gesamten Wirtschaftsentwicklung. Da von Mitte Oktober ab eine Herabsetzung der Ausmahlungssätze für Getreide in Kraft tritt, ist zu hoffen, daß die sich ergebenden Rückstände (Kleie) einen brauchbaren Teil an Viehfutter abgeben werden. An eine nennenswerte Aufbesserung der Fleisch- und Fettversorgung ist aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu denken.

In der Kohlenlage ist keine Besserung eingetreten. Die Förderung hat zwar im allgemeinen keine Einbuße erlitten, doch konnten infolge des außerordentlichen Wagenmangels nicht die sonst möglichen Mengen zum Versand gebracht werden. Auch die Kahnleerräume im Ruhrrevier nehmen, wie berichtet wird, erheblich ab. Ende September ist nun abermals eine erneute Heraufsetzung der Kohlenpreise erfolgt, sie beträgt für Kohlen 10,50 und für Koks 15,75 Mark für die Tonne. Bezeichnend ist hierbei, daß in der Presse noch bis vor wenigen Tagen eine Absicht der Zechenbesitzer, eine Erhöhung der Preise zu fordern, abgeleugnet wurde, obwohl bereits beim Reichswirtschaftsministerium die Anträge vorlagen. Die Belastung des Wirtschaftslebens mit den erhöhten Preisen ist abermals eine sehr beträchtliche.

Die Produktionsverhältnisse in der Eisenindustrie leiden erheblich unter dem Kohlenmangel, wozu sich weiter noch ein Mangel an gebranntem Kalk fühlbar macht. Allerdings hat die Erzeugung nur gegenüber dem Juli eine Einbuße erlitten, der eine erfreuliche Aufbesserung der Eisen- und Stahlgewinnung zu verzeichnen hatte. Die Produktion entwickelte sich folgendermaßen:

1919	Roheisen	Flußstahl	Walzwerkserzeugnisse
April	434 328	426 717	365 093
Mai	524 986	598 377	507 063
Juni	527 035	643 780	500 661
Juli	580 819	796 331	622 016
August	568 785	739 683	605 179

Da leider für die Kohlenversorgung keine besonders günstigen Aussichten vorhanden sind, so muß mit einem weiteren Rückgang der Eisenerzeugung, die sich schon leidlich erholt hatte gerechnet werden. Nach den letzten Preiserhöhungen für Kohle und Koks werden auch alsbald wieder die Eisenpreise Heraufsetzungen erfahren.

Die Säge- und Hobelwerke weisen eine gute Beschäftigung auf, die der Kistenfabriken ist ausreichend, wogegen die Holzwarenfabriken ungenügend beschäftigt sind. Bei den Sägewerken herrscht starke Nachfrage nach Brettern, die infolge des geringen Angebots leicht Preisaufschläge erzielten. Wichtig für die Holzindustrie ist die Tatsache, daß jetzt der Zeitpunkt für die Einfuhr schwedischer und finnischer Schnitthölzer für die Hobelholzherstellung heranrückt. Auch die Freigabe der Holzausfuhr aus Polen ohne besondere Erlaubnis ist bedeutungsvoll. In der Möbelindustrie laufen nach wie

vor so zahlreiche Aufträge ein, daß sie nicht bewältigt werden können. Da aber erneute Preiserhöhungen in Kraft getreten sind, hat das Drängen auf Lieferungen etwas nachgelassen. Gut beschäftigt ist ferner die Korbwarenindustrie, wo der Absatz den reichlichen des Vorjahres noch überstieg.

Die Verhältnisse am Arbeitsmarkt weisen eine Besserung, wenigstens den Zahlenergebnissen nach, auf. Auf je 100 offene Stellen meldeten sich arbeitsuchende Männer:

	1914	1919
Januar	234	169
Februar	217	148
März	174	168
April	161	155
Mai	173	169
Juni	168	154
Juli	157	151

Nach den neuesten Meldungen nimmt die Arbeitslosigkeit bereits wieder zu.

Der Geldmarkt brachte Anfang des Monats September die Aufhebung der Devisenordnung. Wie ungeheuer unsere Finanzwirtschaft durch diese Bestimmungen gefesselt wurde, zeigten bereits die ersten Tage des freien Devisenverkehrs, die eine ungeahnte Steigerung der fremden Werte brachten. Nunmehr macht sich aber wieder eine völlig gesunde Senkung der Kurse bemerkbar. Jetzt sind vor allem die Grundlagen gegeben, daß tatsächlich der natürliche Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage automatisch einsetzen kann. Nachstehende Aufstellung gibt ein Bild der Bewegung der fremden Werte an der Berliner Börse: (Die Devisenordnung wurde am 8. September aufgehoben.)

	30. 8.	8. 9.	11. 9.	18. 9.	23. 9.	27. 9.
Holland	802	837	917	1059	949	864
Dänemark	455	485	540	589¼	539¼	499¼
Schweden	511	541	596	680¼	614¼	569¼
Schweiz	372½	392½	437½	509½	439½	387

Mit der Aufhebung der Devisenordnung mußte natürlicherweise der sonst in aller Offenheit einsetzenden Kapitalabwanderung ein Riegel vorgeschoben werden. Wir haben somit das Gesetz gegen die Kapitalflucht bekommen. Eine künstliche Verhinderung der Kapitalflucht ist aber gerade in der heutigen Zeit sehr schwierig, es kommt noch hinzu, daß unsere Westgrenze, das sogenannte „Loch im Westen", durch die Besatzungszone eine Anzahl Lücken aufweist, die allein von deutscher Seite unmöglich verstopft werden können. Ehe es nun zu einer endgültigen Abmachung mit der Entente kommt, werden weitere nennenswerte Summen ihren Weg ins Ausland gefunden haben. Auf keinen Fall aber konnte die Nichtaufhebung der Devisenordnung auf die Kapitalabwanderung günstig einwirken. — Die Bewertung der deutschen Valuta im Auslande bereitet sonst nach wie vor eine Hauptsorge. Die deutschen Devisen weisen folgende Bewegung auf:

	Amsterdam	Kopenhagen	Stockholm	Zürich
3. Juli	18,15	32,—	29,25	39,25
16. „	—	29,—	27,50	37,50
31. „	15,37½	26 75	22,50	32,75
7. Aug.	15,35	26,80	23,50	32,75
15. „	13,90	23,75	21,—	29,25
28. „	11,77½	21,20	19,25	26,70
12. Sept.	10,30	17,75	16,50	—
16. „	11,40	19,75	17,50	25,—

In den letzten Tagen zeigt sich an den fremden Börsen gegenüber der deutschen Valuta ein steigendes Vertrauen.

Der Warenmarkt fristet noch immer ein kümmerliches Dasein. Im allgemeinen macht sich ein erneutes Anziehen der Preise aller wichtigen

Bedarfsartikel geltend. Schon gehen wieder Erörterungen durch die Presse, die sich mit der Frage einer neuen Brotpreiserhöhung beschäftigen. Durch die Verschlechterung der Konsumverhältnisse, die noch verschärft werden, durch die hohen Steuern, die auch die unteren Schichten aufbringen sollen, ist für den Winter mit einer außerordentlichen Verschärfung der allgemeinen politischen Krisis zu rechnen. Auch die Wohnungsnot zeigt keine Symptome einer Besserung.

Völkische Rundschau.

Von Dr Hachenburg-Mannheim.

Eugen Fuchs: Um Deutschtum und Judentum. Gesammelte Reden und Aufsätze. (Frankfurt a. M., Verlag v. J. Kauffmann 1919.)

„Could we know the mans feeling as well as the authors thoughts. — how interesting most books would be."

An diese Worte Thackerays mußte ich denken, als ich das Buch, das uns die Tätigkeit Eugen Fuchs' im Zentralverein vor Augen führt, beendet hatte. Wir können die Empfindungen und den Charakter des Mannes aus seinen Reden und Schriften erschließen. Auch wer Eugen Fuchs nicht persönlich kennt, muß ein volles und klares Bild des Menschen gewinnen. Wir sehen seine rastlose Tätigkeit. Er beginnt am 16. April 94, mit dem Bericht der Rechtsschutzkommission über Rechtsschutz und Rechtsfrieden. Dem damals wuchernden Antisemitismus galt Kampf und Abwehr. Das Buch schließt mit dem Aufsatz: „Was nun", aus dem Jahre 19. Eine neue antisemitische Front ist im Werden. Unverzagt steht Fuchs im Vordergrunde der Streiter für das Recht. Das zieht sich wie ein roter Faden durch sein Lebenswerk und durch sein ganzes Wesen. Er empfindet tief das Unrecht, das seinen Stammes- und Glaubensgenossen angetan wird. Der Kampf gegen den Antisemitismus ist für ihn der Kampf um das Recht überhaupt. Nicht nur, wo es die Interessen des Judentums gilt, schafft und wirkt er, redet und schreibt er unermüdlich. Das Recht, das ihm das höchste, idealste Gut des Volkes ist, ist gekränkt. Indem er für das Judentum in die Schranken tritt, kämpft er für das Recht überhaupt. Man greife irgendeine seiner Reden oder einen der Aufsätze heraus. Man wird immer wieder auf die gleiche Quelle seines Empfindens und seines Handelns stoßen. In dem schon erwähnten Bericht über Rechtsschutz und Rechtsfrieden gibt er eine Blütenlese der Lügen und Verleumdungen der antisemitischen Presse. Der trockene Bericht gewinnt Leben in seiner Hand. Überall bricht der allgemeine Gedanke durch, daß es sich um mehr handelt, als um einen strafrechtlich zu würdigenden Einzelfall. Überall ist nicht der jeweilige Beschwerdeführer, von dem er erzählt, der Getroffene; die gesamte Judenschaft ist es, deren Recht gebeugt wird und deren begeisterter Sachwalter Fuchs ist. Und das Gleiche sehen wir in dem Vortrag vom 12. Februar 1912 „Zur Jahrhundertwende des Emanzipationsediktes". Er streitet gegen Treitschke und Eduard von Hartmann. Sie sind ihm aber auch wieder nur Typen. Nicht die Menschen greift er an. Das Judentum und das in ihm verletzte Recht gelangt zum Worte. Man blättere beliebig weiter. Man lese den Vortrag: „Jüdische Notare und Konitzer Ritualmord". Wieder rollt Fuchs die Rechtsfrage auf, wieder zeigt er die Verletzung des Rechts. Es klingt wie bittere Ironie, wenn er sagt, daß schließlich „ja auch der

Justizminister ein Jurist ist". Und wenn er sich in den jüngsten Tagen mit den Neubildungen, wie sie die Revolution hervorruft, auseinandersetzt, wenn er Verständigung sucht, oder wenn er sich mit den Vertretern anderer Meinung scharf auseinandersetzt, immer und immer ist es wieder der gleiche Ausgangspunkt, den wir erblicken: das Rechtsempfinden und sein Kampf für das Recht. So werden seine Arbeiten für das Judentum zu einem Streit für das unzerstörbare, im Menschen lebende Gefühl für Recht und Gerechtigkeit.

Literarische Rundschau

Von Prof Dr Heinrich Brömse.

Man kann in der heutigen Erzählungskunst zwei Stilrichtungen unterscheiden, einen ruhig-sachlichen Stil, der etwa in den altitalienischen Novellen, in Goethes späteren Prosawerken, in Kleists besten Erzählungen sein Vorbild hat, und einen aufgeregten, lyrisch-dramatischen, der im Grunde nur der Ich-Erzählung angemessen ist, in „Werthers Leiden" (noch sehr maßvoll) herrscht und in unserer Zeit als Herzenserleichterung verhinderter Lyriker und Dramatiker immer mehr in Aufnahme gekommen ist.

Für beide Richtungen hier je ein bezeichnendes Beispiel:

Epische Ruhe vereinigt sich in den Erzählungen von Wilhelm von Scholz „Die Beichte" (München, Georg Müller, 1919) mit einem Zug zu mystischer Versunkenheit, durch den der Eindruck der Gelassenheit und Abgeklärtheit noch verstärkt wird. Gerade bei leidenschaftlichen Stoffen übt der leidenschaftslose Vortrag gute Wirkung aus, bei weniger bewegten erscheint er gelegentlich etwas matt. Was diese Erzählungen bieten und wie sie es tun, kann mit einem Satz aus dem Buche umschrieben werden: „Und nun sprachen die Herren von merkwürdigen Augenblicken aus ihrem Leben, nicht oberflächlich-gewandt, sondern die Worte suchend und mit vielen Pausen, wie es immer kommt, wenn man das Selbstverständliche, das Leben, einmal vor andern in Zweifel zieht und für Augenblicke die Übereinkunft aufgibt, es als das Sicherste, Gegebenste anzusehen." So suche man hier nicht flotte Unterhaltung, sondern grüblerische, aufrichtige und im ganzen schmucklose Versuche, an seltsamen Erscheinungen des Seelenlebens dessen verborgenen Grund zu erspähen und andern sichtbar zu machen. Das Herkömmliche wird in Frage gestellt. Wie Schlafwandler werden die Menschen vom Unbewußten geleitet Mehr noch als in den breiter ausgesponnenen Novellen, unter denen die Titelnovelle wie auch „Fähnrich von Braunau" und „Charlotte Donc" hervorgehoben seien, zeigt sich die Eigenart des Verfassers in kürzeren Skizzen, so in der „Begegnung mit Hebbel". Das Buch enthält reife Gaben für reife Leser.

Von philosophischen Gedanken ist auch der hinterlassene Roman „Ein Namenloser" von Gustav Sack (Berlin, S. Fischer, 1919) durchzogen, aber er ist so weit entfernt von philosophischer und epischer Ruhe, daß er vielmehr in sturmgepeitschter Leidenschaft überhaupt nicht zu Ruhepunkten, sondern höchstens zu Augenblicken der Ermattung und Erschöpfung kommt. Wenn diese Ich-Erzählung von der völligen Knechtung eines geistig hochstehenden Mannes durch die Liebe zu einer Dirne einigen Wert hat, so hat sie ihn fast allein durch die Art, wie der Held sein Wesen und Tun mit scharfem Blick erkennt, zerfasert, bis ins Kleinste und Niedrigste sich selbst

zu schmerzlichem Genuß bloßlegt. Nur scheint mir das Ganze nicht „tragische Kraftvergeudung“ zu bezeichnen, wie die Witwe des Verfassers im Vorwort sagt, sondern eine unausgeglichene Verbindung weichlichster Charakterschwäche und schärfster Selbstbeobachtung, nicht das Bild eines gesunden, starken Menschen, sondern das eines seelisch Erkrankten. Rührend stehen in der Verwüstung ein paar Stellen von lyrischer Zartheit und metaphysischer Tiefe.

Von neuer Lyrik ist an erster Stelle ein Buch von Ernst Lissauer zu nennen. „Die ewigen Pfingsten. Gesichte und Gesänge“ (Jena, Eugen Diederichs, 1919). Ein einheitlicher Leitgedanke herrscht darin. Es ist ein Preislied auf den schöpferischen Geist, wie er sich in der Natur, vor allem aber in den großen schaffenden Männern offenbart; am schönsten und kräftigsten erklingt es dort, wo der Zusammenhang dieser Männer mit der Natur den Gipfel des Gedichtes bildet. Luft und Licht, Wiesen und Wässer, Wald und Berg helfen Luther bei seiner Arbeit auf der Wartburg. Durch Goethes Haupt, getragen von schimmernder Winde starkatmigem Fluge, fahren Licht und Gewölk und Himmel in breitem, unendlichem Zuge. Beethoven steigt zum Waldberg auf am heißen Tag. Gewitter umtobt ihn. Gott ruft ihn an.

Beethoven fuhr empor.
Die Hände hielt er hoch und schrie.
Der Schall war aufgewacht in seinem Ohr.
Urgroß durchs Haupt ihm wogte Symphonie.

Zuweilen wird die Stärke zu strotzendem Barock. Im ganzen zeigt Lissauer auch in diesem Werk wieder auf dem ihm besonders eigenen Gebiet zusammengeballter Situationslyrik eine Meisterschaft, in der ihn kaum jemand erreicht.

Christian Morgensterns ausgeprägte Eigenart verleugnet sich auch nicht in dem aus seinem Nachlaß herausgegebenen Werk „Der Gingganz“ (Berlin, Bruno Cassirer, 1919). Der Vers in den „Galgenliedern“, aus dem der Titel stammt,

Ich ging ganz in Gedanken hin . .
Du weißt, daß ich ein andrer bin

kennzeichnet gut den Inhalt. Holder Blödsinn, aus dem plötzlich tiefsinnige Weisheit hervorleuchten kann. Der Ulkmacher, der im Grunde ein andrer ist. So mischt sich in Witziges gelegentlich sehr ernsthafte Philosophie, die nur die Maske der komischen Muse trägt. Neben den drei Winkeln, aus denen die drei Winkeladvokaten stammen („Doch zählst du sie zusammen, so sind es zwei rechte bloß“) steht die Geschichte von dem Droschkengaul, der im Futtersack nie die letzten Bodenteilchen erreicht und sich zum Troste sagt, daß es so auch mit dem Erdenwissen steht. Im ganzen mögen hier nicht so viel Schlager wie in Morgensterns früheren Werken beisammensein, aber seinen zahlreichen Freunden sei das Buch doch gern empfohlen.

Hingewiesen sei auch auf die Gedichte von Eugen Guttmann („Weltenklänge“, Heidelberg, Saturn-Verlag, Hermann Meister, 1918), der in diesen Blättern mehrfach als Lyriker zu Wort gekommen ist.

Mehr anspruchsvoll als gehaltreich, wenn auch zum Teil witzig ist der „Karneval der Liebe“ von Ernst Feist-Wollheim (Ein Viertelhundert Liebesgedichte. Berlin, Otto von Holten).

Höchstens im Stoff erregen hier und da Teilnahme die Gedichte eines Feldgrauen „Leben, Lieben, Sterben“ von Kurt Wahlmann (Berlin, Verlag Ora).

* * *

Über einen Rundgang durch die pädagogische Provinz von der Kinderstube zur Hochschule kann hier nur kurz berichtet werden. Hanna Gräfin von Pestalozza spricht über „Die Grenzen der Erziehung" (Langensalza, Beyer & Söhne, 1919), nicht über die Grenzen, hinter die sich bequeme Lässigkeit flüchtet, sondern über die, die auch von inbrünstigen Erziehern empfunden und nur schwer überwunden werden. Besonders den Müttern sagt die Verfasserin so gut begründete und anfeuernde Worte, daß ihre Ratschläge, ernsthaft gelesen und verständnisvoll befolgt, Segen stiften können. Liebe und Erkenntnis sind hier in schönem Bunde.

Unter den Schulreformern ist M. Luserke einer der entschiedensten. Sein Buch „Schulgemeinde. Der Aufbau der neuen Schule" (Berlin, Furche-Verlag) ist voll revolutionären Geistes mit all der erfreulichen Begeisterung und der unerfreulichen Unklarheit, die diesem eigen zu sein pflegen. Er fordert Autonomie als soziale Grundlage der Schule, erkennt Autorität nicht als Macht von Personen, sondern nur als Autorität der Sache an, lehnt (mit Recht) die bloße Vorbereitung auf das praktische Leben als Inhalt der Schulbildung ab, fordert (mit Unrecht), daß der Lehrplan die Wiedergabe einer dogmatischen Weltanschauung werde („Nur der Dogmatismus kann Sozialismus erzeugen"), setzt an Stelle einer stetigen Höherentwicklung den „Rhythmus" als pädagogischen Leitbegriff, „dauernden Wechsel von bewegtem Anstieg und ruhiger Ausbreitung, von heftigem Anstieg und wirklichem Rücksinken", und entwickelt den Entwurf einer neuen Verfassung des Schulwesens, das aus Kinderschule, Mittelschule und Oberschule bestehen soll. So fruchtbar einige Anregungen auch sein mögen, im ganzen scheint mir doch bei Anwendung der mehr angedeuteten als einzeln klargelegten Grundsätze eine Verflachung unseres Bildungswesens zu drohen.

Der Vorkämpfer der Schüler-Selbstverwaltung, Gustav Wyneken, hat seine pädagogischen Abhandlungen und Vorträge aus den letzten Jahren gesammelt und legt sie vor unter dem Titel „Der Kampf für die Jugend" (Jena, Eugen Diederichs, 1919). Die Sammlung bildet eine Fortsetzung und Ergänzung seines Werkes „Schule und Jugendkultur". Wenn die Forderungen zum Teil märchenhaft, die Angriffe oft maßlos sind, so wird man vielen Ausführungen doch Anschaulichkeit, Frische und Eindringlichkeit nicht absprechen können. Wenn die Fragen nicht überzeugend gelöst sind, so werden sie doch mit aller wünschenswerten Schärfe gestellt.

Ein Blick auf Vergangenes, aber noch immer Fruchtbares: Herbarts „pädagogische Jugendschriften" werden in Auswahl von Georg Weiß herausgegeben (Leipzig, Ph. Reclam). „Der Hintergrund eigenen Erlebens" für Herbarts pädagogische Wissenschaft wird hier gezeigt. Diese ist nicht bloß theoretisch erdacht, sondern beruht auf eigener Erfahrung und Erprobung. Der erste Teil enthält Briefe und Berichte aus der Hauslehrerzeit Herbarts, der zweite die pädagogischen Schriften aus der Bremer Vorbereitungszeit und dem Anfang der Göttinger Wirksamkeit.

In der von W. Rein herausgegebenen Sammlung „Die deutsche Volkshochschule" (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne) sind mehrere neue Hefte erschienen, die einer guten Sache gute Dienste tun können. Obwohl sie im ganzen denselben Gegenstand behandeln, sind sie doch von verschiedenem Standpunkt

aus, auf Grund verschiedener Gedankengänge und Erfahrungen verfaßt und ergänzen sich wirksam. Artur Buchenau erörtert in seiner Schrift „Die deutsche Volkshochschule nach Idee und Organisation" grundsätzliche Fragen. Er entwickelt zum Teil im Anschluß an Natrop den Begriff der Volkshochschule als einer „ständigen örtlichen Organisation zur freien, doch gemeinschaftlichen, unverpflichteten, nicht schulmäßigen oder beruflichen Bildungspflege der Erwachsenen" und entwirft in großen Linien einen Grundriß der Aufgaben, die von der Volkshochschule zu erfüllen sind: „den Menschen wollen wir bilden .. aus der Erkenntnis heraus, daß wichtiger als alle Sachgüter die Güter und Werte der Persönlichkeit sind". Er zeigt, wie Natur- und Geisteswissenschaften, Weltanschauungsfragen, soziale und geschichtliche Erkenntnis, Fragen der ästhetischen und religiösen Kultur hier zur Geltung kommen können. Mit Recht warnt er vor einer Überschätzung des Politischen, besonders des Parteidogmas auf diesem Gebiete. „Weder Kapitalismus noch der einseitige und dogmatische Sozialismus vermögen zu wahrer Kulturarbeit zu führen; beide sind zu überwinden durch den Humanismus, der in erster Linie nach der geistigen und seelischen Gesundheit, nach der Würde des Menschen fragt."

Niedriger sind die Ziele, die Heinrich Harms für die Volkshochschule aufstellt („Die deutsche Volkshochschule. Lehrplan und Lehrweise"). Wertvoll ist seine Schrift besonders deshalb, weil er über langjährige Erfahrungen als Leiter einer ländlichen Volkshochschule verfügt. Dankenswert ist unter anderm, was er über die Pflege der plattdeutschen Sprache sagt. Seine Meinung aber, daß diese „die Mutter der hochdeutschen, der englischen, der dänischen und der schwedischen Sprache" sei, ist ein Irrtum.

Bruno Clemenz („Frieden — Heimat — Volkshochschule") betont vor allem warmherzig die Forderung, daß als Hauptfächer für die Volkshochschule nur solche Wissensgebiete gewählt werden, die völkische Werte enthalten. Verständnis und Liebe für alles Vaterländische und Heimatspflege in weitem Sinn sollen ihre wichtigsten Ziele sein.

Am unmittelbarsten in den wirklichen Betrieb führt das Buch von Hermann Lietz „Das deutsche Volkshochschulheim. Warum und wie es werden muß". Auch dieser Verfasser stützt sich auf reiche Erfahrung. Begeisterung für die Sache gibt dem Vortrag oft fast dichterischen Schwung. Die Aussprache über den Unterricht und besonders über das Leben in dem ländlichen Volkshochschulheim, in dem die Teilnehmer viereinhalb Monate zusammen wohnen sollen, wirkt in hohem Maße anregend, ja anfeuernd. In zahlreichen Einzelausführungen, unterstützt durch Berichte von Mitarbeitern, erläutert der Verfasser seinen großzügigen Plan.

Je nach der Umgebung wird die Volkshochschule verschiedene Formen annehmen. Daß sie im Zuge der Zeit liegt und — wie einst nach 1806 die preußische Volksschule — zum nationalen Wiederaufbau wirksam beitragen kann, ist nicht zu bezweifeln.

Wertvolle Anregungen zur Ausgestaltung kann immer wieder ein Blick auf die blühenden Volkshochschulen Dänemarks gewähren. So mag auch hier auf ein älteres wohl unterrichtendes Werk hingewiesen werden, das ihrem Begründer und seiner Lebensarbeit gewidmet ist: „Grundtvig und die dänischen

„Volkshochschulen" von Rönberg Madsen (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne). Werner Mahrholz will in seinem Buch „Der Student und die Hochschule" (Berlin, Furche-Verlag) eine Einführung in die Fragen und Aufgaben der heutigen Hochschule geben. Er verbindet mit der Darstellung scharfe Kritik und weit ausschauende Besserungsvorschläge. Die Mischung von Romantik und „realistischer Arbeitsleistung" im heutigen Universitätsleben wird gut gekennzeichnet, alles Grundsätzliche und Allgemeine groß und hinreichend klar entworfen, wogegen die Auskunft über die Einzelheiten gelegentlich im Stich läßt. Die Vorschläge für Reform der Hochschule aus dem Gedanken heraus, die akademische Freiheit voll zu verwirklichen, sind wohl erwogen und erwägenswert, die Kritik der bisherigen Zustände gewiß vielfach übertrieben. Gute Worte werden über den Studenten als politisches Wesen gesagt. Unzulänglich ist der Abschnitt über die studentische Gemeinschaftsbildung. Besonders wertvoll sind die Vorschläge für Neugestaltung der Lehrpläne, Vorlesungen, Seminarübungen, Praktika aller Art.

* * *

Man sollte meinen, daß die Volkskunde, vor allem die Kunde von der Art und Sitte des eigenen Volkes, eine an Alter und Bedeutung ehrwürdige Wissenschaft sein müßte. Sie ist eine der jüngsten und hat erst viel Mißtrauen überwinden müssen, bis sie als voll anerkannt wurde. Wird sie es schon überall? Nun sucht sie auch die Schule zu erobern. Von den „Arbeiten aus dem Kreise des Deutschen Germanisten-Verbandes", die diesem Zwecke dienen, sind drei neue Hefte zu nennen (Berlin, Otto Salle, 1919). Zwei sind von Paul Herrmann verfaßt, „Glaube und Brauch der alten Deutschen im Unterricht auf der Oberstufe höherer Schulen" und „Einführung in die deutsche Mythologie auf höheren Lehranstalten". In beiden knüpft der Verfasser an die Lesestoffe der Schule an; auch gibt er Fingerzeige für den Anschluß an andere Unterrichtsfächer. Seine Betrachtungen bieten eine große Fülle guter Anregungen und verwerten vorsichtig und weitblickend die Ergebnisse der Forschung. Größer ist der Umkreis der behandelten Fragen in dem Heft „Deutsche Heimat und Stammesart im Unterricht an höheren Schulen" von Oskar Weise. Ist der Verfasser auch oft genötigt, nur Andeutungen zu geben, so schreibt er doch so fesselnd und bietet namentlich in den zusammenfassenden Ausführungen über die einzelnen Stämme so viel Wissenswertes, daß seine Schrift auch über den unmittelbaren Zweck hinaus Leser zu finden verdient.

Vom deutschen Bauernstand handelt ein umfangreiches Werk von Joseph Weigert „Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum" (Zweite und dritte vermehrte Auflage, Freiburg im Br., Herder, 1919). Er ist nicht ein unbedingter Lobredner, er verschweigt nicht die Schattenseiten, aber den Grundton bildet eine große Liebe, und der Zweck des Buches ist nicht nur Darstellung des Bestehenden, sondern auch das Streben, zur Erhaltung und Entfaltung der Eigenart des Bauern beizutragen. Nicht trockene Gelehrsamkeit wird geboten. Anschaulich und oft lustig zu lesen ist das Werk, und viele Beispiele erläutern den Vortrag. So werden reiche Gemälde entworfen vom Bauernleben, von der Bauernarbeit, vom Bauerncharakter und von der Bauernfamilie. Besonders wird das

Landleben in katholischen Kreisen berücksichtigt.

Schmerzlich, aber wichtiger als je ist das Kapitel vom Deutschtum im Ausland. Laßt es uns nicht vergessen! Die „Mitteilungen des Bundes der Sprachinselfreunde", herausgegeben von Alfred Baß (Leipzig, Fischer & Co., 1919) sind in Heft 1—3 den „Sieben Gemeinden" gewidmet. Was wird von diesem fernen Posten deutschen Volkstums übrig bleiben! Wenigstens für die Wissenschaft soll gerettet werden, was zu retten ist. Zahlreiche „zimbrische" Sprachproben aus jenen Gemeinden mit Erläuterungen und hochdeutscher Übertragung werden hier mitgeteilt. (Mit den alten Kimbern haben die Sprachinselbewohner natürlich nichts zu tun; es sind Nachkommen von bayrischen Ansiedlern des Mittelalters.) Auch die „Bibliographie der deutschen Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien" von Alfred Baß (Leipzig, Fischer & Co., 1919) ist sehr willkommen.

„Das deutsche Volksschauspiel", eine Flugschrift des Dürerbundes, verfaßt von Eugen K. Fischer (München, Georg D. W. Callwey), verfolgt vor allem praktische Ziele. Sie will dazu beitragen, das Volk zu künstlerischem Erleben und Schaffen zurückzuführen. Kulturgeschichtliche Bemerkungen unterstützen diesen Zweck in anregender Weise. Die Art der Bühne, des Kostüms, der Aufführung wird besprochen. Den Hauptteil bildet ein Überblick über die erhaltenen Texte von Volksschauspielen mit Angaben über den Heimatsort, die Stelle, wo die Dichtungen gedruckt vorliegen, und allerlei praktischen Hinweisen. Welch Gewinn wäre es für das Volksleben, wenn diese verdienstvolle Schrift ihr Ziel erreichte!

Geschichtswissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. Willy Cohn.

Noch immer leidet die wissenschaftliche Arbeit unter den Schwierigkeiten, die sich gegenwärtig dem Druck und der Herstellung größerer Werke entgegenstellen, und mit Sehnsucht wartet der Historiker auf den Augenblick, in dem alle die so verheißungsvoll begonnenen Unternehmungen zur Erschließung der Quellen der Vergangenheit ihre Fortsetzung finden werden. — Trotzdem aber können wir in unserer heutigen Rundschau eine Anzahl bedeutsamer Werke anzeigen, was ein Beweis dafür ist, daß die wissenschaftliche Forschung sich durch kein Hemmnis aufhalten läßt. —

* * *

Ein Buch voll feinsten Verständnisses für geschichtliches Werden ist das des zu früh verstorbenen Siegbert Elkuß: „Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung",*) welches Franz Schulz herausgegeben hat. Mit einem geradezu universellen Wissen begabt, versteht es Elkuß, die Hauptmotive herauszuschälen und der Forschung neue Wege zu weisen. Eine Forscherpersönlichkeit von feinster Differenzierung hat hier aus dem Reichtum ihres Innenlebens das Beste gespendet, und wir können nach dem Lesen des Buches mit dem Herausgeber darin übereinstimmen, daß diese Untersuchungen „die reife Bekundung einer wissenschaftlichen Persönlichkeit sind, die in ihrer Vereinigung eines über alles Fächerwerk einer Einzeldisziplin hinausgreifenden Wissens mit wahrhaft geistesgeschichtlichen Fähigkeiten sobald nicht wieder begegnen dürfte."—

Wir bedauern nur, daß wir auf das so anregungsreiche, zu manchen

*) Verlag R. Oldenburg, Berlin-München, geb. M. 5.—.

brennenden historischen Problemen Stellung nehmende Buch nicht näher eingehen können.

* * *

Der Freiburger Historiker Gustav Wolf führt uns in einem großzügigen Überblick durch die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, die sich unter seiner glänzenden Darstellung zu einer Geistesgeschichte dieses Zeitraumes erweitert.*) „Dietrich Schäfer und Hans Delbrück. Nationale Ziele der deutschen Geschichtsschreibung seit der französischen Revolution" nennt er sein Buch, das zeigt, in welch' verschiedener Weise die Historiker zu den nationalen Problemen ihrer Zeit Stellung genommen und sie mit ihrer Arbeit verschmolzen haben. — Eins wird aus diesem Buch immer klarer, daß die Geschichtsschreibung noch vor 25 Jahren eine tiefere Stellung im Leben der Nation einnahm als heute, wo andere Wissenschaften im Volksleben stärkere Wurzeln geschlagen haben. Vielleicht, daß gerade eine zu starke Beschäftigung mit den jeweils verschiedenartig gefaßten nationalen Zielen die Ursache hierzu gewesen ist und die Rückkehr zu Ranke die Forderung für die Zukunft sein müßte. Denn die Erforschung der Vergangenheit, nicht der Hinweis auf die Zukunft ist die erste Pflicht des Historikers.

Man wird Wolfs Buch, dessen reicher Inhalt hier nicht in dem Maße gewürdigt werden konnte, wie er es verdiente, mit dem Gefühl einer genuß- und anregungsreich verlebten Stunde aus der Hand legen.

Wenn wir in diesem Zusammenhang das von Mühlau und Rose**) zusammengestellte Werk: „Carl Jentsch, von ihm selbst nach seinen Werken" erwähnen, so geschieht das aus doppeltem Grunde. Denn einmal ist Carl Jentsch ja selbst Mitarbeiter dieser Zeitschrift gewesen, der er feinsinnige Beiträge geliefert hat, dann aber enthält der vorliegende Band zwei schöne historische Aufsätze, die von dem großen Verständnis Zeugnis ablegen, das der Verstorbene für die Geschichte gehabt hat. Besonders ist es der Aufsatz „Deutsches Mittelalter", der Kunde gibt von seinem Einleben in die deutsche Vergangenheit. Aus diesem Aufsatz aber, überhaupt aus dem ganzen Werk spricht die Persönlichkeit des Menschen Jentsch, der dem Leser immer lieber wird, je mehr er sich mit ihm beschäftigt.

*) Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

**) Carl Jentsch, von ihm selbst nach seinen Werken. Eine Lese, zusammengestellt von Studienrat Dr. Alois Mühlau und Dr. phil. Anton Heinrich Rose. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow 1918.

* * *

Interessante Studien zur Geschichte der Kaiserkrönung und Weihe teilt Eva Sperling in einer Erstlingsschrift mit.*) Die Art, in der die mittelalterlichen Kaiser gekrönt wurden, ist ja bezeichnend für die jeweilige Machtstellung, die sie inne hatten, und deshalb ist es von Bedeutung zu verfolgen, in welcher Weise sie gekrönt wurden. Vielleicht hätte die Verfasserin durch Hinweis auf die Zeitgeschichte ihre Untersuchung noch etwas farbenprächtiger gestalten können.

* * *

Die Grenzen deutschen Volkstums zeigt Dietrich Schäfer**) in einer kleinen Schrift, die auch dem geschichtlich orientierten Leser manches neue bringt und einen willkommenen Einblick in die Entwicklung der deutschen Sprachgrenzen gewährt, deren Kenntnis eine unmittelbare Voraussetzung für das Verständnis der deutschen Geschichte ist.

* * *

Das Lebensbild von Theodor Körners Braut, der bekannten Toni seiner Dichtung, entwirft Hans Zimmer in einem vielfach mit

*) Stuttgart, Wilhelm Violet.

**) Verlag, Karl Curtius, Berlin (1919.) geheftet M. 1.80.

Bildern geschmückten Bande.*) Das Büchlein wird durch die Ausdehnung auf die Ahnen Antonie Adambergers und mit der Durchführung bis zu ihrem Tode zu einem Zeitbild, das sich über 100 Jahre erstreckt.

Der Verfasser versteht es trotz der vielfach gelehrten Vorarbeiten, die es nötig gemacht hat, doch in anmutiger Weise das Leben jener Schauspielerin, die ein schlichter, gerader Mensch war, zu erzählen. — Antonie Adamberger ist durch die Ehe mit Joseph von Arneth die Mutter des berühmten österreichischen Historikers geworden, dabei hat sie das Andenken Theodor Körners bis zu ihrem Lebensende pietätvoll gepflegt.

* * *

In einem kleinen Büchlein plaudert Arno Richter anziehend von Löwen, der Perle Brabants.**) Ursprünglich zu praktischen Zwecken, den Feldgrauen ein Führer und Lehrer zu sein während der Besetzung der Stadt, geschrieben, ist es uns auch heute wegen der in ihm enthaltenen Zusammenfassung der Geschichte der historisch wichtigen Stadt willkommen. Sie tritt ja im Jahre 891, als Arnulf aus dem Stamme der Karolinger die Normannen aufs Haupt schlug, zum ersten Mal in den Kreis historischer Erkenntnis und hat nun noch einmal zu Beginn des Weltkrieges, also 1000 Jahre später ihre besondere Rolle gespielt.

* * *

Recht lesenswert schildert B. Schmeidler die Entwicklung der deutschen Seeschiffahrt „Vom Wikingerschiff bis zum Handelstauchboot“.***) Bringt das Büchlein auch keine neuen Resultate, so ist es doch eine äußerst geschickte Zusammenfassung unseres bisherigen Wissens auf diesem Gebiete. Bei der geringen Kenntnis der Seegeschichte in weiteren Kreisen ist es aufs wärmste zu begrüßen, daß die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ diesen Band gebracht hat; sie wirkt damit das Interesse an den eigenartigen Problemen, die sich im Hinblick auf die Geschichte vom Meere ableiten, verbreiten helfen.

* * *

In eine verschwundene Welt führt uns Klemens August Eickholt in seinen packend geschriebenen Erinnerungen „Roms letzte Tage unter der Tiara“.*) Er schildert uns seine Erlebnisse als päpstlicher Artillerist in den letzten Jahren des Kirchenstaates und bei den Kämpfen, die sich an den Toren Roms abspielten, ehe sich die italienische Armee den Eingang erzwang. Das Buch, das mit hübschen Bildern geschmückt ist, die uns die heut längst verschollenen, päpstlichen Uniformen zeigen, wird manchem ein willkommener Führer in eine vergangene Geschichtsperiode sein, die uns recht weit entrückt scheint, obwohl sie ja eigentlich noch gar nicht so fern liegt. — Obgleich Eickholt seinem Empfinden nach auf päpstlicher Seite steht, ist er doch bemüht, die Kämpfe selbst objektiv darzustellen. Flüssig geschrieben bietet uns das Buch neben mancher Belehrung willkommene Unterhaltung und wird auch sicher weiter viele Leser finden.

* * *

Für immer gehört der Geschichte eine Persönlichkeit wie Jean Jaurès an, dessen Eigenschaften als Sozialisten und Staatsmann M. Beer

---

*) Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, geb. 7.50 M. 2. Auflage.

**) Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla, Preis geb. 3.50 M.

***) Leipzig, Quelle und Meyer, 1.25 M. (Sammlung „Wissenschaft und Bildung“.)

*) Freiburg, Herder. 3.80 M, geb. 4.80 M 2. und 3. Auflage.

eine Studie widmet, die wir allen warm empfehlen können, die ihr historisches Wissen nach der sozialen Seite erweitern und vertiefen wollen.*) Ein Mann wie Jaurès ist ja zweifellos eine der bedeutendsten Erscheinungen der Geschichte des 19. Jahrhunderts gewesen, und wir möchten heut schon den Historiker um die Aufgabe beneiden, dem es einst vergönnt sein wird, sein Leben abschließend zur Darstellung zu bringen. Heute ist ja die Zeit dazu noch nicht gekommen.

* * *

In einer die großen Zeiträume der alten Geschichte überschauenden Darstellung gibt Wilhelm Weber**) Mitteilungen zur Geschichte der Monarchie, besonders fällt auf die Regierungen Trajans und Hadrians dadurch neues Licht, wie auch die Alexanders des Großen neue Ausblicke vermittelt. Dem Volksstaat aber wird der Verfasser nicht gerecht, und mit seiner Schlußbetrachtung, daß auch unserem Reich der Erlauchte bald kommen möchte, vermögen wir uns durchaus nicht einverstanden zu erklären.

* * *

Ein brauchbares, aber auch lesbares Nachschlagewerk ist die Weltgeschichte

*) Berlin 1918, Verlag für Sozialwissenschaft, G. m. b. H. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Kart. 2.50 M., geb. 4.— Mark.

**) „Zur Geschichte der Monarchie“, Rede zum Antritt der ordentlichen Professur der alten Geschichte an der Universität Tübingen 1919. Preis 1.50 M.

der neuesten Zeit (1902—1918) von Hellmuth Schmidt-Breitung, die zugleich einen Teil des 4. Bandes des Lehr- und Handbuchs der Weltgeschichte von Weber-Baldamus darstellt.*) Doch hat das Buch seinen durchaus selbständigen Wert und wird besonders all denen willkommen sein, die sich über irgend einen Punkt der letzten so ereignisreichen Jahre rasch und zuverlässig orientieren wollen; das Wagnis, das der Verfasser unternommen hat, nämlich die Darstellung bis unmittelbar an die Schwelle der Gegenwart fortzuführen, kann man als durchaus gelungen bezeichnen; das, was an Geschehnissen in den letzten Jahren über die Menschheit hereingebrochen ist, ist so ungeheuer, daß auch der Kundigste einen Führer braucht, um sich hindurchzufinden. — Andrerseits ist aber auch das Bedürfnis nach Belehrung in der allerneuesten Geschichte so groß, daß wir überzeugt sind, daß das vorliegende Buch gut seinen Weg gehen und vielen ein lieber Freund werden wird. Einschränkend müssen wir allerdings sagen, daß wir nicht immer alle Anschauungen der Verfassers zu teilen vermögen, vor allem seine Darstellung des Verhältnisses von Kaisertum und Demokratie nicht in allem sachlich begründet finden. Doch wird sich ja immer in Fragen der neuesten Geschichte ein Auseinandergehen der Meinungen und Weltanschauungen nicht vermeiden lassen.

*) Leipzig 1919, Verlag Wilhelm Engelmann. Preis 4.80 Mark.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6368.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 30. (Fernruf: Zehlendorf 1017) — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. — Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III. Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift von Geh. Obermedizinalrat
Professor Dr. von Waldeyer-Hartz,
Sekretär der Akademie der Wissenschaften.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig G. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Ersley & Hasselbalch.

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu- u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

44. Jahrgang. Band 171 Heft 543. Dezember 1919

Professor Dr. Ludwig Stein: Können wir prophezeien?

In der zeitlichen Abfolge geht die teleologische Deutung der kausalen voraus. Der anthropomorphisierenden, mythologisierenden und personifizierenden Denkweise der alten Kulturen lag es unvergleichlich näher, die Verallgemeinerungen der inneren Erlebnisse nach persönlichen Motiven, denn nach unpersönlichen Ursachen oder Zuständen zu vollziehen. Die von innen gesehene Kausalität, die Motivation, wird anthropomorphisch in ein Außen projiziert, und so entstehen Fetischismus, Totemismus, Animismus, Naturbeseelung, Traumverkörperung als religiöse, Hylozoismus und mikro- wie makrokosmische Deutungen als erste philosophische Welterklärungen. Der Kausalbegriff selbst hat ja von Hause aus einen stark persönlichen Beigeschmack; er bildet sich allmählich an der Hand mythologischer Figuren, wie Moira oder Ananke, heraus, bis er im Begriff des unpersönlichen Naturgesetzes seine Abkunft aus Göttergestalten nach und nach verleugnet. Erst im Begriff des Naturgesetzes, wie er im 17. Jahrhundert die Eierschale des Mythologisch-Persönlichen endgültig zerbricht, ringt sich die vollendete Form der Kausalität zur Erkenntnis durch, nach welcher Naturgesetze keine ewigen Befehle sind, denen man gehorcht, sondern ewige Zustände, denen man unterworfen ist.

Erwägungen ganz anderer Art haben Alfred Vierkandt (Naturvölker und Kulturvölker, 1896, S. 380 und 464) zu ähnlichem Ergebnis geführt. Nach Vierkandt geht im wissenschaftlichen Leben die teleologische Denkweise der kausalen zeitlich voran. Beide sind Widerspiegelungen des als ruhend und unveränderlich gedachten Ich. Das Altertum denke vorwiegend statisch, die Neuzeit kinematisch. Nur sollte man dabei nicht vergessen, daß das statische Denken von Parmenides und Demokrit, das kinematische von Heraklit seinen Ausgangspunkt genommen hat.

Daß die Begriffe „wirkende Ursache" und „Zweck" ursprünglich gleicherweise von animistischen Vorstellungen abstammen, hat übrigens Mach klar gesehen. Einen tiefgehenden Unterschied zwischen teleologischer und kausaler Untersuchung läßt Mach gar nicht gelten; er sieht vielmehr in der ersteren eine vorläufige, in der letzteren eine endgültige Erklärung. Den Ursachenbegriff möchte Mach lieber

durch den Funktionsbegriff ersetzen; er hat aber gegen die „empirische Teleologie" im Sinne Coßmanns keine Bedenken.

Wir sehen in Ursachen sowohl als auch in Zwecken Denkbehelfe zur Orientierung in der Außenwelt — Ausflüsse unseres Sinnes für Ordnung. Um im bunten Wechsel des Geschehens und in der Mannigfaltigkeit der inneren Erlebnisse feste Orientierungspunkte zu gewinnen, schafft unser Einheitsbedürfnis — das Ich-Bewußtsein — auf dem Wege der Subsumtion, wie auf dem der Abstraktion, synthetisch zuerst, sodann analytisch, anfangs provisorische, späterhin definitive Ordnung. Die provisorische Ordnung kommt unter dem Gesichtswinkel des Zweckes, die definitive unter dem der Ursache zu Stande. Wie Archivare oder Bibliothekare Dokumente oder Bücher einreihen, so ordnet das wissenschaftliche Denken Erlebnisse. Das vorwissenschaftliche Denken steht der Natur ebenso hilflos und läppisch gegenüber, wie ein Laie, der das British-Museum in London beträte, wenn durch Brand- oder Wasserschaden alle Bücher, Manuskripte und Dokumente wirr und chaotisch durcheinander gerüttelt wären. Wie der Laie hier auf gut Glück dieses oder jenes Buch herausgreifen und sich darin festlesen würde, ohne die Übung und die Kraft zu besitzen, die gewaltige Bibliothek wieder nach Rubriken, Zetteln, Alphabeten, kurzum nach Ordnungsprinzipien herzustellen, so steht der naive Denker der Universalbibliothek der Natur ratlos und unbeholfen gegenüber, bis Philosophie und Naturwissenschaft einen Katalog der Natur anfertigen.

Auch die Bibliothekare haben verschiedene Methoden, in die Vielheit Einheit, in den unübersehbaren Wust Plan und Zusammenhang zu bringen, indem sie Zettelkasten, alphabetische Methode, Fächereinteilung, Numerierung u. s. w. nach einander ausprobierten, bis sie Methoden fanden, die sich als die besten und erprobtesten bewährten, um alsdann von der Bibliothekswissenschaft endgültig akzeptiert zu werden. Ganz ähnlich erging es menschlichem Denken und Wissen, als es das kühne Wagnis unternahm, in den scheinbaren Zufall des Naturgeschehens Zusammenhang, in die unübersehbare Wirrnis Ordnung, in die verwirrende Vielheit Rubriken, Klassifikationen, Einteilungsformen, Prinzipien, zuletzt Eine Einheit, endlich in das unenträtselbar scheinende Chaos den Kosmos zu deuten. Was dort Zettelkasten und alphabetische Ordnung leisteten, brachten hier Animismus, Anthropomorphismus, weiterhin Teleologie und Kausalität zu Wege. Selbst die Einheit des Ich erscheint Mach (Analyse der Empfindungen, 2. Aufl., S. 22) als Zweckeinheit. Auch nach Aristoteles ist die Seele eine Entelechie oder Zweckeinheit. Ebenso hieß die Monade bei Leibniz ursprünglich Entelechie oder Zweckeinheit, bevor Leibniz den Terminus Monade fand.

* * *

Jede Methode ist genau so viel wert, als sie zureichende Erklärungsgründe für alles Geschehen in und um uns zu bieten vermag. Die biologische Aufgabe der Wissenschaft, sagt Mach (a. a. O., S. 26), ist, dem vollsinnigen menschlichen

Individuum eine möglichst vollständige Orientierung zu bieten. Der geringste Grad von Ordnung ist offenbar der Arterhaltung förderlicher als völlige Unordnung. Und so stellen sich denn Kausalität und Finalität als die beiden großen Ordnungsprinzipien, gleichsam als Wissenschafts-Register alles Geschehens dar. Das eine Register — heiße man es, wie herkömmlich, Kausalität, oder mit Mach Funktion — ordnet alles Geschehen in Natur und Geist, in der organisierten wie in der nichtorganisierten Materie, in der belebten wie in der unbelebten Natur nach strengen Gleichförmigkeiten, nach immer in derselben Reihenfolge wiederkehrenden und in unserem Bewußtsein mit unfehlbarer Konstanz assoziativ ablaufenden Empfindungs- oder Vorstellungskomplexen. Diese Ordnung nennen wir eine unbedingte, keinerlei Ausnahme zulassende, also von außen gesehen eine naturnotwendige, von innen gesehen eine denknotwendige, kurz: eine definitive Ordnung.

Neben dieser endgültigen (kausalen oder funktionellen) Ordnungsserie läuft indes ein zeitlich älteres, aber minder wirksames Ordnungsmittel einher: die Einreihung alles Geschehens unter den Gesichtswinkel des Zweckes, sei es unter den eines persönlich gedachten Endzweckes der Substanz oder der Gottheit, und dann entsteht Finalität, sei es unter den unpersönlicher, mehr zuständlich gedachter Naturzwecke, und dann entsteht empirische Teleologie. Dort sollen die Absichten der Urkraft metaphysisch ergründet, hier nur die tatsächlich nach Zwecken sich vollziehenden Prozesse im Naturgeschehen gesammelt, registriert, neben einander gestellt und zusammen geordnet werden, um künftigen Forschern eine Handhabe zu bieten, wie sie bestimmte Erscheinungen, insbesondere Lebenserscheinungen am besten zu deuten und am sichersten auszumitteln vermöchten. In der Finalität soll also die Zweckbetrachtung eine definitive, in der empirischen Teleologie dagegen eine nur provisorische Ordnung aufstellen. Mit dieser Einschränkung läßt auch Mach (a. a. O. S. 66, 67) die teleologische Betrachtung als Hilfsmittel der Forschung gelten. Gelänge der Nachweis einer Finalität oder des „Weltzweckes" fürs Universum ebenso lückenlos, wie für die Geltung der mechanischen Kausalität, so wäre damit, mit Kant zu sprechen, ein konstitutives Prinzip gewonnen, und nicht bloß ein regulatives oder gar nur ein heuristisches Prinzip.

In Wirklichkeit ist dieser Nachweis nie zu führen. Der große Lebenstraum aller an Leibniz orientierten Metaphysiker, es müsse dereinst gelingen, alle Kausalität nur als Spezialfall der Finalität aufzudecken, alle mechanischen Ursachen also in ewige Zweckgesetze aufzulösen, ist und bleibt ein Traum. Zweckmäßigkeit ist, wieder mit Kant zu sprechen, nur eine Betrachtungsform, kein konstitutives Prinzip, oder eine provisorische, keine definitive Feststellung, wie Mach zeigt.

In der Welt der organisierten Materie, insbesondere innerhalb der Sphäre der lebendig organischen Natur, hat diese Zweckbetrachtung wie ihren psychologisch-assoziativen Ursprung, so auch ihre unübersteigliche Grenze. Die Betrachtungsweise nach Ursachen stellt eine absolute Ordnung innerhalb alles Weltgeschehens, die nach Zwecken nur eine relative Ordnung innerhalb

des lebendigen Plasmas dar. Ausnahmslosigkeit der Geltung und unbedingte Sicherheit der Erwartung kommen daher nur der ersten, kausalen Ordnungsserie, nicht der zweiten, teleologischen zu. Nur die Ordnungsserie der Kausalität oder Funktion bietet uns Notwendigkeit und strenge Allgemeingültigkeit: Gesetze. Die zweite Ordnungsserie, die teleologische, die nur auf Lebenserscheinungen anwendbar ist, hat heuristischen Wert und eben darum nur empirische Geltung. Sie liefert uns Rhythmen des Geschehens, auffallende Übereinstimmungen in den Lebensäußerungen, kurzum Typen und Arten, aber keine Gesetze des Geschehens.

Mechanismus und Teleologie sind nach alledem nicht auf ein aut-aut, sondern auf ein vel-vel gestellt. Für die nicht organisierte Materie lehnen wir, genau so wie Descartes und Spinoza, richtig verstanden sogar auch wie Anaxagoras und Leibniz alle teleologische Betrachtung grundsätzlich ab. Sie hat sich dort als unzulänglich, mindestens als müßig und unnütz, wenn nicht geradezu als schädlich erwiesen. Wo wir, wie bei der nach mechanischer Kausalität begreiflich gemachten unbedingten Regelmäßigkeit der Bewegungsgesetze, die erste Ordnungsserie lückenlos anzuwenden vermögen, wäre es töricht, den minder sicheren und weniger zuverlässigen Denkbehelf der zweiten Ordnungsserie zu Rate zu ziehen. Teleologie ist eben nichts anderes als abgeschwächte Kausalität, abgeschwächt darum, weil sie eine Kausalität nach Motiven ist, diese aber sich unserer strengen Kontrolle entziehen. Unsere Fernrohre und Mikroskope weiten und schärfen uns zwar den Blick für die Welt des unendlich Großen und unendlich Kleinen; aber für den Mechanismus des tierischen Trieblebens oder menschlichen Motivspieles im Anpassen seiner Bewegung an das stärkste Motiv besitzen wir keinerlei technische Behelfe.

Die Betrachtungsweise der Zweckmäßigkeit orientiert uns also nur dann über die Zusammenhänge des Geschehens in und um uns, wenn wir sie dort anwenden, wo wir sie erwarten dürfen. Ein Handeln nach Motiven dürfen wir aber nur erwarten, wenn und wofern Rudimente von Bewußtsein hervortreten, wie bei den Protisten. Schon in der Pflanzenwelt bringt uns die Zweckbetrachtung nicht gar weit, obgleich die empirische Teleologie, wie Coßmann gezeigt hat, in der Botanik noch etwelche Dienste zu leisten vermag. Hier aber findet die Anwendbarkeit der teleologischen Methode ihre äußerste, unübersteigliche Schranke: Plasma und Zelle heißen die Grenzpfähle, welche den Geltungsbereich der teleologischen Betrachtungsweise für immer einschließen. Jenseits dieser Grenze ist nur noch für die erste, konstitutive Ordnungsserie, die nicht nach der unkontrollierbaren Abfolge von Zweck und Motiv, sondern nach der unverbrüchlichen, in der bisherigen Erfahrung wenigstens noch niemals durchbrochenen Kausalreihe von Ursache und Wirkung Raum vorhanden.

Wir gelangen somit zu folgendem Ergebnis. Von den beiden Ordnungsserien des menschlichen Intellekts, welche uns eine Orientierung in uns selbst

und in unserer Umwelt ermöglichen, hat die erste, die kausale, konstitutiven Charakter, gilt notwendig und allgemein, und nimmt den Rang eines unausweichlichen Denkzwanges oder Gesetzes ein. Es verschlägt dabei wenig, ob man Kausalität mit Kant als apriorische Kategorie des Verstandes oder mit Hume als Denkgewöhnung begreift. Was für Naturmenschen einst bloße Denkgewöhnung war, ist uns durch Selektion und Vererbung Anschauungs- oder geradezu Denknotwendigkeit geworden, somit psychologisch notwendig und logisch allgemein gültig. Die zweite Ordnungsserie, die teleologische Betrachtung, ist zwar als Denkbehelf älter, aber in ihrer Anwendbarkeit enger, in der Gütigkeit ihrer Urteile oder Aussagen beschränkter, in der Sicherheit ihrer Voraussagen minder zuverlässig, als die erste Ordnungsserie. Der Grad der Sicherheit beträgt dort 100%, hier — infolge der Unberechenbarkeit der Motive — selten über 95% der Voraussagen.

Durch kausale Ereignisketten sind wir befähigt, Sonnen- und Mondfinsternisse mit apodiktischer Sicherheit vorauszusagen, durch teleologische Ereignisreihen sehen wir uns bemüßigt, mit der annähernden, also abgeschwächten Sicherheit von Wahrscheinlichkeitsrechnungen fürlieb zu nehmen, uns also bei hypothetischen Urteilen zu bescheiden.

Dr. W. H. Edwards: Machtorganisation.

Eine historische Studie zur Beurteilung des Völkerbundes.

I.

Während vor Ausbruch des Weltkrieges auf fast allen Gebieten des grundsätzlichen Denkens eine auffallende Öde herrschte — sie wurde im Zeitalter einer vorwiegend ungeistigen, dagegen ausgesprochen technischwirtschaftlichen Kultur als Problemmüdigkeit bezeichnet — stellte der Weltkrieg mit allen seinen historischen, ethischen und sozialen Folgeerscheinungen erneut die bedeutsamsten grundsätzlichen Anschauungsfragen zur Erörterung. Sowohl die innerstaatlichen als auch die zwischenstaatlichen Macht- und Rechtsbeziehungen wurden dabei zum Gegenstande theoretischer und praktischer Neugestaltung gemacht.

Diese Neugestaltung, die — wie alles in unserer oberflächlichen und schnelllebigen Zeit — in Schlagworten Ausdruck finden mußte, schuf den inhaltslosen Begriff einer Synthese von „Macht und Recht." Da mit der begrifflichen Koordination von Macht und Recht auch bei der Schaffung des Völkerbundes ein politisches Spiel getrieben wurde, das bei Vorwalten falscher begrifflicher

und historisch-politischer Vorstellungen zu einer großen Gefahr werden kann, ist es an der Zeit, auf die historische Wechselwirkung beider Begriffe in ihrer Einflußnahme auf die Gestaltung der Grundlagen von Staat und Gesellschaft einzugehen.

Der uralte Dualismus von Wirklichkeit und Schein, von Inhalt und Form hat wohl auf keinem anderen Gebiete menschlicher Betätigung solche verhängnisvollen Folgen für die Menschheit und die Kulturentwicklung gezeitigt, wie auf dem Gebiete der politischen Geschichte. Die politische Geschichte aller Länder, was ist sie anders gewesen, als das Epos jenes unaufhörlichen Kampfes der sachlichen Begriffe mit den unsachlichen Vorstellungen der Völker, jenes titanischen Ringens der objektiv vorhandenen organischen Entwicklungstendenzen mit unorganischen von außen suggestiv wirkenden Einflüssen?

Dieser Dualismus von Begriff und Vorstellung erschließt uns erst bei der Aufhellung seiner Entstehung das Werden der Geschichte. Ob man den Geschichtsauffassungen von Ranke, Marx oder Lamprecht zugetan ist, immer wieder offenbart sich dasselbe Rätsel in der politischen Geschichte: Warum hat ein Volk, ein Geschlecht, eine Regierung, ein Parlament eine klar sichtbare selbstverständliche sachliche Entwicklungsmöglichkeit verpaßt, übersehen oder ausdrücklich abgelehnt? Die üblichen Erklärungsversuche, wie mangelnde Einsicht, historische oder politische Unreife und unhistorisches Denken, erfassen alle den Kern der Sache nicht. Sie würden nur in dem Falle einen bedingt richtigen Hinweis auf die Ursachen des Versagens des historisch-politischen Sinnes zu geben vermögen, wo der Nachweis geführt werden könnte, daß der schuldige historisch-politische Faktor in der Regel oder fast immer dieses Unverständnis bekunde oder bekundet habe. Bekanntlich sollen sie nun aber keineswegs eine Regelmäßigkeit im Versagen des historischen Denkens erläutern, sondern sollen im Gegenteil nur einen abnormen Einzelfall dieses Versagens erklären.

Dann müssen aber gerade alle diese attributiven Behauptungen versagen, da sie samt und sonders eigenschaftlich orientiert sind. Wechselt der einzelne Mensch die wichtigsten Eigenschaften seines Verstandes und seines Charakters nur langsam und schwer, wie viel langsamer müssen sich solche Wandlungen erst bei einer Gesamtheit, einem handelnden Volke, das in seiner führenden Spitze stets eine Mehrzahl handelnder Menschen vereinigen wird, vollziehen. Die unhistorische Einzelhandlung kann also nicht auf eine Eigenschaftswandlung des bisher normal handelnden Machtfaktors zurückgeführt werden. Es ist vielmehr nicht mit einer Veränderung des Eigenschaftsbestandes, sondern mit einer Hemmung der Eigenschaftswirkung zu rechnen. Wie entsteht und verläuft diese? Wie wird die Organisation der Staaten — der Völkerbund hier einwirken?

Ausgangspunkt unserer Untersuchung ist die ungehemmte normale Eigenschaftswirkung. Dazu ist allgemein zu sagen, daß sie bei physischen Personen, die

Gesamtheiten vertreten, und bei Körperschaften*) des Rechts, der Wirtschaft und der Politik gleichmäßig nur dann zur Geltung kommen kann, wenn ihre Handlungstendenz gewissen normativen Gesetzen unterliegt. Diese, die Gesetze der historisch-politischen Entwicklung der Kulturvölker sind der Rahmen des gefahrlosen Wirkungsspielraumes differenzierter Handlungsmöglichkeiten in einer gegebenen Lage. Diese Gesetze unterscheiden sich von ähnlichen naturwissenschaftlichen Normen durch die Eigenschaft, nicht, wie diese, durch die Auslösung einer Wirkung ein bestimmtes Geschehen zu bedingen, sondern als Folge einer bestimmten Handlung ein bestimmtes, vielfach der Handlung als Motiv und Zweck zugrundeliegendes Ereignis oder Ergebnis unmöglich zu machen. Wenn ich einen Stein von 1 kg Gewicht senkrecht aus einer Höhe von 50 m fallen lasse, erreicht er in einer genau bestimmbaren Zeit und zwar unter bestimmter Ablenkung von der lotrechten Fallrichtung den Erdboden. Wenn dagegen ein Regent die Einkommen der Bürger konfiskatorisch besteuert, muß er wissen, daß nach einer Spanne Zeit die Einkommen nicht gewachsen sein können, weil er die Zugänge zum Sparfonds und somit die Neubildung von Kapital unterbunden hat. Die naturwissenschaftlichen Gesetze bringen funktionelle Kausalitäten, die historischen Gesetze dagegen kausale Exklusionen zum Ausdruck.

Dieser Eigenart entsprechend sind die naturwissenschaftlichen Gesetze nur als Quantitätsgleichungen zu fassen und zu verstehen, während die historischen Gesetze nur in der Form von Ungleichungen zwischen qualitativen Kombinationen von Ursachen, Folgen, Mitteln und Zwecken zu bestimmen sind. Während die naturwissenschaftlichen Forscher aus der Beobachtung einer Anzahl gleichartig isolierter und verlaufener Fälle für den betreffenden Typus des physischen Geschehens die regelnde Norm — das Gesetz — festlegen, muß der Historiker das Regelnde durch die jedesmalige Feststellung des Nichteintretens bestimmter Folgen oder des Nichterreichens bestimmter Zwecke, also durch Bestimmung eines spezifischen Elementes im einzelnen historischen Vorgang, festzulegen suchen.

Wenn die Bedeutung der historischen Gesetze — der sogenannten Lehren der Geschichte — nicht in der Verallgemeinerung einer aktiven Kausalität in der Vergangenheit besteht, scheidet für sie das Experiment und die Massenbeobachtung als Ableitungsgrundlagen aus. An ihre Stelle treten analytische Betrachtungen über die Wechselwirkung des individuellen und des sozialen Handelns auf die Geschicke des Machtfaktors. Und damit haben wir die Ableitungsgrundlage und den sachlichen Kern der historischen Gesetze gewonnen. Die historischen Gesetze sagen aus, wann historisch-politisch wirksam werdende Individualhandlungen

*) Sie sollen in den folgenden allgemeinen Betrachtungen, die nicht nur für den modernen Staatsbegriff gelten, durch die Bezeichnung „sozialer Körper" zusammengefaßt werden. (Hanse, italienische Städtebünde, Rheinbund, Völkerbund.)

als Vorstellungserreger Eigenschaftshemmungen im Leben und in der Entwicklung des von ihnen betroffenen sozialen Körpers darstellen.

Der erste Fall ist der, wo eine Verwechslung von Begriff und Vorstellung der in einem sozialen Körper vorhandenen und auslösbaren realen Expansivkraft platzgreift. Die allgemeine Folge ist eine Unterbrechung der aus den sachlichen Eigenschaften des betreffenden sozialen Körpers gegebenen positiven Entwicklung. Ob dieser Einschnitt zu einer Katastrophe führt (von Hannibals Zügen zum Schicksal Karthagos) oder nur zur Stagnation infolge Erschöpfung des Kräftevorrats (Holland am Ende des 17. Jahrhunderts), jedenfalls führt er zur Verschiebung des Kräfteverhältnisses zu Ungunsten des überanstrengten sozialen Körpers.

Seit dem Altertum ist derselbe Verlauf dieser Verwechslung von Begriff und Vorstellung zu bemerken. Zuerst baut ein kleines Land, eine kleinere Stadt oder eine kleinere politische Gruppe systematisch und organisch die Kraftquellen dieses sozialen Körpers aus. So lange wie sich dieser Prozeß organisch d. h. zur Sicherung und Entwicklung des Zweckes des Staates — oder im allgemeinen des sozialen Körpers — vollzieht, handelt es sich um die positiven sozialen Auswirkungen der Gesamteigenschaften dieses Körpers (Preußen unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich d. Großen). Nun zeigt sich aber, daß infolge der ungleichmäßigen Entwicklungstempora der zur selben Zeit vorhandenen anderen sozialen Körper nie von einem gleichzeitigen Maße oder gleicher Vollständigkeit der sozialen Entwicklung bei ihnen allen gesprochen werden kann. Zeichnet sich also ein sozialer Körper durch ein Höchstmaß an Vollständigkeit des Ausbaus seiner politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Kräfte aus, so bedingt dies ohne weiteres fast immer ein Abstechen gegenüber den anderen sozialen Körpern. Dies findet in der kraftvolleren und glücklicheren Wahrung der eigenen Rechte, der vollständigeren Erreichung der erstrebten eigenen Ziele seinen positiven und in dem von Neid bedingten feindlich gegen den in der Entwicklung befindlichen sozialen Körper gerichteten Koalitionsbedürfnis der andern sozialen Körper seinen negativen Ausdruck. Es ist dies die mit gesetzlicher Gewißheit immer wieder auftretende Krisis in der Entwicklungsgeschichte aller Schrittmacher des Fortschrittes, wo der fortgeschrittenste soziale Körper entweder zur uferlosen Expansion beziehungsweise als Staat zum Imperialismus übergeht, oder bei schärfster Erfassung seiner ihm gegebenen natürlichen Zwecke, diese inneren organischen Grenzen als Rahmen der weiteren Betätigung ansieht. In Personen gefaßt verkörpern die richtige Entscheidung: Karl V., Richelieu, Friedrich der Große und Disraeli. Es trafen die falsche Entscheidung u. a. Franz I., Ludwig XIV., Napoleon und Gortschakow.

Aus der Gegenüberstellung der Träger richtiger und falscher Lösungen dieser im Leben aufstrebender Völker unvermeidlichen und sich in den verschiedenen Phasen des Aufstiegs wiederholenden Krisen sind die Problemstellung der Krisis

und die Arten ihrer Lösung schon ersichtlich. In dem Augenblick, in dem der Neid der anderen sozialen Körper sich zum Kampfe gegen den als Schädling und Bedrohung empfundenen Träger des Fortschritts vorbereitet, erwacht im fortgeschrittenen sozialen Körper ein vielfach an das Unerträgliche grenzendes Selbstbewußtsein. Es ist entweder, wenn es richtig genutzt wird, eine unversiegliche Quelle einer konzentrisch nach innen wirkenden Kräftesammlung (England unter Cromwell; Japan bis 1904) oder es ist der geeignete Hebel persönlicher oder unsachlicher nationaler „Aspirationen." Die Situation, ein Starker, der seine Kräfte kennt und schätzt, von vielen, wovon jeder einzelne ihm unterlegen ist, feindlich umlauert, bringt einen wirksamen Anreiz für die Berufung eines starken Mannes als Führer und für die Heiligung des Präventivkrieges als besten Selbstschutz. Wählt der soziale Körper diesen Ausweg oder läßt er ihn sich von einer Eroberernatur aufzwingen, so erliegt er einer Vorstellung seiner expansiven Kraft. Er verfällt der Machtanbetung. Anders, wenn der Führer oder die Führung die innere Stärke besitzen, über die Möglichkeit eines außerordentlich glücklichen Zufalls hinaus, nur an das zu denken, was diesem sozialen Körper an sich sachlich gebührt. Dann wird die Auswirkung der eigenen Kraft durchdacht, durchdacht vor allem im Hinblick auf die stets sorgfältig zu wahrende Möglichkeit, das schon Erreichte auch in einer absehbaren Zukunft unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen sichern zu können. (Bismarcks „cauchemar des coalitions"). Das Ergebnis dieses Gedankenganges sind Handlungstendenzen, die dem sachlich erfaßten und gewonnenen Begriffe von der lebendigen Kraft des sozialen Körpers als seines Rechtes in der Weltgemeinschaft entsprechen. Die Anerkennung der persönlichen Vorstellung von der Kraft des sozialen Körpers unterwirft das Ausmaß der sozialen Betätigung der individualen Willkür. Die Behauptung des allgemeingültigen Begriffes der Kraft enthält einen sozialen Maßstab für die Betätigung des sozialen Körpers. Individuale Willkür schaltet somit den organischen Einfluß des sachlichen Eigenschaftskomplexes aus, während der soziale Maßstab dessen vollständige Auswirkung sichert.

Die zweite Norm im historischen Geschehen formuliert die Beobachtung, daß eine allseitige organische Entwicklung eines sozialen Körpers sich dann nicht ungestört vollzieht, sobald in seinen Lebensäußerungen eine bewußte Substitution einer Vorstellung für den Begriff von der Art und Beschaffenheit seiner Eigenschaften Platz greift.

Jedes Volk, jeder Staat, jede Stadt und jede Partei stellt eine Summe einheitlicher und kompensierter Eigenschaften dar. Die einheitlichen Eigenschaften sind in der Regel als Erbteil der vorwiegenden Rasse und des darin allein am stärksten zur Geltung gekommenen Milieus anzusehen. Die kompensierten Eigenschaften sind solche, die dem geographisch, soziologisch oder historisch abgegrenzten Einzelobjekte als spezifische Kennzeichen und als Unterscheidung von nur in den Grundlagen gleichgearteten anderen Objekten

anhaften. Sie sind die norddeutsche und süddeutsche Nuance im deutschen Germanentum, sie sind die mittel- bezw. nordeuropäische Nuance im gesamten Germanentum. Je nachdem seitens einer Persönlichkeit oder seitens einer scharfumrissenen Kultur- oder Wirtschaftsbewegung auf die eigenschaftliche Entwicklung und dadurch indirekt auf das historisch-politische Handeln des sozialen Körpers eingewirkt werden soll, zeitigt die Beeinflussung der einheitlichen bezw. der kompensierten Eigenschaften andere Folgen. Sie setzt auch andere Methoden und Merkmale des Substitutionsvorganges voraus. Die Einwirkung auf die einheitlichen Eigenschaften kann durch Täuschung und Wesensentfremdung aber nicht nur durch begriffliche List und Tücke erfolgen, während eine Einflußnahme auf die kompensierten Eigenschaften im Wege der Störung eines zeitweilig erreichten Ausgleiches im Kampfe verschiedener Einflußquellen erfolgt.

Bevor die Substitutionsverfahren und ihre historisch politischen Ergebnisse betrachtet werden können, müssen Bildung und Ausprägung von Begriff und Vorstellung von den einheitlichen und kompensierten Eigenschaften geklärt werden. Jeder Begriff muß an eine materielle oder transzendente Erfahrung anknüpfen. Die Erfahrung bezw., wenn sie unter bestimmten Bedingungen gesucht wird, die Beobachtung ist der primäre Ausgangspunkt der menschlichen Auffassungskraft. Jeder Niederschlag im menschlichen Denken hat stets einen objektiven konkreten Untergrund, der auf einer bewußten oder unbewußten Grenzbestimmung des menschlichen Wirkens beruht. Die Erfahrung pflegt nämlich erst dann nachdrücklich zu wirken, wenn sie in der Form der Feststellung auftritt, was man mit einem gegebenen Mittelvorrat nicht kann oder was damit nicht zu erreichen oder zu erlangen ist. Mittel ist hier durchaus nicht nur mit Gütern oder physischer Kraft, sondern im weitesten Sinne mit Leistenkönnen zu identifizieren. Was man gewohnheitsmäßig kann, gilt nicht in dem Maße als Gegenstand bemerkter und bewerteter Erfahrung, sondern nur als Selbstverständlichkeit der Existenz wie Licht und Luft. Je mehr das Leisten an die Grenze des Nichtmehrkönnens herangeht, desto schärfer hebt sich der Mittelaufwand und der Nutzen bezw. die sittliche Genugtuung von dem Eindruck der sogenannten „alltäglichen" Leistung oder Arbeit ab. Überschreitet die Anforderung das Leistenkönnen, so tritt bei individual und bei sozial handelnden Menschen eine bedeutsame Krisis ein. Sie ist durch einen Konflikt des Willens und des Verstandes gekennzeichnet. Der Verstand stellt beim Nichtleistenkönnen einfach eine Grenze fest und ist damit der Ausgangspunkt der Begriffsbildung über Art und Umfang der Wirkung bestimmter Eigenschaften. Der Wille sträubt sich gegen die Anerkennung des Ergebnisses der Erfahrung, er zweifelt die Grenze an, er glaubt an die Dehnbarkeit des Leistenkönnens. Der entbrennende Kampf dieser psychischen Faktoren nimmt nun immer eine von zwei sich gegenseitig ausschließenden Formen an.

Die eine Form stellt einen suggestiven Willensdruck dar. Der Wille sucht

das Leistenkönnen derartig zu heben, daß es in Übereinstimmung mit dem bisher versagten Leistensollen tritt. Der Wille sieht das Nichtleistenkönnen als eine Wirkung eines nach Intensität und Dauer unzureichenden Mittelaufwandes an. Der Wille beschleunigt oder beständigt dann durch einen psychischen Prozeß die vollständigere Ausnutzung des Mittelaufwandes. Diese Willenseinwirkung sieht das Nichtleistenkönnen erst dann als Grenze des Leistens an, wenn sich Mittelaufwand und momentan verfügbarer Mittelvorrat decken. Alle Wechselwirkungen liegen im Willensträger selbst.

Die zweite Form stellte eine Willensumschaltung dar. Der Wille erkennt zwar auch in diesem Falle nicht die Absolutheit des Nichtleistenkönnens als Erfahrung an, aber er sieht sich doch veranlaßt durch die Wiederholung der Leistungsproben auf anderen Gebieten den Grad der allgemeinen Bedeutung der Einzelerfahrung festzustellen. Er sucht die typischen und zufälligen Bedingungen in den empirischen Erfahrungsfällen voneinander zu trennen. (Rußland nach 1905). Form und Ziel der Willensäußerung werden als unwesentliche äußerliche Faktoren in Rechnung gesetzt.

Beide Formen des Kampfes zwischen Willen und Verstand — wobei der letztere natürlich einfach zur Annahme der empirischen Erfahrung Veranlassung gibt — führen zu wesentlichen Grenzbestimmungen der Eigenschaftswirkungen. Sei es, daß der intensivierte Mittelaufwand sich in Annäherung mit dem Mittelvorrat deckt, sei es, daß sich die für den wirkenden Eigenschaftskomplex rationellste Wirkungsrichtung und Äußerungsform ausbildet, es finden immer Annäherungen an psychische Grenzen bezw. an psychologische Konstanten statt. Das Auffinden dieser Grenzen ist aber die Voraussetzung der Begriffsbildung*) über die Eigenschaften der sozialen Körper.

Die sozialen Körper können offenbar keine Eigenschaften haben, die ihre Bestandteile nicht besitzen oder nicht besitzen können. Die sozialen Körper können in ihren Lebensäußerungen dagegen wohl manche Eigenschaften vermissen lassen, die sich bei zahlreichen ihrer Bestandteile vorfinden. Denn in Anerkennung der dynamischen Wirkung der Massenkonzentration ist zwar dem Satze zuzustimmen: jede Masse ist mehr als die Summe ihrer einzelnen Teile — aber nur der Kraft. Zugleich ist dieser Satz aber zu ergänzen durch den Komplementarsatz: Jede Masse weist eine geringere Differenziertheit ihrer Eigenschaften auf, als die Gesamtheit der bei ihren Bestandteilen feststellbaren Eigenschaften.

Es werden dem sozialen Körper in erster Linie die Eigenschaften anhaften, die den Menschen zum sozialen Lebewesen bestimmt haben. Ausgeschlossen bleiben dagegen alle asozialen Eigenschaften der einzelnen Menschen. Die Eigenschaften der sozialen Körper haben also alle das Begriffsmerkmal einer sozialen Bedeutung

*) Die Begriffsbildung selbst kann hier nicht erörtert werden, da sie ein Problem der Soziologie ist. Wir müssen die Eigenschafts begriffe also hier voraussetzen.

oder Wirkung. Jede Substitution einer Vorstellung für den vorhandenen Begriff von den Eigenschaften eines sozialen Körpers hat hier eingesetzt. Der Begriff, der verdrängt werden sollte, war in Erfüllung seiner logischen Vollständigkeit dem Begriff des Sozialen untergeordnet. Die für ihn als Ersatz eingeführte Vorstellung mußte als Ausfluß eines Individualwillens *jenseits dieser Überordnung des Sozialen*, also in die Machtsphäre jenseits der Rechtssphäre fallen, sie mußte, um ihren Zweck zu erfüllen, asozialen Motiven entspringen und asozialer Natur sein. Denn ihr ist ja gerade die Aufgabe bestimmt, die organisch entstandene Gesamtheit der Begriffe der Eigenschaften des sozialen Körpers so umzugestalten, daß derselbe eine andere künstlich bewirkte Tätigkeit unter Hemmung und zeitlicher Veränderung der Betätigung seiner gegebenen Eigenschaften aufnimmt. Nun ist es aber ohne weiteres offenbar, daß ein sozialer Körper, der weniger sozial ist, als ihm soziale Entwicklungsmöglichkeiten gegeben sind — bedingt durch die Zahl seiner (nur sozialen) Eigenschaften — *in der Vollständigkeit und Vielseitigkeit seiner organischen Entwicklung* behindert wird.

II.

Richtet sich die Substitution der asozialen Vorstellung für einen sozialen Eigenschaftsbegriff gegen eine *einheitliche* Eigenschaft, so wird diese geschwächt — sie wird, wie wir noch weiter unten sehen werden, zur kompensierten Eigenschaft — aber nicht etwa ausgeschaltet. Im Gegenteil, sie wird nun als reaktives Prinzip gegen die Lebensäußerungen des sozialen Körpers, der ihrem Einfluß widerstrebt, wirksam. Alle inneren Spaltungen in historisch bekannten sozialen Körpern können ausnahmslos auf den reaktiven Umschlag der Wirkung eines verdrängten Eigenschaftsbegriffes einheitlicher Struktur zurückgeführt werden.

Bei *kompensierten* Eigenschaften tritt gewöhnlich in dem Sinne eine Störung der Kompensation auf, daß sich die asoziale Vorstellung mit dem asozialen Element der abgeglichenen Eigenschaft zu einem kompleren asozialen Triebe verbindet. Diese Folge der Substitution ist durch Wesen und Entstehung der kompensierten Eigenschaften gegeben. Diese sind nämlich keine sozialen Neutralisationsüberschüsse, sondern Resultanten aus Parallelogrammen psychischer bzw. geistiger Kräfte.

Jegliche Bildung eines sozialen Körpers — also auch die Gründung des Völkerbundes — *bedingt bei seinen menschlichen Bestandteilen eine Wirkung auf ihre Entwicklungsmöglichkeiten.* Bewußt oder unbewußt, sei es durch die Frage des Beitritts, sei es durch die instinktive *Flucht vor der Organisationsform*, müssen sich die Menschen darüber klar werden, ob sie ihren sozialen oder asozialen Trieben folgen werden. Diese Klarheit ist, wie jeder noch heute bei der Berufswahl oder bei der Entscheidung für eine bestimmte politische

Partei bei sich und seiner Umwelt beobachten kann, selten eine restlose, nie eine kampflos errungene Überzeugung. Dieser Rest an Unklarheit, an Bedauern über das gebrachte Opfer setzt sich bei dem Einzelnen in eine Beschränkung des Vertretungsvermögens des sozialen Körpers um. Es ist daher eine alte Erfahrung, daß die Glieder immer nur bis zu einer für sie individuell vorhandenen Grenze voll und ganz für Handlungen und Lebensäußerungen ihres sozialen Körpers eintreten. Bei gewissen Betätigungsformen leihen sie jeweils dem sozialen Körper entweder keine Hilfe mehr — wie etwa in Kriegszeiten bei der Innehaltung von Kriegsvorschriften und Höchstpreisen — oder sie lehnen sich offen gegen ihn auf (Gewissenszwang in Glaubensfragen). Diese Erfahrung findet ihre Reaktion in der Gestaltung der Kollektiveigenschaften des sozialen Körpers, in dem derselbe nur in den Richtungen — also durch die einheitlichen Eigenschaften — seine volle Kraft entfalten kann, die im Bereiche des Minimalbedarfes an sozialer Betätigung liegen. Was auf diesen Gebieten geschieht, gilt allerseits als notwendig, da es stillschweigend als die selbstverständliche Erfüllung des Hauptzweckes der Bildung des sozialen Körpers aufgefaßt wird. Diese Zwecke werden mit der gesamten Kraft aller sozialen Eigenschaften gefördert. Sobald der soziale Körper, der stets als eine Mehrheitsbildung aufzufassen ist, über dieses Minimalprogramm hinausgreift, muß das Widerstreben der jeweiligen Minderheit überwunden werden. Der Weg bleibt ewig derselbe, der soziale Körper muß einen Teil der Folgerichtigkeit seines Handelns preisgeben. Was er besser, vollständiger und gründlicher besorgen könnte, muß er zum Teil dem Individuum überlassen, damit dieses den nicht in der Gemeinschaftsarbeit aufgehenden Teil seiner Eigenschaften und Kräfte nicht gegen den sozialen Körper richtet, sondern zur sozialen Fortbildung seines Ichs gebraucht.

Während nun die einheitlichen Eigenschaften ohne weiteres sozial wirken, können die kompensierten Eigenschaften des sozialen Körpers immer erst über die Erweckung der geistigen und materiellen Selbstsucht des einzelnen zur sozialen Wirkung gelangen. Der soziale Zweck ihrer Betätigung erfährt erst dann eine volle Unterstützung, wenn seine Erfüllung zugleich die Befriedigung asozialer Triebe bedingt. Kann man nur durch Förderung sozialer Zwecke asoziale Triebe überhaupt oder besser befriedigen als durch asoziales Handeln, so sagen wir, daß diese Handlungen durch kompensierte Eigenschaften ihren Antrieb, ihr Motiv erhalten.

Nichts ist nun leichter, als dieses übertragene oder indirekte soziale Handeln umzusetzen. Es genügt nämlich, den sozialen Trieb aus seiner Bindung zu befreien, indem ihm als Befriedigung nicht die individuale Erfüllung eines sozialen Zwecks, sondern die kollektive — nicht soziale — Erfüllung, besser Befriedigung, eines asozialen Instinktes vorgestellt wird. So ist die Idee der Produktivgenossenschaften aus der Struktur des sozialistischen Staates in der Pariser Kommune

zu einer von der Habgier diktierten Beraubung der Besitzenden umgewandelt worden. Während die Produktivgenossenschaft in dem betreffenden sozialen Körper durch Sozialisierung der Herstellung der Unterhaltsmittel für alle Glieder eine gleichmäßigere und ausreichendere Versorgung der individualen Bedürfnisse aller Mitglieder sicherstellen wollte — also als kompensierte Eigenschaft einen sozialisierten Arbeitswillen wirken lassen wollte — wurde diese Wirkung des sozialen Eigenschaftsbegriffes durch die Vorstellung von der Berechtigung eines Kommunismus der Tat ausgeschaltet. Statt sozialisierter Arbeit wurde kollektivistisch betriebener, aber dennoch asozialer Raub das Befriedigungsmittel der menschlichen Bedürfnisse. Und die gesetzmäßige Folge für die geschichtliche Entwicklung des französischen Staates und des französischen Volkes blieb nicht aus: kein Staat und kein Volk hat seit der Blütezeit Roms so bewußt und einseitig den Schutz des Eigentums und überhaupt aller wirtschaftlichen Machtpositionen zum Betätigungszweck und zur Betätigungsgrenze des sozialen Körpers gestempelt wie gerade Frankreich.

Begriff und Vorstellung können in der Geschichte sozialer Körper nicht nur durch die Vorgänge der Verwechslung und Substitution, sondern auch durch Suggestiveinflüsse ihre Rollen tauschen. Wird ein Begriff suggestiv durch eine Vorstellung verdrängt, so liegt der Wirkungsfall des dritten historischen Gesetzes vor. Erliegt ein Begriff vom Zweck des sozialen Körpers der suggestiven Einwirkung einer Vorstellung von diesem Zweck, so stehen Art und Umfang des Zweckes im Widerspruch zum geistigen und politischen Kulturstande der bewußten Träger des Erhaltungswillens dieses sozialen Körpers. Österreich unter Joseph II. und seinem Nachfolger und alle Gegenrevolutionen sind Beweise und Anschauungsobjekte zugleich für die Herrschaft dieses Gesetzes. Dieses Gesetz — wiederum negativ fundiert, denn es verkörpert die Formulierung der Verneinung der absoluten Macht eines unorganischen Willens oder Wollens in der Geschichte — erschließt uns erst die letzten Folgerungen aus der wechselnden Herrschaft von Begriff und Vorstellung als Triebkraft in der Geschichte der sozialen Körper.

Jeder soziale Körper ist ein Zweckgebilde. Obwohl wir bisher über Entstehungsursachen und Bildung der primitivsten sozialen Körper nicht genau unterrichtet sind, müssen wir, sei es, daß wir die Kulturgemeinschaft, sei es, daß wir die Wehrgemeinschaft bezw. als Potenzierung der Kohäsion beide als sogar gleichzeitig wirksame Vereinigungsgründe ansehen, immer bewußte Zwecke als soziale Klammern annehmen. Von diesen Zwecken können nun Begriffsreihen oder Vorstellungsreihen ihre entwicklungsgeschichtlichen Ausgangspunkte haben. Je nachdem, ob der soziale Körper aus einer Art primitiven oder systematischen Selbsthilfe, also aus einem unmittelbaren kollektiven Betätigungsbedürfnis, oder aus einem organisatorisch von einer Führernatur oder einem Führerstande — der sich im Embryonalzustande des sozialen Körpers

nur als eine Mehrzahl gleichgesinnter und befähigter Führernaturen offenbaren kann — ausgenutzten Kollektivtrieb (Hordeninstinkt) entstanden ist, liegt von vornherein mehr eine begriffliche oder mehr eine vorgestellte Zweckauffassung vor. Ist der Begriff von vornherein mit genügender Klarheit vorhanden, so kann sich — da der Zweck nicht unwandelbar ist, sondern im Maße seiner Erfüllung sich erweitern und ausgestalten muß — eine rein begriffliche Zweckentwicklung anschließen. Sie setzt stets das sozial gleichmäßige Wachstum der Begriffsfähigkeit der Glieder des sozialen Körpers voraus. Diese — die sozialorganische — Entwicklung unterliegt einer bedeutsamen Störungsmöglichkeit. Sie erfährt sie und kann sie nur erfahren von der suggestiven *Einwirkung eines in einer Persönlichkeit verkörperten Individualismus.* Die tragischen Helden, die Idealgestalten der descriptiven Geschichte, sind nicht die Kinder einer neuen organischen, sondern die Vertreter einer von ihnen erregten unorganischen Entwicklung. Sie sind somit auch keine Handlanger, sondern nur Unterbrecher der organischen Entwicklung.

Die Eingangspforten ihres Einflusses sind immer *Vertrauens- oder Treueverhältnisse der Glieder des betreffenden sozialen Körpers.* Nur durch den Bestand solcher Verhältnisse gelingt ihnen die Abziehung der Glieder von dem sachlich begründeten Begriff des Vereinigungszweckes. Die Abziehung selbst erfolgt durch *eine doppelte Idealentransposition.* Sie nimmt ihren Ausgangspunkt in der Entstehung des Vertrauens- oder Treueverhältnisses der Glieder oder der Mehrzahl der Glieder eines sozialen Körpers *zu einer Person.*

Ist der Begriff vom Zweck des sozialen Körpers auch mit aller erforderlichen Schärfe herausgearbeitet — sei es in der Konvention oder in der Satzung — so handelt es sich doch immer nur um die logisch scharfe Umschreibung eines *menschlichen* Strebens. Der Mensch kann seine Ziele und ihre Erfüllung zwar soweit objektivieren, daß er sie unabhängig von sich und seinen Eigenschaften denkt, er kann sie aber nie in seinen Gedanken von der Erfüllung und Vertretung durch *Menschen* frei machen. Da nun jeder Mensch erfahrungsgemäß weiß, daß die Menschen sich verschieden entwickeln bzw. zu den spezifischen Arten ihrer späteren Betätigung verschieden entwickelt werden können, verbindet er die Erfüllung dieser Zwecke mit der Tätigkeit von Menschen, die so entwickelt worden sind oder sich so entwickelt haben, als ob sie nur für diese Aufgabe bestimmt worden wären.

Hieraus entsteht in der Begriffsgeschichte zuerst die uralte Forderung der Menschen nach Idealtypen ihrer Gattung.

Die Idealmenschen sind also keineswegs isoliert auftretende Heroen, und die Geschichte der Menschheit kann deswegen auch niemals eine registrierende Sammlung von Heldenchroniken sein, sondern die ideale Auffassung des Mensch-

lichen ist ein Ausdruck für die höchste zweckmäßige geistige Zielstrebigkeit des Menschengeschlechtes, und seine Geschichte ist der Ausdruck des Maßes des Erreichten. Dies ist der sich stets wiederholende grundlegende Vorgang in der Geschichte. Sein äußerer Verlauf bietet durch die bei der Mehrzahl der Menschen fehlende Abstraktionsfähigkeit ihnen ein anderes Bild.

Die Glieder eines sozialen Körpers sind sich — sei es durch Erfahrung, sei es aus grundsätzlichem Denken — über die Grundlagen des Vereinigungszweckes klar geworden. Der soziale Körper kann nun offenbar seine Zwecke nicht durch gleichzeitiges Wirken der Totalität seiner Glieder erfüllen. Er bedarf der Handlungskonzentration, um zu einer wirkungsvollen — meist rein rationalen — Handlungstechnik zu gelangen. So entsteht die Machtdelegation an einzelne Mitglieder zum Zwecke der politisch- und militärisch-strategischen Machtdirektion zu Rechtszwecken. Diese Delegation ist primär stets nach Gesichtspunkten einer abgeschätzten Eignung erfolgt. Die Abschätzungskriterien sind teils der sachlichen Anforderung der Aufgabe, teils der empirischen und individualen Erfahrung der die Notwendigkeit der Delegation einsehenden Glieder entnommen. Da es sich um die Erfüllung sozialer — also nur allgemein bestimmbarer — und nicht etwa genau berechenbarer mechanischer Ziele (Nutzeffekte) handelt, tritt nach den Handlungen der Delegierten entweder der Erfolg oder der Mißerfolg ein. Letzterer bedingt den Delegationswechsel. Der Erfolg braucht sich nun aber, da er aus einer dynamischen Wirkung des sozialen Körpers hervorgeht, nicht eng mit den in Aussicht genommenen Zwecken zu decken, sondern es genügt, wenn er ihre Erfüllung in sich enthält. Wie setzt sich nun aber die Gemeinschaft mit einem Überschuß an Erfolgen auseinander? Hier greift nun der erfolgreiche Führer als Vermittler ein. Er versöhnt die Glieder des sozialen Körpers mit der von ihm getätigten bewußten oder unbewußten, vermeidlichen oder unvermeidlichen Auftragsüberschreitung durch den Nachweis, daß die dynamische Wirkung entweder nur weniger als den erwarteten oder den erreichten zu großen Erfolg erzielen mußte. Zu diesem Zwecke bedient er sich einer einfachen Transposition der Ideale. Was ihm vor Beginn seiner beauftragten Handlungen als das Ideal des Höchstmaßes der Wirkung des betreffenden sozialen Körpers erscheint, läßt er den Gliedern als die selbstverständliche und vollständige Erfüllung des begrifflichen Inhaltes ihrer vor seiner Aktion nur konkret und meist äußerlich gefaßten Erwartungen erscheinen. (Der junge Napoleon, Bismarck und Jules Ferry in der französischen Kolonialpolitik.)

Die Entwicklung aller sozialen Körper führt von der vorübergehenden zur dauernden oder ständig wiederholten Machtdelegation, denn der Zweck der sozialen Körper ist nicht konstant und endlich, sondern variabel und unendlich. Die oben geschilderte Differenz zwischen Zweckerfüllung und ungewollter Zweckerweiterung ist schon in den primären Stadien der Entwicklung sozialer Körper aufgetreten. Sie hat zur Personalisierung der Zwecke des sozialen

Körpers geführt. Diese Reaktion findet darin ihren Ausdruck, daß die Glieder des sozialen Körpers auf eine selbständige Fortbildung der Zwecke der Gesamtheit verzichten, indem sie die individuale Gestaltung dieser Zwecke in den Ideen und Zwecken derjenigen Person oder Personen übernehmen, die ihnen angeblich oder tatsächlich den Nachweis erbracht haben, mindestens ihren Begriff von den Zwecken ihrer Vereinigung rezipiert zu haben.

Hier ist nun wiederum ein kritischer Wendepunkt in der Geschichte jedes sozialen Körpers gegeben. Wie vollzieht sich die Entwicklung des rezipierten Begriffes im Rahmen der psychischen Individualität und Entwicklung der Führernatur? Vollzieht sich die zweite — im umgekehrten Sinne also vom Führer zur Gesamtheit der Glieder des sozialen Körpers erfolgende — Transposition der Ideale noch im Rahmen der Begriffsentwicklung oder greift hier schon die suggestive Verdrängung des sozialen Begriffes und seiner organischen Entwicklungsergebnisse durch unorganische — im Bezug auf die gegebene Entwicklung des sozialen Körpers — Vorstellungen vom Zwecke des sozialen Körpers Platz? Ob sich der Führer, den sich auch der Völkerbund wird wählen müssen, in diesem Stadium als Vollstrecker anonymer geschichtlicher Entwicklungstendenzen — dem Lebensrecht des sozialen Körpers — oder als Gestalter seines Machtwillens fühlt, entscheidet darüber, ob der soziale Körper in seiner Geschichte Recht schafft oder nur anorganisch Macht verwendet und Machtgebote dynamisch vollstreckt.

Dr. Siegfried: Zur Kohlennot.

In Deutschland herrscht Kohlennot. Obgleich Deutschland das verhältnismäßig kohlenreichste Land der Welt ist, herrscht dennoch Kohlennot. Rohstoffe anderer Art sind tatsächlich nicht vorhanden, können nicht beschafft werden; dennoch war und ist ihr Mangel erträglich, er pocht nicht annähernd mit so drohender Gebärde an die Tore von Deutschlands Zukunft, wie gerade die Kohlennot. Ein erschütterndes Schauspiel: Deutschland droht tatsächlich der Untergang für sein Volk und seine Kultur, aber nicht von Feindeshand, nicht vom Mangel an Nahrungsmitteln, die tatsächlich keine Macht der Welt in ausreichender Menge uns beschaffen könnte, sondern aus Mangel an einem Gute, das wir ausreichend besitzen. Man muß sich das einmal vor Augen stellen: Wir haben Überfluß und doch Mangel; sinnlos klingt es und doch ist es wahr. Wir brauchten nur hinzugehen, die Schätze zu heben, die wir haben, dann wäre alle

Gefahr von uns gewendet. Aber es geht keiner hin und hebt sie, oder doch wenigstens nicht genug.

Freier Handel und damit unbegrenzte Preissteigerungsmöglichkeit, also genügend „Anreiz zur Erzeugung" sind nicht imstande gewesen, die Kohlenförderung auch nur annähernd dem Verbrauch entsprechend in Gang zu halten. Alle Mittel, die sonst bisher angegeben wurden, die Erzeugung zu steigern, sind ebenso unzureichend, sind vor allem nicht sofort zu beschaffen: weitere Kürzung der Arbeitszeit, bessere Wohnungen, billigere Lebensmittel usw.; und doch brauchen wir so dringend noch in diesem Winter Abhilfe der furchtbar drohenden Not.

Die schlimmste Not, die durch den Kohlenmangel entsteht, ist die: es werden soundsoviele Betriebe stillgelegt, d. h. die in ihnen beschäftigten Arbeiter werden beschäftigungslos und damit brotlos. Zwar fühlt der Arbeiter, dank der heut noch zu zahlenden Erwerbslosenunterstützung, nicht die entstehende Not, aus seinen Reihen kann daher der Gedanke zur Abhilfe nicht geboren werden; dennoch dürfte auch ihm der hier vorgeschlagene Weg, der zugleich seiner Not und der Kohlennot steuert, willkommen sein. Dieser Weg ist folgender: Ein Teil der von Arbeitslosigkeit fraglos bedrohten Städter zieht freiwillig hinaus und schafft sich die fehlenden Kohlen selbst. Natürlich würde ein einfacher Aufruf zu freiwilliger Meldung wenig Erfolg haben. Aber der Volksvertretung sollte man den Mut zutrauen, daß sie solches Opfer ihren Volksgenossen auferlegt. Das könnte am gerechtesten geschehen in der Form der Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht mit der Kohlenschippe. Ein Reichsgesetz besagt: Jeder Deutsche von 19 oder 20 Jahren, ganz gleich welcher Geburt, hat 1 Jahr mit der Kohlenschippe dem Vaterlande zu dienen.

Man schreibt in dieser Zeit so viel von den Pflichten des Staates gegen den einzelnen Bürger; von den Pflichten des Einzelnen gegenüber dem Staat ist leider nie die Rede. Bekanntlich hat das Erfurter Programm diese Seite des Staatslebens ganz vergessen, es betrachtet das Staatsleben durchaus einseitig, an dieser Einseitigkeit wird es zugrunde gehen — wenn wir diese verhängnisvolle Lücke nicht erkennen und ausfüllen. Das geschieht durch das Gesetz einer allgemeinen Arbeitspflicht und zwar gerade auf dem Gebiete, auf dem die allerdringendste Not herrscht.

Ist dieser Grundsatz erst einmal anerkannt, dann wiegen Einzelbedenken nicht mehr schwer; z. B. wo sollen diese Arbeiter wohnen? Baracken sind genügend in Deutschland vorhanden; und wenn sie auch nicht gleich morgen stehen, so können junge Leute in diesem Alter vorübergehend auch in Bürgerquartieren untergebracht werden. Im übrigen kann ein Teil der eingezogenen Leute zum Wohnungsbau verwandt werden.

Die Entente mag sich vielleicht gegen die Einführung eines Gesetzes der allgemeinen Arbeitspflicht sträuben; wenn man ihr aber sagt: wir sind andernfalls

außerstande unsern Verpflichtungen auf Kohlenlieferung nachzukommen, dürfte sie sich damit einverstanden erklären.

Doch die Arbeitslosigkeit von Hunderttausenden ist nicht die einzige Gefahr, durch die gerade die Kohlennot so schwerwiegende Folgen für uns hat; ebenso ernst ist der Stillstand oder gar Rückgang der landwirtschaftlichen Erzeugung.

Unsere wertvollste Bodenfrucht ist die Zuckerrübe. Zuntz gibt an: Ein ha, bebaut mit Zuckerrüben, liefert 7340 Ernährungstage, mit Weizen bebaut hingegen nur 2700. Der Wert für Kartoffeln bewegt sich etwa in der Mitte zwischen diesen beiden. Am besten nutzen wir also den Boden durch Zuckerrübenanbau.

Nun ist die Zuckerrübe gerade diejenige Bodenfrucht, welche den meisten Stickstoff braucht; ohne sehr reichliche Stickstoffdüngung ist der Rübenanbau zwecklos. Bekanntlich waren schon am 1. April 1916 so viele Stickstoffabriken in Deutschland in Betrieb, daß sie den gesamten Salpeterbedarf unserer Landwirtschaft aus der Zeit vor dem Kriege decken konnten. Diese Fabriken haben mit dem Tage der Revolution großen Teils still gestanden — wegen Kohlenmangels.

Fachleute haben behauptet: Schon die Ernte im Jahre 1920 würde Deutschland von überseeischer Einfuhr von Lebensmitteln unabhängig machen, wenn die Landwirtschaft in dem Winter 1918/19 genügend Stickstoff erhalten hätte. Leider war dies nicht der Fall; d. h. also: Wir müssen noch im Erntejahre 1920/21 hungern, weil wir nicht genügend Kohlen gefördert hatten.

Allerdings ist dieser Ausfall nicht der Kohlenförderung allein zur Last zu legen, sondern in noch höherem Grade der Kohlenverteilung. Es ist für einen denkenden Mensch einfach unbegreiflich, daß Stickstoff-Fabriken nicht hinreichend Kohlen erhielten. Nach den wenigen hier dargelegten Tatsachen bedarf es keiner weiteren Begründung, daß Stickstoffabriken in der Kohlenbelieferung unbedingte Vorzugsstellung einnehmen müssen. Bei der ungeheueren Zahl der Kohlenverbraucher würde der Einzelne den geringen Abzug, welchen er selbst durch Vorbelieferung der Stickstoffabriken erlitte, überhaupt nicht merken. Das Gleiche gilt für die Zuckerraffinerien. Wir leiden heut Mangel an Zucker, nicht etwa weil nicht genügend Zucker gebaut oder geerntet wäre, sondern weil die geerntete Rübe nicht auf Zucker verarbeitet werden kann — wegen Kohlenmangels. Daß auch hier nicht die geringe Kohlenförderung Schuld ist, sondern falsche Verteilung, liegt nach dem Gesagten klar auf der Hand.

Diese Ungeheuerlichkeit, daß bei unserer grenzenlosen Lebensmittelknappheit die genannten Betriebe nicht unter allen Umständen ausreichend Kohle erhalten, kommt ganz natürlich zustande: Die Betriebe gelten nicht als landwirtschaftliche, sondern als Industriebetriebe; folglich ist der Landwirtschaftsminister nicht zuständig bezw. nicht verantwortlich, daß gerade sie um keinen Preis stillstehen. Im Gegenteil, der Reichskohlenkommissar darf den einen Industriezweig nicht besser stellen als den andern. Schwer mag die Verständigung zwischen den beiden verantwortlichen leitenden Stellen sein, dennoch glaube ich, darf die Allgemeinheit

verlangen: so wichtige landwirtschaftliche Betriebe wie Stickstoffabriken und Zuckerraffinerien dürfen niemals über Kohlenmangel zu klagen haben.

Die Kohlennot ist da und ist groß; aber alle Schwierigkeiten, auch die größten, sind nur dazu da, um überwunden zu werden. Und sie können auch überwunden werden, aber nur durch Handeln, und zwar durch richtiges Handeln. Daß die Kohlenförderung durch die vorhandenen Arbeiter sich steigern ließe, ist eitle Hoffnung; denen goldene oder noch schönere Berge versprechen, ist kein Handeln. Handeln heißt, neue Kräfte in Bewegung setzen. Mögen sich Männer finden, welche den Mut haben, den Gedanken der Arbeitspflicht aufzugreifen, auf Grund der vorhandenen Not. Heut noch können wir die Dienstpflicht freiwillig auf uns nehmen; die Not von morgen zwingt uns die Dienstpflicht vielleicht auf als katastrophales Naturgesetz.

Carl Redtmann:
Die Wirtschaftslage in Europa.

Man kann wohl sagen, daß Europa auf einem Vulkan lebt, in allen Ländern verursacht die finanzielle Lage nicht nur Kopfzerbrechen, sondern tatsächliche Sorgen. Bezeichnend ist es, daß selbst in England der Finanzminister einen Staatsbankerott prophezeit hat, falls die Handelsbilanz nicht bald eine Besserung erfährt. Frankreich, Italien und Belgien kämpfen mit noch größeren Schwierigkeiten, von den Mittelreichen gar nicht zu sprechen. Dieses Gefühl der allgemeinen Unsicherheit hat auch dem Geschäftsleben, den Börsen und auch den so empfindlichen Valuten seinen Stempel aufgedrückt.

Die politische und wirtschaftliche Lage der Welt ist verwirrter, denn jemals; man kämpft in allen kriegsgewöhnten Ländern mit dem Problem, wie die ungeheuren Lasten des Krieges ohne einschneidende wirtschaftliche Maßnahmen bewältigt werden können, während in den neutralen Ländern der Rohstoff- und Brennstoffmangel noch immer zu gewerblichen Störungen Anlaß gibt.

Während sich der Kursstand in der ersten Hälfte des Monats August ziemlich behaupten konnte, trat in der zweiten Monatshälfte eine nicht dagewesene Verschlechterung ein. Von nicht unwesentlichem Einfluß wäre sicherlich eine wirtschaftliche Propaganda gewesen, die eine Hebung des Markkurses zweiffellos herbeigeführt hätte, statt dessen werden aber Nachrichten in die Welt gesetzt, welche von schädigendem Einfluß auf unsere Valuta sind, wie z. B. die Nachricht von der Abstempelung der deutschen Banknoten.

Wenn bei Beginn der Börsennotierungen für Mark an den Ententebörsen, die nun schon seit einigen Wochen im Gange sind, eine geschickte Propaganda zugunsten des Markkurses eingesetzt hätte, wäre sicherlich zu einer vorläufigen Besserung der Anfang gemacht, so aber müssen wir diese Versäumnis teuer bezahlen.

Erfreulicherweise haben sich während der letzten Wochen die Anzeichen gemehrt, daß der deutsche Export in absehbarer Zeit eine erheblich größere Rolle als während der Kriegsjahre spielen wird, was schließlich, wenn auch zunächst nur relativ wenig, eine Beeinflussung der deutschen Handelsbilanz zu ihren Gunsten und damit auch eine Festigung der Valuta zur Folge haben muß. Von maßgebender Seite ist früher schon ausgeführt worden, daß der niedrige Stand der deutschen Mark auf die Dauer unbedingt als eine Art Vacuum für den Export wirken muß, und in Verbindung hiermit hat man bereits mehrfach das Interesse der Entente an einer baldigen Festigung des Markkurses betont, um die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit deutscher Erzeugnisse auf dem Weltmarkt in Verbindung mit dem Valutastand nicht allzu stark in Erscheinung treten zu lassen. Jedenfalls wird der niedrige Stand der deutschen Valuta im Auslande gerade einer der stärksten Faktoren sein für die erneute Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie im Auslande, wenigstens bei allen jenen Erzeugnissen, deren Herstellung vollständig oder zum größten Teile mit in Deutschland gewonnenen Rohstoffen erfolgt.

Hierzu schreibt der Pariser „Temps" unterm 25. August: „Die Entwertung des deutschen Papiers ist sehr groß, aber leider nicht geschaffen, um uns betreffs der Entwertung unseres eigenen Papiers zu trösten. Während des Krieges konnten wir uns über die Baisse der Mark freuen, da sie das Kaufvermögen des Feindes im Auslande verringerte und ihn zur Verminderung seiner Goldbestände zwang, ihn damit materiell und moralisch schwächte. Der Sieg und der Friedensvertrag haben uns Rechte gegeben, haben Zahlungen in Aussicht gestellt, die in Gold gemacht werden müssen, diese Lasten sollen nach Ansicht maßgebender Finanzkreise die Grenzen des Zahlungsvermögens unseres Schuldners darstellen. Es würde interessant sein, zu wissen, ob nach ihrer Meinung die jetzige Entwertung der Mark als vorübergehend und im Jahre 1921, wenn der eigentliche Zahlungsbeginn von Kapital und Zinsen der deutschen Schuld einsetzt, bereits merklich gemildert sein wird. Nach dieser Richtung hin haben wir ein zweifelloses Interesse daran, daß die Entwertung der Mark nicht die Lage unseres Schuldners verschlechtert und seine Lasten über die seitens unserer Finanzmänner festgelegten Grenzen erschwert, damit Deutschland nicht der Vorwand gegeben wird, betreffs seiner Verpflichtungen erneut zu diskutieren. Der Friedensvertrag hat zwischen Frankreich und Deutschland auf finanziellem und wirtschaftlichem Gebiet eine zweifellos vorhandene Solidarität geschaffen. Bekanntlich besitzt Belgien etwa 7,5 Milliarden Mark deutscher Banknoten. Durch die Uebernahme von

Elsaß-Lothringen haben die französischen Marktbestände eine Summe erreicht, die, ohne zu übertreiben, etwa 4 Milliarden Mark erreichen wird. Unser Interesse, den Kurs der Mark in die Höhe zu bringen, ist nach dieser Hinsicht nicht anzuzweifeln."

Auch die „Times" legte kürzlich in einem Artikel die Gefahren dar, welche infolge der Entwertung der Mark für den englischen Markt gegeben waren. Die außerordentliche Verschiedenheit der Währungswerte von Geld, das in seinem Ursprungslande immerhin mehr oder weniger noch die gleiche Kaufkraft hat, eröffnet Möglichkeiten einer Art „Dumping", deren Bekämpfung den Engländern noch nicht so ohne weiteres leicht erscheint. Auch der französische Handelsminister betonte neulich, daß die niedrige Markvaluta faktisch eine den deutschen Industriellen gewährte Exportprämie bedeutet, der man entgegentreten müßte.

Der Minister empfahl den Vertretern der französischen Exportinteressenten die zur Untersuchung dieses Problems ein besonderes Komitee gebildet haben, die günstigste Lösung folgender drei Möglichkeiten: Entweder Handelsfreiheit für Frankreich mit genügendem, aber nicht übertriebenem Zollschutz, oder ein zentraler Einkaufsorganismus mit durch den Staat kontrolliertem Importmonopol und staatlicherseits festgelegten Verkaufspreisen, oder eine staatliche Einkaufsorganisation ohne Monopolbesitz. Der „Temps" schließt seinen Artikel: Das Wechselkursproblem ist sowohl für Deutschland wie für Frankreich in der gleichen Art und Weise, mit den gleichen Symptomen und der gleichen Dringlichkeit der Bewältigung gegeben. Sieger und Besiegte sind aus dem Kampf zu Tode verletzt und geschwächt hervorgegangen.

Man sieht, daß man sich in Frankreich selbst über die Schwere der Wirtschaftskrise keinerlei Illusionen mehr macht und die frühere Befriedigung über die schlechten finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands vollständig verschwunden sind; im Gegenteil, Frankreich wünscht in wohlverstandenem, eigenem Interesse jetzt eine möglichst baldige und durchgreifende Hebung des Wirtschaftsorganismus Deutschlands.

Für einen großen Teil von Osteuropa ist die Valuta ein so unsicherer Wert geworden, daß der Handel in großem Umfange im Austauschverkehr gegen andere Waren stattfindet, wie dies in früheren Zeiten der Fall war. In ganz Europa besteht anderseits ein derartiger Bedarf an nichteuropäischen Lebensmitteln und Rohstoffen, dem nur ein geringer Export gegenüber steht, um diese Einfuhr zu bezahlen. Die nichteuropäischen Exportländer, von denen die Vereinigten Staaten bei weitem die wichtigsten sind, finden den Wechselkurs so sehr zu ihrem Vorteil, daß es für sie schwer ist, ihren Export, ausgenommen durch Kredite, zu finanzieren. England nimmt hierbei eine besondere Lage ein. Der Wechselkurs mit New York ist sehr zum Nachteile Englands, dagegen mit Paris, Brüssel und Italien entschieden zum Vorteil Großbritanniens. Zwar hat sich die Handels-

bilanz zwischen England und Amerika in letzter Zeit durch die Wiedereinführung des freien Marktes für südafrikanisches Gold etwas gebessert, aber um eine durchgreifende Wiederherstellung zu erzielen, wird Großbritannien seine Produktion und seinen Export viel mehr steigern müssen. Die frühere Festigkeit des Pfundkurses wird nicht eher zurückgewonnen werden können, als wenn England aufhört, weniger einzuführen, wie jetzt der Fall ist.

Zu welch eigenartigen Verhältnissen der jetzige Stand der Wechselkurse geführt hat, illustriert die in der holländischen Presse gebrachte Mitteilung, daß ein großes englisches Konsortium ein Übereinkommen mit einer holländischen Handelsfirma getätigt hat, um Produkte der deutschen Metallindustrie für direkten Export nach England in großem Maßstabe einzukaufen. Diese Transaktion ist interessant, weil aus ihr hervorgeht, wie durch die fortgesetzte Steigerung des Dollarkurses in London und die wachsenden Schwierigkeiten auf industriellem Gebiet in England die dortigen Händler gezwungen werden, sich für den Bezug von Waren an den Kontinent zu wenden. Ein weiteres Beispiel betreffs des Einflusses der Wechselkurse wird von der „Times" gebracht: Ein großer in Holland abgeschlossener Vertrag von Konstruktionsmaterial wurde durch eine deutsche Firma zu viel niedrigeren Preisen, als von englischen Firmen notiert, angenommen, und zwar soll die betreffende Differenz 20 Pfd. St. pro Tonne betragen haben. Der seitens der deutschen Firma notierte Preis für das herzustellende Konstruktionsmaterial soll selbst noch niedriger gewesen sein, als die zur Zeit in England gültige Notierung für Rohstoffe, welcher Unterschied für die britischen Konkurrenten ein Rätsel war. Die englische Firma sucht die Erklärung in dem Umstand, daß der Wechselkurs zwischen Holland und Berlin zur Zeit etwa dem Satz von 25 bis 30 Schillinge für 100 Mark entspricht.

Trotz dieses Umstandes erscheint es angebracht, die Möglichkeiten der deutschen Ausfuhr nach England nicht allzu gewaltig einzuschätzen. Im „Ironmonger" lesen wir einen Artikel über die deutsche Stahlwarenausfuhr nach England, woraus zwar ersichtlich ist, daß die englische Produktion trotz aller Selbständigkeitsbestrebungen während des Krieges jetzt den Bedarf nach deutschen Erzeugnissen nicht völlig zurückdrängen kann, doch ging aus dem Artikel die viel wichtigere Tatsache hervor, daß der Gedanke des Protektionismus zum Schutze der inländischen Industrie in dem alten Freihandelsland England tatsächlich tiefe Wurzeln geschlagen hat. Bei der Einfuhr ausländischer Waren wird heute stets gefragt, ob auch die inländische Industrie sie nicht liefern kann, und wird nur, soweit dies nicht der Fall ist, die Einfuhr deutscher Erzeugnisse zugelassen und sozusagen „entschuldigt". Früher kaufte England seine Waren dort, wo es sie am besten und vorteilhaftesten beschaffen konnte. Es sah in der ausländischen Konkurrenz die wirksamste und zweckmäßigste Kontrolle seiner eigenen Industrie, doch ist nach dieser Richtung jetzt offenbar eine merkliche Veränderung in der Mentalität der britischen Handelswelt eingetreten.

Die auffallende Schwäche der französischen Franc setzt sich in den letzten Wochen fort; ein Beweis dafür, daß Frankreich noch auf wachsende Einfuhren zur Deckung seiner Bedürfnisse angewiesen ist. Auch die neutralen Devisen zeigen eine Neigung zur Aufwärtsbewegung, da diese Länder gleichfalls zur Wiederanfüllung ihrer verbrauchten Lager gezwungen sind und dieserhalb ausländische Devisen benötigen.

Um gemeinsamen Interessen zum allgemeinen Aufbau zu dienen, hat man die Einberufung einer internationalen Valuta-Konferenz in Aussicht genommen, zu der man aber nicht alle Vertreter einzelner Länder einzuladen gedenkt; es kann aber nur etwas Dauerndes zum Nutzen der Allgemeinheit geschaffen werden, wenn Mark, Krone und Rubel auf dieser Konferenz unbedingt vertreten sind.

Für eine neue Regelung des internationalen Verrechnungsverkehrs bestand bekanntlich schon vor dem Kriege eine Strömung. Die Lösung wird von ihr gesucht in der Eröffnung von Krediten im Auslande und gleichzeitig in der Abschaffung des Goldes als Wertmesser, als Medium für internationale Verrechnungen; gerade wie seinerzeit in Deutschland das Silber entthront wurde, soll es auch mit dem Golde geschehen, wenn man auch den Gedanken nicht los werden kann, daß man langsam späterhin wieder versuchen wird, dem Gold erneut seine vollen Funktionen als internationales Verrechnungsmittel ausüben zu lassen.

Die ganze Schwere der europäischen Valutakrise ist in den Vereinigten Staaten offenbar erst in neuerer Zeit mit der nötigen Klarheit erkannt worden und es ist zu befürchten, daß ein eingehendes Studium der europäischen Währungsverhältnisse auf der kommenden internationalen Valutakonferenz die etwa noch bestehende Neigung für Kredite völlig verschwinden lassen wird, zumal sich in den Vereinigten Staaten selbst ein wachsender Kreditbedarf abzeichnet und die Amerikaner in allererster Linie zuerst an sich selbst denken werden. Die Gewährung von Warenkrediten größeren Stils ist aber nur möglich, wenn man in absehbarer Zeit mit einer Gegenleistung des Kreditnehmers rechnen kann. Die Möglichkeit hierfür ist jedoch nur dann gegeben, wenn die Produktivität des Schuldners sich hebt und keine Erschlaffung eintreten wird, wie sie nur allzu häufig vorgekommen ist. Nur durch eigene rastlose Arbeit kann Deutschland zu dauerndem Kredit gelangen und mit Hilfe dieses Kredites wird man sich dann schneller als sonst aus seinem Elend herausarbeiten können. Fallen die Produktionsziffern Deutschlands jedoch weiter, so können auch fremde Rohstoffe oder gar fremde Fertigfabrikate auf die Dauer nichts nutzen; im Gegenteil, der Kredit, mit dem Deutschland sie vorläufig bezahlen müßte, würde das deutsche Volk nur noch hoffnungsloser in den Defizitsumpf hineinreißen.

Wie von amerikanischer Seite geäußert wird, müsse jedoch die vielbesprochene Organisation des europäischen Kredits vorläufig zurückgestellt werden, bis eine gewisse Klärung der sozialen und Produktionsverhältnisse der europäischen Staaten

eingetreten wäre; dann müsse eine genaue Aufstellung der Quantitäten Waren und Kredite gemacht werden, für welche in den europäischen Staaten unbedingter Bedarf vorläge, und schließlich sei eine besondere Geneigtheit der europäischen Regierungen, die von amerikanischer Seite eventuell möglichen Kredite anzunehmen, wegen der Tragweite der dann zu übernehmenden Verpflichtungen vorläufig noch nicht festzustellen.

H. Seipp:
Wirtschaftliche Grundlagen des Völkerbundes.

Durch den Krieg ist der Völkerbund von einem sittlichen Ideal auch zu einem wirtschaftlichen Ideal geworden. Es dürfte wohl kaum einen Einsichtigen geben, der an dieser Wahrheit zweifelt. Die wirtschaftlichen Zustände aller Völker führen heute dafür den Beweis. Die Überzeugung von der Notwendigkeit der Errichtung des Völkerbundes hätte sicherlich auch vor dem Weltkriege größere und schnellere Fortschritte gemacht, wenn das Schwergewicht der Propaganda nicht allzu ausschließlich auf die sittliche Seite dieser Forderung gelegt wäre. Leider hat sich auch hier wieder, und zwar in unendlich verstärktem Maße gezeigt, daß Völker nicht durch Vernunft, sondern durch Katastrophen regiert werden. Es bedürfte einer Weltkatastrophe, um unter andern Völkern die Idee einer Neuorganisation der wirtschaftlichen Beziehungen, wie sie nur im Völkerbund möglich ist, erstehen zu lassen. Nachdem nun von den verschiedensten Richtungen her die wirtschaftliche Seite des Völkerbundsproblems untersucht worden ist, stellt sich heraus daß in der Tat unter Berücksichtigung der heutigen unlösbaren weltwirtschaftlichen Verpflichtungen aller Völker die Neuorganisation und Verbesserung der Weltwirtschaft nicht nur eine schöne und begrüßenswerte Beigabe des Völkerbundes ist, sondern seine *notwendige Voraussetzung und Grundlage*. Unter den Völkern des Kontinents verdient erwähnt zu werden, daß besonders Deutschland und England die hierher gehörenden Wirtschaftsprobleme am gründlichsten erforscht und geklärt haben. In Deutschland hat sich vor allem der Handelsvertragsverein (Berlin) darum verdient gemacht. Schon seit Herbst 1917 ist er für die Begründung eines Völkerbundes mit allem Nachdruck eingetreten, unter Hinweis auf die unbedingte wirtschaftliche Notwendigkeit eines solchen, und zwar nicht nur im Interesse Deutschlands und seiner Verbündeten, sondern im Interesse aller Völker, die alle gleichmäßig an der Wohlfahrt der Weltwirtschaft interessiert sind.

Dabei ist leider zu konstatieren, daß die bisher veröffentlichten Völkerbundsentwürfe dieser Verschiebung des Schwerpunktes vom ethischen in das wirtschaftliche Gebiet nicht genügend Rechnung trugen. Vielmehr waltet bei weitaus den meisten das ethisch-juristische Moment vor, in keinem findet man Einrichtungen vorgesehen, welche systematisch die weltwirtschaftlichen Beziehungen der Völker von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus zusammenfassen und organisieren. Auch in dem bekannten und von der deutschen Gesellschaft für Völkerrecht ausgearbeiteten Entwurf für die Verfassung des Völkerbundes ist die untrennbare Einheit der wirtschaftlichen Beziehungen willkürlich auseinandergerissen und allein nach juristischen Momenten geordnet worden. In logischer Folge dieser Zersplitterung der wirtschaftlichen Fragen ist denn auch nirgends eine Zentralorganisation vorgesehen worden. Die organische Einheit ließe sich nun leicht dadurch wieder herstellen, wenn, diesen Entwurf ergänzend, die Errichtung eines Weltwirtschaftsamtes gefordert würde. Hierdurch könnte alsdann automatisch die ganze Materie, die an und für sich in hervorragender Weise ausgearbeitet worden ist, umorganisiert werden. Alle wirtschaftlichen Fragen, Abkommen u. s. w. fielen alsdann in den Bezirk des Weltwirtschaftsamtes, während alle reinen Rechtsfragen und die Gerichtsbarkeit sich zwanglos in einem Völkerrechtsamt zusammenfassen ließen. Die ganze Anordnung der Materie würde dadurch an Klarheit gewinnen und der wirklichen Sachlage der Dinge entsprechen. Denn da der Völkerbund nichts weiter sein soll und sein kann als eine Übertragung der Prinzipien des Einzelstaates auf die Gesamtheit der Nationen, so müssen in gleicher Weise wie im Einzelstaate auch im Völkerbund die politischen Momente, Fragen und Organisation getrennt werden von den wirtschaftlichen. Wir werden im Völkerbund genau so wie im Einzelstaate künftig Organisationszentren für Rechtsfragen einerseits und Wirtschaftsfragen andererseits benötigen. Aus beiden wird die künftige Weltpolitik, in der das Wohl und Wehe jedes einzelnen verankert ist, erwachsen. Daraus ergibt sich ferner, daß das Völkerrechtsamt und das Weltwirtschaftsamt der Völkerbundsorganisation einander koordiniert sein müssen und daß sie in ihrer organischen Verknüpfung die Gesamtheit des Völkerbundes darstellen.

Das Wirtschaftsamt hätte nicht nur als Abrechnungsinstitution zu wirken, sondern von sich aus die Neuorganisation der Weltwirtschaft zu beginnen und einen gerechten Ausgleich zwischen dem politischen Nationalismus und dem wirtschaftlichen Internationalismus zu schaffen. Die Bewirtschaftung der Güter des Weltmarktes kann und darf eben künftig nicht mehr allein nach dem ökonomischen Prinzip erfolgen, das der verflossenen Epoche des mechanischen Nebeneinanderlebens der Menschen entstammte, sondern muß sich fernerhin nach dem von Vernunft durchleuchteten Prinzip unparteiischen Rechtes, welches dem Grundprinzip der neuen Menschheitsgemeinschaftsform: des organischen Zusammenlebens entspricht, vollziehen. Diesen Prin-

zipienwechsel: Recht an Stelle von Gewalt, welcher durch die Weltrevolution nicht nur in den einzelnen Staaten, sondern auch in der Gesamtheit der Menschheit ausgelöst wurde, bedingt auch einen Umbau in der Wirtschaftsmoral. Nicht mehr der augenblickliche Nutzen des Einzelnen oder einer Volkswirtschaft allein darf das Leitmotiv des Handels und des Handelns sein. Dies gilt für die unwiderruflich abgeschlossene Epoche mechanischer Lebensordnung, aus deren Trümmerfeld wir heute mit allen Kräften herausstreben in das lichtere Gefilde organischer Lebensordnung, aus der Herrschaft willkürlicher Gewalt in die unparteiischen Rechtes, von den groben Prinzipien mechanischer Entwicklung zu den feineren organischer Entfaltung. — Und weiter: Mißernten oder Überproduktionen einzelner Länder oder ganzer Erdteile dürfen künftig nicht mehr in schweren Krisen die ganze Weltwirtschaft erschüttern oder durch Spekulation von einigen wenigen ausgenutzt werden, sondern sind durch das Weltwirtschaftsamt im Interesse aller so weit als möglich auszugleichen. Die durch den Weltkrieg im größten Stile organisierte Verteilung aller Rohstoffe der Welt muß beibehalten — aber statt unter dem Gesichtspunkt extremsten Wirtschaftskrieges unter dem unparteiischen Rechtes, das nach besten Willen und Kräften den Interessen jeder Nation Rechnung trägt, erfolgen. Nur so kann den jeden Völkerbund zerstörenden Folgen eines planmäßigen Wirtschaftskrieges oder dem bisher üblichen Handel nach dem ökonomischen Prinzip des „Laissez faire" begegnet werden. Wir können in der Weltwirtschaft fernerhin weder anarchistische noch kriegerische Zustände dulden, wenn wir nicht wollen, daß das Gefüge der Welt immer wieder von neuem zusammenbricht.

Reinhold Lorenz:
Von der Perfidie der Zahl.

Jede Zeit hat ihren Herrscher. Einmal glaubt man an gottgewollte Autorität, dann bäumt sich wieder ein Geschlecht auf und kämpft um den Triumph des eigenen Willens. Die Gesellschaft will aus sich selbst heraus neue Grundlagen ihrer Organisation finden. Nur das eigene Recht darf ihr Pflichten gebieten. Was regiert nun in Kultur und Politik heute mehr als das Majoritätsprinzip? Vier Menschenalter nach der Großen Revolution von 1789, mit der wir die neueste Geschichte beginnen lassen, sind wir angelangt bei der M o n a r c h i e d e r Z a h l! Was damals der Staatsstreich philosophierender Gleichheitsschwärmer war, ist uns in der Gegenwart als die Frucht einer verdorrenden Alltagskultur zuteil geworden.

Wenn wir vor einigen Monaten das Gedächtnis an James Watt, den Erfinder der Dampfmaschine, erneuerten, so hätten die Revolutionäre von 1918

und 1919 in ihm ihren Wegbereiter feiern können. Die Fabriken haben die Wirtschaft revolutioniert, ihre Arbeiter wurden die Sturmtruppe für den politischen Umsturz. Das Wahrzeichen der Maschinenkultur, Zusammenballung der Massen, wurde überhaupt das Charakteristikum unserer Zeit! Von überallher strömten hunderttausende Männer und Frauen in die Stadt. Des Zusammenhanges mit der Heimaterde verlustig, oft einander fremd an Volkszugehörigkeit und Religion, werden sie ohne Rücksicht auf ihre Persönlichkeit durch ein Arbeitsverhältnis zusammengehalten, das gleichbedeutend mit Verlust des frohen, allein schon Werte schaffenden Gefühls der Unabhängigkeit ist. Nicht Auswertung deiner Individualität, heißt es da, sondern dasselbe leiste wie Dutzende oder Hunderte andere. Natürlich folgt daraus Einreihung deines Könnens in die Mehrheitsleistung, wenn damit der Dutzendware auch der Stempel sachlicher Schablone aufgedrückt wird. Maschinen und Arbeiter müssen einander ergänzen, bei beiden geht Quantität vor Qualität! — Was ist das anderes als Organisation durch die Zahl?! Der Einzelne ist nur das Glied einer langen Reihe, er selbst würde unnütz, wenn nicht so viele andere von seiner Art da wären, denn die Präzision dieser Wirtschaft besteht gerade darin, ohne „Imponderabilien“ es fortwährend mit Summen und Produkten zu tun zu haben! 12 ganz gleichgebaute Maschinen leisten genau $1/12$ mehr als 11; ebenso kalkuliert der Unternehmer mit Menschen. Will er etwa die doppelte Leistung erzielen, nimmt er einfach doppelt so viel Arbeiter. Die Beherrschung der Massen durch die Zahl eröffnete dem Kapitalismus Ausblicke in unbegrenzte Möglichkeiten. — Doch nur bei der Maschine stimmt die Rechnung, die Menschen werden trotz allem wieder lebendige Größen. . . . .

Heute wollen die Massen selbst herrschen nach dem Gewicht ihrer Zahl. Das vom Unternehmer zu seinen objektiven Zwecken organisierte Proletariat kämpft jetzt um den eigenen Vorteil. Die Waffe ist gegen den Schützen gekehrt worden . . . Heute ist nach beider Ansicht menschliche Arbeitskraft käufliche Ware, deren Bewertung tarifmäßig festgesetzt werden muß. Das Schema, das den Arbeitern recht und billig scheint, erzwingen sie sich kurz und bündig. Die Legionen der Arbeitsbienen schließen sich zur kampfbereiten Front, wo niemand ausspringen darf. Bestände individuelle Konkurrenz darin, sich an Geschicklichkeit, Tatkraft und Intelligenz zu messen, so setzen die Ziffern alles durch, indem sie solange streiken, bis der Beweis wieder einmal erbracht ist: Auch die größte Zahl gilt nichts, wenn die Nullen wegfallen. . . . Wir haben damit eine soziale Bewegung vor uns, die ohne ähnlichen Vorläufer in der Vergangenheit, der geschichtlichen Voraussicht spottet. Kein Wunder, wenn am ehesten die Jünger einer rücksichtslos materialistischen Weltanschauungslehre es unternehmen wollen, dieses schwerste aller Rechenexempel nach ihrer Methode zu lösen. . . . .

Wer könnte sich ganz der Zahlenkultur entziehen? Keiner, dem Nahrung und Kohle, womöglich Wohnung und Kleidung „nach Kopf und Tag“ —

wie der neue Amtsstil fordert — rationiert und rayoniert wird. Wie lange noch und selbst die Bannerträger der Zivilisation, Kunst, Literatur, Wissenschaft werden, in die Netze der Zahl verstrickt, zu Falle kommen? Die Bücher sind schon Kapitalswerte, die mit Reklame in Mode gesetzt werden, um möglichst hohe Auflagenziffern zu erreichen. Bald wird für das Drama — bei der Operette sind wir's ja schon gewohnt — die Aufführungszahl und das Kassenbudget der sicherste Wertmaßstab sein. Die Früchte wissenschaftlichen Forschungsfleißes jedoch werden möglichst entschädigungslos „sozialisiert", indem den „geistigen Arbeitern" bedeutet wird: Gemeine oder andere Ziffern gelten heutzutage gleichviel . . . Die Gerechtigkeit der Majoritäten kennt kein Ansehen der Person, sie hält mit verbundenen Augen die Wage in der Hand und findet den Haufen Spreu schwerer als das Weizenkorn. . . . .

Diese Grundsätze einer exakten Gerechtigkeit beherrschen, Gottlob, nunmehr auch die Politik. Der Staat darf ihre Urteile bloß sanktionieren. Als vor 130 Jahren der tiers état die Abstimmung „nach Köpfen" durchsetzte und die somit aus den alten états généraux hervorgegangene „Konstituante" das gleiche Wahlrecht aller „Aktivbürger" beschloß, schien dies dem übrigen Europa eine Ausgeburt des hitzigen gallischen Nationalcharakters, nun ist es Gemeinplatz aller Realpolitiker geworden. Das unbedingte Recht der Mehrheit, das längst für Vereine, Innungen, Stände u. s. f. selbstverständlich war, überträgt man einfach ins Große. Kein Abgeordneter, der nicht Zehntausende, kein Minister, der nicht eine Partei von Millionen hinter sich hat. Und nun das Resultat aller dieser Additionen und Proportionen?! Stimmt die Rechnung, müßte es eine rührende Übereinstimmung zwischen Volk und Regierung, ja ein Verschwinden dieses historischen Gegensatzes sein! Wer aber nicht davon überzeugt ist, daß wir es so herrlich weit gebracht hätten, der möge sich fragen: Ist es ausgemachte Tatsache, daß alles, was im Kleinen billig, in riesenhafte Perspektiven übertragen auch nur vernünftig und annehmbar ist? Wird einer, der seine Berufs- oder Standesinteressen trefflich wahrt, immer ebenso dem Staat mit Weitblick und Selbstverleugnung gerecht werden? Bleibt endlich das Verantwortungsgefühl, ja selbst die Verantwortungsmöglichkeit eines Wählers gleich, wenn seine Stimme in beschränktem Kreise von allen gehört wird oder sie etwa 1/50 000 der Wahlziffer darstellt, an deren Zustandekommen noch dazu eine raffinierte Massensuggestion mitwirkt? Die Konstituante von 1789 hatte dem neuen Problem einer allgemeinen Volksvertretung eine Lösung gegeben, über die wir trotz der dazwischen liegenden Erfahrung und Ernüchterung nicht hinausgekommen sind. Das Volk ist eine Gemeinschaft, die eben in der Eigenart ihrer Gliederung in intellektuelle und moralische, soziale und wirtschaftliche Gruppierungen, wozu geschlechtliche Trennung und Verbindung kommt, die Gewähr ihres Bestandes, die Berechtigung ihrer Existenz findet. Und doch sollte seine Vertretung dadurch zustande kommen können, daß man die Stimmen unterschiedslos in eine Urne wirft wie Nummern eines Glücksspiels?! Nein.

Die Gleichung Schuster = Schuster mag noch hingehen, aber Wähler = Wähler ist ein falscher Ansatz, der zu schlimmen Rechenfehlern führen muß . . .

Die einen sprechen vom Zeitalter des Kapitalismus, andre von der Epoche des Sozialismus, die dritten von der — angeblichen — Demokratie, und doch sind das nur die Wandlungen desselben materialistischen Jahrhunderts, Ausdrucksmöglichkeiten, in denen sich eine Kultur erschöpft, in der die Zahl durch die Majorität regiert. Darüber kommen wir nicht hinaus, bis die Rechenkünstler in der Politik und sonst im Leben es selbst eingesehen haben werden: Es ist nicht ökonomisch, sich durch Rechnung mit Zahlen das Denken auf lebendige Menschen ersparen zu wollen. . . .

Ludwig Reiners, München: Zur Psychologie der Stäbe.

Die Zeiten sind vorüber, wo sich das Militärische immer von selbst verstand. Wo vor dem Hinweis auf militärische Notwendigkeiten jede Beschwerde verstummte und sich an die Heerführung keine Kritik heranwagte. Undankbar und vermessen wäre es damals dem Bürger erschienen, hätte man es versucht, ein Bild von Aufbau und Wesen der Stäbe zu entwerfen, das auch ihre Schattenseiten nicht hätte verschweigen können. Mommsens „Götzenanbetung des Erfolges" grassierte.

Und dennoch gab es schon damals eine Menschengattung, die von der Fehlerfreiheit unserer Heerführung nicht so restlos überzeugt war wie die Abonnenten: das war der Frontsoldat. Der spürte jeden Fehler am eigenen Leibe und schimpfte Mord und Brand, wenn er pro Tag 5 Befehle erhielt, wenn wieder einmal eine Anordnung in drei Stunden viermal umgeworfen wurde, wenn die Ablösung ausblieb oder der Nachschub stockte. Der war im stillen überzeugt, daß die Intelligenz mit der Entfernung vom Graben quadratisch abnehme und daß man insbesondere in den höchsten Stäben die auserlesensten Trottel der Armee versammelt hätte. Und vor allem, daß die Stäbe — von der Brigade an nannte er sie Etappenschweine — die fetten Leiber behängt mit allen Orden und Ehrenzeichen, im trauten Verein mit Hilfsdienstpflichtigen, Roten Kreuz-Schwestern und Französinnen alle Tage herrlich und in Freuden lebten.

Dem war nicht so. Ein Urteil, bei dem Neid und Unkenntnis Schwächen vergrößerte, Vorzüge vergaß. Gewiß: die Stäbe aßen und tranken gut, denn — seßhafter als die Truppe — konnten sie sich Vieh und Geflügel halten, Gärten bewirtschaften, Wein aufspeichern und Lebensmittel aus dem Lande aufkaufen; gewiß: ungerechtfertigt viel Orden blieben da hängen,

wo sie verteilt wurden; gewiß: manch Liebelei wurde dort abgesponnen. Alles Dinge, die man unbedingt hätte unterbinden müssen, weil sie, geschäftig verzerrt und übertrieben, die Truppe erbittern mußten. Der Soldatenwitz, eine Ordonnanz habe eine nach 5 Gängen schon gesättigte Exzellenz ermahnt: „Durchhalten Exzellenz bis zum 6. Gang!" legt von der in der Truppe hierüber herrschenden Meinung klar Zeugnis ab.

Aber man vergaß die Kehrseite, denn man kannte sie nicht. Kennzeichnete das Leben in der Front Gefahr und Entbehrung, so das bei den Stäben Arbeit und Verantwortung. Eine Sinekure war der Stab höchstens für persönliche Adjutanten, Stabsapotheker, Feldprediger und Kriegsgerichtsräte; die entscheidenden Stellen hatten auch in ruhiger Zeit den Tag ihre 10—12, in schweren auch 20 Stunden täglich unermüdlich zu schreiben, zu beraten und zu telefonieren. Und die knappen Schlafzeiten, die der unermüdliche Fernsprecher gönnte, beschnitt und störte das bange Gefühl schwerer Verantwortung.

Nicht nur der Laie, sondern auch der Frontsoldat machen sich von Art und Umfang der Arbeit bei den Stäben selten ein zutreffendes Bild. Ein Beispiel: 15 Minuten aus dem Leben des Nachschubgeneralstabsoffiziers eines Generalkommandos während einer Offensive. Die linke Flügeldivision teilt durch Fernsprecher mit, daß die Munition knapp werde, Nachschub sei unmöglich, weil alle Straßen unter Feuer lägen. Der Kommandeur der Munitionskolonnen beschwert sich, bei dem Futterzustand seiner Pferde lehne er die Verantwortung für den Nachschub ab. Der Kraftwagenhauptmann schickt seinen Adjutanten, um zu melden, daß das AOK nicht genug Benzin liefere, er werde den Betrieb einstellen müssen. Ein Fernspruch trifft ein, die Nachschubbahn des Korps sei durch Fliegerbomben unterbrochen. Der Gendarmerierittmeister erbittet Auskunft, wo morgen der Hauptverkehr sein werde. Der Korpsarzt stürzt ins Zimmer, er brauche sofort eine Kraftwagenkolonne zum Transport von Sanitätsmaterial, auch hätte sich der Korpshygieniker da und da über schlechtes Trinkwasser beklagt, da müsse eine Wasserkolonne gebildet werden. Eine Division meldet schriftlich, ihre einzige Straße sei zerfahren und unpassierbar. Das Armeeoberkommando will sofort eine Übersicht über alle Nachschubmittel und ihre Verwendung haben. Die Kartenstelle verlangt schleunige Auskunft, wo morgen die Munitionsausgabestellen sein würden, um sie einzeichnen zu können. Die Operationsabteilung braucht sofort einen Plan über die Verteilung der Nachschubstraßen für den kommenden Tag; die Befehlsempfänger müßten abreiten. Der Artilleriekommandeur teilt mit, daß nach Gefangenenaussagen links ein Gegenangriff bevorstünde, ob die Munitionslage ein längeres Vernichtungsfeuer gestatte. Ein Truppenteil beschwert sich über Mangel an Hufeisen, ein zweiter über schlechtgearbeitete Schnürschuhe, ein dritter

über klemmende Infanteriepatronen, ein Munitionslager über Fehlen von Taschenlampen. Der Stabschef befiehlt sofort Vortrag über die gesamte Nachschublage. Das ist ohne Übertreibung ein normaler Verlauf. Alle Entscheidungen müssen umgehend getroffen werden; eine Verzögerung von einer halben Stunde kann entscheidend sein. Jede Arbeit wird von 10 Anfragen, Wünschen und Beschwerden unterbrochen. Fernsprechleitungen sind unterbrochen oder überlastet. Gelingt es trotzdem, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, was von 10 Fällen neunmal der Fall ist, so merkt der Frontsoldat nichts und kann nichts merken. Den zehnten Fall aber, wo irgend eine Schwierigkeit triumphierte, den vergißt er nie als einwandfreien Beweis für die Unfähigkeit der Führung. Er ahnt nicht, daß fast stets die Verhältnisse die Schuld tragen, bisweilen das System, nur selten die Menschen. Und deren Fehler zog das System groß.

Wie unterscheidet sich militärische Organisation von ziviler? Dreifach: durch den Grundsatz widerspruchsloser Disziplin, durch den Verzicht auf das Prinzip der Wirtschaftlichkeit und durch ihre Eigenart in der Regelung der Verantwortung. Während dieser dritte Grundsatz, daß nämlich der Führer für jeden Mißerfolg in seinem Machtbereich — er mag an ihm mitschuldig sein oder nicht — verantwortlich ist, während dieser Grundsatz eine unnötige Überspannung traditioneller Pflichtbegriffe war, rühren die beiden anderen nicht aus Willkür oder Zufall her. Es war sehr billig, wenn Reserveoffiziere spotteten, jedes Privatunternehmen, das nach den Grundsätzen des deutschen Heeres arbeiten wollte, wäre in einem Vierteljahr pleite, vorausgesetzt, daß der Direktor nicht schon vorher unter Kuratel gestellt worden wäre. Die Heeresleitung kann den Spieß getrost umdrehen: nie käme sie zum Ziele, wollte sie mit kaufmännischen Geschäftsgrundsätzen arbeiten. Für Koulanz und Gefälligkeit kann im Kreise ihres Wirkens kein Raum sein. Der Kaufmann, der Stadtmagistrat, die Regierung haben Zeit zu Erwägungen, und ihre Geschäfte beruhen auf gegenseitigem Vorteil. Wo es sich aber darum handelt, Menschen zum äußersten hinzureißen, das letzte aus jedem herauszuholen, in verwickelten Situationen stündlich neue Entschlüsse zu fassen und sofort durchzuführen, da müssen die Befehle unumstößlich, die Mittel hart, und der Ton herbe sein. Das Vetorecht des Regimentskommandeurs gegen den Korpsbefehl, des Gefreiten gegen den Kompagnieführer ist eine Unmöglichkeit. Nur Disziplin, das altpreußische „Was befohlen ist, wird gemacht" hielt die Truppe im Trommelfeuer zusammen, wenn Vaterlandsliebe und Eidestreue, ja selbst der Ehrgeiz ihren Einfluß auf den Menschen eingebüßt hatten.

Die Vorzüge dieser Organisationsform sind ungeheuer. Der militärische Führer braucht nicht die Hälfte seiner Kraft und Arbeitszeit auf Überredung, Bitte und Feilscherei zu verwenden, nicht bei jeder Maßnahme auf 10 In-

teressenten Rücksicht zu nehmen, 5 Genehmigungen einzuholen, Kompromisse zu suchen, Reibungen auszuschalten, Widerstände zu beseitigen, bis schließlich jede Tätigkeit in Wurstelei versandet: er braucht nur zu befehlen, und es geschieht.

Die Frage ist aber, ob man nicht diesen gesunden Grundsatz überspannt hat. Das hat man. Die unerhörte Erleichterung, die das Prinzip widerspruchsloser Disziplin für jede Organisation bedeutet, wurde ihr Verhängnis. Man war um des Prinzips willen autokratisch, auch wenn es die Sache nicht erforderte. Namentlich im Stellungskrieg ermöglichte es die Gleichförmigkeit der Kampftätigkeit und die Sicherheit der Verbindungen, jede Einzelheit durch Befehle zu regeln. Ein Übermaß von Befehlen, die berüchtigte deutsche Überorganisation, beengte Entschlußkraft und Verantwortungsfreudigkeit der Unterführer. Je mehr der äußere Feind Ruhe gab, desto erbitterter griff der innere an. Oft fehlte den Stäben auch das Verständnis für die Mehrarbeit, die der Truppe aus manchen Befehlen erwuchs, und man ahnte nicht, mit welcher Verachtung der Kompagnieführer den Berg von Befehlen, Anfragen, Terminmeldungen entgegennahm, den ihm die Meldegänger tagtäglich in den Unterstand schleppten.

Vergebens wandte sich Ludendorff in scharfen Erlassen gegen das „Papiertrommelfeuer von rückwärts": die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz antwortete, neben dem Generalintendanten mache niemand soviel Schreibarbeit wie der Generalquartiermeister. (Ludendorff hatte Humor genug, das Schreiben, in dem diese Antwort stand, ruhig nach unten, ich glaube bis zu den Divisionsstäben weiterzugeben). Aber die „Befehlsfreudigkeit" der Stäbe war nicht mehr einzudämmen. Die Folgen der überspannten militärischen Ausleseprinzipien machten sich geltend: ein Drittel aller Befehle wurde nicht um der Sache willen gegeben, sondern „um sich zu decken" oder weil es von oben verlangt wurde, und man sich nicht zu widersprechen traute. Machte man aber gegen einen ohne hinreichende Sachkenntnis gegebenen Befehl triftige sachliche Gründe geltend, so kam nicht selten eine Antwort nach dem Schema: das Armeeoberkommando hat keine Veranlassung, seine einmal getroffenen Dispositionen zu ändern. Die Sorgen, Wünsche und Beschwerden der Frontsoldaten gelangten nur schwer an das Ohr der entscheidenden Stellen; kluge Divisionen verboten ihre Äußerung gegenüber besichtigenden Vorgesetzten und verwiesen hierfür auf den Dienstweg, den Dienstweg, dessen unendliche Länge seit jeher ein Ziel des Soldatenspotts und anscheinend doch nicht zu kürzen war.

Dazu kam die zweite Schwäche militärischer Organisation, der Ausschluß des Prinzips der Wirtschaftlichkeit. Im Gegensatz zum Kaufmann wurde die Entschlußkraft des militärischen Führers nur wenig durch die Erwägung gehemmt, ob das Ergebnis die Kosten lohnen werde. Freilich

war diese Erwägung für ihn meist schon deshalb unmöglich, weil sich der Wert des Ergebnisses, etwa eines Patrouillenvorstoßes, nicht in Geld berechnen ließ. Die Gewohnheit, an die Kosten zu allerletzt zu denken, verleitete ihn oft zu Maßnahmen, die dann das Entsetzen kaufmännisch geschulter Reserveoffiziere erregten. Die Ursache dieser Schwäche war, daß man sich in einem aller Voraussicht spottenden Kriege plötzlich vor die gewaltigsten Aufgaben nicht nur strategischer, sondern auch verwaltungstechnischer Natur gestellt sah und sie mit den alten Mitteln, Befehl und Meldung, und vor allem mit den alten, ganz an blinden Gehorsam, Drill und Durchgreifen gewohnten Organen lösen wollte.

Wie sah nun der Apparat aus, der nach diesen Grundsätzen arbeitete?

An der Spitze die Exzellenz. Meist zwischen 60 und 70, bisweilen schon etwas beleibt, gelassen und müde, den Pour le mérite am Kragen. Es gab manche, die alles wissen und alles selber machen wollten, aber sie waren die Ausnahme. Die meisten beschränkten ihre Tätigkeit auf Repräsentation und Verantwortung. Ein Beruf, der ganz auf Initiative gestellt ist, ist nichts mehr für dieses Alter. Besichtigungen abhalten, Vorträge entgegennehmen, Unterschriften leisten: das war alles. Das andere machte der Chef des Generalstabes.

Der ist das Hirn des Stabes, das Hirn der ihm unterstellten Truppen. In seinen Händen liegt Allmacht; keine Parlamente, Kommissionen, Generalversammlungen beschränken seinen Willen, sein Wort entscheidet über das Schicksal von Tausenden. Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht an dem breiten Schreibtisch, auf dem ein halbes Dutzend Fernsprechapparate stehen. In seinem Vorzimmer drängen sich die Dezernenten, um ihm zu berichten, Entscheidungen zu erbitten, Befehle durchzusetzen. Kein Schriftstück gelangt an den Stab, das er nicht gesehen hätte, kein wesentlicher Befehl geht heraus, den er nicht gezeichnet hätte; über die taktische Lage, den Nachschub, das Nachrichtenmaterial, die Unterbringung, die Straßenverhältnisse, die Bahnen, die Munitionslager, die Verpflegung, den Stellungsausbau muß er unterrichtet sein, muß er die Entscheidung fällen. Zu ihm kommen auch Intendant, Korpsarzt, Feldpostmeister und Kriegsgerichtsrat mit Meldungen und Wünschen und erbitten Befehle. Für alles, was im Korpsbereich geschieht, trägt der Chef des Generalkommandos die Verantwortung vor Gott und dem Armeechef; jeden Fehler in seinem Machtbereich büßt er mit seiner Karriere. Während der kaufmännische Organisator, sobald er sich überlastet fühlt, einen Teil seiner Arbeit an andere, nötigenfalls neu zu schaffende Stellen weitergibt, ist das dem Stabschef unmöglich, er muß alles wissen. Das birgt schwere Gefahren. Ist der Führer überlastet, so droht aus Schaffen Erledigung, aus Initiative Kontrolle zu werden; ein glänzender Beweis für die persönlichen Fähigkeiten unserer Führer ist

es, daß sie trotzdem ihren Aufgaben gerecht wurden: nie habe ich einen nervösen Stabschef gesehen. Nicht die beiden Kronprinzen, Herzog Albrecht, Mackensen, Marwitz und Below gewannen in Wahrheit unsere Schlachten, sondern die Loßberg, Seeckt, Bronsart, Klüber, Miaskowski u. s. w.

Dem Stabschef zur Seite stehen seine Generalstäbler. Der Mann mit den Siegellackbeinen ist oder war wenigstens ein Menschenschlag für sich. Die noch in Friedenszeiten Ausgesiebten waren Intellektuelle ohne die widerwärtigen Fehler des Literaten. Schon im Aussehen: meist schlank, sehnig, durchgearbeitet, bartlose energische Züge, bisweilen mit Monokel, eine seltsame Mischung von Intellektuellem, Sportmann und Gent. Unliterarisch, nicht selten aber von vielseitigem Wissen, körperlich erstaunlich leistungsfähig und ausdauernd, straff, klar, pflichteifrig, psychologischen Erwägungen abgeneigt, rücksichtlos, ehrgeizig: preußische Renaissancenaturen. Oft leise Neigung zum Jeu und zum Erzählen schweinischer Witze, sehr selten zum Alkohol.

Die Kriegsware, namentlich in der Ära Falkenhayn, wurde erheblich schwächer. Die Auswahl war nach den Verlusten des aktiven Offizierskorps während der ersten Jahre nicht mehr groß; Vetternwirtschaft und Adelsbevorzugung verengten den Kreis noch mehr. Auch rächte es sich bitter, daß man im Frieden zu Gunsten gesellschaftlicher Qualitäten die geistigen Anforderungen an das Offizierskorps zu tief geschraubt hatte; intellektuelle Begabung schien damals belanglos, wo nicht verdächtig. Reserveoffiziere in Generalstabsstellen zu berufen, wich von jedem Schema und schien undenkbar; sie wären durch ihren engeren Zusammenhang mit dem tätigen Leben dazu oft durchaus befähigt gewesen und hätten manchmal sachlicher d. h. ohne Furcht um ihre Karriere arbeiten können.

Denn schwer belastet war der Generalstäbler durch die Unerbittlichkeit militärischer Auslese, die, ganz auf den Erfolg gestellt, Mißerfolge mit Verlust der roten Hosen beantwortete. Jede Maßnahme mußte zweimal abgewogen werden: im Hinblick auf ihre sachlichen Folgen und auf ihren Eindruck bei der vorgesetzten Dienststelle. Nicht selten entschied die zweite Erwägung. Im Juli 1918 sagte mir ein Generalstabsoffizier, nachdem er in tagelanger Arbeit einen grundlegenden Nachschubbefehl für eine bevorstehende Offensive zusammengebracht hatte, aufatmend: „Jetzt bin ich bloß gespannt, was der Chef dazu sagen wird.“ Auch unterblieb, um sich nicht selbst zu diskreditieren und die Karriere zu gefährden, manche Weitergabe nach oben, namentlich wenn sie von der Stimmung der Truppe ein ungünstiges Bild gemacht hätte. Noch im August 18 hatte die O. H. L. kein klares Bild davon, daß die Kriegsbegeisterung und die Entschlossenheit zum Durchhalten bei den Fronttruppen schon weit geringer war als bei den Armeeoberkommandos.

Unbedingt vermeiden mußte der Generalstäbler ein Risiko. Gegen Herkommen und bisherige Befehle verantwortungsfreudig einen neuen Weg einzuschlagen, konnte er, auch wenn er erfolgversprechend schien, bisweilen nicht wagen, um nicht seine Laufbahn zu gefährden.

Daß dagegen bewußt Unternehmungen vorgeschlagen oder Angriffe unternommen wurden, um dem Ehrgeiz oder dem Ordenshunger der Führer zu dienen, erscheint jedem, der die preußisch pflichtbewußte Struktur dieser Leute kennt, undenkbar; aber im Unbewußten mögen sich bisweilen Ideale und Interessen zu unentwirrbaren Knäuel verfilzt haben. Im Schatten des einst zu erhoffenden Pour le mérite oder einer höheren Stelle schien manchmal eine Situation günstiger, eine Angriffsaussicht hoffnungsvoller, als sie es war.

Denn die in Hunderten von Befehlen gepredigte Fühlung mit der Truppe war und blieb locker. Wer lange im Stabe, namentlich im höheren, gearbeitet hat, verliert leicht den Blick für das Wirkliche und Mögliche, gewöhnt sich an allzu abstraktes Denken und gibt Befehle, die nur die Akten bereichern. Denn das Befehlen wurde zur Manie. Auf jedes Ereignis, auf jeden Eindruck, auf jede Eingabe reagierte der Stab fast reflexartig mit einem Befehl. Es mochte kommen, was wollte, der Generalstäbler griff nach Bleistift und Papier und sagte: „Da müssen wir wieder einmal einen Befehl geben". Wollte er ein übriges tun, so forderte er Meldungen ein, insbesondere Terminmeldungen. In anderem Zusammenhange habe ich kürzlich für diese Weltanschauung, daß man alles durch Dekrete regeln könne, die Bezeichnung Dekretinismus gelesen.

Es bildeten sich feste Formeln, ein überall gleichbleibender Befehlsstil: „Es besteht Veranlassung, erneut darauf hinzuweisen" bis „Die Durchführung ist bis zum so und sovielten zu melden". Die Akten schwollen ins Ungemessene, die Abneigung der Truppe gegen den Stab wuchs, der mit Anfragen und Befehlen überhäufte Kompagnieführer fühlte sich zum Schreiber herabgewürdigt. Woran es fehlte, waren Augenschein und Austausch. Der Stab befahl, die Truppe gehorchte. Eine Einwirkung der Truppe auf den Stab gab es nicht. Eingaben von unten kamen zu den Akten, man vergaß, daß jede Organisation auf Wechselwirkung beruht; es war eine ausgezeichnet arbeitende Maschinerie, kein Organismus; es gab Vorgesetzte, aber nur selten Führer. Der Grundsatz, daß mit dem höheren Gehalt stets auch die größere keines Rats bedürftige Begabung verbunden sei, das Evangelium vom alleinseligmachenden, höheren Dienstalter wird aber doppelt gefährlich, wenn, wie es beim Militär der Fall ist, die Besetzung der Stellen nicht lediglich nach der Befähigung erfolgt. „Die Truppe", wie man in bezeichnender Loslösung sagte, blieb eine abstrakte Größe, der man Dank und Fürsorge, vor allem aber Anleitung und Befehle schuldete.

In einer Hinsicht war diese Kluft segensreich: fast stets herrschte bei

den Stäben eine gelassene Auffassung der Situation: „Trommelfeuer liegt auf dem linken Flügel? Und rechts hat er schon angegriffen? So, so! Wie weit ist er denn gekommen? Ist der Gegenstoß schon angesetzt?" Man empfand im Augenblick kaum noch, daß man von Dingen sprach, die über Leben und Tod von Menschen entschieden. Aber diese Hundeschnäuzigkeit ist weder leichtsinnig noch frivol; sie ist die unerläßliche Voraussetzung gelassen abwägender Führung. Zynismus, Frivolität und Cäsarenwahnsinn habe ich nirgends gefunden. Wohl aber grassierte in manchem Stab ein leiser Zug von Überheblichkeit. Man war Generalkommando, man brauchte nur zu schreiben und zu telefonieren, und die Truppen marschierten, die Kanonen donnerten und die Züge rollten. Wie man sprach, so geschah es, wie man gebot, so stand es da. Ein schlagendes Beispiel dieses Machtrausches gab uns einmal ein Stabschef, der als eine der großen Kanonen Ludendorffs zu Beginn einer Offensive zu uns kam und alles neu einteilte, selbst die Zimmer der Offiziere. Als hierbei ein Major zu remonstrieren wagte mit dem Hinweis, daß eine andere Einteilung besser zu den Zimmern passen würde, erhielt er zur Antwort: „Nicht ich richte mich nach den Zimmern, sondern die Zimmer richten sich nach mir!" Ließ eine Wand wegreißen, eine andere neu bauen, und die Zimmer hatten sich nach ihm gerichtet.

Bisweilen zeugten auch Wirklichkeitsfremdheit und Machtdünkel Rücksichtslosigkeiten gegen die Fronttruppe. Der alte Generalstabsgrundsatz, daß die Wertschätzung eines Führers bei seiner Truppe der beste Maßstab seines Wertes ist, trat zurück. Befehle wurden im letzten Moment gegeben und sollten dann im Nu durchgeführt werden. Das berüchtigte Wartenlassen wurde zur Gewohnheit. Geradezu krankhaft aber mußte dem Frontsoldaten die Neigung scheinen, jeden Befehl 5 mal umzuwerfen. Schuld daran war meist nicht Unfähigkeit oder Nervosität der Führung, sondern die dauernde Änderung der kriegerischen Situation und die tausendfache Verflechtung der einzelnen Organisationsgebiete. Griff der Feind heute in der Champagne unerwartet an, so mußten Truppen abgelöst, Reserven verschoben, Artillerie verladen, Munitionslager verlegt, Belegungen geändert, Magazine ausgeräumt werden, und jede Veränderung zog drei weitere nach sich. Wurde er morgen zurückgedrängt, so konnte man alles wieder rückgängig machen. Zu Unrecht warf dann der Frontsoldat, der die Zusammenhänge nicht übersah, der Führung Planlosigkeit vor. Gesteigert wurde aber dies Unheil bisweilen durch die zur Abstraktion und zum Dekretinismus neigende Struktur des Generalstäblers, die Änderungen vornahm, sobald sie irgend Vorteile versprachen, ohne die mit ihr verbundene Mehrarbeit und Verbitterung der Truppe in Ansatz zu bringen. Namentlich wenn ein neuer Herr auftrat, huldigte er gern der Ansicht, daß „die Schweinerei jetzt eine andere werden müsse". „Dort haben Sie den Graben gezogen? Nein, den müssen wir

unbedingt 200 Meter näher an das Dorf heranrücken". Heranrücken sagt der Generalstäbler euphemistisch; selbstverständlich muß ein ganz neuer Graben ausgehoben werden. Aber der Mann mit den roten Beinen sah oft genug nur Karten mit blauen Linien, Meldungen über Ausbau der Reservestellungen, und nicht Spaten, Hacken, schwitzende Menschen und fluchende Armierungssoldaten.

Diese typischen Eigenschaften stuften sich ab nach dem Range. Im Keim vorhanden waren sie schon bei den Unteroffizieren der Stäbe: stolz auf ihre Machtstellung, begabt mit ausgezeichneter Kenntnis der Akten, wohlgeschult im Papierstil militärischer Befehle, mit geringem Verständnis für ihre Kameraden an der Front, wirkten sie manchmal fast wie Karikaturen ihrer Vorgesetzten. Dann kam der weite Kreis der Hilfsoffiziere, sehr oft ehemalige Kriegsfreiwillige, meist fleißig und befähigt, weil die Stäbe Ungeeignete rücksichtslos austauschten und andere aus den unterstellten Truppen emporholten. Ihre Wirklichkeitsfremdheit ist durch ein engeres Verhältnis zur Front, aus der sie hervorgegangen, ihre Befehlsfreudigkeit durch die Begrenzung ihrer Macht gemildert; ihre Einbildung oft durch Jugendlichkeit gesteigert. Dann die Generalstäbler, belastet mit der Hypothek des Ehrgeizes, energisch, autokratisch, eingleisig, ganz auf Tat gestellt, die Verkörperung des Antiliteraten. Es ist möglich, daß dieser Typ, dessen Schwächen die Fehler seiner Tugenden waren und oft mehr im System als in den Menschen lagen, im neuen Zeitalter dem Untergang geweiht ist. Aber ich glaube, daß dann einmal ein Tag kommen wird, wo wir ihn, um ein Wort Hebbels abzuwandeln, mit den Fingern aus dem Grabe kratzen werden.

Dr. Rob. Arzet: Mexiko.

Das Geschick dieses Landes ist ohne Parallele. Es konnte gelegentlich tragisch genannt werden, heute verdient es diese Bezeichnung nur insofern, als die Ursachen, die es an einer wirklich dauerhaften Wiederherstellung des politischen und wirtschaftlichen Gleichgewichts hindern, in der Hauptsache außerhalb des Landes zu suchen sind. Revolutionäre Völker müssen sich von innen heraus erneuern. Diese Möglichkeit wird Mexiko dadurch versagt, daß fremde, den Interessen des Volkes unbedingt entgegengesetzte Kräfte im Kampf um die Vorherrschaft in wirtschaftlicher Hinsicht ein Intriguennetz spinnen, aus dem sich herauszuarbeiten die eigene Kraft nicht ausreicht. Mit allmählich erkennbarer Tendenz werden von New-York aus Nachrichten über die Welt verbreitet, welche den Zustand

Mexikos als chaotisch und für eine Intervention reif hinstellen. Unaufhörlich wird die Kenntnis über das Land getrübt durch Tendenzberichte von Trusts, politischen Gruppen u. s. w. Sofern Deutschland an Mexiko ein Interesse hat — und dies wäre stärker als für irgend ein anderes exotisches Land gerechtfertigt — so handelt es sich darum, unverzüglich Klarheit zu erlangen über alle Vorgänge und besonders über die Stellung, welche das noch vorhandene Deutschtum im einsetzenden Wettlauf um die reichen Hilfsquellen des Landes einnehmen wird.

Auch die letzte Revolution, deren Auswirkungen unter den Schlägen des Weltkrieges verhallten, hatte ein zweifaches Gesicht. Das Rasseproblem spielte wie immer eine gewisse Rolle. Das Volk kann auch heute noch nicht als ein solches im staatsrechtlichen Sinne bezeichnet werden, es ist ein Konglomerat von Einzelrassen ohne klar erkennbare Entwicklungstendenz. Vor der spanischen Eroberung gab es Dutzende von einheimischen Rassen mit ausgesprochenen und schwerwiegenden Unterschieden. Das Eindringen der Spanier stempelte die Einheimischen zu Sklaven, später jedoch wurden diese frei, aber nur um zu zeigen, daß sie nicht fähig waren, die politischen Geschicke des Landes zu lenken. Die sich herausbildende Mestizen-Bevölkerung gestaltete das Rassenproblem nur noch komplizierter, jedoch mit der Einschränkung, daß sich Weiße mit Mestizen einerseits und letztere mit eingeborenen Indianern anderseits leicht zu vermischen pflegten, was sich nach und nach in dem Ausbau einer ausgesprochenen sozialen Schichtung bemerkbar machte. Die Klassengegensätze, die auch hinsichtlich des Besitzes und der Erziehung hervortraten, erschwerten wiederum die Bildung von tatkräftigen Regierungen. Nach der Vertreibung der Spanier adoptierten die Mexikaner eine Staatsform, ähnlich derjenigen der Vereinigten Staaten, mit der Hoffnung, dadurch den Klassen- und Rassengegensätzen gerecht zu werden. Diese Regierungsform erwies sich jedoch nicht als wirksam, vielmehr zeigte es sich in der Folgezeit, daß nur Despoten dem Land eine gewisse Dauerruhe gewährleisten konnten. In neuerer Zeit spielt die Einwanderung europäischer und ostasiatischer Rassen eine bedeutsame Rolle für den sozialen Aufbau des Landes. Es soll nachher gezeigt werden, daß die Einwanderungsfrage für die Zukunft des Landes vielleicht von maßgebendem Einfluß sein wird.

Die reine Rassenfrage aber erklärt die vielen Revolutionen — und auch die letzte — in Mexiko nur zum Teil. Wichtiger war stets die Frage der kulturellen Entwicklung. 80% der Bevölkerung sind Analphabeten. Die verschiedenen Regierungen — vielleicht mit Ausnahme der heutigen — waren sich der Tragweite dieser Frage nur zum Teil bewußt und der katholischen Kirche, welche vier Jahrhunderte lang die Vorherrschaft in den Erziehungsfragen genoß, kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie ihre Aufgabe nach modernen Begriffen schlecht erfüllt hat. Die Trennung von Staat und Kirche wurde somit auch in Mexiko zum Schlagwort der Revolutionen. Noch wichtiger für die Beurteilung der heutigen Zustände ist die geschichtliche Entwicklung der Agrarpolitik. Geographische und

ethnologische Eigentümlichkeiten begünstigten die Bildung von großen und kompakten Gütern teilweise in der Hand der Kirche besonders im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dann aber auch in der Form von Staatskonzessionen. Hand in Hand damit entwickelte sich eine zunehmende Hörigkeit der Landarbeiter-Peonen-Klasse. Wenn man von den jüngsten Bandengeplänkeln absieht, so hatte die letzte Revolution die Zerstörung des großen Grundbesitzes zum Hauptzweck, und da dieses Ziel nicht oder nur unvollkommen erreicht wurde, kann auch die letzte Phase der politischen Entwicklung nicht als endgültig bezeichnet werden. Die Gesetzgebung Carranzas sucht diesen revolutionären Forderungen nach Möglichkeit Rechnung zu tragen: der Artikel 27 der neuen Verfassung vom Jahr 1917 könnte kaum radikaler gedacht werden. Da gerade in diesem Teil der Verfassung die amerikanischen Interessen zum größten Widerstand ansetzen und hierin zweifellos die ersten Ursachen der nordamerikanischen Interventionspolitik liegen, so lohnt es sich, kurz einige Angaben darüber zu machen. Der betreffende Artikel bestimmt in der Hauptsache, daß weder ausländische Gesellschaften, noch ausländische Einzelpersonen gesetzlich Bergwerke, Ölquellen oder Grundeigentum in Mexiko erwerben oder besitzen können, es sei denn, daß sie ihre Staatsangehörigkeit aufgeben. Für bereits bestehende Gesellschaften ist die Ablösung der Rechtstitel durch Schuldverschreibungen der einzelnen Provinzen, in welchen sich das Eigentum befindet, vorgesehen. Weiterhin darf keine Gesellschaft im Besitz eines Bergwerks, einer Ölquelle, einer Fabrik oder sonst einer industriellen Anlage mehr Land besitzen oder erwerben, als für die unmittelbaren Zwecke unbedingt erforderlich ist. Endlich darf keine ausländische Gesellschaft oder Person Landbesitz erwerben oder halten innerhalb 60 Meilen von der Staatsgrenze oder 30 Meilen von der Seeküste. Ein weiterer Absatz bestimmt, daß alle Mineralien der Nation gehören und alle auf der alten Verfassung beruhenden Rechtstitel hinfällig sind. Auch alle Kontrakte, welche sich auf den Erwerb von natürlichen Hilfsquellen des Landes beziehen und seit dem Jahr 1876 abgeschlossen worden sind, sollen der Revision der jetzigen Regierung unterliegen und können für null und nichtig erklärt werden. Bezüglich der Landgüter ist es der Revolution zum großen Teil gelungen, die Besitzer, wenn auch noch nicht rechtlich, so doch praktisch zu vertreiben. Sie sitzen zum größten Teil in den Vereinigten Staaten und in Europa und warten auf bessere Zeiten, die ihre Rückkehr ermöglichen. Für diese Besitzer blüht das Heil nur in der Intervention der Vereinigten Staaten, da hiermit auch die gründliche Revision der Verfassung verknüpft wäre. Die durch Zertrümmerung der Güter freigewordenen Peonen sind eine Hauptstütze der jeweiligen Armeen oder Banden.

Im Gegensatz zu den Großgrundbesitzern haben die großen Bergwerks- und Ölgesellschaften ihren Kampf gegen die Nationalisierung der Hilfsquellen in den letzten Jahren erfolgreich durchgefochten. Sie verstanden es nicht nur, zur rechten Zeit gegen die Regierung Stimmung zu machen, sondern wußten sich auch selbst zu schützen, sei es durch Selbsthilfe in Form von kleinen Truppenkontingenten

oder durch Anrufung des nordamerikanischen Schutzes. Nach der Befestigung der Regierung Carranzas waren die wiederkehrenden Unruhewellen in gewissen Grenzprovinzen Mexikos zum großen Teil Begleiterscheinungen des seit vier Jahren tobenden Kampfes zwischen der Regierung und den industriellen Trusts. Die meisten sogenannten Grenzzwischenfälle, die Ermordung von Fremden u. s. w. waren, wenn auch nicht immer inszeniert, so doch willkommener Anlaß für die Regierung der Vereinigten Staaten, den Kampf der Trusts gegen Carranza auf eine nach außen hin legal-politisch erscheinende Grundlage zu stellen. Die mit staunenswerter Energie durchgeführte Sozialisierung zugunsten der einheimischen Bevölkerung, die auf eine intensivere und dem nationalen Wirtschaftsleben dienlichere Ausbeutung der großen Bodenschätze hinauslaufen soll, ist den fremden Kapitalisten ein Dorn im Auge. Seit Jahren arbeiten die Ölkonzerne mit allen Mitteln gegen diese Bestrebungen, mit dem Ergebnis, daß nach einem vorläufigen Bericht des Senats eine Abänderung der Verfassung dahin zu erwarten steht, daß die Besitzrechte der Gesellschaften, welche vor der Festlegung der Verfassung bereits im Betrieb waren, nicht angetastet werden sollen. Das wäre ein voller Erfolg der Trusts, denn die meisten ihnen angehörigen Gesellschaften wurden schon vor Jahren begründet und erfreuen sich des größten Wachstums. Die Mexican Petroleum Company, welche allein 500 000 acres Land kontrolliert, erwarb ihren Besitz in der Hauptsache vor etwa 20 Jahren. Die Standard Oil Company und die Mexican Eagle Company, welch letztere kürzlich in die Hände der Royal Dutch überging, datiert ihren Erwerb gleichfalls auf Jahre zurück. Die Nachrichten von der Erschütterung der Stellung Carranzas lassen vermuten, daß sich Carranza im Senat einer wachsenden Opposition gegenübersieht, welche bedenklich im Sinne der Vereinigten Staaten arbeitet. Auch hinsichtlich der Steuern und Abgaben, welche die Ölgesellschaften mit 1 Million Dollar monatlich belasten sollen, wird die Regierung Carranzas lästig empfunden. Das hindert jedoch nicht, daß Produktion und Ausfuhr von Öl sich seit 1917 heben und ständig neue Rekordziffern erreichen. Im Jahr 1918 betrugen die Exportziffern 63 Millionen Faß, verglichen mit 55 Millionen Faß im Jahr 1917 und 39 600 000 Faß im Jahr 1916. Auch die Reineinnahmen der meisten Gesellschaften weisen Rekordhöhe auf.

Da die Höhe des von den Trusts vertretenen Kapitals den Wirkungsgrad der Maßnahmen gegen die Regierung Carranzas bestimmt, erhält der Vertrustungsprozeß in der gegenwärtigen politischen Lage einen neuen Anreiz. Die Königliche Shellgruppe und die Standard-Oil-Gesellschaft befinden sich bereits im Endstadium des Wettkampfes um die Beherrschung des mexikanischen Ölreichtums. Erst vor kurzem sind die Mexican Petroleum Company of Delaware, die Mexican Eagle Company und die Corona Gruppe an die Shellgruppe übergegangen, sodaß auf diese gegenwärtig mehr als 50 Prozent der gesamten mexikanischen Ölproduktion entfallen. Die Standard Oil Company ihrerseits hat sich einen beherrschenden Einfluß in der Doheny, Mestres und Penninsular-Mexican

Fuel Company gesichert und beteiligt sich mit besonderer Energie an der Erschließung von Ölfeldern, die neuerdings in der Nähe von Mapimi in der nördlichen Hälfte des Staates Durango gefunden worden sind. Im ganzen gibt es z. Zt. zirka 190 Ölgesellschaften, die zum weitaus überwiegenden Teil in fremdem Besitz sind. Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang, daß die Regierung Carranzas in letzter Zeit bedeutende Konzessionen an japanische Unternehmer gewährt hat.

Diese Zusammenballung der Interessen beherrscht auch die Bergwerksindustrie, an der nordamerikanische Kapitalisten ziemlich mit einer halben Milliarde Dollar beteiligt sind. Entgegen den tendenziösen Nachrichten, daß die Bergwerke ungeheuern Schaden erlitten hätten, muß auch hier wieder betont werden, daß die hohen Metallpreise während des Krieges die Aufrechterhaltung der meisten Betriebe ermöglichten. Der Stand der größeren mexikanischen Bergwerksgesellschaften ist sogar so günstig, daß sich besonders der englische Kapitalmarkt neuerdings in außerordentlichem Maße für sie interessiert. Die englische Einflußsphäre hat besonders im August eine erhebliche Erweiterung erfahren. Mit einem Kapital von 1 Mill. Pfd. Sterling wurde die „Mexican Corporation" zum Zweck des Erwerbs und der Ausbeutung von Erzlagern an verschiedenen Stellen des Landes unter den Auspizien der führenden mexikanischen Bergwerksgesellschaften gegründet. Nach Angabe der englischen Finanzpresse handelt es sich um einen Konzern, der zu den einflußreichsten dieser Art gehört. In Mexiko kristallisiert sich das Untergehmen um die beiden alten Bergwerksgesellschaften Camp Bird und Santa Gertrudis, welche ein Kapital von 3,6 Mill. Pfd. Sterling vertreten. De Beers, Consolidated Gold Fields, Consolidated Mines Selection Co., Exploration Co., die Imperial & foreign Corporation, die Central Mining Corporation, die Lake View-Gruppe und die Lena Goldfields stehen in mehr oder weniger enger Fühlung eiit der neuen Gesellschaft und erweitern die finanzielle Grundlage auf mindestens mne halbe Milliarde Mark. Der Vormarsch auf die unerschöpflichen Bodenschätze Mexikos ist also mit den stärksten Waffen geplant. Hier stoßen die englischen und amerikanischen Interessen besonders auf die japanische Konkurrenz. Japans Bemühungen um den lateinamerikanischen Markt während des Krieges sind bekannt. Mit dem Erwerb des Eisenberges von Durango hat sich Japan eine Erzbasis geschaffen, welche es befähigt, den Kampf um die Vormachtstellung auf den ostasiatischen Eisenmärkten erfolgreich und gegen die nordamerikanische Konkurrenz durchzuführen. Carranza begünstigt offenbar das Eindringen der Japaner in jeder Form, um ein Gegengewicht gegen die englisch-amerikanischen Bestrebungen zu schaffen.

Unbekümmert um die in politischer Hinsicht prekäre Lage Mexikos bereiten die amerikanischen Finanzleute mit großer Energie die wirtschaftliche Durchdringung Mexikos vor. Der Plan der Gewährung einer finanziellen Unterstützung an Carranza in Form einer 90 Millionen Dollar-Anleihe

ist als unproduktiv und als der gegenwärtigen Sachlage nicht entsprechend aufgegeben worden. Dagegen ist unter Führung der maßgebenden nordamerikanischen Banken eine mexikanische Finanzierungsgesellschaft gegründet worden, welche als Trust der englischen Gesellschaft in mehr als nur im Titel ähnelt. Die Errichtung der „Mexican International Corporation" ist für die Expansionsmethoden der Nordamerikaner bezeichnend. In allen Teilen des Landes sollen Bankfilialen eröffnet werden, die sich den jeweiligen und lokalen Bedürfnissen möglichst anpassen und dem Auslandskapital die Wiederbetätigung in Mexiko erleichtern sollen. Die Gründerbanken arbeiten mit Mitteln von mehr als 2 Milliarden Dollar. In den letzten Monaten haben die National City Bank of New-York und die Guaranty Trust Company, um die es sich handelt, nicht weniger als zirka 50 Filialen in allen Teilen der Welt, ganz besonders aber in Latein-Amerika, aufgemacht. Während über die Möglichkeit einer Finanzierung der Ausfuhr nach Europa sich die tüchtigsten amerikanischen Geschäftsleute die Köpfe zerbrechen, beweist die letzte Gründung zum Zwecke der rücksichtslosen Eroberung des mexikanischen Geldmarktes, daß der Schwerpunkt der nordamerikanischen Finanzprobleme noch keineswegs nach Europa hin tendiert. Das Vorgehen der amerikanischen Banken erfolgt in einem Augenblick, wo Carranza, die finanzielle Not seines Landes erkennend, dem Senat eine Vorlage über die Umgestaltung des gesamten Bank- und Kreditsystems unterbreitet. Die Vorlage sieht die Errichtung von Spezialbanken für die wichtigsten Industrie- und Handelszweige vor, um den verschiedensten Bedürfnissen der einzelnen Produktionszweige gerecht zu werden. Die Regierung behält sich natürlich ein weitgehendes Kontrollrecht vor. Von diesem Bankgesetz erwartet die Regierung eine heilsame und der Entwicklung des heimischen Wirtschaftslebens dienliche Befruchtung des Kapitalmarktes. Während Carranza damit allerdings die Aufsaugung und Verteilung nordamerikanischen Kapitals in vielen einzelnen Adern erreichen wird, kann er anderseits kaum verhindern, daß diese Entwicklung wieder in erster Linie den Trusts zugutekommt, deren Interessen nie mit der Politik eines durch und durch revolutionären Landes zusammenfallen werden.

Das Tragische in der Zwangsläufigkeit der jetzigen Entwicklung ist also ersichtlich. Um aus dem Dilemma herauszukommen, braucht Mexiko Kapital; dieses kann nur von einer Seite kommen, welcher der Weltkrieg eine Monopolstellung eingeräumt hat, nämlich aus den Vereinigten Staaten oder in bedingtem Maße aus England. Die Wirkung der Finanzierung Mexikos wird also ganz bestimmt mit den nordamerikanischen Interessen übereinstimmen, gleichgültig auf welchen Umwegen dies geschieht. Ebenso bestimmt aber werden diese Interessen die Sozialisierungspolitik der gegenwärtigen Regierung durchkreuzen. Die Dynastie Diaz war allerdings eine glänzende, aber sie war eine einseitige im Sinne des nordamerikanischen Kapitals. Die letzte Revolution war der Aufschrei des Volkes gegen dieses Regime und der Ablauf des revolutionären Gedankens ist noch nicht

vollkommen. Angesichts der heutigen Kräfteverteilung und der aggressiven Politik der Vereinigten Staaten erscheint eine endgültige Regelung noch weit entfernt. Wie auch die Fortsetzung des Kampfes sich abspielen wird, immer wird das „Volk“ als Träger der Revolution eine Enttäuschung erleben, weil dieses Volk in seiner Zusammensetzung und seiner Leistungsfähigkeit nicht der Größe und dem Reichtum des Landes entspricht.

Eine Rettung gäbe es nur durch eine intensivere Besiedlung des Landes mit urwüchsigen bodenständigen Menschengruppen. Dem Land mangelt es nach der Zerschmetterung der großen Landbesitze an innerlichen Kräften. Die Einwanderung und Besiedelung des Landes ist eines der vitalsten Probleme. Seit Friedensschluß ist bei Carranza eine Unzahl von Anfragen bezüglich der Möglichkeit einer Einwanderung eingegangen. Die Regierung begünstigt die Einwanderung und ist auch in der Rassenfrage nicht ängstlich. Es ist also nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß sich mit der Zeit auch die deutschen Brennpunkte in Mexiko wieder erweitern werden. Wir wissen, daß noch in der zweiten Hälfte des Krieges das Deutschtum in hohem Ansehen stand und jetzt nur auf den Augenblick wartet, wo die alten Fäden mit der Heimat wieder aufgenommen werden können. Der deutsche Einwanderer ist der Regierung insofern am genehmsten, als er sich am besten assimiliert, abgesehen von den Spaniern, Italienern und Arabern, welche sich leicht mit der einheimischen Bevölkerung vermischen, aber in weltpolitischer und wirtschaftlicher Hinsicht nicht die Bedeutung wie die Deutschen beanspruchen. Der amerikanische Einwanderer wird selten Mexikaner; in 95 Prozent aller Fälle bewahrt er in sozialer, ethischer und politischer Hinsicht seine amerikanische Eigenart. Auch der Engländer bleibt seiner Eigenart treu. Hierin liegt der Kernpunkt des politischen Problems. Die Vereinigten Staaten erkennen die Gefahr, welche ihnen in der Besiedlung Mexikos mit leicht assimilierbaren Rassen droht. Auch England bangt vor einer solchen Entwicklung und befürwortet — soweit ein Blick hinter die Kulissen diesen Schluß erlaubt — mit ganz besonderem Nachdruck eine Intervention. Dabei fällt ins Gewicht, daß Englands Prestige in Mexiko in den letzten Jahren einen starken Stoß erlitten hat.

Für das Deutschtum wird eine Intervention in keiner Weise von Vorteil sein. Die auf amerikanische Intervention folgenden politischen Etappen sind bekannt. Es gibt dafür in Westindien schlagende Beispiele. Die Intervention würde Einführung einer neuen Despotie bedeuten, welche der Monroedoktrin nicht mehr bedürfte, um Mexiko unter Ausschluß aller Rassen, die bisher das Ferment der nationalen Wirtschaft bedeuteten, dem Amerikanismus mit Stumpf und Stiel zu überliefern.

Man darf auf die kommenden Ereignisse gespannt sein. So wie die Dinge heute liegen, scheint die revolutionäre Welle gegen diesen Amerikanismus noch nicht am Ende ihrer Auswirkung zu sein; die Haltung der Vereinigten Staaten und Englands kann sie von neuem entflammen. Die Problemstellung hat sich noch

nicht geändert; sie wurde von dem mexikanischen Finanzminister Luis Cabrera anläßlich einer Sitzung der „American Academy of Political and Social Science" im November 1916 in markanter und von ehrlicher Offenheit zeugender Weise in folgenden Sätzen festgelegt: „The problem for Mexico is to find the way in which foreign money and immigrants can freely come to Mexico and contribute to her progress without becoming a privileged class. Instead of becoming a growing menace to the sovereignty of Mexico, they should contribute to the consolidation of her sovereignty and her independence as a nation."

Dr. Hans Fiedler: Aufruf an alle Schaffenden in Deutschland.

> „Nur in einer geschlossenen Phalanx der Ersten und Allerersten könnte die ganze Schönheit des Gedankens verwirklicht werden. Jeder Beitrag bedeute Opferung. Aber zur Opferung sind nur die wahrhaften Priester von jeher zugelassen, jene, denen es heilig ist mit dem Pfund, das ihnen anvertraut ist."
>
> Anton Wildgans.

Ein unerhörtes Schauspiel hat den letzten Akt entrollt. Nach Reihen schimmernder Taten wird der heldische Ringer entkräftet in Fesseln geschlagen. Im Triumphzug führt ihn die glorreiche Siegerwelt auf, während sein Antlitz, schon Stein und Geschichte, bereit ist für das grenzenlose Staunen ferner Enkel.

Uns Lebenden aber, die der Blitz der Granaten verschont hat, ersteht die unausweichliche Pflicht, durch Taten des Friedens die schmachvoll zerbrochene Säule der Weltachtung eines Volkes wieder aufzurichten, das Hochmut zuhause und Neid von außen zum Absturz brachte. Nur die Tempel der Ahnen türmen sich über die Trümmerfelder vergessener Epigonen und haben Bestand. Türmen auch wir denn Tempel, Städte von Tempeln über die ewigen Grabmale unserer Toten. Mag sein, daß auch wir dann bestehen! —

Die Stunde für Programme muß vorüber sein!

Verdurstend ruft ein Volk in Not nach Taten. Geschahen schon solche? Sicher! Man hat uns — blutenden Herzens — den Frieden gegeben. Mit dem Mute Verzweifelnder wird zum Aufbau gerüstet. Es gilt als erstes Bedürfnis entkräftete Körper erneuern. Aber schon marktet man fast nur um Werte des L e i b e s.

Und doch — n u r d i e i n n e r e S t ä r k e, die Stärke der Seelen, entscheidet am Ende das Schicksal der Völker. Kulturen und Völker schwanden dahin, die den Tanz ihrer Wünsche allein um den Fetisch des Goldes schwangen. Man

nahm uns den Schimmer der Weltmacht, nahm viel und wenig. Es liegt ja bei uns, unsere Seelen zu schmücken, wie sich Helden der Vorzeit zu ruhmreichem Schwertgang kränzten. Es liegt ja bei uns, den Neidingen Deutschlands die Hoffnung zu rauben, als lasse die Sucht, uns der leiblichen Not zu erwehren, uns geistig verarmen.

Erneuerungspläne, vor allem solche mit geistigen Zielen, sind dem Spiel eines Kindes am Abgrund vergleichbar, solange sie sich auf Mittel des Staates gründen. In der Ohnmacht des Sturzes ruft Deutschland nach jenem Gedanken um Hilfe, der befähigt ist, aus sich selbst zu keimen und Frucht zu treiben.

Was möchtet ihr aber Lieberes wirken, ihr vielen Gestalter, ihr Denker und Dichter, ihr Künstler und jeglichen Schöpfergeister, als mitzuschaffen am seelischen Wohlsein des Volkes, aus dem auch eueres Könnens Saat entsproßte? !

Oder wollt ihr nur wenigen tausend Erwählten zuliebe den Pinsel, die Feder, den Meißel führen?

Du Meister des Liedes,

die schlichteste Weise, womit du verhärtete Herzen auf Fristen zu Menschtum erweichtest;

Du Bildner der Linie,
des Wortes, der Farbe,

was du immer an Schönheit im Antlitz niederer Stumpfheit entfachtest;

Du vielfacher Forscher,

der Funke Lichtes, den dein zündender Geist in den Dämmer verdüsterten Alltags sprühte —

Es ist von allem, was du je schufst, dein Bestes gewesen. Abgründige Täler des Lebens durchbrach der Blitz deiner Liebe. Von Schönheit und Helle, von Güte und Kraft des Erbarmens ward der letzte aus deinen Brüdern durch dich empfangen. Seht hin, welch ein Heerzug geschändeter Seelen! Wie viele sind brüchig und morsch geworden in diesen Jahren! Nach Baumeistern ruft man. Ihr seid sie!! — —

Aber es ist schon so viel geschehen!

Was wird nicht alles an Volkshochschulen, in Kunstausstellungen, Führungen, Vorträgen, Volksbildungskursen geboten! Sicher!! Unendliche Reichtümer, kostbare Schätze, befruchtende Quellen — bis heute verstopft und verborgen — sind dienend erschlossen. Wie vielen wird aber geholfen damit? Ist die Einrichtung überall möglich? Hat jeder Zeit zum Besuch? Und es ist doch so wichtig, den letzten, den Dumpfheit umkrallt hält, aufzurütteln.

Ein Ausweg, ein Einfall: die Presse!!

Erschreckt nur!

Natürlich ist es die Monatsschrift, die Halbmonatsschrift, die Wochenschrift, — wie ihr wollt.

Um wenige Pfennige ist sie im dürftigsten Buchladen kaufbar. In allen Lesehallen liegt sie mehrfach auf. Die Post fördert sie in den entlegensten Winkel ferner Provinzen. Jeder kennt, jeder liebt dieses Heft, jeder liest es. Nicht jeder! Aber Tausende, Zehntausende, Hunderttausende. Alle!!

Warum — — —?

Vorerst ist alles gediegen hinab bis zur letzten beim Druck verwendeten Letter. Mit freundlicher Kunst ist der Umschlag verschönert. Auf „Kunst" liegt der Nachdruck. Vom erhabenen Zeichentisch eines der Formengewaltigen Deutschlands begann jene selige Reise ins durstende Flachland. Er fand sich zu der kleinen Gabe nicht zu groß. Im Gegenteil macht es ihm Freude vom reichen Füllhorn seiner Kunst alljährlich einmal, zweimal sein Scherflein beizusteuern. Der Entwurf zur Umschlagzeichnung ist nämlich gespendet. Umsonst ist auch der ganze bunte Inhalt aus dem Stift, dem Pinsel, der Feder von Männern (und Frauen) geflossen, die — ein jeder in seiner Art — als Führer erkannt sind. Niemals ist Kapital zu besserem Zweck gestiftet worden. Niemals haben die trefflichsten Geister ihr Können zu besserem Werke dargeboten.

> „Spende sei nicht nur das Titelblatt! So weit müßte es kommen, oder besser gesagt: damit müßte angefangen werden, daß es Ehrung bedeute, zur Spende aufgerufen zu werden". Anton Wildgans.

Es wäre vergeblich, den Inhalt der Hefte schon heute umschreiben zu wollen. Ihr köstlicher Reichtum wird niemals in undurchdringlichen Nebeln verborgen liegen. Denn Augen sind da, nicht ahnend des Lichtes, dem Licht entfremdet, getrübt vom beizenden Staub mühseliger Lebensstraßen — begriffschwere Massen im Kindheitsalter, die Nähe, nicht Ferne suchen. Nicht Ferne — doch Höhe! Höhe, zu der man aus Klüften und giftigem Sumpfland emporschaut. Höhe, um die das steingewordene Grauen der Städte in angst- und notbefreiten Lüften brandet. Höhe, dahinter die Sonne erwacht und die sie noch sinkend purpurn vergoldet. Und so werden die Hefte den Bettlern am Tisch der Knechte nicht minder ersehnter Besitz sein wie denen, die rings um die Tafeln der Schönheit schwelgen.

An ihrer Mitarbeit wird kein Schaffender fehlen, dem die Gabe ist, Menschliches menschlich zu deuten, er sei Dichter, Künstler, Politiker, Arzt, Gelehrter, Priester, Kaufmann. Zu freudigem Beitrag werden sie alle bereit sein. Und aus der Spendenfülle von Schönheit und Wissen erwecke die Hand eines Meisters die tönende Stimme, auf daß sie die Mauern verstockter Herzen mit Donnerstärke durchdröhne, die aber in Demut

und Einfalt sich übten, empor zu den Gipfeln der Schönheit leite. Es brenne Prometheusqual und Dädalussehnsucht den Menschen bei ihren Klängen! Und rückwärts zu schauen und vorwärts zu stürmen belehre sie ihn! In allem verkünde sie aber kristallklar sein eigenes Abbild, des nichts Schöneres ihm zur Heimat geschaffen wurde. — —

Genugsam enthüllt sich das Rätsel der magischen Wirkung. Das Unerhörte ruft sich lockend aus. Aus jedem Zug, aus jeder Zeichnung, jeder Zeile blickt liebreich einer der unnahbar Besten Enterbten ins Antlitz. Kein spielerisch Schaugepränge — — eine Spende, ein heiliges Opfer und um den Opferaltar der Stolz der Nation — die Priester der Schönheit, der Kraft, des Lebens.

Die Tat, die man fordert von euch, ihr Geistigen Deutschlands, ertönt mit der Kraft der Posaune. Darunter versinkt ohne Spur aller Durchschnitt und Alltag. Sie kann nicht verhallen. Vereinigt ist euer Wille ein brausender Sturmwind. Selbst der Taube und Blinde erahnt seine Wirkung. Man m u ß euch hören. Und auch jenseits der schwarzrotgoldenen Pfähle begänne man staunend auszuspähen, wenn dem Leib des zerschmetterten Riesen verjüngt seine Seele entstiege. Und die lau und entfrembet dort drüben der Mutter vergaßen, und die sich dort nach deutschen Lauten mächtig sehnten, und die vielen, die dorthin noch wandern müssen, — werden sie dann nicht alle dem Licht dem großen flammenden die Brust entgegendrängen?

Noch ist es ein goldenes Traumbild. Vielleicht nur der Wille zum Leben erfüllt uns im Augenblick alle mit gleicher Stärke. Aber Wille zum Leben bezeugt sich durch Taten. Helft mit, daß der todmatte Aar seine Schwingen zu neuen Flügen weitet! Empor die Klinge!

Zustimmungsadressen (zu Inhalts- und Geldbeiträgen) sind unter Aufschrift „Die Schaffenden" zunächst zu richten an: Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt, v. S. Schottlaender, Akt.-Ges., Breslau III. Jeder Beitragende wird zugleich den Namen der Persönlichkeit nennen, die er in den Aktionsrat gewählt wünscht. Der so zustandekommende Areopag wird dann die Fundierung des Werkes, die Auswahl der Beiträge u. s. w. vornehmen. Der Areopag als Ganzes wird das Recht der Zuwahl besitzen. —

Alma von Hartmann: Die Kriegsbriefe des Großadmirals von Tirpitz.

Ergreifend sind die als Anhang gegebenen Briefausschnitte des Tirpitzbuches, das soeben im Verlage von F. A. Köhler in Leipzig erschienen ist, aus dem Hauptquartier bis zum 27. August 1915, wo Tirpitz nach Berlin zurückkehrte. Am 21. August 1914 schreibt er aus Coblenz: „Wie hätte ich persönlich gewünscht, diesen Krieg nicht zu erleben. Ich kann es immer noch nicht begreifen, daß wir mit Rußland nicht auf einen modus vivendi kommen konnten .... Werden wir das Weltennetz zerreißen, welches das perfide Albion um uns gesponnen hat?" Immer wieder tritt der Gedanke auf, daß England auch gegen uns gewesen wäre, wenn wir keine Flotte gehabt hätten, und wenn wir weiter mit der Flotte gewesen wären, hätte England es nicht riskiert, gegen uns zu gehen.

Hier ist der Großadmiral voreingenommen. England wollte unsere Vernichtung unseres wirtschaftlichen Aufschwunges wegen, mit oder ohne Flotte, der Krieg mit ihm war also nicht zu vermeiden. Ja, wenn wir einen großen Bundesgenossen gehabt hätten, auf den wir uns so fest verlassen konnten wie England auf Amerika, dann hätten wir den Krieg um unsere Existenz nicht nötig gehabt. Aber bei unserer gefährlichen geographischen Lage, eingekeilt zwischen angriffslüsternen und eroberungssüchtigen Nachbarn mit zweifelhaften und schwachen Bundesgenossen, war unser Untergang der gewaltigen Übermacht gegenüber vorauszusehen. Das Heldentum unseres Volkes konnte ihn aufhalten, aber nicht in Sieg oder in einen auch nur halbwegs erträglichen Frieden umwenden.

Ende August 1914 sieht Tirpitz die Sachlage etwas tröstlicher an. Die Kraft der französischen Armee sei schon fast gebrochen und es sei daher möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß es bald zum Ende komme. Nur England steht dazwischen. Unsere Truppen — hoffentlich Brandenburger! — stehen im Kampf mit zwei englischen Divisionen. „Wolle Gott die Erzschurken vernichten, die unser Kultureuropa in Flammen gesetzt haben, kalten Blutes, aus schnöder Herrsch- und Geldgier." Trotzdem die Armee von Sieg zu Sieg schreitet, bleibt er sorgenvoll, weil er die Hartnäckigkeit der Engländer kennt. Daß er so gar kein Verfügungsrecht über die Flotte hat, empfindet er schwer. Er steht den Anordnungen des Flottenchefs Ingenohl kritisch gegenüber, aber er will nicht im einzelnen rechten. Nur ein Hinausschieben der Flottenschlacht fürchtet er. Der Kaiser sei gegen ihn scharf gemacht, Bethmann bearbeite Pohl, daß die Flotte nicht eingesetzt werde. „Das wäre der Tod unserer Flotte nach dem Kriege. Er und die ganze Bande von Diplomaten will die Flotte verkaufen beim Friedensschluß mit England. Das ist das ganze Geheimnis." Mit Sorge vernimmt er, daß die Hauptarmee der Österreicher sich nicht glücklich geschlagen hat, was wegen der Rückwirkung auf den

Balkan schlimm sei. Aus Longwy hat er sich Dum-Dumgeschosse mitgebracht als Beweis dafür, daß das französische Kriegsministerium dies angeordnet hat. Am 4. September 1914 aus Luxemburg, wohin das Hauptquartier verlegt worden ist, neuer Stoßseufzer: „Ich fürchte den Kanzler und seine Leute; ich bin davon durchdrungen, daß sie der großen Zeit nicht gewachsen sind und, wie sie den Krieg nicht verhindert haben durch ihre Politik, so werden sie auch einen jämmerlichen Frieden zustande bringen. Die Engländer niederträchtig, brutal als Nation — als einzelne Persönlichkeit sind sie zu achten. Sie haben sich in hundert Jahren eine Moral zurechtgemacht, an die sie glauben. Alles ist gut, gerecht, religiös sogar, was ihnen Nutzen bringt. Alle Völker sind ihre Auspreßobjekte nach Gottes Ratschluß." Die Waffe der Lüge und Bestechung, die England gegen uns anwendet, empfindet er furchtbar. Als der Abgeordnete Paasche im Reichstag einen Antrag zur sofortigen Verstärkung der Flotte einbringt, hält Bethmann Tirpitz natürlich für den intellektuellen Urheber. Am 10. September verzeichnet er, daß die Frauen in England besonders wild auf uns seien. Dem Kaiser müsse man das große Verdienst lassen, daß er die Wehrmacht nicht habe einschlafen lassen. Am 12. September: „Das ist es ja eben, daß wir Englands Zustimmung zu einem Frieden nicht bekommen werden, in welchem wir uns schadlos halten dürften. Dieser Separatfrieden ist eben unmöglich. Wenn wir also nicht unterliegen und ausgelöscht sein wollen als großes Weltvolk, so bleibt uns keine Wahl als durchhalten." Flaumacherei stärkt nur England. Die Siegestollheit in Berlin macht ihn bestürzt, ebenso das Hilfegeschrei der Österreicher bei Lemberg. Der Sieg Hindenburgs in Ostpreußen könne das nicht ausgleichen. Nur „auf den ungeheuren moralischen Schwung, mit dem unsere ganze Nation den perfiden, brutalen Fehdehandschuh aufgenommen hat, kann man wahrhaft stolz sein und daher hoffen, zu einem guten Frieden zu kommen. Es ist aber viel zu früh über die Art desselben zu sprechen." Am 19. September teilt er mit, daß Admiral v. Hintze, der soeben aus Mexiko angekommen sei, die Ansicht ausgesprochen habe, daß der Mangel an Führung die herrschende Klasse, einerlei ob Sieg oder Niederlage, um ihre Stellung bringen müsse, und daß sofortiges großes Entgegenkommen, z. B. eine Wahlrechtsreform in Preußen und die Berufung von Sozialdemokraten zu hohen Posten, das einzige Mittel wäre, den ungeheuren Schwung der Nation in sichere Kanäle zu geleiten. Über den Start des ganzen Krieges sei er außer sich gewesen. Am 20. September fügt Tirpitz hinzu: „Vielleicht rettet uns das Volk und seine Kraft. Mit dem bisherigen Klassen- und Kastenwesen ist es vorbei. Sieg oder Niederlage, wir bekommen die reine Demokratie." Die Schaukelpolitik Rumäniens beunruhigt ihn, die Landung von hunderttausend Japanern in Schantung zeigt ihm, daß Tsingtau, welches er gewissermaßen als seine Schöpfung betrachtet, verloren ist. Unmittelbar nach dem Kriege will er seinen Abschied nehmen. Pohl, Müller, Bethmann und der Kaiser halten die Flotte zurück. „Ich glaube jetzt, daß sie keinen Schuß abgeben wird, und mein Lebenswerk endet mit einem

Minus." Mit Bethmann spricht er nicht mehr, obgleich die Herren in demselben Saale essen.

Das Hauptquartier siedelt nach Charleville über. Am 4. Oktober: „Dieser Krieg ist wirklich der größte Wahnsinn, den die weiße Rasse je begangen hat. Wir schlagen uns auf dem Kontinent gegenseitig tot, damit England den Profit hat. Dabei bekommt es das perfide Albion fertig, auf der ganzen Welt uns als die Schuldigen hinzustellen. Man könnte allen Glauben an das Gute verlieren." Er empfindet es als eine Tragikomik, daß er unter die Hetzer gerechnet werde. In Bezug auf Österreich zitiert er Napoleon III: „on ne s'allie pas avec un cadavre." Er bekommt am 6. September einen langen Brief von Ballin, der ihn auffordert, zu einem Flottenagrement mit Churchill zu kommen, d. h. mit anderen Worten, Aufgabe unserer selbständigen Stellung gegen England und Vasallenstaat nach französischem Muster. „Wenn der liebe Herrgott nicht ganz besonders eingreift, wirs es auch dazu kommen. Der Boden wird nach dieser Richtung präpariert, und ich bin das Karnickel des Krieges." Der Fall von Antwerpen bessert für kurze Zeit die Stimmung im Hauptquartier. Tirpitz aber beklagt das Entwischen der feindlichen Truppen, die nun die Heeresmacht der Entente stärken. Immer wieder betont der Staatsmann das Durchhalten. Aber dazu gehören eiserne Männer, der Kaiser und die Leute um ihn sind das nicht. Er weiß, daß viele auf ihn gerechnet haben, und nun kann er gar nichts tun, sondern muß tatenlos und ohne Einfluß dem Verderben zuschauen. Er liest die sozialistischen Monatshefte und freut sich, daß die Sozialdemokratie auch England als den Feind, der ein aufblühendes Deutschland nicht dulden wolle, begreift, und daß die internationale Idee eine Utopie ist. Man braucht große Reformen. Unsere Verfassung paßte für den alten Kaiser und Bismarck; sie paßt aber nicht für den Durchschnitt; es ist ein Methodenfehler, daß Verfassung und Leitung nur auf zwei Augen steht; wenn die unter dem Durchschnitt sind, ist es schlimm. Jagow glaubt, der Krieg würde langsam versumpfen und einschlafen. „Wir sind so umgeben von Haß und Übelwollen der ganzen Welt, daß nur ein großer Sieg uns helfen kann." Eine Broschüre aus Holland fordert zur Gründung eines Weltbundes auf gegen den ungehobelten überall störenden Parvenü Deutschland nach dem Frieden! In England führt die ganze Nation den Krieg mit bulldoggenartiger Energie; wie sollen wir der Bulldogge an den Leib, wenn noch sieben andere Hunde uns hetzen? Am 19. Oktober bittet ihn der Reichskanzler zu einer Besprechung über mögliche Friedensbedingungen. Tirpitz' Ansicht geht dahin, daß wir erst vollen Sieg haben müßten, ehe man sich darüber äußern könne. Er glaubt an den Erfolg der Flotte und hält ihre Passivität für einen gefährlichen Irrtum. Über den chilenischen Seesieg und die Erfolge der U-Boote freut er sich, Ballin nicht, weil es die Engländer immer mehr in Wut bringt! Ein amerikanischer Journalist besucht ihn und deutet an, daß man nicht genug Verständnis für die Presse und für die transatlantischen Verhältnisse habe; dann kommt Graf Tisza, der voller Zuversicht ist, aber meint, wir hätten ein paar Divi-

sionen mehr nach Polen schicken müssen. Am 26. November sagt Tirpitz dem Kaiser, wir müßten der Tatsache ins Auge sehen, daß England aufs Ganze ginge, demzufolge starke Mittel anwenden, die U-Bootblockade. Der Kaiser ging darauf ein. Abends vorher waren Helfferich und Havenstein, der Präsident der Reichsbank, beim Kaiser gewesen, und da soll sich der Kaiser ablehnend gegen die U-Bootblockade ausgesprochen haben.

In Hindenburg und Ludendorff verehrt er zwei große Heerführer. Am 10. März 1915 spricht Tirpitz sich wieder für einen verschärften U-Bootkrieg mit Beschränkung in räumlicher Beziehung, Kanal bis Southampton und Ostküste, aus. Am 11. März meldet er, daß sich die Budgetkommission für die Angliederung Belgiens ausgesprochen habe. Die Österreicher versagen wieder. „Es scheint, daß sie nicht mehr recht wollen, der Staat und die Armeen sind offenbar durch und durch morsch, und für seine Interessen haben wir die „schimmernde Wehr" eingesetzt." Italien schraubt nach Erpresserart seine Forderungen immer höher. Er beklagt, daß er nicht schnell genug U-Boote heranschaffen könne. Der Kaiser sieht überall große Siege, wohl mehr, um sich und seine Unruhe zu beschwichtigen. Am 21. März schreibt er seiner Gemahlin, Müller sei von verschiedenen Seiten dringend gebeten worden, man sollte ihn (Tirpitz) als Chef der Admiralität für die Dauer des Krieges einsetzen und es ihm dann überlassen, wie und wann er an Bord ginge. Die Antwort hätte immer gelautet, das täte der Kaiser nie. „Der Kaiser will selbst den Marinekrieg führen, und das könnte er natürlich nicht bei mir. Ich sinne hin und her, mich aus der Lage zu befreien, in der ich mich befinde. Formell hat Pohl freie Hand, wie kann ich da eingreifen, wenn er nichts tut bezw. sagt, er hätte keine Gelegenheit. Befehlen à tout prix Schlacht zu machen und herauszugehen, kann man nicht, das muß der Betreffende in seiner Brust haben. Die Verhältnisse liegen anders als beim Landheer." Am 22. März: „Ich habe diese Ziellosigkeit, diese Fanfaren dabei, jetzt seit zwei Jahrzehnten miterlebt und gesehen, wie jedes Ressort für sich arbeitet, alles sich an „Ihn" drängt, dem man den Glauben beibringt, alles selbst zu machen, und von dem so große Vorteile ausgehen. — Byzanz." Er möchte Hindenburg zum Reichskanzler, Chef des Generalstabes und Chef der Admiralität in einer Person haben. Der Kaiser müßte einmal seine Macht auf einige Zeit detachieren, z. B. auf Hindenburg. Die Behördenteilung zwischen Generalstab und Kriegsministerium schon im Frieden schwächte den Gesamtblick für das Nötige. Bethmann und seine Sippe, auch Ballin, machen alles flau. „Frieden mit einem großen Minus für uns, aber Frieden. Wenn man ihn wirklich will, ist für den Effekt des Friedensschlusses nichts schlimmer als diese Flaumacherei." Tirpitz bedauert, daß man die Russen nicht nach dem „warmen Wasser" hin abgelenkt habe, anstatt sie im Verein mit England gerade davon abzulenken. Ein Oberstabsarzt sagt ihm, der Kaiser betete förmlich nach einer Erlösung durch Abschiebung der Verantwortlichkeit, aber dann stößt er auf die Mauer, mit der er sich selbst umgeben hat, und stößt auf sein Selbst-

gefühl. Die russische Armee schlägt sich überraschend gut, die österreichische schlecht. „Die Übermacht ist gewaltig, und unsere Gesamtleitung war leider der Lage nicht gewachsen. Trotzdem bin ich der Ansicht, daß wir weiter durchhalten müssen, solange Österreich nicht ganz zusammenbricht. Den Ententeländern ist aber nicht mit der Niederlage Österreichs, sondern allein mit derjenigen Deutschlands gedient."

Am 2. April 1915, Charfreitag, findet Tirpitz Gelegenheit, dem Kaiser zu sagen, daß die befohlene Schonung der Neutralen sich als eine große Gefahr für die U-Boote erweise; sie würden beim Auftauchen zu leicht gerammt. Der Kaiser gibt Admiral Bachmann einen entsprechenden Auftrag. Kaum zu Haus angekommen, erhält Tirpitz von Müller schon Telephon: es möchte doch erst mit dem Kanzler in Verbindung getreten werden. Am 3. April läßt der Kaiser den U-Booten doch wieder freie Hand. In der letzten Zeit sei der U-Bootkrieg sehr wirkungsvoll gewesen, der Handel in England habe stark abgenommen. Der neue Kriegsminister Wild v. Hohenborn gefällt ihm gut, sagt, wir könnten auch gegen Italien aushalten, findet es unrichtig, daß wir wegen Belgiens nicht Farbe bekennen. Die Behandlung der Frage durch den Kanzler erschiene als Schwäche, aber nicht als Wille zum Siege.

An den Kaiser dürfen nur Siegesnachrichten herangebracht werden, z. B. daß in Indien Riesenaufstand sei. Die Wissenden blasen Trübsal. Der Kaiser suche Trost in dem Gedanken, der erste punische Krieg macht es nicht, sondern erst der zweite, dazu müßten wir dann sehr viele Schiffe bauen. „Derartiges ist unser Unglück und vielleicht Verderben. Und alles ruft Hosianna. Kein Begriff für den Ernst der Lage für die Zukunft Deutschlands. Es wäre möglich, daß er sich absichtlich betrügt. Kurz, ich habe den Eindruck, daß wir alles versuchen, England nachzulaufen."

Am 9. April fordert Tirpitz von Müller die Zusicherung, daß er zu etwaigen Friedensverhandlungen zugezogen würde, wie ihm das beim Anfang des Krieges zugesichert sei. Müller gab die Eifersucht auf Hindenburg zu, auch daß es schlimm sei, daß der Kaiser von lauter weichen Hofleuten umgeben sei, die durch lange Gewohnheit auf die Art des Kaisers eingestellt seien. Bezüglich der Flotte wolle der Kaiser sich nicht sorgen wollen, er wisse ja selbst nicht, ob er noch den nächsten Tag erlebe. Am 11. tritt W. an den Admiral heran und erzählt, es hätte sich in Berlin eine feste Vereinigung gebildet, zu der die maßgebenden Persönlichkeiten gehören, welche auf jeden Fall sich mit England arrangieren wollen. Hapag, Banken, alle früheren Botschafter und Gesandten, dazu die Wilhelmstraße, Überläufer in Fülle. England scheint Italien zu drohen, und das halten die Kerls scheinbar nicht aus. Am 12. besucht Tirpitz den Kronprinzen in Stenay, der ihm erklärt, daß sie beide „verdächtig" seien. Tirpitz hat den Eindruck, daß Bachmann, der es mit ihm halte, planmäßig das Rückgrat gebrochen werden solle. Die Kriegszielfrage müßte freigegeben werden. „Man könnte sagen, wir werden nicht dulden, daß sich

wieder eine solche Verschwörung gegen uns bilde, das wäre ein Ziel und ließe uns doch die nötige Freiheit. — Ingenohl hatte das Schicksal Europas in der Hand durch ein Hinausgehen der Flotte im Herbst 1914."

Als am 15. April Bomben nach Charleville abgeworfen werden, wird der Kaiser wütend und gibt auch Buckingham-Palace frei; „er glaubte wirklich an eine stillschweigerde Einigkeit der Häupter, sich selbst zu schonen, eine merkwürdige Denkweise." Die „Kindereien" mit den Zeppelinschiffen möchte Tirpitz bremsen. Vom Auswärtigen Amt werde durch die Presse die Annäherung an England gepriesen; dann sehe man aber wieder die Angliederung Belgiens vor. Graf Monts empfiehlt im „Berliner Tageblatt" eine Politik, in der wir uns schon jetzt als geschlagen bekennen; Bethmann hat für seine antirussische Politik die Liberalen und Sozialdemokraten für sich. „Unsere kleinen U-Boote knallen alles nieder, was ihnen in den Weg kommt. Der Kanzler rauft sich die Haare, hat auch den Kaiser wieder nervös gemacht. Gegen uns ist alles erlaubt, aber unsere Bescheidenheit und Artigkeit jetzt, wo es sich doch um die Existenz handelt, läßt die andern an unserem Sieg zweifeln." Am 21. April trägt Tirpitz der Kaiserin, die zum Besuch gekommen ist und ihm beistimmt, ungeschminkt seine Ansicht vor, daß Hindenburg den Kanzler ersetzen müsse, wenn er vielleicht auch nur reiner Militär wäre, damit Einheitlichkeit in das Ganze käme. Aus Wilhelmshaven bringt er den Eindruck mit, daß man ihn an der Stelle Pohls zum Oberkommandierenden wünscht. Das Hauptquartier wird nach Schlesien verlegt. Nach der Lusitaniaaffäre reicht der Großadmiral sein Abschiedsgesuch ein, das aber nicht angenommen wird. Am 25. Juli findet er, daß Amerika „unverschämt und unverhüllt probritisch" wird. Für England muß es eine Freude sein, daß seine beiden gefährlichsten Gegner sich gegenseitig schädigen. Es scheinen schon Amerika Versprechungen gemacht worden zu sein, den U-Bootkrieg einzuschränken. Damit geben wir die einzige Zukunftswaffe aus der Hand. Tirpitz macht einen Besuch in Teschen beim Erzherzog Friedrich, einem alten, gänzlich harmlosen Herrn, mit dem Konrad von Hötzendorff wohl keine Schwierigkeit hat. Er erzählt dem Großadmiral, sein Neffe, der König von Spanien, hätte geschrieben, daß man Spanien mit Hunderten von Millionen zum Eintritt in den Viererverband bearbeite; solange er aber König wäre, würde nichts daraus, er habe auch seine Armee hinter sich. Am 3. August 1915 meldet Tirpitz, daß man Funksprüche aufgefangen habe, nach denen die Engländer „armed parties" auf neutrale Schiffe schicken und mit denen dann unsere U-Boote angreifen. Es darf nicht länger so weiter gehen mit der Einschränkung des U-Bootkrieges. Die Engländer wissen von unserer Zurückhaltung und jubeln. Ihr Geschäft wird wieder steigen. Der amerikanische Botschafter in Berlin hat zu einem Journalisten gesagt, das ausgezeichnete deutsche Volk wüßte garnicht, daß sein gefährlichster Feind das Auswärtige Amt wäre! Gegen Österreich, vor dem man einen unberechtigten Respekt habe, müsse man energisch werden. Über die Proklamation des Kaisers am 1. August ist der Staatsmann außer sich.

Selbst wenn wir die Hauptpfänder nicht behalten wollen, ist es furchtbar dumm, sie zu entwerten. Aus den von uns veröffentlichten belgischen Gesandtschaftsberichten merkt er deren Bemerkung an, daß die Flotte nur als Schreckgespenst für den englischen Mob gebraucht wurde. In Wahrheit war unsere die Engländer überflügelnde Stärke in Handel und Industrie, kurz der kalte Neid die Ursache zur Kriegsvorbereitung für Grey und Genossen. Am 7. August fordert Helfferich die Preisgabe des U-Bootkrieges. Wilson soll unter der Hand davon Mitteilung erhalten. Der Kaiser bleibt noch unentschieden. Damit ist Zeit gewonnen. Tirpitz erhält den pour le mérite. Am 12. August setzt er dem Abgeordneten Rösicke in Berlin auseinander, daß die Trustmagnaten in Newyork, London, Paris und Belgien den „dummen starken Panslavismus" eingefangen hätten. Rösicke verteidigt großen Landerwerb im Osten. Zusammenkunft mit Hindenburg in Lötzen, der ihm sagt, die ganze russische Armee wäre in 3 Wochen erledigt gewesen, wenn man ihm und Ludendorff gefolgt wäre. Stattdessen hätte Falkenhayn ein frontales Verfahren fortgesetzt, welches die Russen immer entwischen ließ. Tirpitz ist außer sich, daß man Hindenburg nicht frei schalten läßt. Einigkeit in Bezug auf Belgien und Rußland. Die Schaffung eines selbständigen Polens würde uns auf hundert Jahre mit Rußland verfeinden. Man hat Rußland damit gedroht, aber dieses hat „nein" gesagt. Bethmann geht zweifellos darauf aus, Belgien preiszugeben und Rußland zu zertrümmern unter Errichtung eines autonomen Polens.

Am 23. Februar 1916 hatte Tirpitz in Wilhelmshaven noch Gelegenheit, dem Kaiser zu sagen, daß die Frachtraumsfrage zur wichtigsten Frage geworden sei und daß mit der Entscheidung darüber nicht länger gezögert werden dürfe. Auch aus den Kreisen der Großindustriellen war von Stinnes ein Schreiben eingelaufen, das zu demselben Ergebnis kommt wie eine Denkschrift von Tirpitz, die bei dem Kaiser doch einen so starken Eindruck machte, daß er sich entschloß, die Note Wilsons abzulehnen und den U-Bootkrieg ohne Einschränkung zu führen. Müller aber habe den Kaiser bedrängt, Bethmann nachzugeben. Als am 6. März ein entscheidender Vortrag ohne Hinzuziehung des Großadmirals stattfand, meldete dieser sich am 8. März krank und erhielt mit wendender Post die Aufforderung, seinen Abschied einzureichen, den er am 17. März erhielt. Sein Nachfolger, Admiral v. Capelle, war darauf verpflichtet worden, in allen maritim politischen Fragen sich dem Reichskanzler anzuschließen. Falkenhayn, der in dieser Frage mit dem Kriegsminister und Holtzendorff auf Tirpitz' Seite stand, reichte auch seinen Abschied ein, der aber nicht genehmigt wurde.

Wie sehr Tirpitz mit seinen Vorschlägen Recht hatte, beweisen die Auslassungen englischer Blätter; so sagt der Economist am 17. September 1918: „Das Frühjahr 1917 war tatsächlich die k r i t i s ch st e u n d t ö d l i ch st e Zeit, die wir seit Kriegsbeginn durchlebt haben. Kurze Zeit schien es, als ob die Flotte versagt hätte und unsere Verbindungen, von denen alles abhing, durchbrochen werden

sollten. Wenn die Verluste Englands und des Verbandes an Handelsschiffen in dem Maßstab des April, Mai und Juni 1917 angedauert hätten, so hätten die Deutschen den Krieg gewonnen, bevor das Jahr zu Ende gewesen wäre", und die „Morning Post" fügt am 3. Oktober 1918 hinzu: „Hätte Deutschland eine Woche vor Ausbruch des Krieges seine große Streitmacht von Kreuzern auf die fernen Seestraßen verteilt, so würde es vielleicht Verderben über uns gebracht, sicherlich uns sehr schwere Verluste zugefügt haben. Dann verzögerte die deutsche Seekriegführung die große Seeschlacht zur Verkrüppelung der englischen Flotte so lange, bis es zu spät war. Später suchte Deutschland dann das durch eine neue Seeschlacht nicht gewonnene Ziel durch den Unterseehandelskrieg zu erreichen. Es war die größte Gefahr, der dies Land jemals gegenüberstand."

Man sieht, wie entscheidend eine siegreiche Seeschlacht im Anfang des Krieges und der verschärfte U-Bootkrieg gewirkt hätte, wenn er, wie der Großadmiral wollte, schon ein Jahr eher, im Februar 1916, eingesetzt hätte. Damals, als die Abwehrmaßregeln der Engländer noch nicht Platz gegriffen hatten, konnten unsere U-Boote „noch unter den feindlichen Handelsschiffen hausen wie Wölfe in Schafsherden; später war es ein regelrechtes Gefecht, das sie führen mußten, Aus einer Zerstörungsarbeit war eine gefahren- und verlustreiche Kampfhandlung geworden." S. 378. „Im Frühjahr 1916 betrug beim eingeschränkten U-Bootkrieg die Versenkungsziffer für Boot und Reise 17 000 Tonnen, der uneingeschränkte Krieg hätte mindestens das dreifache gebracht. „Man hätte also damals 51 000 Tonnen für Boot und Reise mit Sicherheit erzielt. Im Sommer 1917 betrug dasselbe Ergebnis 14 000, im Herbst 1917 nur noch 9000 Tonnen." Der U-Bootkrieg war „nur in einer gewissen Zeitspanne zu gewinnen; diese Zeitspanne haben wir mit Angst und Hoffnung auf Wilson versäumt ... Unser Verhalten im Frühjahr 1916 sagte der ganzen Welt mit Ausnahme einiger Diplomaten und Demokraten: Deutschland geht unter."

Tirpitz behauptet, die Marinechefs seien nicht davon unterrichtet gewesen, daß um die Jahreswende 1916/17 ernsthafte Verhandlungen zwischen Wilson und Bethmann schwebten, sonst hätten sie sich gewiß einem Aufschub nicht widersetzt. „Der alte Fehler unserer Regierungsweise, die Einzelressorts von der Gesamtverantwortung auszuschließen und ihnen die für die Urteilsbildung unerläßlichen Tatsachen vorzuenthalten, scheint also, wenn meine Eindrücke zutreffend sind, auch hier den Fehler bewirkt zu haben, daß der U-Bootkrieg schwebende diplomatische Verhandlungen durchriß." Die Frage, ob Amerika auch 1916 schon in den Krieg gegen uns eingetreten wäre, möchte Tirpitz nicht unbedingt bejahen; es sei innerlich noch nicht reif dafür gewesen. Auch die Bewaffnung von Handelsdampfern wurde von den Amerikanern damals noch nicht als rechtmäßig angesehen. Seitdem wir erfahren haben, daß Wilson auf die Frage des Senators Mac Cumber, ob die Vereinigten Staaten auch in den Krieg getreten wären, wenn der U-Bootkrieg eingestellt und kein einziger amerikanischer Bürger ver-

letzt oder geschädigt worden wäre? mit den Worten: „Ja, ich denke so." geantwortet hat, erübrigen sich die Bedenken, die auch von deutscher Seite gegen die U-Bootswaffe erhoben worden sind, und wir begreifen vollkommen die Bitterkeit, womit der Staatsmann über die „verpaßten Gelegenheiten" spricht, über die England jubelte, während er den Untergang unserer gerechten Sache vor Augen sah. Das ganze Werk der „Erinnerungen" ist eine einzige große Anklage gegen unsere diplomatische Leitung, die sich der großen Zeit und der durch schwankende Haltung schon vor dem Kriege so ungeheuer gefährdeten Lage des Staates nicht genugsam bewußt war.

Professor Dr. von Waldeyer-Hartz: Ein Genesungsheim für Gelehrte und Künstler in Bad Ems.

Wenn jemand nach Beendigung einer Badekur in sein Heim zurückkehrt, so ist die erste Frage der lieben Verwandten, Freunde und Bekannten: Nun, wo waren Sie denn in diesem Sommer? Und nach erhaltenem Bescheid kommt sicherlich die zweite Frage: Wie ist es Ihnen bekommen? mit dem Zusatze: „Hoffentlich gut"!

Ich kenne diese natürlichen und teilnehmenden Fragen aus langjähriger Erfahrung und konnte bisher auch stets auf die zweite mit dem erwarteten „Gut" antworten. So, glücklicherweise, wieder in den beiden jüngstvergangenen für jeden Deutschen traurigsten Jahren 1918 und 1919, in denen ich Bad Ems aufsuchte, um dort meine durch eine mehr als 50 jährige Lehrtätigkeit und durch hohes Alter ermüdeten Stimmorgane zu erfrischen.

Ich selbst hatte einen so befriedigenden Erfolg des Gebrauches der Emser Heilmittel kaum erwartet. Ich kann nur jedem, der seine Stimm- und Atmungsorgane in Ordnung halten und vom Staube der Städte befreien will, raten, das alte schöne Bad Amisia an der Lahn aufzusuchen.

Aber wie vielen, oder vielmehr, wie wenigen aus den Kreisen, denen ich angehöre, ist dies möglich, insbesondere bei den jetzigen Verhältnissen, die den alten preußischen Taler unter den Wert einer Mark herabgedrückt haben und uns nur unsaubere, halbzerfetzte Papierläppchen als Geldstücke in die Hände liefern. Noch lange wird es dauern bis unsere Mark sich wieder wertet und wir Silber- und Goldmünzen deutscher Prägung wiedersehen. Und doch sollte es recht vielen möglich gemacht werden, die in Berufen stehen, bei denen die Stimmorgane besonders in Anspruch genommen werden, Bad Ems zu einer Kur aufzusuchen.

Da bin ich nun, selbst als Arzt ausgebildet, gern auf den Plan meines Emser ärztlichen Beraters, des Sanitätsrats Dr. Aronsohn, eingegangen, für die Gründung eines Genesungsheims zugunsten von Gelehrten und Künstlern in Bad Ems zu wirken und zu werben. Dieses Heim soll jedem, der in einem sogenannten freien Berufe lebt, die Möglichkeit gewähren, in einem gut gelegenen, mit allem Erforderlichen ausgestatteten Hause nebst zugehörigem Garten gegen ein mäßiges Entgelt für die Dauer der üblichen Kurzeit Unterkunft zu finden. Ein Gründungsausschuß, in welchen, außer Ärzten, Hochschullehrer, Künstler, Vertreter der Handels- und Industriewelt und Beamte eingetreten sind, ist gebildet worden; der Vorstand, mit Dr. Aronsohn und dem Emser Bürgermeister Dr. Schubert an der Spitze, hat in Bad Ems seinen Sitz. Die Mitglieder des Gründungsausschusses finden sich hauptsächlich in Köln und in anderen rheinischen Städten, sowie in Groß-Berlin; die Gründung führt den Namen: Concordia litterarum et artium.

Soweit wäre alles in Ordnung; wir warten nur auf den Nervus rerum, die Mittel, insbesondere auf einen Maecenas!

Es ist beabsichtigt, um möglichst vielen die Wohltat eines solchen Heims zuwenden zu können, den Begriff der in den Wissenschaften und freien Künsten Tätigen recht weit zu fassen. So denken wir, außer an Privatgelehrte, an Hochschullehrer, Mittelschullehrer, Juristen, Ärzte, Apotheker, Chemiker, Hochschul-Studierende, Sänger, Musiker, Schauspieler, Maler, Bildhauer, Architekten und Techniker. Nicht alle in diesen Berufen Stehenden haben ja ihre Stimm-, Sprach- und Atmungsorgane besonders anzustrengen; viele unter ihnen sind aber gezwungen, in größeren Orten zu leben, wo unter der Herrschaft der heutigen Verkehrsmittel, der Autos und der Straßenbahnwagen, der Staub zu einer „Stadtplage" geworden ist. Auch ist es schwer, bei der Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen und künstlerischen Betriebe eine Grenze zu ziehen.

In Bad Ems sind zur Zeit mehrere Gebäude im Villenstil käuflich zu erwerben, die sich eignen würden. Es wäre sehr wünschenswert, wenn recht bald die nötigen Mittel zusammenkämen, damit die gute Gelegenheit nicht ungenützt vorübergeht.

Bad Ems hat eine herrliche Lage an der Lahn, die an beiden Seiten von ansehnlichen, schön bewaldeten Bergen mannigfaltiger Gestaltung eingerahmt ist. Ein Stauwerk bereitet dem sonst schmalen Flusse bei Ems eine ansehnliche Breite und so werden Kahnfahretn auf dem ruhigen, glatten Wasserspiegel im Angesicht der wechselvollen Umgebung zu einem hohen, gern gesuchten Genusse. Die Berge bieten Gelegenheit zu vielerlei Spaziergängen auf gut gehaltenen Wegen für weniger rüstige Fußgänger; aber auch die Sportjünger finden in größeren Höhen und in weiterer Umgebung höchst lohnende Wanderziele. Gen Westen winkt, weniger Rüstigen mit der Bahn leicht zu erreichen, der Rhein mit dem schön gelegenen Oberlahnstein, nach Osten gelangt man auf

gleiche Weise, stets in dem schönen Lahntale aufwärts fahrend, in wenigen Stunden zur Universitätsstadt Gießen, vorbei an dem alten Städtchen Dausenau und an Limburg, beide auch für tüchtigere Fußwanderer bequem zu erreichen. Beide sind lohnende Ziele, Dausenau mit mittelalterlichen Resten und dem bekannten „Wirtshaus an der Lahn", Limburg mit seinem Dom, einer der schönsten Kirchenbauten Deutschlands, auf dessen Besichtigung man gern Stunden verwendet. Stilvoll und schön in der Außen- und Innenarchitektur und in prachtvoller Lage, erhebt sich das herrliche Gotteshaus auf einer Anhöhe über der Lahn.

Vor rauhen und kalten Winden ist Ems geschützt; häufig hört man im Gegenteil von zu großer Hitze in der Sommerzeit dort reden. Grade aus eigener Erfahrung in den überaus heißen Augusttagen dieses Jahres 1919 kann ich jedoch dem entgegentreten. Die hier breite Lahn sorgt für genügende Luftkühlung und Luftwechsel, so daß man die Sonne schon ertragen kann, dieses allbelebende und für Atmungsleidende besonders wohltätig Gestirn. Auch fürs Auge bringt es den Emsern an klaren Abenden bei seinem Scheiden noch einen wundervollen Genuß, wenn sich die Abendröte in der Lahn zwischen den einrahmenden dunklen Bergwäldern widerspiegelt. Ich bin weit in der Welt umhergekommen und habe viele Naturschönheiten gesehen und bewundert: das Bild der Emser Landschaft in der Abendröte kann sich mit jedem anderen messen! Es wird jedem Naturfreunde in angenehmster Erinnerung bleiben.

Ja, noch andere, weltgeschichtliche Erinnerungen hinterläßt uns Bad Ems! An dem Steine auf der Kurpromenade mit der schlichten Inschrift: 13. Juli 1870 taucht die Erinnerung an die größte Heldenzeit Deutschlands auf und an den ersten Kaiser des neu geeinigten Reichs, Wilhelm I., dessen Marmorbildnis im schlichten Bürgergewande man von da erschaut. Zwanzig Jahre lang, von 1867 bis 1887 war der Kaiser ständiger Kurgast des Emser Bades und wird ihm für alle Zeiten eine welthistorische Erinnerung bleiben. —

Aber jetzt, 1919, welcher Gegensatz! An mir vorbei marschieren französische Soldaten und, man kann es nicht anders sagen, in tadelloser Haltung, wie es der herrschenden Gewalt geziemt. Nach Osten mich wendend, fällt mein Blick zur Bäderlei, auf deren Gipfel die französische Trikolore im Winde flattert, während — es ist 10 Uhr morgens — zur Begrüßung der eben gehißten Fahne die Marseillaise ertönt!

Unterhalb des Aussichtsturmes, der die Fahne trägt, erhebt sich das deutsche Kriegerdenkmal zur Erinnerung an die im Kriege 1870/71 gefallenen Emser Söhne. Er zeigt die Namen der für ihr Vaterland Gefallenen und die der Schlachten, in denen sie ihr Leben ließen. Darüber, in stark vortretenden, vergoldeten, die deutschen Inschriften fast verdeckenden Lettern, die jetzt hinzugesetzten Namen der Schlachten von 1914—1918, in denen sich die Franzosen den Sieg zuschreiben. Französische Soldaten haben ihre Namen in die Säule

eingekritzelt; die marmorne Reliefbüste Kaiser Wilhelms I. oben am Denkmal, die ich im Jahre 1918 noch völlig unversehrt sah, ist mehrfach arg beschädigt, dem Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln die Wacht auf dem Denkmal hält, hat man einen Lederriemen wie eine Kette um den Hals gelegt! Sapienti sat!

Wir können nur wünschen, daß die Kurbedürftigen, welche in unserem hoffentlich bald fest gegründeten Heim Genesung suchen, in Ems nur deutschen Wehrmannschaften begegnen und keine Marseillaise mehr zu hören haben.

Prof. Dr. J. Boas: Ärztliche Wissenschaft und ärztliche Kunst.

Ärztliche Wissenschaft und ärztliche Kunst gelten im Laienpublikum gemeinhin als synonyme Begriffe. Erst ein tieferes Eindringen in die Geschehnisse ärztlichen Wirkens vermittelt die Erkenntnis, daß zwischen beiden neben zahlreichen Berührungspunkten auch wesentliche Unterschiede bestehen.

Die ärztliche Wissenschaft, soweit sie das Ziel verfolgt, Krankheiten zu verhüten oder zu heilen, ist in ständigem Wechsel begriffen. Er erstreckt sich nicht bloß auf Jahre, Monate oder Wochen, sondern selbst auf Tage. Was in der Wissenschaft heute noch als geheiligtes Dogma galt, kann durch eine umwälzende, wissenschaftliche Entdeckung morgen als überlebt in die Rumpelkammer geworfen werden. Und umgekehrt können alte längst vergessene Errungenschaften in neuer Form ihre Wiederauferstehung feiern.

Woher kommt es zu diesem ruhelosen Wandel wissenschaftlicher Probleme und wird er zum Heile der kranken Menschheit einmal aufhören? Es verlohnt sich wohl, dieser Frage nachzugehen.

Zunächst ist es klar, daß der ärztlichen Wissenschaft, als Teil der Naturwissenschaft, bestimmte Grenzen gezogen sind, hinter denen uns — ob für alle Zeiten, wer wollte es entscheiden — der Weg ins Freie vorerst verschlossen ist. Es wird immer wieder Rätsel geben, bei deren Versuch zur Lösung uns die Natur die Tür vor der Nase zuschlägt. Und wo wir ihr wirklich einmal ein Geheimnis listig abgerungen zu haben glauben, stellt sie uns sofort neue Probleme in den Weg, die, noch verwickelter als die früheren, uns immer wieder die Ohnmacht offenbaren, ins Innere ihres Wesens einzudringen.

Aber selbst, wenn diese Schwierigkeiten überwindbar wären, so legt die Natur uns noch andere und weit gefährlichere Hindernisse in den Weg. So wie sie dauernd aufbaut, Zellen und Zellstaaten gründet und aneinanderreiht, so zerstört sie sie auch immer von Neuem. Ja, sie ist in der Methode der Vernichtung

so überaus erfinderisch, daß Menschengeist nicht einmal im Stande ist, in die Art dieses Zerstörungswerkes Einsicht zu gewinnen, geschweige denn es aufzuhalten.

Dazu kommt noch ein Anderes. Das Zerstörungswerk, das wir Krankheit nennen, erfolgt in vielen Fällen keineswegs grob sinnfällig, sondern derart unheimlich heimlich, daß seine ersten Reaktionserscheinungen dem betroffenen Individuum und erst recht dem Arzte lange Zeit verborgen bleiben. Das sogenannte Inkubationsstadium der häufigsten Infektionskrankheiten (Typhus, Scharlach, Masern, Diphtherie, Pocken, Grippe, Fleckfieber u. a.) stellt ein Präludium der Krankheit (Krankheitsbereitschaft) dar, das sich den Funktionen des Organismus gegenüber vorerst völlig latent verhält. Dasselbe, nur noch in höherem Grade, gilt für die chronischen Krankheiten. Erst wenn die Minierarbeit gleichsam den explosiven Punkt erreicht hat, kommt sie dem Kranken als Reaktionsprozeß schmerzlich zum Bewußtsein und zwingt ihn zu ärztlicher Behandlung. Der Krebs in den verschiedensten Lokalisationen, die Tuberkulose, der Diabetes bilden eindrucksvolle Illustrationen des Gesagten.

Wird in diesem Kreislauf von Auf- und Abbau je ein Stillstand eintreten? Wird die Natur je aufhören, ihre eigenen Kinder zu vernichten? Wir glauben es nicht. Zwar hat die Hygiene, und deren rühmlichste Tat die Quarantäne, die Entwicklung und das Umsichgreifen von Infektionskrankheiten selbst im Weltkriege zu verhüten gewußt. Aber so lange der Kampf ums Dasein immer schroffere Formen annimmt, so lange die sozialen Forderungen der Gegenwart uns immer gewaltsamere Bedingungen für unsere Selbstbehauptung aufzwingen, werden wir diesen Kampf nur unter den schwersten Opfern an Gesundheit und Vitalität führen können. Wir bemühen uns im Schweiße unseres Angesichts um unsere Selbsterhaltung und vergessen dabei, daß wir damit zugleich das Geschäft der Selbstvernichtung besorgen. Der Kulturmensch ist demnach der wirksamste Bundesgenosse der Natur in ihren destruktiven Bestrebungen.

Es folgt daraus die den meisten Laien auffallender Weise fremde Tatsache, daß sich die Natur im Laufe der Jahrtausende in der Krankheitsbildung keineswegs erschöpft hat. Selbst abgesehen von zahlreichen Infektionskrankheiten, deren Wesen wir erst der bakteriologischen Forschung der Neuzeit verdanken, sieht sich der denkende Arzt immer wieder vor neue Symptome gestellt, die er in dem Rahmen des bisher Bekannten nicht zu klassifizieren vermag. Der Weltkrieg mit seiner internationalen Pathologie hat uns mehr als ein Beispiel für die Fülle unbekannter Krankheitsprozesse geliefert.

Zu allen diesen Problemen gesellt sich aber noch ein weiteres: die individuelle Form der Krankheitsäußerung. Der Laie, dem ständig die Analogie des menschlichen Organismus mit der Maschine vorschwebt, wird sich nur schwer zu der Vorstellung durchringen, wie zahllose Unterschiede zwischen gleichen Krankheiten bei verschiedenen Individuen bestehen und wie diese wieder die merkwürdigsten Unterschiede in der Prognose und den Heilmethoden bedingen.

Und doch liegt gerade in den unerschöpflichen Variationen, die Alter und Geschlecht, Klima, Beruf und soziale Stellung, Konstitution und Disposition, Energie und Charakter, Hygiene der Lebensführung, Verweichlichung und Abhärtung mit sich bringen, eine Summe günstiger und ungünstiger Auswirkungen, welche die Beurteilung des Krankheitszustandes im gegebenen Falle in intensivstem Maße beeinflussen und erschweren.

Der von klugen Ärzten immer wieder gehörte Ausspruch, daß es im Grunde genommen keine Krankheiten, sondern nur kranke Menschen gibt, ist daher nicht bloß eine dialektische Spielerei, sondern oberster und wichtigster Grundsatz für das Verständnis individueller Krankheitsvorgänge überhaupt.

Wie aber die Natur Krankheiten fördert und begünstigt, so hat sie auch für das Gift das Gegengift in Bereitschaft. Dem Toxin setzt sie aus ihrem für alle Möglichkeiten gerüsteten Laboratorium das Antitoxin entgegen, schafft Immunkörper zur Verhütung von Infektionen oder Reinfektionen, ja selbst den Sterbenden versieht sie in der terminalen Bewußtlosigkeit noch mit der Wohltat der Euthanasie.

Und dennoch liegt in diesen zugleich humansten und genialsten Leistungen der Natur nur ein Gewinn für die Menschheit, nicht für die ärztliche Wissenschaft. Denn die spontanen Heilkräfte der Natur geben uns in der Art ihrer unserem Wissen vorerst noch verschlossenen Wirkung nicht nur täglich neue Probleme auf, sondern hindern uns auch an der Erkenntnis und der Kritik unseres eigenen Könnens. Die Natur wird uns in der Medizin zu einer übermächtigen Konkurrentin, der gegenüber unsere armselige Wissenschaft und Forschung stets im Hintertreffen bleiben müssen. Von dem, was wir in wissenschaftlichem Sinne als Heilung bezeichnen, wird, um welchen Krankheitszustand es sich auch handeln mag, immer ein gewisser Anteil der vis medicatrix naturae zufallen. Der von Krankheit Genesene wird ihn leicht über-, der auf seinen Erfolg stolze Mediziner leicht unterschätzen. Wer will sich da getrauen, Natur- oder Menschenwerk ziffernmäßig gegeneinander aufzurechnen?

Diese Betrachtungen lehren uns, daß der Spielraum für die ärztliche Forschung im Grunde genommen ein begrenzter ist. Wir kommen über gewisse Fragestellungen, Hypothesen, mögliche Zusammenhänge nicht hinaus. Immerhin reicht das, was zu erforschen überhaupt in Menschenmacht liegt, auf unzählige Menschenalter hin. Vergessen wir nicht: Jede neue Erkenntnis, selbst die unscheinbarste, muß erst einmal durch zahllose Experimente, Kontrolluntersuchungen, Tier- und Menschenversuche und schließlich am Krankenbett gesichert sein, ehe sie sich als brauchbarer Baustein in das Fundament der Medizin einfügen läßt.

Das Wichtigste, was an Fortschritten der ärztlichen Wissenschaft vergönnt worden ist, liegt unstreitig auf dem Gebiete der Chemie, der Biologie, der Bakteriologie, der Hygiene und der optischen und physikalischen Methoden, besonders der wunderbaren Entdeckung der Röntgenstrahlen, die uns auch in Zukunft noch eine Fülle neuer Fortschritte verheißen.

Alle diese Entdeckungen haben naturgemäß im Laufe der neusten Zeit eine totale Umstellung des ärztlichen Betriebes mit sich gebracht. Die gewöhnlichen Hilfsmittel der früheren Zeit, Beklopfung, Behorchung, Betastung, Temperatur- und Pulsmessung reichen in vielen Fällen zu einer exakten Untersuchung nicht mehr aus. Der Arzt, auch der auf hoher wissenschaftlicher Warte Stehende, ist nicht mehr im Stande, die mit all den neuen Methoden verbundenen Technizismen sich anzueignen und zu beherrschen. Es ist auch die ärztliche Sprechstunde nicht der geeignete Ort, um genaue chemische, bakteriologische, mikroskopische, serologische, optische, physikalische Untersuchungen und Messungen in voller Ruhe durchzuführen. Nicht bloß die operative, sondern auch die rein diagnostische Pragmatik steht heute in dem Zeichen eines mit allen Hilfsmitteln der Gegenwart ausgestatteten Krankenhausapparates.

Dadurch hat die Stellung des allgemeinen Arztes eine Verschiebung in der Richtung erfahren, die er früher mit unleugbarem Erfolg eingenommen hatte. Er wird sich wieder mehr zum ärztlichen Treuhänder der Familie, zum Prophylaktiker im besten Sinne des Wortes umentwickeln. Im Gegensatz zum notgedrungen einseitigen Spezialisten wird er mit umfassendem Blick das Gesamtwesen des Kranken, sein Milieu, die schädlichen Einflüsse von Arbeit und Lebensführung und nicht zuletzt von Kummer und Sorge viel besser beurteilen und damit allzu weitgehenden lokalistischen Uebertreibungen krankhafter Prozesse begegnen können.

Unter allen Umständen kann aber selbst der wissenschaftlich hochstehende Arzt in seinem Können und Erkennen und erst recht in seinen Heilbestrebungen nur genau soweit gehen, wie es ihm der Stand der Wissenschaft gestattet. Niemand ist daher berechtigt, von einem Arzt, wenn ihn die Natur Problemen gegenüberstellt, deren Lösung Menschenkraft übersteigt, positive Leistungen, sei es in der Erkenntnis, sei es in der Therapie zu erwarten.

Anders verhält es sich mit dem Künstlerarzt. Er fühlt sich mit den Sakramenten der Wissenschaft, mit Systemen und Theorien nicht unlösbar verknüpft. Er bildet sich seine eigenen Vorstellungen vom Krankheitswesen und von Krankheitsursachen, wie auch sein Heilapparat von dem hergebrachten in grundlegenden Punkten abweicht. Für ihn existiert kein Schema und keine Autorität. Weiß er doch, wie im Wirbel der Zeiten neue Anschauungen auf- und untertauchen, maßgebend nur für denjenigen, dessen Kritik vor dem Neuesten und Allerneuesten die Segel streicht.

Was den künstlerischen von dem bloß wissenschaftlich gebildeten Arzte in erster Linie unterscheidet, ist demnach die Negation, das Sichbefreien von den Fesseln überlieferter Schulweisheit. Zwar existieren die Fundamente der ärztlichen Wissenschaft auch für ihn, aber er übersieht darüber nicht ihren ständigen Gährungsprozeß, bei dem sich durch zahllose Synthesen immer neue Körper bilden, die aber wiederum nicht oder noch nicht als Endprodukte zu betrachten sind. Da wo der Wissenschaftler als Ergebnis der Forschung schon Fertiges zu sehen ver-

meint, da sieht der Künstlerarzt mit scharfem Blicke die mannigfachen Fehler und Lücken der neuen Lehre.

Ihm imponieren auch nicht die flachen Unbedeutendheiten, die der kleine Adept als Großtat auf den Markt der Wissenschaft hinausschreit. Er wertet, unbekümmert um den Streit der Tagesmeinung, den wahren gegenüber dem scheinbaren Fortschritt. Für ihn ist das Wesen der Sache oft schon erledigt, wo die Gemüter der anderen, um ihren Wert oder Unwert zu erweisen, in endlosen Debatten heftig aufeinanderprallen.

Aber der Künstlerarzt ist nicht bloß Negativist oder Kritiker. Er ist auch wissenschaftlicher Umgestalter. Und wo er umgestaltet, da zieht er tiefe Furchen im Acker der Wissenschaft, streut Samen in reicher Fülle aus, die, wenn auch nicht sofort, so doch im Laufe der Zeiten ergiebige Frucht verheißen.

Nicht als ob der Künstlerarzt immer ein Genie wäre. Das Genie reißt erst altes um, vernichtet den Schutt, um auf dessen Trümmern ein neues Lehrgebäude aufzubauen. Der Künstlerarzt begnügt sich mit dem Umbau, der Neubau ist ihm von der Natur versagt.

Der Künstlerarzt ist aber auch kein bloßer Techniker. Technik ist bis zur höchsten Vollendung emporgeführtes Handwerk, das durch Übung, Nachahmung, Dexterität erlernt werden kann. Virchows Leichendiener konnte Sektionen in höchster Meisterschaft ausführen, konnte schlecht vorbereiteten Staatsexaminanden die geforderten Leichendiagnosen (und dazumal noch allein für gute Worte) prompt in die Hand drücken. Und blieb doch nur Techniker. Der Künstlerarzt lernt die Technik wie etwas Selbstverständliches, verbessert sie, steigert sie mühelos zur Vollendung, ohne jedoch in ihr allein Wesen und Inhalt der ärztlichen Kunst zu erblicken.

Prägt sich hierin die wissenschaftlich-künstlerische Seite aus, so kommt sie erst zur vollen Geltung in der praktisch-ärztlichen Sphäre. Es gibt gewisse Dinge in der Medizin, die der Arzt bei allem Fleiß und größter Intelligenz niemals lernen kann, weil kein Lehrer, kein Lehrbuch, keine Fortbildung ihm die Kenntnis davon zu vermitteln vermag. Dazu gehört vor allem die psychologische Seite der Krankenbehandlung. Der ärztliche Beruf nimmt Fühlung mit allen Gesellschaftskreisen und zwar unter Bedingungen, in denen, wie kaum unter anderen, der Kranke sich zugleich mit seinen Hüllen von allen seinen großen und kleinen Ueberlegenheiten und Gespreiztheiten frei macht. Der Künstlerarzt sieht selbst den Mächtigsten in seiner menschlichen Hilfslosigkeit. Er weiß, daß die Zahl der roten und weißen Blutkörperchen sich in nichts von den bei den Geringsten unter den Sterblichen unterscheidet, daß der Rhythmus von Herz- und Atemtätigkeit denselben Gesetzen gehorcht beim Fürsten und seinem Kammerdiener.

Nur das geistige und seelische Niveau unterscheidet sie. Und in der Abmessung dieses gipfelt der Weitblick seiner Künstlernatur. Wie empfindet der auf hoher geistiger Stufe Stehende seine Krankheit und wie der stumpfsinnige, tatenmüde, zermürbte körperliche Arbeiter? Wie der lebenshungrige Jüngling und wie

der lebensenttäuschte Greis? Wie reagiert die Mutter im Kampfe um das Schicksal ihres einzigen Kindes? Wie der Mann, wo es sich um Leben oder Tod eines geliebten Wesens handelt? Wie der Arzt, wenn er selbst von schwerer Krankheit betroffen, sein Schicksal voraussieht?

Eine schier unerschöpfliche Fülle psychologischer Fragen und Probleme tritt da täglich und stündlich an den Arzt heran. Nur der Künstlerarzt vermag die verschlungenen Fäden zwischen Organstörungen und Seelenauswirkungen zu werten und zu erraten.

Es ist durchaus begreiflich, daß die ersten Ärzte aus der Priesterkaste hervorgingen. Die Wissenschaft beruhte in jenen Zeiten auf den allerprimitivsten Vorstellungen vom normalen und gestörten Ablauf des Lebens. Da war es wenigstens die seelische Einwirkung (die wir heutzutage mit dem gelehrten Wort Suggestion bezeichnen), welche Kranke stützte, wo sie Halt und Hoffnung zu verlieren drohten. In der modernen Zeit ist mit dem tieferen Einblick in die Pathologie der Menschen die somatische Behandlung naturgemäß Grundlage und Ausgangspunkt der Therapie geworden, aber sie ist und wird immer nur ein Teil und oft nur ein winziger Bruchteil unserer Heilbestrebungen bilden. Die psychologische Behandlung des Kranken je nach der Art der Krankheit, je nach seiner Bildung, seiner sozialen Stellung, seinem ethischen Lebensinhalt ist eine der wichtigsten, oft sogar die einzige Aufgabe des Künstlerarztes.

Und dann der Arzt als Enthüller und Siegelbewahrer menschlicher Schwächen! Sie zu entschleiern und verborgene Zusammenhänge zu erfassen, ist für die Behandlung notwendig, oft vielleicht ausschlaggebend. Nur darf man sie dem Kranken nicht mit überhebendem Kraftmeiertum, mit F r e u d 'scher Seelenbohrerei gewaltsam abringen wollen, sondern muß sie durch vertrauensvolle Anlehnung zur Selbstbeichte emporzusteigern wissen.

Das ist wahres Künstlertum, das aber bildet auch die Grundlage und Voraussetzung für den oft mißbräuchlich angewandten Begriff des Vertrauens. Wirkliches Vertrauen hat nichts mit Erfolg zu tun. Denn dieser hängt letzten Endes weder vom Niveau der Wissenschaft, noch auch vom ärztlichen Können ab. Das Vertrauen, wo anders es diesen Namen verdient, beruht auf gegenseitiger seelischer Durchdringung. Es kommt nicht plötzlich, aber schwindet auch nicht plötzlich. Wo es aber Künstlerärzte und Kranke verknüpft, da besteht es unveränderlich bis zum letzten Atemzuge.

Und endlich, ärztliche Kunst und Prognose! Das schwierigste Kapitel der Medizin, ein Grenzgebiet ärztlicher Wissenschaft und künstlerischer Intuition. Gewiß: Sehen kann jeder Arzt, aber voraussehen, unklare Zusammenhänge kombinieren, ihren zeitlichen Ab- und Verlauf ermessen, die Reservekraft des Menschen gegenüber der Intensität der Krankheit abschätzen, diese Kunst ist nur d e n Wenigen vergönnt, denen die Natur in der Laune überströmender Gunstbezeugung gelegentlich einen geheimnisvollen Blick in transzendentale Geschehnisse verstattet hat.

Ärztliche Wissenschaft und ärztliche Kunst sind, wie man sieht, zwei ganz verschiedene Begriffe. Beide unterscheiden heißt beide verstehen. Lob und Tadel des Arztes ist, da einerseits seinem Können und Wissen natürliche Grenzen gesetzt sind, und andererseits Zufall und unabsehbare Naturkräfte bei jeder Behandlung ihr Spiel treiben, keineswegs so leicht zu vertreten, wie vielfach angenommen zu werden scheint.

Für das künstlerische Schaffen des Arztes gelten die konventionellen Phrasen von Lob und Tadel erst recht nicht. Der Künstlerarzt findet seine einzige Befriedigung in seinem Vollbringer. Er geht seinen einsamen Weg, auf dem ihm nur die Wenigen folgen, die selbst in allen Fragen und Rätseln, die das Leben so mit sich bringt, Denker eigener Gedanken sind. Ihm folgen sie blindlings, gehorchen ohne Zaudern allen seinen Winken und Mahnungen, kämpfen Zweifel und Widerspruch selbst bei den schwerwiegendsten Vorkommnissen beherrscht nieder. Sie verbergen das Geheimnis seiner mit nicht gewöhnlichen Maßstäben abzuschätzenden Erfolge vor den profanen Blicken der urteilslosen Masse. Denn sie wollen ihn nicht zum Modearzt degradieren. Ihnen selbst aber ist er mehr als Arzt: man nennt ihn Freund, Vater, Seelsorger.

Prof. Dr. Moriz Benedikt: Briefwechsel mit Haeckel (1918).

Vorwort.

Als das Werk von Haeckel: „Kristallseelen" erschien, vermißte ich, daß der Autor Schroen nicht zu kennen schien und daß ihm meine Monographie: „Kristallisation und Morphogenesis" (Perles, Wien 1904) unbekannt sei und ebenso meine Schrift: „Biomechanik und Morphogenesis", die 1912 in zweiter Auflage erschien (Verlag Fischer, Jena), und ich setzte voraus, daß Haeckel noch bei voller Arbeitskraft sei.

In der ersten Monographie habe ich Schroens großartige Leistung in ihren Grundzügen publiziert und die ganze moderne Literatur von 1820—1903 über organische Bildungen in der anorganischen Natur, die von der Gelehrtenwelt ignoriert wurde. Schroens tragisches Schicksal hat er selbst verschuldet, da er wartete, bis ein Mäzen ihm mit einer Millionensubvention zu Hilfe kommen werde, um die Tausende von Bildern, die er im Laufe von Jahrzehnten gesammelt hat, publizieren zu können. Das Gesamtbild seiner Leistung werde erst seine Lehre zur Geltung bringen. Als ihm Professor Zangger in Zürich, der ihm 100 000 Franks von einem Mäzen zur Verfügung stellte, anbot, einen Teil der Bilder und der Erörterungen zu publizieren unter der Mitarbeiterschaft

und Auswahl Zanggers, schlug er das Anerbieten aus, und so ist wahrscheinlich für die Geschichte die große Leistung Schroens, bis auf den Teil, den ich in der genannten Monographie auf Grund der Bilder und Mitteilungen von Schroen veröffentlichte, verloren gegangen, da er vor zirka einem Jahre starb und eine posthume Bearbeitung seiner Präparate kaum zustande kommen wird.*)

Schroen hat eine eigene Methode angewendet. Er beobachtete nämlich die Vorgänge im „hängenden Tropfen" am Mikroskope. Die Bilder wurden mikroskopisch photographiert und dann diese Photographien riesig vergrößert. Diese Methode — besonders die Vergrößerung — erregte Zweifel an der Richtigkeit der Beobachtung, und solche hatte auch der berühmte Physiker Quincke, wie er mir brieflich mitteilte, ohne sie abzuleugnen. Die Systematik der Ergebnisse mußte jedem, der sich mit ihnen beschäftigte, imponieren. Eigentlich erkannte niemand außer Zangger und mir vor meiner Publikation ihre Bedeutung. Wie aus einem hier mitgeteilten Briefe erhellt, ist Haeckel nach einer Demonstration in Halle durch Schroen selbst die Bedeutung der Arbeiten des neapolitanischen Kollegen entgangen und für ihn beginnt die Lehre von den organoiden Erscheinungen in der anorganischen Welt erst mit Lehmanns flüssigen Kristallen 1904.

Nicht bloß im Sinne der geschichtlichen Reklamation ergriff ich die Feder, sondern weil ich mich mit dem hervorragenden Jenenser Kollegen auf gleichem Terrain wußte, sogar bis zu einem gewissen Grade in bezug auf die Monistik.

Ich wollte ihn daher zunächst auf die Biomechanik hinweisen, in welcher ich die Grundgesetze der Vorgänge in den unterzelligen Lebewesen (Protisten) und Zellen, in lebenden Zellenstaaten und die Entwicklung und Bedeutung der komplizierten Hilfsorgane der Zirkulation, des Nervensystems usw. auseinandersetzte, um die Entwicklung und den Ausbau der höher stehenden Organismen zu begreifen. Ich habe das Schlagwort Neovitalismus von Driesch durch jenes der Biomechanik, das ich prägte, ersetzt, um es uns möglich zu machen, innerhalb unserer Erkenntnismöglichkeit die Forschung frei von jeder metaphysischen Einmischung zu erhalten und jene Sperre zu beseitigen, womit das Schlagwort: Ignoramus et ignorabimus die Forschung bedroht.

Ich suchte Haeckel ferner für die Emanationslehre im Sinne von Reichenbach zu gewinnen und ihm die Bedeutung und die Rolle, die sie naher Zeit allgemein gewinnen wird, klar zu legen. Er lehnte in der Zuschrift vom 28. 2. 1918 ab. Ich habe ihn im zweiten Briefe daran erinnert, daß Goethe, den er als Naturforscher und Denker so außerordentlich hochschätzte, mit seinem in der Geschichte kaum je erreichten „voraussetzungslosen Tatsächlichkeitssinne" die Ruten-

———————

*) In der Monographie: „Der neue Mikrobe der Lungenphthise" hat Schroen wichtige, hierher gehörige Beobachtungsreihen mitgeteilt (Verlag Carl Haushalter, München 1904).

und Pendeltatsachen anerkannte. In einer weiteren Zuschrift setzte ich ihm auseinander, daß mit Hilfe des Pendels und der Dunkelkammerversuche die fundamentale Lehre Goethes von den Eigenfarben der Materie sichergestellt wurde. Goethe selbst hatte seine Lehre schüchtern vorgebracht, da sie der offiziellen akademischen Farbenlehre seit Newton, Brewster und Huyghens widersprach. Niemand ist blinder, als wer nicht sehen will, sagt Kant, und viele, die gesehen haben, meiden es zu erklären, daß sie gesehen haben, solange Vorurteile mächtig sind. Von der Richtigkeit der Tatsachen kann jeder durch Demonstration leicht überzeugt werden, der die Wahrheit liebt, und Haeckel hätte es dann nicht gescheut, sich zur Wahrheit zu bekennen, wenn unser persönlicher Verkehr möglich gewesen wäre.

Vor allem wollte ich versuchen, in der Frage der Entwicklung des Menschen und der organischen Entstehungsweise der Arten zu einer Einigung mit ihm zu gelangen. Als Gelehrtencharakter ragte er hoch über die akademischen Kreise, auch die Großen, hinaus. Er duckte sich nicht einen Augenblick vor der Anschauungs- und Gefühlsweise der sozial mächtigen Schichten und war er ein männlicher Vertreter der Geistes- und Gewissensfreiheit. Darum mißbilligte ich den persönlichen Kampf der Gelehrtenwelt, welche seiner Entwicklungslehre — Darwin an der Spitze — entgegenstand. Wären wir beide jünger gewesen, wir hätten uns verständigt, wie er zugibt, da ich den Wert seiner Darstellungen und Argumente als Gegner zu schätzen wußte, wenn ich auch sie anders zu den letzten Schlußfolgerungen vom biomechanischen Standpunkte aus wertete.

Haeckel wich nicht scheu den obersten Problemen aus und wir hätten uns auf Grund der historischen, philosophischen Entwicklung von Empedokles und vor allem von Demokrit bis auf Leibnitz, Kant, Helmholtz und Dühring zusammengefunden, wie er z. B. unter dem Eindrucke meiner „Seelenkunde des Menschen" und der „Kristallisation und Morphogenesis" fühlte. Für eine schriftliche Auseinandersetzung fühlte er sich physisch zu schwach und auch eine mündliche war unmöglich geworden. Obwohl fast die ganze Gelehrtenwelt — Darwin an der Spitze — gegen seine Anthropogenesis und Entwicklung der Arten war, so wäre es wohl für Haeckel zu peinlich gewesen, im hohen Alter einzulenken. Seine Argumente und Beweisstücke sind aber unsterbliches Material für diese Fragen, wenn dies auch viele Kritiker verkennen.

Darum war ihm auch die Veröffentlichung dieser „Offenen Briefe" unangenehm. Ich wartete sein Ableben ab, das leider täglich zu befürchten stand; halte sie aber jetzt für zweckdienlich, denn solche Sendschreiben sind nicht bloß Zwiegespräche, sondern eine Erörterung für weite Kreise.

Der Monismus soll und darf keine „Religion" werden, sondern Weltweisheit im Rahmen möglicher Erkenntnis.

Wien, Ende August 1919.

Offener Brief an Herrn G.-R. Prof. Ernst Haeckel.

Wien, Ende Jänner 1918.

Hochgeehrter Meister!

Ich befinde mich soeben im Vollgenusse Ihrer großen wissenschaftlichen Tat — Kristallseele. Wenn ich mich an Sie wende, so ist es nicht so sehr der Drang, unter der Schar Ihrer Bewunderer sozusagen vordringlich mit vorzusprechen, sondern weil mich ein besonderes Mitgefühl historischer Gerechtigkeit dazu veranlaßt. Wir sind beide „Achtziger" und wir müssen uns daher sehr beeilen, damit dieser Akt der Gerechtigkeit ins Leben trete.

Das Verdienst, das „Leben der Kristalle" erkannt zu haben, gebührt Herrn Prof. Otto von Schroen in Neapel. Zu Ostern 1903 demonstrierte mir Schroen in Rom — in Gegenwart von Luciani und dem berühmten Chirurgen Prof. Durante — einen Teil seiner Präparate, und erörterte seine Anschauungen. Ich erkannte sofort deren Bedeutung. In meinem unwiderstehlichen Drange, für Wahrheit und Recht einzustehen, versprach ich Schroen, der von seinen Kollegen als wissenschaftlicher Narr und Phantast behandelt wurde, seine Leistung zu Ehren zu bringen. Ich war schon dazu durch meine wissenschaftlichen Anschauungen vorbereitet.

Schon am 22. Mai hielt ich in der k. u. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien einen Vortrag unter dem Titel: „Das Leben der Kristalle", dem unter anderen der Philosoph Laurenz Müllner und der Mineralog Brezina beiwohnten. Ich demonstrierte die Aufnahmen von Schroen.

Es erhob sich in der Sitzung ein Sturm gegen mich und es mußte abgestimmt werden, ob — ich weiter sprechen dürfe, was mit geringer Majorität bewilligt wurde. Von den anwesenden Medizinern war vielleicht der einzige, der hervorragende Kolloidforscher Prof. Pauli auf das Thema geistig vorbereitet. Brezina sprach kurz mir zustimmend. Seit der durch Dr. Hahn hervorgerufenen Bewegung (1879) kamen die Paläontologen nach und nach zur Einsicht, daß viele Objekte, besonders aus Urgesteinslagern, welche tierische und pflanzliche Versteinerungen vortäuschten, Organoidebildungen seien. Bald meldeten sich bei mir der geniale Leduc aus Nantes und A. L. Herrera als unabhängige Mitarbeiter Schroens. Auch diese wurden in ihrer Heimat als unwissenschaftliche Phantasten behandelt, und es war meine Aufgabe, als „ehrlicher Makler", auch diese zu Ehren zu bringen. Die Akademie in Paris versagte sogar Leduc, weitere Mitteilungen aufzunehmen. In der Literatur konnte ich auf Ehrenberg mit seinen Sphärokristallen bis auf 1820 zurückgehen, ferner auf Rose, auf den Zoologen Harting in Amsterdam, auf den berühmten Kolloidforscher Bütschli und andere zurückgreifen. Die Nachrichten über den Vortrag in politischen und wissenschaftlichen Organen verschafften mir die Chance, mit

Quincke in Korrespondenz zu treten und seine großartigen Arbeiten über Oberflächenspannung benützen zu können. Der Prof. Pauli leistete mir in allen Punkten, in denen die Kolloidlehre in Frage kommt, hilfreiche Dienste. Darauf erschien anfangs 1904 die Monographie: „Kristallisation und Morphogenesis" (Perles Verlag, Wien).

Die Arbeit von Lehner über flüssige Kristalle war damals noch nicht bekannt und ich konnte diese epochale Veröffentlichung erst nachträglich in Rechnung ziehen.

Durch die Ausgabe der genannten Monographie in französischer Übersetzung (Paris, Maloine, 1904) kam ich Leduc hilfreich an die Seite und zur Ehrenrettung von Herrera — einem Stolze der Mexikaner — ließ die Regierung die Monographie ins Spanische übersetzen und verteilte die Auflage unter die dortigen Intellektuellen.

Wie Sie aus der übersendeten Monographie, die Sie wohl nie zu Gesicht bekamen, ersehen werden, bin ich strenger Monist bis an die Kausalitätsgrenze der Unendlichkeit von Zeit und Raum, und der Erkenntnismöglichkeit des Wesens von Stoff und Kraft (Energie im Zustand der Spannung und Bewegung) im Sinne der Trias von Leukipp und Demokrit.

Sie werden erkennen, daß Schroen in die Physiologie, Embryologie, Wachstumslehre, Lebenskampf, Zeugung, Tod und Auferstehung der Kristalle wesentlich als erster hineingeleuchtet hat.

Schroen hat durch diese seine Leistungen damals beigetragen, die neovitalistische Drieścherei zu untergraben, wie ich es in meiner Monographie „Das biomechanische (neo-vitalistische) Denken in der Medizin und in der Biologie" (bei Fischer in Jena, 1903!) nach besten Kräften getan habe. Diese Monographie ist 1912 in zweiter Auflage mit zwei Zusätzen: „Die Naturgeschichte des Seelenlebens" und „Biogenesis" erschienen. Ich habe den Vitalismus durch „Biomechanik" ersetzt. Ich glaube dargetan zu haben, daß dieselben Stoffe und Energien, die in den niedersten Lebewesen — und auch in den Kristallen — maßgebend sind, auch bei den höchsten Funktionen des Tierlebens ebenso wie in den Kristallen ausschließlich in Frage kommen, und die Unterschiede der Biomechanik von der Mechanik der anorganischen Welt hervorgehoben zu haben. Dabei fällt jede transzendentale Annahme weg.

Die organischen Substanzen sind doch gewiß vor den Lebewesen entstanden. Sie bestanden gewiß und zwar in fortschreitender Entwicklung aus Substanzen mit höherem Molekulargewichte, die sich immer mehr in kleine und kleinste Partikel und Partikelchen spalteten und die bei gleicher chemischer elementarer Zusammensetzung (Isomerie) dynamisch differenziert waren (z. B. Eiweißstoffe).

Zudem reihten sich verschiedene Substanzen aneinander und bereiteten durch gegenseitige Einwirkungen die mannigfachsten morphologischen Eigenschaften vor.

Diese Annahmen aus der organischen Lebensvorzeit sind aus unseren heutigen biologischen Erfahrungen mit Sicherheit zu erschließen und zeigen, wie weit wir ohne „Vitalismus" in der Biomechanik und in der Biogenesis vordringen können.

Ich will hier gleich die von mir in der „Biomechanik" aufgestellten Fundamentalsätze im Zellenleben — der auch für die einfachsten Formen ebenso wie für die unorganisierten Zytoden gilt — anführen. 1. Die organischen Anziehungs- und Abstoßungskräfte („Liebe und Haß" von Empedokles, „Ästhesis und Bewegung") wirken nur auf kurze Distanzen, nicht viel über den Halbmesser einer Zelle. 2. Das Nervensystem leitet die „Reize in die Ferne" und organisiert die Tätigkeit der höheren tierischen Gewebswesen (Histonen) bis zum höchsten Seelenleben hinauf.

Durch den „Zwang zur Funktion" differenzieren sich die Zellen. Gewisse Zellen werden Saftleiter und es entstehen die Zirkulationsorgane (Herz- und Gefäßsystem), die Saftkanäle bei Pflanzen und auch die Atmungsorgane.

Der „Hunger, der Durst und das Atembedürfnis der Zellen" stellen den Motor der Zirkulation und der Respiration dar und organisiert durch die Nerven, welche dann die Bewegung und die Ernährung regelnde Tätigkeit der Drüsen bewirken. Aus den Leistungen der Sinnesnerven und des Gehirnes ersprießen die Vorstellungen und die Gefühle und aus der Spannung dieser beiden die Willenstätigkeit und als höchste Leistung das Bewußtsein.

Die Basis aller dieser Vorgänge bilden die einfachen Vorgänge der Anziehung und Abstoßung der Stoffenergien, die selbst auch in der anorganischen Welt alle Vorgänge hervorrufen.

In diesem monistischen Sinne ist auch meine „Seelenkunde des Menschen" (bei Reisland, Leipzig, 1896) dargestellt. Leider ist dieses Buch von den „Berufsphilosophen" ignoriert oder erdrückt worden.

Auf Pagina 78 der „Biomechanik und Morphogenesis" finden Sie den Satz ausgesprochen, daß Emanation eine allgemeine Erscheinung sei, wie es vorher Reichenbach bereits verkündet hat. Leider waren die „Indikatoren" Reichenbachs nur „Sensitive". Loco citato knüpft sich an den angeführten Satz die Betrachtung, daß der Weltraum mit ätherfeiner Substanz erfüllt ist, und zwar sehr mannigfacher und wir daher den Äther von Huyghens eigentlich nicht brauchen. Der gewiß vielfach differenzierte Weltäther enthält zahlreiche verschiedene Emanationen aus den Weltkörpern und deren Bestandteilen. Es sind wahrscheinlich neben absolut elastischen auch mehr minder starre Ätherteilchen vorhanden.

Ich habe diese Emanationsversuche seit 1914 aufgenommen, und zwar mit besseren Indikatoren, nämlich Rute und Pendel, die freilich bis heute auch noch

einen nicht allgemeinen „Sensitivismus" benötigen, aber viel sinnfälligere Ergebnisse liefern.*)

Die Bedeutung dieser Lehre, die ich seitdem durch eine Reihe von Abhandlungen bereichert habe, werden Sie sofort einsehen, wenn ich Ihnen eine Reihe von Tatsachen mitteile.

Über den Metallen und Elementen, über den meisten organischen Stoffen reagiert die Rute mit höchstens 810 ° Ausschlag. Über dem menschlichen Kopf und dem größten Teil des Körpers mit zirka 380 °, über den rechten Extremitäten mit 0 °, über Pflanzenteilen: Wurzel mit 300 °, über voll entwickeltem Laub mit 450 ° und bei frischen Trieben von Coniferen mit 540 °, über Knospen und Blüten mit 630—810 °, über Früchten (z. B. Obstkerne) mit 1170 °. Denselben Ausschlag ergeben die untersuchten Bakterien. Dies beweist die große Energie der Lebenstätigkeit. Bei den Samen handelt es sich um die ganze Entelechie, nicht im teleologischen Zweckbegriff von Aristoteles, sondern, daß im Samen in unendlich feiner Verteilung die Urkeime für die ganze Entwicklung bis zur erneuerten Zeugung enthalten sind.

Die bakteriologische Natur einer örtlichen Affektion (Lues, Tuberkulose, Lupus) läßt sich durch die Rute in vivo, am Röntgenbilde und auch an den Kopien nachweisen, sowie überhaupt alle pathologischen Prozesse (Entzündung, pathologische Nervenreizung, wie z. B. bei der Epilepsie).**)

Auch der Pendel liefert charakteristische Schwingungen, so über Elementen, Chemikalien, Erzen usw., auch unter der Oberfläche der Erde, verschieden bei den verschiedenen Pflanzenteilen, bei den verschiedenen Teilen des Menschen und menschlichen Körpers und bei pathologischen Prozessen usw.

Wichtig ist das Verhältnis der Emanationen zum Erdmagnetismus. Meine Versuche in der Dunkelkammer bestätigten die polaren farbigen Ausstrahlungen der Kristalle — ich habe eine große Reihe untersucht, wie sie Reichenbach geschildert hat. Es zeigte sich, daß die polare Ausstrahlung der Farben vom Erdmagnetismus abhängt. Der Teil, der gegen Norden liegt, emaniert blau, der gegen Süden rot. Dasselbe ist beim Magneten der Fall. Unabhängig vom N-Pole oder S-Pole des Magnetstabes reagiert Stabpol mit blau oder rot, je nachdem er gegen den Nordpol oder Südpol der Erde gerichtet ist. Diese Eigenschaft besitzen alle Eisenpräparate.***)

---

*) Siehe „Rutenlehre" (vergriffen) und verbesserte „Ruten- und Pendellehre", (Verlag Hartleben, Wien, 1917).

**) Siehe „Die Rute und die Dunkelkammer in der Physiologie und Pathologie des Menschen", (Zeitschrift für ärztl. Fortbildung, 1917, Nr. 8) und „Emanationsstudien an Kranken und Röntgenaufnahmen" (Wiener klinische Rundschau, Nr. 1 und 2, 1918).

***) Siehe „Die latenten (Reichenbach'schen) Emanationen der Chemikalien", Wien, 1915, Verlag Konegen. — Diese Monographie ist dem seither verstorbenen Chemiker Prof. Ludwig gewidmet, der die Versuche kontrolliert hat.

Die Magneten reagieren auch gegen die Rute und zwar beide Pole gleich mit 1080°, während die Reaktion der Stabpole gegen den Pendel polar entgegengesetzt ist. Wie bei den farbigen Emanationen hängt die Pendelwirkung von der Lage gegen die Erdpole ab. Magnetische und Pendelausschläge kann man vom menschlichen Körper erzeugen, z. B. von der Hohlhand und den Augen, und letztere können bei „Sensitiven" direkt feine Bussolen in Bewegung setzen.*)

Nun eine andre Frage. Sie haben die psychomatische Epopoe des Carbons geschildert. Eine solche verdienen weiters in erster Reihe andere Stoffe. Zunächst der Phosphor, der nach Herrera und Amidor Strahlen aussendet. Da der Unterschied von Nuclein und Eiweiß auf Ab- oder Anwesenheit von Phosphor bedingt ist, so ist der Einfluß seiner Molekular- und Atomkräfte für die Biologie gewiß hervorragend von Bedeutung.

Dann Silicium und Kieselsäure. Silicium besitzt eine merkwürdige Eigenschaft. Ebenso wie Antimon, das eine starke katalytische Kraft hat, und Thalium, schlägt die Rute nicht auf einmal aus, sondern durch eine momentane Pause (Caesur) getrennt in „Aneinanderreihung". Silicium z. B. 90° plus 270° plus 90° plus 90° (540°). Dies beweist wohl sicher, daß diese „Elemente" aus verschiedenen „Elementen" wie Radium zusammengesetzt sind. Nun spielen die Kieselpräparate im Humus eine hervorragende Rolle und ohne sie wohl keine pflanzliche Vegetation. Herrera setzt wohl mit Recht voraus, daß das tierische Körpergewebe ein feines Gerüst von Kieselpräparaten enthält.

Auch „Diamant" schlägt in Aneinanderreihung aus und zwar merkwürdigerweise wie Kupfer plus Blei.

Kalium und Natrium ergeben zum Unterschiede von sonstigen „Elementen" die Riesenausschläge von 1170° wie die Bazillen und Samen.**) Nun sind Kalisalze ein wichtiges Milieu für die Entwicklung des pflanzlichen Organismus und Chlornatrium für die menschlichen und wenigstens vieler tierischer.

Man hat sofort den Eindruck, daß die Biochemie in Zukunft eindringlich mit den inneren Kräften der Stoffbestandteile von Elementen und Verbindungen sich wird beschäftigen müssen.

Ich habe in der zitierten Monographie darauf aufmerksam gemacht, daß die Rutenausschläge der Verbindungen viel niedriger sind als die Summe der Ausschläge der Bestandteile der Verbindungen, während die Summe der Atomgewichte gleich bleibt. Wir wissen aber auch, daß bei dem Prozesse der chemischen Verbindung der Elemente Wärme frei wird, d. i. Energie, die gewiß untrennbar von ätherfeinen Stoffteilen ist. Diese Energie entweicht baldigst, während gewiß

---

*) Siehe „Die magnetischen Emanationen des menschlichen Körpers" (Psychische Studien, Novemberheft 1917. Verlag Mutze, Leipzig).

**) Siehe „Ruten- und Pendellehre" (pag. 103).

auch — wie die Rute zeigt — ein Teil anderer latenter Energie mit untrennbarem Stoffe bei dem Prozesse der chemischen Verbindung auch ausgestoßen wird.

Die Katalyse beruht zweifellos auf latenter Stoff-Energie-Ausstrahlung und eine solche mag bei toxischer Einwirkung auf die Nerven wirksam sein, ferner bei der Abstoßung und Wirkung der Enzymschollen und bei der Ernährung eine Rolle spielen.

Auch beim Trennungs- und Teilungsvorgang der Kernnucleine von den Eiweißstoffen des Zelleibes, ebenso wie bei der Bildung der Membranen spielen wohl sicher die Molekular- und Atomanziehungs- und Abstoßungskräfte die Hauptrolle. Ungleichartige solcher Kräfte erzeugen bei sich berührenden ungleichartigen Stoffen Membranfällungen und erzeugen andrerseits Trennungen, wenn eine lokale Hypertrophie eintritt, welche die polare Einwirkung von innen nach außen und umgekehrt störend beeinflußt.

Sie sehen, wie weit das Gebiet der Einsicht in die Vorgänge von der Entwicklung der Kristalle aus einem Plasma bis zu den höchsten pflanzlichen und tierischen Lebenserscheinungen durch die Heranziehung der Molekular- und Atomkräfte, und jener der Elektronen und noch feineren Ätherteilchen durch biomechanische und Emanationsstudien erweitert ist und der Monismus bis an seine Grenze befestigt ist.

Ich will neuerdings die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf die Darstellungen hinweisen, welche Rokitansky über die Entwicklung von Gewebselementen und Geweben aus dem „Blasthem" bei Entzündungs- und Neubildungsprozessen gab. Als ich vor einer Reihe von Jahren zwei hervorragende Wiener Spezialisten für pathologische Anatomie fragte, ob sie Rokitansky verstünden, gaben sie mir die erwartete negative Antwort. Rokitansky hat diese Untersuchungen mit dem Goetheähnlichen voraussetzungslosen Tatsächlichkeitssinne gemacht. Ich habe vor mehreren Jahren vergebens auf deren Bedeutung hingewiesen. Je mehr ich mit der Entwicklung der Kristalle aus einem Plasma, mit jener der niederen Tier- und Pflanzenwesen, ferner überhaupt mit der Entwicklung der organischen Formelemente vertraut werde, desto höher steigt meine Begeisterung für die Darstellung Rokitanskys von der Entstehung der lebenden Körnchen, Kerne, Zellen, Blasen, Hohlkolben u. s. w.*)

Im Gegensatze zum Bestreben, die Entwicklungslehre auf biomechanischem Wege aufzuklären, will ich der Hypothese vom Panspermismus gedenken. Ihnen gegenüber brauche ich die Albernheit derselben, obwohl ihr bedeutende Gelehrte Pate gestanden sind, nicht zu betonen. Wenn die Lebenskeime aus dem Himmelsraum auf unsern Planeten gelangten, müssen wir uns ja sofort fragen, wie sie sich dort aus anorganischen Stoffen entwickelt haben. Darauf aber können wir nie eine Antwort erhalten, während wir uns mit unserem Wissen und Können der

---

*) Siehe meinen Aufsatz: „Die Blasthemlehre Rokitansky's",

Lösung des Problems immer näherr, wenn auch die letzte Antwort an der Grenze der unlöslichen Welträtsel aufhört.

Ich komme nun zu einer nichtigen Angelegenheit — der Frage der Sprachbezeichnungen (Nomenklatur) in dem Gebiete, in dem wir uns bewegen. Wir sollen im Gebiete der höheren organischen Tätigkeiten möglichst die Sprache der physischen und chemischen Stoff-Energien sprechen und nicht umgekehrt bei den organoiden oder einfachen Vorgängen in Kristallen, in der niedrigen organischen Welt und in den elementaren Vorgängen auch der höheren organischen Wesen die Sprache des Seelenlebens anwenden. Als allgemeines Schlagwort mag der Ausdruck des griechischen Philosophen mit „Haß und Liebe" statt Anziehung und Abstoßung, das Wort „Gedächtnis" (Mneme) für das Zurückbleiben und die Nachwirkung nicht nur außerhalb des Gehirnes, sondern in allen Geweben und an allen anorganischen Substanzen gewählt werden und ebenso*) das Wort: „Psychomatik" für identische Vorgänge im ganzen organischen und anorganischen Bereiche nicht angewendet werden. Sonst ist diese „klassische" Sprachweise eine Provokation der Andersdenkenden, die auf die Sache nicht tiefer eingehen, und wirkt schädlich, statt sie zu gewinnen.

Sie haben selbst immer die bezeichnenden Worte in unsrer Eigensprache zugefügt. Bleiben wir bei dem letzteren.

Meine ganze „Seelenkunde", auch der nervenphysiologische Teil, ist rein deutsch geschrieben und ebenso mit bewußter Absichtlichkeit (Tendenz) klinische Abhandlungen. Die Meidung kaudergriechischer Ausdrücke ist also möglich. Für die Chemie und für den systematischen Teil der sogenannten drei Naturwissenschaften ist das Problem der eigensprachlichen Bezeichnung noch ein Problem und zwar ein schwieriges. Selbstverständlich nicht durch Esperanto.

Die Astronomen haben teilweise den Weg einer allgemeinverständlichen Bezeichnungsweise glücklich betreten. Auf dem Wege dieser sprachlichen Reform können wir die europäischen Völker für die geistige Freiheit gewinnen und die Massen mit den Errungenschaften der grundlegenden Erkenntnisse vertraut machen. Wir dürfen die Massen nicht hilflos lassen, damit sie endlich aus dem Banne einer gewaltsamen autoritativ-staatlichen Suggestion befreit werden. Die Zeit ist günstig: Aus der russischen Seele heraus wird diese Geistesfreiheit mächtig gefördert werden und das an sich wahre Ignoramus et ignorabimus soll nicht mehr ausgebeutet werden können, um die Menschheit in den Bann falscher Voraussetzungen zu zwingen und geistige und sittliche Verwirrung zu stiften. So weit wir dringen können, müssen wir vorwärts schreiten.

Ich komme noch schließlich zur Frage der Abstammungsgeschichte, die im zehnten Abschnitte der Biomechanik mit dem Untertitel: „Adam und Eva in der

*) Ich erinnere an die Erfahrungen mit den Polizeihunden, der photographischen Daktyloskopie etc.

„Anthropologie" behandelt ist. Ich weiß nicht, wie Sie heute über die Frage denken: Meine Anschauung erscheint mit der Ihrigen im Widerspruch. Ich nehme für jede Spezies — und beim Menschen auch für jede Rasse — eigene Ahnenzellen an und zwar unzählige an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, von denen nur vereinzelte bei günstigem Milieu definitiv ausschlaggebend sind. Die gelungene Leistung der Natur untersteht nicht dem „Minimalgesetze", sondern dem „Luxusgesetze" (s. Pag. 37 u. s. w. loco citato). Dieses Luxusgesetz gilt noch heute für die Fortpflanzung, wie die ungeheure Verschwendung von Ei und besonders von Samen bezeugt. Das Luxusgesetz ist in diesem Falle eine „Notwendigkeit" für die Erhaltung der Spezies, der Rassen und Familien.

Mit dem Ausdrucke wärmster Verehrung

Prof. Dr Moriz Benedikt.

Wien, Ende Januar 1918.

(Schluß folgt.)

Bertha Witt, Altona: Stolberg.

Zum 5. Dezember 1919.

Der Tag, da Graf Friedrich Leopold Stolberg vor hundert Jahren aus dem Leben schied, jährt sich in einer bedeutungsvollen Zeit. Ein Streiter und Sänger der Freiheit, des Vaterlandes, aus einer Zeit hervorgegangen, die noch den Anfang der französischen Revolution als Morgenröte der Freiheit begrüßte und dann in der wundervollsten Erhebung eines Volkes, die die Weltgeschichte verzeichnet, ihre Krönung fand, ist sein Name zwar heute vergessen. Zu Unrecht, um so mehr, als der Wechsel der Zeiten, den wir heute tiefer empfinden als je, uns um so eindringlicher jene Gestalten vor Augen führen muß, in denen wir die Begriffe Freiheit, Ehre, Vaterland vertreten und zu höchster Blüte gelangt sehen und die heute eine so wesentliche Trübung erfahren zu haben scheinen.

Als Sproß jenes alten Adelsgeschlechts derer zu Stolberg, deren Stammschloß oberhalb Wernigerode zu den schönsten deutschen Burgen zählt, während die Mutter einem Geschlecht entstammte, das sich rühmte, einst Karl dem Großen eine Gemahlin gegeben zu haben, am 7. November 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt geboren, ist ein starkes Bewußtsein seines Adels zeitlebens in ihm lebendig geblieben. Dennoch faßte er seinen adligen Stand nicht bloß als Vorrecht, sondern zugleich als Verpflichtung auf. Als Sohn eines Mannes, der als erster auf seinem Gute, noch ehe überhaupt sonst jemand daran dachte, die Leibeigenschaft aufhob, und in einer Umgebung am dänischen Hofe aufgewachsen, die dem Beispiel des hochherzigen Grafen teilweise folgte, befand sich

Stolberg ganz unter dem wohltätigen Anhauch der Freiheit und Menschenliebe einerseits, unter dem Einfluß des Dichters des Messias und der Hermannsschlacht, Klopstock, anderseits, zu dem er als begeisterter Schüler emporblickt. Schon in Halle und Göttingen, wohin ihn das Studium der Rechtswissenschaft zieht, regt die Muse mächtig ihre Schwingen, und wir finden schon jetzt in den entstehenden Oden geradezu Klopstockschen Geist und eine Klarheit der Gestaltung, die Klopstock nicht immer erreicht hat. Und wenn Stolberg, was Form, Sprache, Empfindung betrifft, anfangs noch Anlehnung an Klopstock suchte, so hat er sich doch bald zu absoluter Selbständigkeit durchgerungen, hat auch mit dem alten bardenartigen Balladenton gebrochen und schon teilweise die Anfänge der Romantik gestreift.

In dem eben von begeisterten Jünglingen gegründeten Göttinger Dichterbund, dem auch Goethe beitrat und hierdurch mit den Brüdern Stolberg ein damals so leicht erreichbares Freundschaftsbündnis schloß, findet Stolberg neue günstigste Anregung. Freiheit, Wahrheit, Gott, Vaterland waren die Ideale des begeisterten Bundes. Auch der Dichter Voß, der später Stolberg gegenüber, dem er unendlich viel zu danken hatte, in seinen Gefühlen so wandelbar wurde, gehört zum Bunde und schwärmt trotz seines Aristokratenhasses: „Die Grafen Stolberg, ach! welche Leute sind das! . . . von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst, und — ohne den kleinlichen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund . . . !"

Zwei Jahre weilen die Brüder wieder in Kopenhagen; griechische Literatur und Sprache wird eifrig betrieben, aber auch der deutsche Liederstrom rinnt. Dann folgt 1775 die Schweizer Reise, der sich in Frankfurt Goethe anschließt, um sich in der Trennung zu prüfen, ob er ohne Lili zu leben vermöchte. Über diese ganze Fahrt, wie die freiheitsdurstigen Brüder nach Tyrannenblut lechzen und Frau Aja, die diesem Zusammensein ihren klassischen Namen verdankt, ihnen den besten Wein ihres Kellers als das wahre Tyrannenblut vorsetzt, wie dann Merck in Darmstadt Goethes Verkehr mit den Brüdern mißbilligt, Lavater in Zürich dagegen von Friedrich begeistert ist, wie die Grafen auch durch öffentliches Baden schon in Darmstadt Ärgernis erregen und dann in der Limmat unweit des Zürichsees aus dem gleichen Grunde einen Steinhagel auf sich ziehen, um dann Zürich eiligst zu verlassen, sodaß Goethe sie dort nicht mehr vorfindet, über das alles berichtet Goethe genugsam und ergötzlich in Dichtung und Wahrheit. In Weimar finden sie Goethe wieder; einen Ruf an den Hof Karl Augusts lehnt Fritz Stolberg jedoch auf Klopstocks Mißbilligung hin ab, und der religiös veranlagte Dichter würde auch kaum in der glaubenslosen Verständigkeit in Weimar eine ihm zusagende Umgebung gefunden haben.

Stolbergs Lehrjahre waren indessen beendet, und aus dem gärenden Most der Jugend mußte sich der klare, feurige Wein entwickeln, der sich über die spätere

Zeit ausgoß. Viel hat Stolberg dazu beigetragen, seinem Meister Klopstock getreu, einen Boden zu beackern, auf dem hernach in den Freiheitskriegen die herrlichsten Blüten zur Entfaltung kommen sollten. In stürmischen Oden über das heilige Land Teuts und der Cherusker waren bisher seine vaterländischen Gefühle ausgedrückt, hatte er mit der begeisternden Gewalt seiner Sprache das deutsche Bewußtsein zu wecken gesucht. „Wie eine Weissagung", urteilt der Chronist, „die sich im Kampf wider die französische Zwingherrschaft, im Kampf für Deutschlands Größe und Herrlichkeit erfüllte, war die Flamme der Begeisterung für Freiheit und Vaterland, die wir in dem Jüngling Stolberg gewahren."

> Ich bin ein Deutscher! (Stürzet herab
> der Freude Tränen, daß ich es bin!)
> Fühlte die erbliche Tugend
> In den Jahren des Kindes schon.
> Von dir entfernt, weih ich mich dir
> Mit jedem Wunsche, heiliges Land!
> Grüße den südlichen Himmel
> Oft und seufze der Heimat zu!

Erinnern wir uns jedoch der politischen, moralischen und religiösen Zerrüttung, die den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts auch in Deutschland kennzeichnete. Diese Verhältnisse, die die stumpfe große Masse völlig kalt ließen, während sie einzelne geistige Führer zum Handeln herausforderten, mußten auch auf Stolberg tief und schmerzlich wirken. Bereits jetzt war die religiöse Neigung bei dem Dichter immer stärker hervorgetreten, in der Goethe hernach den Heros unter den Proselyten in ihm erblickte und die auf seine Zeitgenossen nicht von unbedeutendem Einfluß bleiben konnte. Wie sehr er alles Geschehende von dem Willen eines höheren Wesens abhängig macht, verrät schon eine ihn merkwürdig berührende Tatsache, die seiner Ernennung zum Oberschenken am dänischen Hofe folgte. Er feierte seinen achtundzwanzigsten Geburtstag. „Ich gedachte, durch diesen Tag aufgefordert, an meine Sünden, griff zur Bibel und bat Gott, meinen Finger auf einen von ihm selbst zu wählenden Spruch zu richten. Und siehe, da ich aufschlug, traf mein Finger auf die Worte: Da redete der oberste Schenke zu Pharao und sprach: Ich gedenke heute an meine Sünde. Man wird gestehen müssen, daß in der ganzen Bibel kein anderer Spruch hätte können gefunden werden, der an dem Tag und in dem Jahre so passend auf meine äußere und innere Lage gewesen wäre, wie dieser." Diesem Glaubenssucher entgehen auch jetzt schon nicht die Mängel der protestantischen Kirche. Stolberg war ein Mensch voller Phantasie, dem Zeichen und Bilder kein leerer Wahn sind; dazu bestimmbar, was auch seinen späteren Übertritt zum Katholizismus mit herbeigeführt haben wird, denn er stand viel mehr unter dem Einfluß der Fürstin Gallitzin und anderer katholischer Führer, als daß er über die Mängel des Protestantismus hinweg in seiner evangelischen Überzeugung den Grund gefunden hätte, den er suchte. Doch sei den Ereignissen nicht vorgegriffen.

Nach Beendung seines Lieblingswerkes, der Übersetzung der Ilias in deutschen Hexametern ließ er in frischer Triebkraft seine „Jamben" hinausflattern, eine Art Satire, in welchen er unter scharfer Geißelung menschlicher Torheit und Verirrung seine eigne Lebensanschauung darlegt und gegen falsche Priester und schlechte Fürsten gleicherweise zu Felde zieht. Inzwischen wird der Hofdienst, der ihm nicht zusagt — in seinen Jamben schildert er die Höflinge als „Affen, schmeichelnd, boshaft, schadenfroh, — grüne Fliegen, summend um das Aas des faulen Staates" — quittiert und auf der Landvogtei in Neuenburg mit seiner Agnes, geb. v. Witzleben, ein junges verwaistes Hoffräulein aus Eutin, das glücklichste Eheleben begonnen. Rasch auf einander entstehen jetzt seine Dramen, die Stolberg selber für das beste hielt, was er geschaffen, da er nichts mit mehr Feuer, nichts tiefer aus dem Innersten seines Herzens geschöpft habe, und wenn Voß diese schnell reifenden Früchte seiner Muse auch weniger zusagen, so antwortet Stolberg: „hat mir Vulkan seine Feile versagt, so läßt er mir doch seine Flamme". Die Mitwelt nahm Stolbergs dramatische Schöpfungen zum Teil mit Bewunderung auf, die Nachwelt hat sie vergessen. Für seine schöne und tiefe Empfindung, seine gläubige Lebensbejahung mögen einige Zeilen aus seiner Ode „Die Leuchte" sprechen:

> Wie nach dem Quell das müde Reh sich sehnt,
> Wie nach der Mutter ein verirrtes Kind,
> So sehnt nach Wahrheit sich der Mensch, wofern
> Sein Geist gesund in reinem Herzen blieb.
> Mit dieser Sehnsucht sandt' ihn die Natur
> Ins Erdeleben, welches Freud' und Harm
> Ihm schenkt. Ob mehr der Freud'? Ob mehr des Harms?
> Wer mag's entscheiden? Dennoch glaub ich, sinkt
> Der Freuden Schale öfter als des Harms . . .

Der nach siebenjähriger Ehe eingetretene Tod der Gattin läßt ihn Neuenburg verlassen, um als dänischer Gesandter in Berlin in neuer Umgebung wohltätige Zerstreuung zu suchen. Schon jetzt war das religiöse Moment in ihm immer stärker hervorgetreten, und jener Trostbrief Goethes, den dieser ihm über den Verlust mitteilt, klärt über die weitauseinandergehenden Lebensanschauungen der beiden Dichter auf, in denen wir mehr denn je zwei entgegengesetzte Weltanschauungen ausgedrückt finden. „Ich nehme mehr Teil, als du glaubst, an der tröstlichen Erfahrung, die mir Dein Brief mitteilt: daß Deine liebe Agnes in den letzten Zeiten sich Dir reiner, verklärter, himmlischer als in ihrem ganzen Leben dargestellt und daß sie Dir scheidend einen Vorgeschmack, eine Ahndung seligen, vollendeten Glaubens zurückgelassen. Wenn ich auch gleich für meine Person an der Lehre des Lucrez mehr oder weniger hänge, und alle meine Prätensionen in den Kreis des Lebens einschließe, so erfreut und erquickt es mich doch immer sehr, wenn ich sehe, daß die allmütterliche Natur für zärtliche Seelen auch zartere Laute und Anklänge in den Modulationen ihrer Harmonien leise tönen läßt und dem end-

lichen Wunsche auf so manche Weise ein Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen gönnt."

In Berlin lernt Stolberg die junge Gräfin Sophie von Redern kennen, mit der er eine zweite Ehe eingeht und die ihm auch in seinem religiösen Eifer eine rechte Gefährtin wird. Stolberg wird nun Regierungspräsident in Eutin. Auf einer bald unternommenen italienischen Reise wird dann bereits in Münster durch die Zusammenkunft mit der Fürstin Gallitzin der Grund zu dem Entschluß gelegt, der Stolberg sieben Jahre später zum Katholizismus übertreten ließ. Der Dichter, der einst gerufen:

> Ach Hüter, Hüter! ist sie bald aus, die Nacht!
> Ich rief es zagend; siehe, da strahlt' es,
> Und rief mit Gottes Stimme: Selig,
> Welche nicht sehen, und dennoch glauben! —

glaubte im wankend scheinenden Protestantismus keinen Halt mehr finden zu können. Dieser Schritt war natürlich nicht möglich, ohne im ganzen Deutschland ungeheures Aufsehen zu erregen; ein Sturm von Schriften wirbelte empor, doch ließ eigentlich nur Voß sich zu einer Entzweiung mit dem ehemaligen Freunde hinreißen, den er mit unerfreulichen Schmähungen bedenkt, daß es selbst Goethe unangenehm „wie ein Kapitel aus Dantes grausiger Hölle" berührt. Hatte aber auch Goethe gegen die auffallende Religiosität Stolbergs eine Unzahl von Xenien geschleudert, so lag doch gerade in Stolbergs christlicher Gesinnung ein bedeutsames Moment, das namentlich in Bezug auf die späteren Freiheitskämpfe nicht ohne Einfluß auf seine Zeitgenossen geblieben ist, denn der Empfänglichkeit des Volkes für die Rückkehr zum Evangelium bot gerade er eine nicht unwesentliche Grundlage durch seine Dichtungen und Schriften. Übrigens vermutete niemand, der ihn nicht kannte, in dem zarten, bescheidenen, bestimmbaren Manne jenen Heros unter den Proselyten, an dem Goethe noch vierzig Jahre nach der Schweizerreise „Das Naturell, das Gemüt des Großen, die Fülle des Menschlichen" bewundert. Eine Zeitgenossin äußerte sich damals angesichts seines völlig eindruckslosen äußeren Auftretens: „Man muß seine Werke gelesen haben und ihn daraus als Mann von Geist und hoher Begabung kennen, um nicht durch seine unbedeutende Erscheinung irregeführt zu werden."

Die politischen Ereignisse hatten inzwischen ihren weltgeschichtlichen Verlauf genommen. Wie aber die vielgepriesene Morgenröte der Freiheit aussah, die in Frankreich emporflammte, sah auch der freiheitsbegeisterte Dichter nur zu bald, und es schmerzte ihn tief, daß in Deutschland die von Frankreich drohende Gefahr zu wenig erkannt wurde, daß zuviel innere Zustimmung zu dem glaubenslosen, kosmopolitischen Freiheitsschwindel vorhanden war. Nicht Befreier waren es, die in Frankreich die Fackel schwangen —

Bei meiner Mutter Asche, das duld ich nicht!
Ihr sollt nicht Franken nennen der Völker und
der Zeiten Abschaum! nennt Westhunnen,
dann noch beschönigend, ihre Horden!

Und doch mußte er erleben, daß das heilige Land der Cherusker den Westhunnen überantwortet wurde. Dennoch verzagt Stolberg, der jetzt in Münster unter französischer Herrschaft viel zu leiden hatte, nicht. Er, der einst in seinem Gedicht „Die Zukunft" Deutschlands Schicksal vorausgeahnt, weiß in christlicher Überzeugung, daß alles nun Geschehende eine Konsequenz der alten deutschen Zerrüttung, des moralischen und religiösen Verfalls ist, und daß das alte Laub vom deutschen Baum erst herunter muß, ehe die Blüten wahrer deutscher Gesinnung wieder aufbrechen können. Und auf Jena folgte Leipzig; jugendfrisch erklang die vaterländische Harfe des begeisterten Sängers. Es war Stolberg nicht vergönnt, unmittelbar in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen, aber er hatte sein Teil an der Arbeit vorweggetan, hatte jahrzehntelang das heilige Feuer vaterländischer Begeisterung geschürt, Gottvertrauen in die schlummernden Herzen des Volkes gegossen und den Grund mit legen helfen zu dem entschlossenen Aufstand eines ganzen Volkes, das sich aus tiefster Schmach auf seine heilige Kraft besann und die Zwingherrschaft des „von Gott Verworfenen" zerbrach. Stolbergs poetische Träume und Ahnungen hatten sich wundervoll erfüllt. Aber wem er die herrlichen Siege danken zu müssen glaubt, das war neben dem Höchsten, zu dem er immer zurückkehrt, der herrliche, neu erstandene Geist des deutschen Volkes, dem allein auch er Deutschlands Zukunft anvertrauen will. Und so predigt er unermüdlich seinem Volk, die sich so herrlich bewährende deutsche Gesinnung festzuhalten, da sie ein besserer Hort, ein besserer Schutzwall sei als alle Festungen.

* *
*

Wandlungen sind es, über die die Menschheitsgeschichte dahinschreitet. Sie kennzeichnen die Geschichte der Zeiten, der Völker. Abstieg und Aufstieg wiederholen sich, wie Sommer und Winter. Aber fest wie Felsen erscheinen uns die Männer, die im Wandel der Zeiten ihre deutsche Gesinnung, den Glauben an Gott, Freiheit, Vaterland nicht verloren haben. Und in diesem Sinne hat uns die Gegenwart den vergessenen Sänger Stolberg wieder nahe gerückt.

Paul Knötel:
Opfer.
Aus der Geschichte einer Familie.

Fortsetzung.

Als ich das Haus sah, in dem die Madame Schemkin wohnte, da konnte ich nicht anders, ich mußte eintreten, ich mußte das Mädchen begrüßen, das ich schon so lange im Herzen trage, Karoline. Die Frau Mutter war nicht zu Haus; Karoline trat mir allein entgegen. Sie schien erstaunt, aber in ihrer sanften Art reichte sie mir die Hand, um mich zu begrüßen. Ich wollte ein paar Worte der Begrüßung sprechen, aber wie ich ihre weiche Rechte in der meinen fühlte, da konnte ich nicht anders, ich riß sie an mich und bedeckte ihr Gesicht mit tausend Küssen. Sie ließ es willig geschehen, und so haben wir uns verlobt und haben uns gegenseitig versprochen, nicht von einander zu lassen im Diesseits und im Jenseits. Dann aber gebot die Pflicht, Sie, mein lieber Vater, nicht warten zu lassen, und wir nahmen von einander Abschied. Mir jedoch wurde es, als ich die kurze Strecke bis zu unserem Hause zurücklegte, zur Gewißheit, daß ich aus dieser Stadt nicht hinwegziehen dürfe, ohne daß ein festeres Band uns geeint, das selbst der Tod nicht trennen kann. Und so, mein Herzensvater, flehe ich Sie an, daß Sie uns Ihren Segen geben, daß wir schon morgen vor dem Altar als Mann und Frau zusammengegeben werden, wie es jetzt in dieser schweren Zeit schon so oft geschehen ist."

Ich merkte, wie meines Sohnes Augen erwartungsvoll an meinem Gesichte hingen, wie er aus meinen Zügen eine zustimmende Antwort herauslesen wollte. Aber ich konnte im Augenblick kein Wort finden. Zu sehr waren alle Gefühle in meinem Innersten erregt. Ich hatte nichts gegen das freundliche Mädchen einzuwenden und doch mußte ich mich dagegen sträuben, wenn ich daran dachte, daß mein Sohn noch Student war und niemand wissen konnte, wie sich die Zukunft gestalten würde. Außerdem schien mir die Art der Verehelichung so gegen alles Herkommen, daß ich schwer mit mir ringen mußte. Wie ich aber die Augen Christians so ängstlich auf mein Antlitz gerichtet sah, stellte ich alles unserem Herrgott anheim und sagte Ja und Amen.

Da beugte er sich auf meine Hände nieder und bedeckte sie mit heißen Küssen. Dann flehte er mich an, daß ich mit ihm sobald als möglich zu der Mutter seiner Geliebten gehen und um deren Hand anhalten sollte. Auch das konnte ich ihm nicht weigern. Darum warf ich mich bald in meine beste Kleidung und ging mit ihm in das nahe Haus. Mit einem ängstlich fragenden Blicke schaute

mich die Tochter an, die uns zuerst empfing. Dann trat die Mutter ein und ich trug ihr den Wunsch meines Sohnes vor. Mit freundlicher Offenherzigkeit erklärte sie, daß sie wohl gemerkt habe, wie mein Christian in seiner stillen vornehmen Art um ihre liebe Karoline geworben habe, und wie sie wohl wisse, daß auch er ihr nicht gleichgültig sei. Auch darin willigte sie, daß der Ehebund zwischen den beiden Liebenden schon am nächsten Tage geschlossen werde. Die Freude des jungen Paares kannst Du Dir nicht vorstellen; sie wußten sich nicht genug zu tun uns gegenüber, und ich merkte, daß ich stolz sein könnte auf das junge Mädchen, das bald als meine Schwiegertochter unter mein Dach einziehen werde. Denn also hatten wir verabredet, daß die Neuvermählten nach der Trauung durch Priesters Hand die paar Tage, die mein Sohn noch Urlaub hatte, in dem einen großen Zimmer meiner Wohnung zusammen sein und Karoline dann bei mir bleiben sollte. Denn ihre Frau Mutter hat sowieso vorgehabt, Hirschberg bald zu verlassen, um sich zu der Familie ihres einzigen Sohnes nach Berlin zu begeben, der ebenfalls in das Heer eingetreten war und seine Gattin mit fünf kleinen Kindern zurückließ. So gab es noch manches zu ordnen und zurecht zu machen, und wir verließen nach ein paar Stunden das freundliche Haus, da sich Karoline, die wie ihre Mutter Katholikin war, noch durch die Beichte bei dem Priester ihrer Kirche zu diesem wichtigsten Schritt ihres Lebens vorbereiten wollte. Mit Zustimmung des Pfarrers wurde die vierte Stunde des folgenden Tages zur Trauung bestimmt.

Vor der festgesetzten Zeit erschienen wir am folgenden Tage bei der Madame Schemkin, und nie werde ich das liebliche Bild vergessen, als diese ihre bräutlich geschmückte Tochter Christian zuführte. Nur die blasse Farbe ihres Antlitzes, die sich scharf von dem einfachen schwarzen Kleide abhub, wollte mir einige Sorge machen. Als sie aber dann vor dem Altare standen, mein Sohn in seiner bunten Uniform und neben ihm das liebliche Mädchen, als der Herr Pfarrer sie in bewegten Worten auf den Ernst der Stunde und der Zeiten hinwies und ihre Hände ineinanderlegte, da vergaß ich darauf und freute mich nur des schönen Menschenpaares und war stolz auf meinen lieben Sohn und meine nicht minder liebe Schwiegertochter.

Nun war das blühende Leben wieder in mein Heim eingekehrt, und es war mir, als wäre die alte Zeit wieder lebendig geworden, da meine treue Ehefrau Juliane noch lebte und der Kinder laute Freude die Räume erfüllte. Nur zu schnell verflog die schöne Zeit. Schon nach drei Tagen stand vormittags um 9 Uhr wie festgesetzt der Bursche mit den zwei Pferden vor der Haustür und mein Sohn war zum Aufbruch bereit. Mit seiner jungen Frau kniete er noch einmal zu meinen Füßen nieder und bat um den väterlichen Segen. Mit Thränen im Auge legte ich meine Hände auf ihre Häupter und sprach einige Worte des Segens. Dann drückte ich — ach zum letzten, allerletzten Male — den theueren Sohn an meine Brust und entließ ihn zur Thür hinaus, ohne ihm zu folgen. Denn ich durfte den

Abschied nicht stören, den er nun von seinem jungen Weibe zu nehmen hatte. Vom Fenster aus sah ich ihn noch einmal, wie er wegritt und sich umschauend Grüße zurückwinkte — nicht mir. Denn er wollte bis zum letzten Augenblicke nur die sehen, die seines ganzen Lebens Inhalt geworden war neben dem Vaterlande, dem er nun sein junges Leben weihte. Ich habe ihm darob nicht gezürnt; denn Gattenliebe geht vor Elternliebe. Und ein Trost blieb mir ja, die, die meines Sohnes Gefährtin geworden war.

Nicht lange dauerte es, und ich sollte sie ganz für mich allein haben. Denn mehrere dringende Briefe baten die Madame Schemkin um ihre Hinkunft nach Berlin. Ende April reiste sie ab.

Nun waren wir beide allein. Es begann eine stille, aber schöne Zeit. Jetzt erst merkte ich, was mir alle die Jahre, seit ich mein liebes Weib begraben, gefehlt hatte, wenn auch die treue Babette aufs eifrigste für mein leiblich Wohl besorgt gewesen war. Aber sie war doch eben nur Dienerin. Es war wie währende Sonntagsstille, die durch mein Haus ging. Am schönsten waren die Abende, wenn wir zusammensaßen und des Sohnes und Gatten gedachten, den wir beide so liebten. Während Karoline stickte oder häkelte, las ich ihr oft auch aus unseres Goethe Gedichten vor. Bisweilen schritt sie wohl auch zu meinem alten Spinett und sang, während sie sich selbst begleitete, mit ihrer klaren Altstimme liebe alte Lieder, aber auch manches neue, das damals aufgekommen war, wie z. B.

Holde Nacht im dunklen Schleier
Sieht mein Aug vielleicht zum letzten Mal,
Morgen lieg ich schon vielleicht gestrecket,
Ausgelöscht von der Lebend'gen Zahl.

Wenn ich heut jener Tage gedenke, dann ziehet noch immer diese traurige Melodie durch meine Seele, und es ist mir, als ob ich immer noch die holde Stimme meiner neuen Tochter vernähme. Manchmal wurden ihr die Stimme und die Hände auf den Tasten unsicher, und ich mußte sie mahnen aufzuhören. Dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und sie legte ihren Kopf weinend an meine Schultern. So mußte ich ihr schließlich ganz verbieten, das Lied zu singen. Dann war es tagelang still in meiner Wohnung, und das Instrument blieb geschlossen. In Karolinens Augen aber lag ein stummes Fragen, ob denn nicht bald Nachricht komme von dem Geliebten ihrer Seele. Gern hätte ich ihr Trost gegeben, aber mein Herz war selbst voll des Harmes. Das wußten wir ja, daß in diesen kriegerischen und unruhigen Zeiten ein Brief recht lange ging, und mancher wohl auch verloren wurde. Aber die Sehnsucht frägt nicht danach und will bald gestillt sein.

Und endlich wurde sie gestillt. Ein langer Brief kam an mich und ein

kleiner Zettel an meine Schwiegertochter. Von ihrem Sterbelager habe ich ihn nach einigen Monaten hinweggenommen und sorgfältig aufgehoben. Nun mag er hier zwischen diesen Blättern liegen und Dir, mein lieber Enkelsohn, von der großen Liebe Deines Vaters zu Deiner Mutter erzählen. — —

Hans nahm den grauen Zettel aus schlechtem Papier und las:

Meine innig geliebte Karoline!

Die Ehrfurcht vor meinem Vater gebot mir, im Danke an all das Gute, das ich von ihm empfangen habe, in einer Stunde, wo die Muße es mir erlaubt, ihm zu schreiben und ihm zu erzählen, wie es mir bisher in des Königs Ehrenkleid ergangen ist. Er wird es Dir genau berichten, und so wirst Du es mir nicht übel anrechnen, wenn ich die paar Minuten, die mir noch übrig bleiben, nur dazu benütze, um Dir zu sagen, wie Du das Glück meines Lebens bist, wie meine Sehnsucht nur immer zu Dir hingeht, Du einzig Geliebte meines Herzens. Dir gehört mein letzter Gedanke, wenn ich abends todmüde die Augen schließe, Dir mein erster, wenn ich des Morgens neugestärkt erwache. Wie kann ich es dem lieben Gott genugsam danken, daß er Dich mir geschenkt, wie kann ich meinem herzensguten Vater meine Dankbarkeit dafür beweisen, daß er unserem Glücke nicht nur nicht im Wege stand, sondern es nach allen seinen Kräften gefördert hat! Vereinige Deine Dankgebete mit den meinen zum himmlischen Vater dort oben und sei meinem irdischen Vater ein treues Hausmütterlein, das seine Einsamkeit mit ihm teilt und für ihn sorgt. Schon schlägt wieder die Stunde der Pflicht. Im Geiste schließe ich Dich in meine Arme und drücke Dir auf Deine Lippen unzählige Küsse, und in der Zuversicht, daß Du immer meiner liebend gedenkst, schließe ich diese Zeilen.

Dein getreuer
Dich ewig liebender
Christian.

— — Großmutter auf dem Sofa nickte wie bestätigend mit dem greisen Haupt, Hans aber sprach: „Wie danke ich dir, liebe Großmutter, daß du mich diese Papiere lesen läßt. Bisher waren mir die Bilder über meinem Bett eben nur Bilder. Heut Abend aber sind sie lebendig geworden, und ich habe das schöne Paar lieb gewonnen. Wenn mir doch auch ein solches Glück beschieden wäre, Kriegsruhm und echte Frauenliebe; dann wollte ich auch gern frühzeitig sterben — und“, setzte er gedrückt hinzu, „dann würde wohl Vater auch mit mir zufrieden sein“.

„Sprich nicht so, mein Liebling“, mahnte die alte Frau, „du wirst leben, und du wirst auch den Weg zum Vater finden“. In ihren Augen

aber stieg es auf, als wollte trübe Erinnerung sie übermannen; darum fuhr sie fort: „Lies weiter, wie es deinem Ahn ergangen ist". Und Hans las:

— — Den Brief Deines Vaters an mich glaubte ich wohl verwahrt zu haben, aber da ich ihn jetzt suchte, konnte ich ihn nicht finden. Das Alter macht eben vergeßlich, und so kann ich Dir nur mitteilen, wie mein Christian schrieb, daß ihn noch eben die Begeisterung erfülle, mit der er den grünen Rock angezogen habe, wenn auch der Dienst oft schwer wäre und die Unteroffiziere wetterten und fluchten über die ungeschickten Leute, die jetzt Soldaten sein wollten. Es wären eben z. T. noch Leute der alten Art, die da meinten, daß niemand ohne Fuchteln ein guter Kriegsmann werden könnte. Nächstens würden sie ausrücken, sie wüßten nicht wohin, und dann hoffe er für des Vaterlandes Befreiung mit Erfolg das Schwert zu führen. Mit Sehnsucht gedenke er meiner und des geliebten Weibes, das er voll Freude in meiner sicheren Hut wisse.

Das alles habe ich auch Karolinen vorgelesen, und nun hielt die Freude wieder Einzug in mein Heim. Ja ich überraschte sie, als ich eines Tages von einem Ausgange zurückkam, wie sie wieder am Spinett saß und das Lied von den zwei Königskindern sang, die sich so lieb hatten. Da störte sie auch nicht der traurige Schluß. Und so saßen wir denn wieder oft zusammen, und ich lauschte ihrer lieblichen Stimme. Allmählich aber nahm die Traurigkeit das gute Kind wieder gefangen, und ihr Blick ging oft in die Weite, als ob sie Trost suchte und ihn doch nicht finden könne.

Damals war eine gar ärmliche Zeit, und mancher mußte an fremde Thüren pochen, um seinen Lebensunterhalt zu finden. Da kam eines Tages ein junger Mann in abgeschabtem Anzuge und bat um Arbeit. Er sei ein Porträtmahler, und habe bei guten Meistern in Berlin und Breslau gelernt in Öl und Pastellfarben zu mahlen. Es sei jetzt aber rares Verdienst in seinem Fache und alle behaupteten, daß sie dazu kein Geld hätten. Ob ich mich nicht porträtieren lassen wollte. Er zeigte mir auch aus einer Mappe einige Miniaturbildnisse, die mir wohl gefielen. Da dachte ich, daß es vielleicht meiner Karoline eine Abwechselung sein würde, wenn sie dem Maler säße. Das geschah auch mit ihrer Zustimmung, aber ich merkte bald, daß sie es mehr mir zu liebe tat. So entstand das Porträt, das jetzt dort über meinem Sopha hängt. Es ist wohl getroffen, ja es ist nur zu gut getroffen; denn in ihrem Antlitz wirst Du die Sehnsucht ausgedrückt finden, die damals in ihren Zügen lag, und es soll Dir ein teures Vermächtnis an Deine gute Mutter sein. Dafür werde ich sorgen. Als ich sah, daß das Bild wohl geraten war, nahm ich den jungen Künstler, als er voll Dankbarkeit sich von mir verabschieden wollte, heimlich bei Seite, wies ihm ein kleines Bild meines Sohnes, das ich vor ein paar Jahren hatte machen lassen, und

fragte ihn, ob er sich wohl getraue, danach ein Porträt als Pendant zu dem der lieben Karoline zu machen. Dann beschrieb ich ihm noch die Uniform, so genau ich konnte, und er ging in seiner Wohnung bald ans Werk. Als es fertig war, war ich selbst erstaunt, wie gut der junge Meister seine Aufgabe gelöst hatte, so ganz, als ob er Christian lebend vor sich gesehen hätte.

Nun meinte ich es gut zu machen und wollte meine liebe Schwiegertochter überraschen. Hing also das Bild neben dem ihren auf, als sie einmal, was sie selten tat, einen Gang in die Stadt machte, um Einkäufe zu besorgen. Ach hätte ich es doch nie getan. Ich saß, wie auf der Lauer in meiner Stube, als sie wiederkam. Da höre ich plötzlich einen durchdringenden Schrei, und wie ich hinzueile, liegt das arme Kind, bleich wie der Tod auf dem Boden und gibt kein Lebenszeichen mehr von sich. Die alte Babette ist sofort zu meinem lieben Freunde, dem Sanitätsrat Bär, geeilt. Wie ein armer Sünder ging ich ihm entgegen und erzählte ihm den thörichten Streich, den ich verübt hatte. Er bemühte sich sogleich um die Ohnmächtige und gab weitere Anweisungen, wie sie zu behandeln sei. Während dessen ging ich unruhig in meiner Stube, voller Gewissenbisse, auf und ab und harrte mit Sehnsucht, daß er mir tröstende Botschaft über mein Kind bringe. Endlich trat er ein — mir hatte es eine Ewigkeit gedünkt, machte aber ein sehr ernstes Gesicht, so daß ich äußerst bestürzt war. Er meinte, daß der böse Anfall vorüber und Karoline wieder zum Bewußtsein gekommen sei. Aber die Sache wäre sehr ernst. Er habe an ihr die Symptome der Lungensucht gefunden, und sie habe ihm eingestanden, daß sie sich Mutter fühle. So sei die größte Vorsicht geboten.

Wie soll ich schildern, was damals in meinem Innern bei dieser Botschaft vor sich ging. Bei meinem hohen Alter hatte ich nie daran gedacht, daß ich durch meinen Sohn Großvater werden sollte, da er ja noch studiosus war. Und nun trat es doch ein, und ich hätte mich wohl freuen sollen, aber diese Freude drängte die bange Sorge um die liebe Karoline zurück, und ich meinte verzagten Sinnes, daß ich sie bald verlieren und daß mein Haus dann wieder einsam sein werde. Und sorgte doch schon für meinen Christian, fühlte mich auch ihm gegenüber verpflichtet, sein Weib ihm gesund wieder in die Arme führen zu müssen, wenn er wieder zurück in die Heimat käme und sie von mir verlangte. Wie habe ich da mit meinem Gott gerungen und ihn um Trost und Stärke angefleht, aber es schien, als ob er mich verlassen habe. Und wie wurde mir erst zu Mute, als das liebe Kind von ihrem Lager aus sich bei mir bedankte für die freudige Überraschung, die ich ihr mit dem Bilde ihres Geliebten gemacht, und sich bitter anklagte, daß sie mich durch ihren Fall so erschreckt habe. Und sie hätte mich doch anklagen sollen. Wie hatte ich so viele Liebe um sie verdient!

Jetzt kamen stille, trübe Tage. Wohl stand sie bald wieder von ihrem Krankenlager auf und bemühte sich, ihre Pflichten wieder wie vorher zu erfüllen, aber ich merkte gar wohl, wie sie sich Zwang anthat und wie sie immer bald ermüdete. In ihren Augen aber lag so ein banger Zug, daß ich es Dir nicht beschreiben kann, so wie etwa die des Vögleins, das eine Schlange durchdringend anschaut, und kann doch wie gebannt nicht von dem Flecke, wo es sitzt. Es war wie bittere Todesangst, und die Furcht vor etwas Unaussprechlichem. Das Spinett hat sie nicht mehr angerührt, und es ist bis auf diesen Tag, da ich dieses schreibe, keine Hand mehr darüber gefahren.

So gingen die Tage dahin, trübe, bleischwer, gleich den heißen Tagen des Sommers, da wir uns alle sehnen, daß aus dem Himmel der Regen niederfalle, aber kein Wölkchen zeigt sich, und Mensch und Natur stöhnen auf. Wenn der Klingelzug an der Vortür tönte, dann lief es wie ängstliche Erwartung über die bleichen Züge Deiner Mutter, und in innerem Weh zuckte es zusammen, wenn wieder nicht kam, was sie erwartete. Und wir mußten lange, lange warten; es ging fast über ihre Kraft.

Endlich kam ein Brief meines Sohnes, ihres Gatten. Wie ihre Hände flogen, wie die sonst bleichen Wangen in hektischem Roth brannten, als ich ihr nicht rasch genug das Schreiben mit meinen alten zitternden Händen öffnete. Zwei Briefbogen lagen darin. Ich reichte Karoline den ihren. Ehe sie ihn aber lesen konnte, brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus und ließ lange nicht nach, wie sehr ich mich auch um sie bemühte. Endlich konnte sie ihn lesen. Dann schritt sie, den Brief wie ein Heiligtum in ihrer Hand haltend, hinaus in ihr Zimmer. Was darin gestanden, habe ich nie erfahren. Denn wir haben ihn später nicht gefunden, so wohl hatte sie ihn verwahrt, und ich wagte nicht danach zu fragen. Den Brief jedoch, den Dein Vater an mich geschrieben, füge ich hier bei, damit Du ihn lesest, das letzte Lebenszeichen Deines trefflichen Vaters — —

Mit vor Erwartung zitternden Händen griff Hans nach dem schlechten grauen Papier und las:

Mein lieber guter Vater!

Lange — ich fühle es — nur allzu lange habe ich Sie auf einen Brief Ihres ewig dankbaren Sohnes warten lassen. Aber des Kriegers Leben ist anders wie das des Menschen in stillen Friedenszeiten, und nur zu oft ruft ihn die Pflicht hinweg, wenn er gerade die Feder ergreifen will, um seinen Lieben daheim ein Lebenszeichen zu geben. Mit einem Kommando meiner Truppe bin ich nun augenblicklich nach Frankenhausen in Schwartzburg-Rudolstädtischem gekommen, um Pferde zu requiriren. Ich sitze in

einem Zimmer des Thüringischen Hofes an der Aue und denke meiner Lieben zu Hause und alles dessen, was ich im bunten Wechsel, seit den Tagen, wo ich zuletzt bei Ihnen weilte und meines Lebens höchstes Glück fand, erlebt habe. Als einen herrlichen Lohn des Geringen, was ich geleistet habe, betrachte ich es, daß ich schon nach so kurzer Zeit Lieutenant bei meiner Truppe geworden bin. So erklärt sich auch das Kommando, das ich jetzt habe und das mich durch eine der schönsten und gesegnetsten Gegenden unseres Vaterlandes geführt hat. Heut morgen sind wir von Nordhausen abgeritten im Anblick des Hartzgebirges, und vor meinem Geiste standen die herrlichen Stunden auf, da Sie, mein verehrungswürdigster Vater, mich in das Verständnis des Faust eingeführt und mir die Szenen auf dem Blocksberg vorgelesen hatten. Während wir das Gebirge im Rücken ließen, tauchte vor uns das Kyffhäusergebirge auf und wir durchritten das Dorf Kelbra. Sie erinnern sich, wie Sie mir, als ich noch das Elisabethanum zu Breslau besuchte, des prächtigen Musäus Volksmärchen der Teutschen geschenkt. Und nun durfte ich die Gegend, wo der alte Barbarossa tief im Berge sitzet und schläft, von Angesicht schauen. Sie dürfen es mir glauben, daß mir gar seltsam zu Mute wurde und ich in meines Herzens Innerem den Eidschwur leistete, alles, was in meinen schwachen Kräften stehet, mit daranzusetzen, daß der alte Kaiser Rotbart wieder erwache und des teutschen Reiches Herrlichkeit sich wieder erneuere.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Das Interesse an der Gestaltung unserer Wirtschaftsverhältnisse zieht gegenwärtig recht weite Kreise. Es ist der allgemeine wirtschaftliche Zwang, der den einzelnen Menschen gerade gegenwärtig hart anpackt und ihn notgedrungen über die Wirtschaftsprobleme nachdenken läßt. Es ist dies gewiß ein erfreulicher Zustand, wenn man nur getrosten Mutes sagen könnte, daß wir in dem Studium der Volkswirtschaftslehre schon eine ganz bestimmte und objektive Klärung bekommen haben. Dies fehlt nun aber leider. Wohl haben wir eine gewisse Klärung vom Standpunkte bestimmter Interessen bekommen, doch eine vollkommen neutral durchdachte Wirtschaftslehre fehlt uns immer noch. Was dann weiter z. B. die Auffassung über den Wirtschaftsprozeß in der breiten Masse der Arbeiterschaft anbetrifft, so muß man es hier ganz besonders zu seinem größten Leidwesen bedauern daß sich die verschiedenen Richtungen innerhalb der Arbeiterschaft vor allem noch nicht klar über die Bedeutung des wirtschaftlichen Kampfes geworden sind. Hier muß und wird sich aber noch eine genaue Wirtschaftstheorie durchsetzen müssen. Es kann dies insbesondere dadurch erreicht werden, daß die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit im Wirtschaftsbetrieb mitverantwortlich tätig ist, wie es doch der Grundgedanke des Betriebsrätesystems sein soll.

Über den Saatenstand berichtet die Preisberichtsstelle des Deutschen Landwirtschaftsrates: Die hochsommerliche und außergewöhnliche trockene Witterung im Laufe des September wurde Ende des Monats von einem überwiegend trüben und kühlen Wetter mit Niederschlägen abgelöst, das noch Mitte Oktober anhielt. So sehr die Trockenheit dazu beitrug, die im August stark verzögerte Getreideernte zu Ende zu führen und die Grummeternte zu bergen, so hat sie andrerseits auch dazu geführt, daß die Kartoffeln vielfach nicht genügend ausreifen konnten. Es wird deshalb vielfach über kleine Knollen berichtet. Aus manchen Bezirken wird mitgeteilt, daß die Kartoffeln zum Teil auch aus Sorge vor Diebstählen nicht reif geerntet wurden. Außerdem hat die Witterung im September verursacht, daß die Wintersaat häufig nicht rechtzeitig der Erde anvertraut werden konnte, sie ist deshalb auch noch heute vielfach im Rückstande. Aus manchen Gegenden, wie aus Ostpreußen, wird geschrieben, daß größere Flächen, die für die Wintersaat bestimmt waren, voraussichtlich wegen der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr würden bestellt werden können. Die Urteile über die Kartoffelerträge lauten sehr verschieden. Im allgemeinen darf angenommen werden, daß die Erntemenge kleiner ist als im Vorjahre, daß dagegen die Qualität vielfach eine

bessere ist, weil ein großer Teil der Kartoffeln bei trockenem Wetter geerntet werden konnte. Immerhin ist zu berücksichtigen, daß im Osten und Norden, besonders auf den Gütern, die Kartoffeln auch noch heute nicht sämtlich geborgen sind, und in manchen Bezirken wird befürchtet, daß sie bereits unter den inzwischen eingetretenen Nachtfrösten gelitten hätten und einfrieren würden. Im Westen wird die geringe Kartoffelmenge auf schlechtes Saatgut zurückgeführt. So wird aus Westfalen gemeldet, daß im nächsten Jahr die Kartoffelfläche um über ein Drittel zurückgehen würde, wenn die Kommunalverbände nicht gute Pflanzkartoffeln zu erschwinglichen Preisen beschaffen könnten. Überwiegend wird berichtet, daß die Haltbarkeit der Kartoffeln voraussichtlich eine gute sein wird, weil es verhältnismäßig wenig kranke Knollen gibt. Die Futter- und Zuckerrübenernte hat erst Mitte Oktober begonnen. Wie sehr in diesem Jahre infolge der Witterung, besonders aber auch infolge der fehlenden Arbeitskräfte unter der verminderten Arbeitsleistung die Ernte verzögert ist, geht u. a. daraus hervor, daß im Osten und Norden stellenweise noch Mitte Oktober Hafer und Gemenge, Bohnen, Luzerne, Saatklee und Grummet nicht geborgen waren. Über den Stand der Wintersaaten kann noch nicht viel gesagt werden. Zum großen Teile sind sie auch noch nicht aufgelaufen. Die frühzeitig gesäten und aufgelaufenen Saaten werden günstig beurteilt.

Die Förderung von Steinkohlen ist im ersten Halbjahr 1919 gegen die gleiche Vorjahrszeit aus den zur Genüge erörterten Gründen außerordentlich zurückgeblieben; sie ist von 80 097 002 auf 51 323 319 t gesunken. Ebenso ist der Absatz von 81 904 139 t auf 51 204 921 t herabgegangen. Während also in der ersten Hälfte des Jahres die Förderung um 28,8 Millionen t gegen das Vorjahr zurückblieb, ist der Absatz um 30,7 Millionen t niedriger. Auf die einzelnen Oberbergamtsbezirke verteilen sich Produktion und Absatz wie folgt:

	1. Halbjahr 1919	
	Förderung	Absatz
	t	t
Breslau	14 127 754	13 975 830
Halle	4 392	4 380
Clausthal	223 261	223 149
Dortmund	30 051 271	30 106 015
Bonn	6 916 821	6 895 547
Zus. in Preußen	51 323 319	51 204 921

	1. Halbjahr 1918	
	Förderung	Absatz
	t	t
Breslau	23 500 965	24 187 670
Halle	2 359	2 516
Clausthal	309 741	309 974
Dortmund	47 934 015	48 923 105
Bonn	8 349 922	8 480 874
Zus. in Preußen	80 097 002	81 904 139

Auch die Förderung und der Absatz von Braunkohle weisen ähnliche, wenn auch nicht ganz so erhebliche Rückgänge auf. Die Förderung ist von 42 297 700 t auf 35 451 946 t, der Absatz von 42 292 034 auf 35 448 000 t gesunken. Auf die einzelnen Oberbergamtsbezirke verteilen sich die Förderung und der Absatz wie folgt:

	1. Halbjahr 1919	
	Förderung	Absatz
	t	t
Breslau	1 816 428	1 826 794
Halle	21 255 395	21 239 887
Clausthal	451 659	455 388
Bonn	11 928 464	11 925 931
Zus. in Preußen	35 451 946	35 448 000

	1. Halbjahr 1918	
	Förderung	Absatz
	t	t
Breslau	1 162 419	1 150 429
Halle	27 069 978	27 074 244
Clausthal	477 070	476 791
Bonn	13 588 233	13 590 570
Zus. in Preußen	42 297 700	42 292 034

In Betrieb waren in Preußen 292 (i. V. 286) Steinkohlenwerke, die 639 218 (573 597) Personen beschäftigten, und 307 (306) Braunkohlenwerke, in denen 639 218 (573 597) Personen tätig waren. Mit dem 1. Oktober sind nunmehr völlig die Kohlenhöchstpreise — die ja nur für das Geltungsbereich des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates festgesetzt waren — aufgehoben worden.

Die Lage der Eisenindustrie hat gegenüber dem Vormonat keine nennenswerte Veränderung aufzuweisen.

Die Aussichten der Zuckerindustrie sind infolge des Ausfalls der diesjährigen Ernte, die nach dem derzeitigen Stande auf 16—17 Millionen Zentner gegen 54 Millionen vor dem Kriege geschätzt wird, ungünstig. Die Verarbeitung wird sich infolge der Kohlennot in der Hauptsache auf die Rohzuckerherstellung beschränken müssen. Eine Hebung der Zuckerproduktion ist nur durch vermehrten Rübenanbau zu erreichen. Über die gegenwärtige Lage der Produktion gibt folgende Gegenüberstellung Aufschluß.

	vor dem Kriege
Zuckerrübenbau	580 000 ha
Zuckererzeugung	2 320 000 t
	heute
Zuckerrübenbau	280 000 ha
Zuckererzeugung	1 120 000 t

Um eine Wiederbelebung der Rübenerzeugung zu erzielen, wird von den Interessenten eine Freigabe des Zuckerhandels gefordert.

Am Arbeitsmarkt spielen sich nach wie vor recht hartnäckige Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ab. Es ist für einen jeden, der objektiv an die Untersuchung dieser Wirtschaftskämpfe gehen will, sehr zu empfehlen, diese Materie eines gründlichen Studiums zu würdigen. Der Kampf in der Berliner Metallindustrie zeigt es, daß tiefliegende Gründe und Momente vorhanden sind, die einen Streik von solcher Länge und Größe ermöglichen. Gerade dieser Streik hat ein ganz anderes Gepräge, als die, die wir in den letzten Monaten erlebten, nämlich dadurch, daß eine einheitliche gewerkschaftliche Führung auf seiten der Arbeitnehmer diesen Kampf leitet. Über die Bedeutung und Berechtigung der Gewerkschaften muß sich insbesondere der Volkswirt ein klares Urteil bilden, will er nicht leichtfertig von einem einseitigen Interessenten um ausgenutzt werden. — Sonst zeigen sich in Bezug auf Angebot und Nachfrage am Arbeitsmarkt sowie in der Bewegung der Arbeitslosigkeit keine wesentlichen Veränderungen gegen den Vormonat.

Die Geldmarktlage kann selbstverständlich noch immer nicht ein befriedigendes Bild abgeben. Die Momente, die hier in Frage kommen, sind nun einmal so vielgestaltig, daß nicht in kurzer Zeit sich hier eine erfolgreiche Wirtschaftspolitik durchsetzen kann. An verschiedenen Punkten läßt sich bereits eine erfreuliche Zuversichtlichkeit konstatieren. Dies kommt vor allem bei der Entwicklung des Einlagenbestandes der Sparkassen in Frage. Es betrug die Zunahme der Sparkasseneinlagen bei den gesamten deutschen Sparkassen (ohne die Abschreibungen auf die Kriegsanleihen):

	1917	1918	1919
	Millionen Mark		
Januar	600	1 250	1 250
Februar	300	600	800
März	160	400	400
April	300	600	700
Mai	300	450	100
Juni	200	350	150
Juli	300	650	900
August	250	450	600
	2 410	4 750	4 900

Die Bewertung der ausländischen Wechsel am deutschen Markt hat trotz der anfänglichen Senkung, die sich Ende September geltend machte, durch die unklaren Verhältnisse, besonders gegenüber dem Auslande, eine weitere Verschärfung erfahren. Der Stand der ausländischen Valuta an der Berliner Börse zeigt folgenden Stand:

	30. 8.	30. 9.	29. 10.
Holland	802,—	839,—	1 159,—
Dänemark	455,—	483,25	644,25
Schweden	511,—	554,25	724,25
Schweiz	372,50	409,50	544,50

Der Stand der deutschen Währung hat sich demgegenüber weiter verschlechtert. In der Entwertung unserer Valuta auf der einen Seite und der außerordentlichen Steigerung der neutralen Werte auf der anderen Seite, hat mit der Wiederbelebung der Exporttätigkeit sich für die Geschäftswelt eine neue Verdienstmöglichkeit erschlossen, die es immer weiter bewirkt, daß zum mindesten die deutsche Mark tief im Kurse gehalten wird.

Unsere Handelsbeziehungen zum Auslande mehren sich zwar langsam, aber doch stetig. Es ist nur dringend notwendig, daß die offiziellen Nachweise über den auswärtigen Handel umgehend wieder herausgegeben werden, damit die breite Öffentlichkeit über die Entwicklung unseres Außenhandels zuverlässig informiert werden kann. — In der Verproviantierung mit Lebensmitteln und Brennstoffen für den Winter spielt die Verkehrskalamität eine entscheidende Rolle. Ich habe schon mehrfach darauf hingewiesen, daß die Mängel, die jetzt mit aller Schärfe in unserem Verkehrswesen hervortreten, recht tiefe Wurzeln haben; sie gehen auf die guten, ruhigen Friedenszeiten zurück, wo man tatsächlich so gut wie alles unterlassen hat, das größte und dazu Staatsunternehmen — die Eisenbahnen — mit allen Mitteln modern auszugestalten. Selbstverständlich kommt dazu noch das Fehlen einer wirklich zielbewußten allgemeinen Verkehrspolitik und letzten Endes der Raubbau auf diesem Gebiet während des Krieges.

Geschichtliche Rundschau X.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Von sehr vielen seit sehr langer Zeit erwartet sind nun auch die „Erinnerungen" des Großadmirals Alfred von Tirpitz erschienen. (Verlag v. K. F. Koehler in Leipzig). Viele unserer leitenden Staatsmänner haben sich bereits zum Weltkriege geäußert, ebenso zwei der hervorragendsten Offiziere, Ludendorff und Stein; jetzt hat endlich auch von der Marine einer zu den Weltereignissen der letzten Jahre Stellung genommen, und zwar derjenige Mann, der mit der deutschen Marine von ihren Anfängen an aufgewachsene Admiral, der seit 1897 an der Spitze unseres Reichsmarineamts stand, und infolgedessen besser als jeder andere berufen ist, über Marineangelegenheiten zu urteilen. Tirpitz beschränkt sich in seinen „Erinnerungen" nicht etwa auf die letzten Kriegsjahre. Er schildert sein

ganzes Leben in und mit der Marine, die preußische Marine und ihre Tätigkeit in den deutschen Einigungskriegen, die Entwicklung der Reichsmarine unter den beiden „Landadmiralen" Stosch und Caprivi. Leben und Treiben an Bord, Ausbildung von Mannschaften und Offizierskorps, die ganz nach Muster für die Landarmee erfolgte, Taktik des Seekrieges und Flottenpolitik der 70-er und 80-er Jahre ziehen an uns vorbei. Das 4. Kapitel beschäftigt sich dann mit derjenigen Waffe, deren Schöpfer Tirpitz in der deutschen Marine geworden ist: dem Torpedo. Dann folgen die ersten Jahre Kaiser Wilhelms II., die „verhängnisvolle Spaltung der Marinebehörden" und das daraus entstehende Chaos, Tirpitz' Ernennung zum Chef des Stabes des Oberkommandos, seine taktische Arbeit in dieser Stellung und seine Stellungnahme zu den Anfang der 90er Jahre auftauchenden Flottenplänen. Nach einem einjährigen Kommando nach Ostasien erfolgt seine Berufung nach Berlin an die Spitze des Reichsmarineamts. Was der Großadmiral in dieser Stellung geleistet hat, braucht nicht hervorgehoben zu werden: es ist allzu bekannt und der uns hier zur Verfügung stehende Raum würde nicht ausreichen, alle seine Verdienste um unsere Flotte in richtiger Weise zu würdigen. Außerordentlich interessant sind die Ausführungen, die der Verfasser über diese seine Tätigkeit macht, welcher Mühe und Arbeit es bedurfte, um die Flottengesetze durchzubringen, die uns eine Hochseeflotte schaffen sollten. Weiterhin schildert uns der Verfasser kurz die Stellung des Kaisers zur Marine, seine „konstruktiven Liebhabereien", denen er sich schon vor seiner Thronbesteigung gewidmet hatte, und die unheilvolle Tätigkeit des Marinekabinetts in vielen Fragen. Es folgen dann zwei wichtige Kapitel über „Reichsmarineamt und auswärtige Politik" und die Stellung, die England unserer Flotte gegenüber einnahm. Mag man auch manchem nicht ganz zustimmen, was Tirpitz hier sagt, so zeigen seine Ausführungen doch, daß im Reichsmarineamt in sehr vielen politischen Fragen ein weit klarerer Blick und mehr Verständnis herrschte als an anderen Stellen der Reichsleitung, und daß manches vielleicht anders gekommen wäre, hätte man in der Wilhelmstraße mehr auf das gegeben, was vom Leipziger Platz kam.

Die letzten vier Kapitel sind dem Weltkriege gewidmet und behandeln u. a. die Schuldfrage am Kriege, die letzten Tage vor Kriegsausbruch, den Anteil der Flotte, die Hauptfragen, die unserer Marine gestellt waren, die Tätigkeit der Hochseeflotte und endlich den Unterseebootkrieg. Dieses Kapitel ist natürlich eins der interessantesten des ganzen Buches. Wie hat sich das Reichsmarineamt zum U-Bootkrieg gestellt, warum hat man zu dieser Waffe gegriffen, obwohl man die politischen Schwierigkeiten mit den neutralen Staaten hätte voraussehen können, und manche andere Frage von allgemeinem Interesse findet hier ihre Beantwortung. Unangenehm berührt einen beim Lesen dieser Zeilen, welche Uneinigkeit zwischen den einzelnen Reichsstellen selbst während des Krieges herrschte, wie eine Behörde gegen die andere arbeitete und sie gleichsam als „Konkurrenzunternehmen" ansah, dem man möglichst viele Knüppel in den Weg werfen mußte, als ob nicht Bemühen zu gegenseitigem Verständnisse und gemeinsames Ziehen an ein und demselben Strange unserer Stellung in der Welt und insbesondere unserer ernsten Lage während des Krieges weit dienlicher gewesen wäre als dieses neidische, oft geradezu kindische Gegeneinanderarbeiten der ein-

zelnen Ressorts in der obersten Reichsleitung. Den Schluß des Buches bilden eine Reihe von Briefen des Verfassers aus den Kriegsjahren sowie „Bemerkungen zu unserer Schiffsbaupolitik". —

Was nun die „Erinnerungen" als ganzes betrifft, so muß man selbstverständlich auch ihnen das nachsagen, was man mehr oder weniger bei allen Memoiren bedenken muß, mag es sich um Napoleons Aufzeichnungen auf St. Helena, Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" und die sonstigen Aufzeichnungen von Staatsmännern, Politikern, Feldherren und anderen Persönlichkeiten handeln, die eine große Rolle auf der Weltenbühne zu spielen Gelegenheit hatten: sie alle sehen die Ereignisse mehr oder weniger durch die subjektive Brille des Mithandelnden an; für alle diese Werke paßt der Goethesche Titel „Dichtung und Wahrheit", und der späteren Geschichtsforschung bleibt es vorbehalten, aus all diesen meist stark subjektiven Darlegungen ein möglichst objektives Bild der Wirklichkeit herauszuschälen und darzustellen. Das ist aber kein Grund, über derartige Memoirenwerke mit einem leichten Achselzucken hinwegzugehen und sie, als „pro domo geschrieben", für eine mehr oder weniger beabsichtigte „Geschichtsfälschung" zu halten, wie es leider vielfach geschieht. Denn die Aufzeichnungen der handelnden Persönlichkeiten sind es oft, die mit einander kritisch verglichen dem Historiker ein weit besseres und klareres Bild der Ereignisse der Zeit geben und ihm vor allem weit tiefer in den Geist der betreffenden Zeitepoche einzudringen gestatten als die verstaubten Akten eines Geheimen Staatsarchivs. Dies trifft auch von den „Erinnerungen" des Großadmirals v. Tirpitz zu, die dem Leser einen Gesamtüberblick über das Entstehen, Wachsen und — leider — Vergehen unserer Marine geben und nebenbei vielfach hineinleuchten in das Dunkel hinter den Kulissen der politischen Bühne. So bildet auch dieses Buch eine wertvolle Bereicherung für unsere Kenntnis der Ära Wilhelms II., über die noch sehr vieles „enthüllt" werden muß, bevor wir uns ein wirklich wahrheitsgetreues Bild dieser Epoche machen können.

Demselben Zwecke dient auch der neue, dritte Band, den der frühere langjährige Leiter der Presseabteilung im Auswärtigen Amt Otto Hammann unter dem Titel „Um den Kaiser" im Verlage von Reimar Hobbing (Berlin) erscheinen läßt. Dieser Band enthält die Erinnerungen aus den Jahren 1906—1909, füllt also die Zeitspanne zwischen den beiden bisher erschienenen Bänden aus. Er schildert in der inneren deutschen Politik die Zeit des konservativ-liberalen Blockes, den Novembersturm gegen den Kaiser im Jahre 1907 und den Rücktritt Bülows als Opfer der Finanzreform und der seit dem Novembersturme fortschwelenden Spannung zwischen Kaiser und Kanzler. Interessante Mitteilungen macht Hammann über die Liebenberger Tafelrunde, über das bei Hofe herrschende Kamarilla-Unwesen und seine anfangs wohl gutgemeinte, dann aber weit über den Rahmen des Nützlichen und Guten hinausschießende Bekämpfung durch Maximilian Harden. Eine Reihe neuer Aufschlüsse erhält der Leser auch über die Fragen der auswärtigen Politik, so über den englisch-russischen Vertrag vom 31. 8. 1907, der der bisherigen Rivalität der beiden Mächte in Asien wenigstens für die nächste Zeit ein Ende setzte und damit auch die von Bismarck ererbte Politik der zwei Eisen, der Möglichkeit für Deutschland, zwischen Anschluß an Rußland oder England zu wählen, hinfällig machte, und über die bosnische Frage,

die Hammann mit Recht als „Vorbote des Weltkrieges" bezeichnet. Das als „Epilog" bezeichnete Schlußkapitel gibt eine zusammenfassende Schilderung des Charakters des Kaisers, dessen allzu stark persönliches Regiment in der inneren wie in der äußeren Politik schon in den vorhergehenden Kapiteln wiederholt deutlich zu Tage getreten ist. Aber es ist ein ganz anderes Bild, das Hammann hier entwirft, als man auf der Seite der Entente erwarten wirt, und auch mancher Deutscher — mit und ohne Gänsefüßchen, — der vor einem Jahre noch aus Leibeskräften „Hurrah" brüllte, wenn der Kaiser vorbeifuhr, und sich in Trab setzte, wenn er von weitem die Dreiklang-Hupe des kaiserlichen Automobils hörte, jetzt aber nicht genug Steine gegen den gefallenen Hohenzollern werfen kann, auch jene recht unsympathische Neuerscheinung der November-Umwälzung wird vielleicht ein anderes Urteil über das Regime vor dem 9. November 1918 bekommen, wenn er diese Ausführungen gelesen hat.

Dasselbe kann man von der Schrift des Grafen Paul von Hoensbroech sagen, die bei Karl Curtius in Berlin bereits in 16. Auflage erschienen ist und „Wilhelms II. Abdankung und Flucht" behandelt. Wie in allen seinen früheren Schriften setzt auch hier Graf Hoensbroech in schonungsloser Weise das Seziermesser an, um den Krankheitsherd des alten Regimes zu finden; er nimmt kein Blatt vor den Mund und sagt das, was gesagt werden muß, mag es einem auch manchmal besser dünken, es bliebe ungesagt. Aber gleichzeitig soll diese Schrift ein Mahn- und Lehrwort sein, um vor dem blinden Hintaumeln in das Extreme zu warnen. Ob dies auf dem vom Verfasser eingeschlagenen Wege gelingen wird, wollen wir allerdings dahingestellt sein lassen.

Interessant sind auch die „diplomatischen Enthüllungen zum Ursprung des Weltkrieges", die der frühere Botschaftsrat in London Hermann Freiherr von Eckardstein im gleichen Verlage veröffentlicht. Allerdings scheinen sie etwas allzu sehr „pro domo" und lediglich zu dem Zwecke geschrieben, um die Politik des Fürsten Bülow zu diskreditieren, die ich deshalb in keiner Weise als immer richtig und gut bezeichnen will. Die hier zur Veröffentlichung gelangten „Bruchstücke" aus den „politischen Denkwürdigkeiten" des Frh. v. Eckardstein behandeln fast ausschließlich die Frage: war ein Bündnis zwischen England und Deutschland möglich, und warum ist es nicht zustande gekommen? Der Verfasser, der in dieser Frage selbst mitgearbeitet hat, scheint den ersten Teil dieser Frage bejahen und die Schuld an dem Nichtzustandekommen dem Fürsten Bülow zuschieben zu wollen. Gewiß wäre ein Bündnis möglich gewesen; aber unter welchen Opfern deutscherseits und auf wie lange? Falls Deutschland sich wirtschaftlich unter englische Vormundschaft stellte und politisch bereit war, den Kontinentaldegen Albions zu spielen, dann allerdings war ein Bündnis auf die Dauer möglich. Wollten wir uns aber nicht in die Rolle eines Trabanten Englands à la Portugal schicken, dann war jedes Bündnis zwischen den beiden germanischen Nationen nur ein Bund für kurze Zeit, bis England sich seiner damaligen anderen Rivalen und späteren Ententegenossen Frankreich und Rußland entledigt hätte. —

Die wichtigsten Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages in ihren Wirkungen erläutert gibt die von Prof. Dr Paul Rühlmann bei K. F. Koehler in Leipzig verlegte Schrift: „Europa am Abgrunde", die es jedem ermöglicht, sich kurz und schnell über

diesen Friedensvertrag zu orientieren, der in seinem Originaltext ein wahres Studium erfordert.

* * *

Ein schönes Geschenkwerk ist in neuer Auflage im Verlage von Franz Vahlen (Berlin) erschienen: Die altbekannte, altbewährte „Geschichte des deutschen Volkes" von David Müller. Wenn ein Buch, das kein Roman ist, 21 Auflagen erlebt, so bedarf es eigentlich keines weiteren Wortes, um es dem Publikum zu empfehlen. Ursprünglich wohl als Hilfsbuch für den Schulunterricht gedacht, um unserer Jugend die Kenntnis vaterländischer Geschichte näher zu bringen, ist es seit langem aus diesem Rahmen herausgewachsen und hat eine wohlverdiente Verbreitung in allen Volkskreisen gefunden. Selbstverständlich kurz, wie es für einen zirka 600 Seiten umfassenden Band nicht anders möglich ist, aber doch unter Hervorhebung des Wichtigeren und unter kürzerer, weniger ausführlicherer Behandlung der Ereignisse von weniger allgemeiner Bedeutung gibt die Müllersche Geschichte doch einen sehr guten Überblick über die deutsche Geschichte im Laufe der Jahrhunderte. Die neue Auflage, die von den Studienräten Hans Penner und Dr. Kurt Gerstenberg bis zum Friedensschluß von Versailles fortgeführt ist, wird sicherlich dieselbe freundliche Aufnahme finden wie ihre zwanzig älteren Schwestern. Die allgemein verständliche, gefällige Form der Schilderung, die frei ist von allem — für die Allgemeinheit überflüssigen — wissenschaftlichen Ballaste, wird auch fernerhin dem Buche viele neue Freunde erwerben.

Ein rein wissenschaftliches Werk, das nur für den Historiker und Juristen von Interesse ist, ist die im gleichen Verlage erschienene letzte Arbeit des im April dieses Jahres verstorbenen bekannten Juristen Adolf Stölzel: „Ein Karolinger Königshof in tausendjähriger Wandlung". Neben seinen zahlreichen rein juristischen Schriften hatte Stölzel bereits früher eine ganze Reihe von Arbeiten veröffentlicht, die auch von historischem Standpunkte von außerordentlichem Werte sind. Es handelte sich hierbei in erster Linie um Veröffentlichungen über die Geschichte und Entwicklung des Gerichtswesens in Brandenburg-Preußen, erinnert sei nur an sein „Urkundliches Material aus den Brandenburger Schöffenstuhlsakten", seine „Vorträge aus der Brandenburgisch-Preußischen Rechts- und Staatsgeschichte" u. a. m. (sämtlich bei Vahlen erschienen). Auch das letzte Werk Stölzels ist eine Arbeit, die in gleicher Weise für den Historiker wie für den Juristen wertvoll ist, der sich mit deutschem Staats- und Verfassungsrecht im Mittelalter beschäftigt. Sie behandelt die Geschichte desjenigen Königshofes, aus dem sich das heutige Kassel entwickelt, und über dessen Lage man bisher sehr viel hin- und hergestritten hat. Bei der Untersuchung nach Lage und Bedeutung der „cortis regia Cassela" war es unvermeidlich, auch allgemein über die Königshöfe, ihre Entstehung, ihre rechtliche Bedeutung u. s. w. zu sprechen, und so ist diese Arbeit Stölzels weit mehr als eine Geschichte Kassels geworden. Alle die staats- und verwaltungsrechtlichen Fragen, die mit dem Königshof zusammenhängen, sind in gründlichster, wissenschaftlicher Form untersucht und klargestellt, und so bekommt der Leser einen hervorragenden Einblick in das Staatswesen und in die Rechtsverhältnisse des deutschen Mittelalters, wobei das „Hagestolzenrecht" besonders ausführlich und gründlich behandelt wird. So hat uns Stölzel mit seinem letzten Werke, das er wohl noch selbst vollenden konnte, aber dessen Erscheinen er nicht

mehr erleben durfte, ein wissenschaftliches Denkmal hinterlassen, das in gleicher Weise ein Bild seines historischen und juristischen Könnens zeigt. —

„Bilder aus Danzigs Geschichte und Probleme der Gegenwart" veröffentlicht Major a. D. von List (Druck von A. W. Kafemann in Danzig). Als erstes Bild schildert der Verfasser „Konrad Letzkau und seine Zeit", d. h. die Zeit zu Beginn des 15. Jahrhunderts, und beschreibt ein Kapitel aus Danzigs Blütezeit. Heute, wo die Frage „Danzig" auch weit über das Weichbild der Stadt hinaus Bedeutung und Interesse gefunden hat, sind diese „Bilder aus Danzigs Geschichte" sehr zu begrüßen; auch sie werden beweisen, daß Danzig stets eine deutsche Stadt gewesen ist.

Mit dem Staate, oder besser gesagt: „Staatswesen", das dies gern bestreiten möchte, beschäftigt sich das Buch von Dr Paul Roth: „Die politische Entwicklung in Kongreßpolen während der deutschen Okkupation", das im Verlage von K. F. Köhler in Leipzig erschienen ist. Auf Grund 3½-jähriger Arbeit im besetzten Polen hat der Verfasser sich ein klares Bild von den polnischen Verhältnissen machen können. Er zeigt die Linien der deutschen Politik und ihre Vertreter, ihre inneren und äußeren Schwierigkeiten, ihre Gegenspieler in Österreich und Rußland und die Bestrebungen der polnischen Politiker, die es verstanden haben, der deutschen Verwaltung das Leben schwer zu machen. Am Schluß gibt der Verfasser einen kurzen Überblick über die zahllosen Parteien in Polen; dies ist um so mehr zu begrüßen, als selbst bei guter Kenntnis der polnischen Verhältnisse es einem schwer wird, sich durch die Parteien und „Parteichen" in Polen hindurchzufinden.

Die drei neuesten Bände der Ullsteinschen Sammlung „Männer und Völker" beschäftigen sich mit Österreich. In dem Bande „Süd-Tirol" schildert eine Reihe hervorragender tirolischer Gelehrter und Schriftsteller Land und Leute vom Brenner bis zur Salurner Klause. Von Dr Karl von Grabmayr herausgegeben, bietet diese Schrift den klaren Beweis, daß Kultur und Geschichte dieses Landes deutsch waren, deutsch sind, und daß seine Bewohner auch deutsch bleiben wollen.

Denselben Beweis für „Deutsch-Böhmen" erbringt der von Dr Rudolph Lodgmann herausgegebene zweite Band. Auch hier haben sich sieben Gelehrte zusammengefunden, um mit Mitteln der Wissenschaft den Nachweis zu liefern, daß dieses Gebiet in Geschichte, Kultur und Wirtschaft rein deutsch ist und mit allen Kräften zum deutschen Reiche gravitiert.

Kurz erwähnt sei eine Auswahl aus den Reden des französischen Präsidenten Poincaré, die bei Orell Füßli in Zürich erschienen, von Dr H. Seeholzer übersetzt und mit einer interessanten, wenn auch wohl nicht immer ganz objektiven biographischen Skizze versehen sind.

Ein sehr reichhaltiges Quellenwerk ist die Sammlung diplomatischer Aktenstücke „Deutschland und Armenien 1914—1918", die von Dr Johannes Lepsius im Tempelverlag in Potsdam herausgegeben worden ist. Sie gibt Aufschluß über die Haltung der deutschen Regierung in der armenischen Frage, für die die Hauptschuld von der Entente den Deutschen in die Schuhe geschoben wird. Eine längere Einleitung ist den Aktenstücken als Leitfaden vorausgeschickt, der in die wichtigsten Themata des zahl- und umfangreichen Materials einführen soll. Wir werden bei späterer Gelegenheit auf dieses Werk zurückkommen, dessen ausführliche Würdigung den Rahmen dieser Rundschau überschreiten würde.

„Aufsätze zur deutschen Revolution" veröffentlicht der Münchener Kriminalpsychologe Hans von Hentig bei Julius Springer in Berlin. Die teilweise schon in der Presse und in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze geben in kurzer Form ein Bild von den Ursachen, der Entwicklung und der Zukunft der Revolution, ein Bild, dem man wohl in allen Punkten zustimmen kann.

In das revolutionäre Nachbarreich Rußland führt uns das Buch „Der Gutshof Jakinow", das bei Ullstein & Co. in Berlin erschienen ist. In lebendigen Farben schildert die Malerin Annemarie Kruse von Jakinow, eine geborene Berlinerin, ihre Erlebnisse im Sowjetrußland, die Schrecken und Greuel, die der Sieg des Bolschewismus dort mit sich gebracht hat. —

* * *

Die „Katholische Staatsauffassung. Kirche und Staat" behandelt der bekannte Bonner Theologe Prof. Dr. Heinrich Schroers in einer bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung erschienenen Schrift. Die selbstverständlich vom rein katholischen Standpunkte geschriebene Arbeit bespricht die Fragen über Wesen, Ursprung und Aufgaben des Staates, sowie die Frage nach der Quelle der Staatsgewalt und deren Grenzen und vor allem die Frage der Nebenordnung von Staat und Kirche, ihre Verbindung oder Trennuug. Es ist eine interessante Schrift, aus der jeder eine Menge lernen kann, und leider herrscht ja noch eine fast völlige Unkenntnis der Konfessionen untereinander. Hoffentlich trägt auch die neue Schroersche Arbeit dazu bei, ein besseres Verständnis zwischen den Konfessionen herbeizuführen.

Einen nicht weniger interessanten, natürlich ebenfalls vom rein katholischen Standpunkte geschriebenen Beitrag zur Kulturgeschichte der Neuzeit veröffentlicht im gleichen Verlage Bernhard Duhr über „Das Jesuitengesetz, sein Abbau und seine Aufhebung".

Schließlich sei noch auf die Sammlung wissenschaftlicher Reden und Aufsätze „Staat, Recht und Volk" hingewiesen, die von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff bei der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin herausgegeben worden. In den bisher vorliegenden fünf Heften behandelt Gustav Roethe das Thema „Deutsche Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts und ihre Politik", Karl Holl „Luther und Calvin". Der Herausgeber selbst spricht über die Frage: „Der griechische und der platonische Staatsgedanke", Wilhelm Kahl über „Die deutsche Kirche im deutschen Staat" und Otto v. Gierke über den „germanischen Staatsgedanken". Alle diese Bände enthalten Vorträge, die die genannten Berliner Universitätslehrer in den Ostertagen 1919 gehalten haben.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Immer noch türmt die Flut der Kriegsliteratur Welle auf Welle. Aus dem Nachlaß von Walter Flex gibt sein Bruder Konrad das Bruchstück einer Erzählung „Wolf Eschenlohr" heraus (München, C. H. Beck, 1919). Als der Dichter auf dem Zuge gegen Oesel am 15. Oktober 1917 tödlich verwundet wurde, ging die Kugel mitten durch die Handschrift des Werkes, das er in seiner Kartentasche bei sich trug. Eigenes Erleben im Innern und

Äußern bildet den Grund der Dichtung. Ein Erlanger Burschenschafter, zugleich jugendfrisch und frühgereift, tritt als Freiwilliger ins Heer. Ein „buntes Mosaik von Kriegsereignissen" sollte folgen und den Stoff zur Darstellung eines beherrschenden Gedankens abgeben: der „Erziehung zur Ewigkeit, zu Gotteskindschaft und Menschenbruderschaft". Gedanken des sozialen, des nationalen, des religiösen Lebens sollten verkörpert werden. Das Gedankliche deutet sich in den vorliegenden Abschnitten schon kräftig und gefühlswarm an, die dichterische Verkörperung hält sich, soweit Unvollendetes beurteilt werden darf, in etwas allgemeinen Umrissen. Der Herausgeber hat eine längere Einleitung vorangeschickt, die aufschlußreiche Mitteilungen über das Leben und Wesen seines Bruders enthält.

Gespräche, Skizzen, Tagebuchblätter mitten aus der Hölle heißesten Kampfes, aus den letzten Stunden vor dem Sterben bietet Wilhelm Andreas Schramm in dem Buch „Gefallene. Stimmen der Toten an die Lebendigen" (München, C. H. Beck, 1919), um auf unbekannte Gräber Kränze zu sammeln. Sie sind nur schmal und nicht sehr abwechslungsreich, aber unmittelbare Wirklichkeit glüht aus ihnen.

Legenden von schlichten Menschen, die zugleich Helden und Heilige sind, dichtet Robert Michel in seinen Kriegserzählungen „Gott und der Infanterist" (Berlin, S. Fischer, 1919). Wohltuend schlicht ist auch die Art, in der hier große und überirdische Seelenerlebnisse dargestellt werden. Das geheimnisvolle Aufleuchten reinen Menschentums im Grau des Alltags, in den Greueln der Verwüstung wirkt oft überzeugend, immer eindringlich.

Ein Buch von dem Deutschschweizer Alexander Castell „Französische Reise. Impressionen" (Zürich, Rascher & Cie., 1919) schildert die Eindrücke, die der Verfasser während des Krieges bei einem Aufenthalt in Paris und an der englischen Front empfangen hat. Die Stimmungsbilder von der Front, übrigens ohne kriegswissenschaftliche Absichten, sind zum Teil reizvoll. Manches Bezeichnende enthalten auch die Schilderungen aus Paris, aber der ganze Ton überzärtlicher Verliebtheit in das Pariser Leben ist eine etwas starke Zumutung. Kein Wunder denn auch, daß dieser franzosenfreundliche Deutschschweizer seiner Sprache entsprechenden Schmuck zu geben sucht, daß er im Couloir steht, sich auf die Couchette setzt, vom Charme der Pariserinnen, vom Kontur ihrer Silhouetten schwärmt und sie als vehement bewundert. Daß er einer von ihnen begegnet „hat", ist eine Unart, bei der er sich auf manche französelnde Vorgänger und Zeitgenossen berufen kann. Daß ihm ein schmerzhaftes Verlangen „im Herz" brennt, ist ein häßlicher Druckfehler oder ein Zeichen dafür, daß der Verfasser sein Deutsch zu verlernen im Begriff ist. Die Darstellung ist ganz persönlich, zum Teil fast wie eine Novelle gehalten und erlangt dadurch oft dichterischen Reiz, aber bei manchem, was er erzählt, scheint er doch etwas anspruchsvoll unsere Teilnahme für seine gesellschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu überschätzen.

Persönlich in ganz anderem, höherem Sinne wirken die Betrachtungen, die Meister Hans Thoma unter der Überschrift „Wege zum Frieden" (Dritter Teil der „suchenden Seele". Jena, Eugen Diederichs, 1919) in die Welt sendet, Betrachtungen aus dem innersten Erleben über Zeit und Ewigkeit, über die Verwirrung des zusammengebrochenen Reiches, über die Pflicht der guten Menschen, mit ihrer Arbeit dem Volk zu dienen, über das nun doppelt notwendige Be-

kenntnis zum Vaterland, über Völker- und Seelenfrieden. Halb Träumerei, halb Gebet, Weisheit des Greises und kindliche Einfalt zugleich, klingen sie aus als ergreifendes Selbstgespräch „am Strome des Vorübergangs", als „zitternde Ahnung" ewiger Ruhe.

Von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus, aber in allgemeinverständlicher Darstellung entwirft Wilhelm Jerusalem „Moralische Richtlinien nach dem Kriege" (Ein Beitrag zur soziologischen Ethik. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1918). Der von ihm schon in einem früheren Werk aufgestellte Begriff der „Staatenwürde" wird hier weiter begründet und ausgebaut. Es wird gezeigt, „wie der Mensch, der als soziales Herdentier begonnen hat, sich zur Persönlichkeit entwickelte und die sozialen Imperative zu sittlichen Pflichten auszugestalten vermochte", wie er trotz seines inneren Reichtums und seiner Selbständigkeit sich dem Ganzen eingliederte, über den Zwang der Staatsgewalt hinaus aber sich als Teil der ganzen Menschheit zu fühlen gelernt hat. Verwirklichung der Menschenwürde im Staate, der Staatenwürde in der Menschheit — so etwa lassen sich die von Jerusalem gezeichneten Richtlinien andeuten. Wie diese doppelte Aufgabe freilich durchzuführen sei, läßt noch manche Frage offen. Es erscheint zunächst auch noch zweifelhaft, ob der vom Verfasser warm empfohlene Völkerbund eine befriedigende Lösung bringen wird. Auf alle Fälle aber bietet das Buch wohl erwogene und gegliederte Gedanken und wertvolle Anregungen.

* * *

Teilweise gehören zur Kriegsliteratur auch die Skizzen, die Alice Fliegel in dem Buch „Worauf sie warten . . ." (Charlottenburg, Rabenverlag, 1919) herausgibt. Manche schöne Gabe befindet sich unter diesen Stimmungsbildern. Starkes, auch überschwengliches Gefühl paart sich mit scharfsichtiger Beobachtung. Ihre Dichtungen sind wie Ranken von einer gewissen wilden Anmut, nur schweben sie zuweilen zu lose in der Luft, entbehren den festen Stamm einer sicher gebauten Handlung. Was als solche dienen soll, ist selten mehr als ein Augenblicksbild. Unruhig wechseln die Farben zwischen Zartheit und sehr grellen Tönen. Am besten gelungen erscheinen mir die Geschichten aus dem Leben der Kinder.

Noch überschwenglicher im Gefühl, noch weniger bestimmt im Geschehen ist die Erzählung derselben Verfasserin „Ein Sommerlied. Das Märchen einer Liebe" (Charlottenburg, Rabenverlag, 1918). Hohe lyrische Kunst offenbart sich in der Sprache, aber in all ihrer Feierlichkeit, ihrem schönen Gleichmaß, ihrem Gesang vermag sie doch nicht über den Eindruck hinwegzutäuschen, daß das äußere wie auch das innere Leben, das sich in ihr kundgibt, ohne feste Linien bleibt. Auch ein Märchen kann diese nicht ohne Schaden entbehren. Die „Sommerliebe", die die Sprecherin dieser Ich-Erzählung erlebt, die Liebe zu einem verheirateten Mann, ist im ganzen zu spielerisch und zu wichtigtuend. Es bleibt ein klingendes Wort, wenn die Frau von ihrer Liebe als gottgeweihtem Tempel spricht und zugleich den Geliebten feierlich beschwört, fest auf dem heiligen Platz seiner Ehe zu stehen. Ein wunderbares Märchen wird mit wunderschönen Worten vor uns hingestellt, aber es ist nicht zur Wahrheit geworden. Wir möchten nicht nur schwärmerische Herzensergießungen hören, sondern auch unerbittliche Entwicklung und Vollendung sehen.

Mangel an unerbittlicher Durchführung des Gedankens kann man dem Werk des auch bei uns im Krieg

berühmt gewordenen Franzosen Henri Barbusse „Die Hölle" nicht vorwerfen (Deutsch von Max Hochdorf. Zürich, Rascher & Cie., 1919). Er nennt es Roman. Es ist mehr eine Sammlung von ineinandergewobenen Einzelerzählungen, die von demselben Beobachter berichtet und von demselben Gedanken zusammengehalten werden. Die Menschen, die hier dargestellt werden, stehen alle, vom Kinde bis zum Greise, im Sklavenbann der Geschlechtsliebe. Leben und Geist in allen Äußerungen vom Stammeln der Gier bis zu höchster Kunst und Philosophie sind Zeichen dieses Sklaventums. Mit fabelhaft sicherer Beherrschung der Darstellungsmittel wird dieser Gedanke durchgeführt. Man kann dabei trotz aller Kraßheiten nicht sagen, daß der Grundton leichtfertig sei. Vielmehr herrscht eine Art von tragischem Ernst vor. Dennoch wirkt das Ganze, das sogleich mit stärksten Mitteln einsetzt und bis zum Ende ein Fortissimo ans andere reiht, wie ein kaum erträglicher Hexensabbat. Wirkliche Abwechslung bringt in diese großartig verruchte Einseitigkeit nur ein Kapitel, das zugleich den dichterischen Höhepunkt des Werkes bildet: das Kampfgespräch eines Sterbenden mit einem glaubenseifrigen Priester. Hier zeigt sich der Verfasser den größten Meistern der Erzählungskunst ebenbürtig.

* * *

Zur Literatur- und Sprachgeschichte:

Die philosophische Richtung, die sich in der Literaturwissenschaft immer mehr Bahn bricht, wird durch ein Werk von Ernst Cassirer, „Heinrich von Kleist und die Kantische Philosophie", (Berlin, Reuther & Reichert, 1919), wirkungsvoll gefördert. Wenn der Dichter nach seinen eigenen Worten durch die Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie in Verzweiflung darüber gerät, daß „hienieden keine Wahrheit zu finden ist", so meint der Verfasser, daß dies kaum durch Kants eigene Werke hervorgerufen sein könne, in denen die Wahrheit nicht vernichtet, sondern vielmehr neu begründet sei. Erst durch die neue Beleuchtung, die der Kantische Idealismus in Fichtes „Bestimmung des Menschen" gefunden habe, könne jene Stimmung in der Seele des Dichters erzeugt worden sein. Was dieser also von „der neueren sogenannten Kantischen Philosophie" sage, beziehe sich in Wirklichkeit auf die Lehre Fichtes. Für diese geistvolle Annahme werden Gründe beigebracht, die zwar nicht völlig beweisend sind, doch aber einen starken Antrieb zu einer neuen Ergründung der ganzen Stellung Kleists zur Philosophie geben. Wichtiger noch und überzeugender ist die weitere gründliche Erörterung der Frage, welche innere Wendung sich unter dem Einfluß der philosophischen Studien in Kleist vollzieht und „welche Bedeutung die intellektuelle Krise, die er hier durchlebt hat, für das Ganze seiner Künstlerschaft gewinnt". Mögen die reichen Anregungen, die das Werk gibt, auf fruchtbaren Boden fallen!

Eine schöne Gabe bietet Hanns Wolfgang Rath mit dem „Briefwechsel zwischen Storm und Mörike" (mit 25 unveröffentlichten Bildnissen und 17 weiteren Beigaben. Stuttgart, Julius Hoffmann). An Stelle der längst vergriffenen Ausgabe des Briefwechsels, die Bächtold vor dreißig Jahren erscheinen ließ, tritt hier ein nicht unwesentlich bereichertes Werk. Nach den Ergebnissen der Forschung sind in erläuternden Zwischenbemerkungen die lebensgeschichtlichen Verbindungen hergestellt worden, die zum Verständnis der Briefe erforderlich sind. Storms Briefwechsel mit Mörikes Witwe ist als willkommene Ergänzung hinzuge-

treten. Sehr schätzbar sind endlich die Bildbeigaben, unter denen sich viele bisher unbekannte befinden. Das äußerlich und innerlich reiche und stimmungsvolle Werk sei allen Freunden der Literatur, allen Verehrern der beiden geistesverwandten Dichter warm empfohlen.

Als Ergänzung des „Modernen Schauspielbuches" läßt Rudolf Krauß ein „Klassisches Schauspielbuch" erscheinen (Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung, 1920), das als Führer durch den deutschen Theaterspielplan der älteren Zeit gute Dienste tun kann. Achtzig Stücke der Weltliteratur werden Aufzug für Aufzug sorgsam ihrem Inhalt nach wiedergegeben und kurz gewürdigt. Die Darstellung ist zuverlässig und übersichtlich. Als vorzügliche Leistung erscheint mir der einleitende Aufsatz „Zur Geschichte des Dramas". Die Auswahl ist im ganzen gewiß zweckmäßig; einige Lücken können vielleicht künftig noch ausgefüllt werden. Merkwürdigerweise fehlt Kleists „Prinz von Homburg"; vor Shakespeare vermißt man „Coriolan", „Antonius und Cleopatra" und den „Sturm", auch keins der Fallstaff-Stücke ist aufgenommen; Grillparzer könnte reichlicher bedacht sein. Dagegen wäre Benedix wohl entbehrlich.

Ein beachtenswertes Stück deutscher Literatur- und Kulturgeschichte überblickt man in dem Werk von Friedrich Michael „Die Anfänge der Theaterkritik in Deutschland" (Leipzig, H. Haessel, 1918). Zum erstenmal wird hier nach gründlicher Durchforschung ein Gebiet zusammenhängend beschrieben, das bisher nur gelegentlich gestreift war: die Theaterkritik in Deutschland vor Lessing. Die ganze Entwicklung schriftlich niedergelegter Berichte und Urteile über Aufführungen wird übersichtlich dargestellt: die kirchliche Literatur der frühesten Zeit, wobei das Verhältnis von Theater und Kirche im Mittelalter noch einmal untersucht wird, das Bürgerschauspiel in den Nachrichten der Chronikenschreiber, das Schuldrama des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts im Urteil der Gelehrten, die zeitgenössische Beurteilung der englischen Wanderschauspieler, endlich nach einem Blick auf die grundsätzlichen Erörterungen Gottscheds und anderer eine knappe, gut unterrichtende Betrachtung der Theaterkritik in den ersten deutschen Zeitschriften. Alles ist gelehrt und fesselnd zugleich.

Von dem hier schon mehrfach empfohlenen „Ableitenden Wörterbuch der deutschen Sprache" „Woher?" von Ernst Wasserzieher (Berlin, Ferd. Dümmler, 1919) ist die dritte Auflage erschienen. Sie ist wieder verbessert und stark vermehrt. Etwa dreihundert Stichwörter sind hinzugekommen sowie überaus zahlreiche Ergänzungen in Einzelheiten. Die vorangeschickten Listen, in denen sprachliche Erscheinungen unter allgemeinen Gesichtspunkten sprach- und kulturwissenschaftlicher Art zusammengestellt sind, betragen jetzt 50 gegen 26 in der zweiten Auflage. Vielleicht könnte ihr reicher Inhalt noch mehr im Wörterbuch selbst berücksichtigt werden. Möge das ausgezeichnete Buch viele neue Leser finden und überall Liebe zur Muttersprache wecken oder befestigen!

In dem Werk „Deutsche Sprachschöpfer" (Ein Buch deutschen Trostes. Leipzig, Hesse & Becker, 1919) bietet Eduard Engel in gewisser Weise einen Abschluß seiner Arbeit als Sprachforscher und Sprachreiniger. Rund dreitausend deutsche Sprachschöpfungen werden, als Wörterbuch geordnet, aufgeführt; bei jedem Ausdruck wird die Zeit, in der er entstanden ist, angegeben und, so weit wie möglich, der Schöpfer, dem wir ihn verdanken. Der wissenschaft-

liche Wert des Buches würde noch erhöht worden sein, wenn nicht nur der Name des Urhebers, sondern, wo immer es zu erreichen war, auch die erste Fundstelle genau bezeichnet worden wäre. Diesem Zuwenig auf der einen Seite entspricht ein bedauerliches Zuviel auf der andern: eine übermäßig breite und haßerfüllte Kampfrede wider die Gegner der Sprachreinigung. Die hauptsächlich dadurch ausgefüllte Einleitung, die mehr als die Hälfte des Buches einnimmt, ist zum größten Teil eine unnötige Belastung des Werkes. Es will mir erscheinen, als ob der Verfasser durch die wütende Art des Kampfes der guten Sache, der er dient, mehr schadet als nützt. Dem Wörterbuch selbst, das den alten und immer aufs neue notwendigen Kampf der deutschen Sprache gegen undeutsche Art getreu widerspiegelt, soll darum doch Anerkennung und Dank gezollt werden.

* * *

An neuen literarischen Erscheinungen der Universal-Bibliothek (Leipzig, Philipp Reclam jun.) sind zu nennen zwei weitere Hefte mit Erzählungen von Theodor Storm, „Hans und Heinz Kirch" und „Renate", beide von Walther Herrmann herausgegeben und eingeleitet, sowie lustige Plaudereien von Fritz Müller, „Der Querschnitt. Werdenfelser Geschichten."

Unter den zahlreich entstandenen neuen Zeitschriften verdient besondere Beachtung „Der Schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland." (Stuttgart, Strecker & Schröder.) Als Herausgeber zeichnen Hans Heinrich Ehrler, Hermann Missenharter und Georg Schmückle. Der erste von ihnen begleitet mit stimmungsvollen Versen das Bild der Stuppacher Madonna von Matthias Grünewald, das den würdigen Anfang des ersten Heftes bildet. Grundsätzliche Erörterungen über „Das Reich des alamannischen Geistes" stellt Josef Nadler an. Vom „Schwäbischen Geisteserbe" spricht Adolf Rapp. Als dritter Universitätsprofessor ist der Tübinger Theologe Theodor Haering mit „Plaudereien eines alten Mannes" vertreten. Von schwäbischen Dichtern, die Beiträge beigesteuert haben, seien besonders genannt Wilhelm Schussen, Isolde Kurz (mit einer Novelle „Die Flaschenpost"), Hermann Hesse, Emil Ermatinger, Paul Schmid. Wertvolle Abbildungen schmücken das Heft, dessen Inhalt und Ausstattung viel Gutes bieten und verheißen. Die Schwaben haben in alten Zeiten das Banner des Reiches getragen. Möge über diesem neuen Schwäbischen Bund unbeschadet aller Stammeseigenart immer die Reichsfahne des deutschen Gedankens flattern! Möge ein guter Stern über ihm stehen!

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6368.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 20. (Fernruf: Zehlendorf 1017). — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. — Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III. Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.

44.^2^sg2Ng
Ps6l5 3 l^/lK.

v/l>«r?

l^u6^vlg 8teln.
Nu« «lern lnn^lt 6ie««3 Nette«:
Nillini« unll «lgenniinclig« Unter«cnrikt von
Qeorg Nernnarcl.
psol««or llr. l.u6vig stein: Die Nu-
zteckungzgek^nr cie» I3olzckevizmuz.
ll. Nübner: lleulHckl2n6« 3cki6<82lzfse!ge.
/^»rtin N2venLt«in: lleutzcne« dnrlztentum.
Wilnelm «eris!«- ^Neuer Qe^t". tlin
Weckruf.
Qu5t2V NAUMANN: ,tlin /^iNztgnc! im NKtlen-
reckt."
Dr. N. N»n««n, Lerlin: NrneriK^ un6 cl«z In-
6uztrie!!e V/eiwrbeitzprodlem.
Q. Nueti: Die wirtscnüttz > g«ogr2pnizcken
Verzckiebungen in i?uL!ern2.
Nlln« Vilcle: Neiienungen von K^pltei! lur
NrbeiKKrlirt.
Q«n«r2loo«r2rit ». ll. llr. Neumsnn: ^o-
6erne ^25xenzuggeztion.
llr. jur. Kurt k^li. lrnberg: dieue t.it«r»tur
6ez VälKerrecktz.
llr. N. l^cll«tein. L^moerg: Volllerreckt unä
VolKertnecle 2«f krltbitr!izcner Qruncllage.
llr. Willv ^onn: Die K»r!zb2<ier Zezcnlüzze
ciez ^2nre« 18l9.
llr. Xicn2r6 pi>2«cn. Qen. ^eclilineilrgt:
lleutzcni^nä un6 Neu«, l-ln« peirsüele.
I.ull<vig llr«««: Kultur,
prol«8«or Qu«t2v l^ürll: llie o>utzcke nönere
5cku!e.
Margaret« pocnne>mrn«r: llente« N5II« er-
»Zrtet 6ie 3cnu!6Igen.
llr. 15. Nofrn2nn: Künzliertum un6 Politik.
Nrtnur Lllbergleit: llomn^ckt.
?«ul Knote!: Opfer. Nu« cler Qezcnlckt«
einer fZmiüe.
l?unll«cniiuen.
l-rsis pro i-lstt 3 !v»<., pro Quarw! (3 Nsits) i) kVlX., pro ^anrg. (>2 !-l»tt«) 36 IVlil.
V6sl2g<^l-5oKl68.Lull!l6sUcK6s6!V.8^
lNLsratsnllrinanms c^uren unssr« Qs8l:nHft83t»I!9, Nsrlin W. ll), cluroli unssrn V«sl«
Lssslllu I», sowig clurcli fiucloif lVlos»», Noriin un^ cli« oskarmtsr! ^rirl0nc:9r!2xpLo!Itiar!»

lober 1Y1Y.

Anhalt.

Seit«

Inhalt ües 171. Vanües:
Oktober/November/dezember 1Y1Y

Seit«

Geüichte:

Runüschauen:

Vilübeigaben:

Vr»«l von Th. Schätzt» O. ». b. h^ B«sl«u NI.

Professor Dr. iuüwig Stein:

bie Ansteckungsgefahrües Volschewismus.

Die offizielle sozialdemokratische Partei der Schweiz hat beschlossen, sich der dritten Internationale, d. 'h. also der bolschewistischen Färbung anzuschließen. Ein solches Symptom der politischen Verirrung innerhalb des gesündesten politischen Körpers der ganzen Erde, und das ist die Schweiz, bedarf einer diagnostischen Klarstellung der wissenschaftlich gerichteten Soziologen. Sind doch die Soziologen nichts anderes als die Diagnostiker am Krankenbette der weißen Rasse, mit der sie es in erster Reihe zu tun haben. Seit Comte gilt es als Hauptaufgabe aller Wissenschaft, insbesondere der Soziologie, die Formel zu verwirklichen: Voir, pour prevair.

Beginnen wir mit dem Voir und nehmen wir unseren Ausgangspunkt, von der Schweiz, die nur mittelbar unter dem Kriege gelitten hat und deren Volkswirtschaft noch so gesund geblieben ist, daß ihr Wechselkurs 30 ^ über dem französischen und mehr als 70 ^ über dem deutschen Gelde steht. Wir Soziologen stellen unsere Diagnose wie der Arzt als Diagnostiker auf Grund bestimmter Gruppen von Symptomen auf. Ein solches Symptom für die bolschewistische Welle in der Schweiz ist der Eisenbahnerstreik, der wiederholt eingesetzt hat, ohne zur restlosen Durchführung gelangen zu können, weil die schweizerische Bauernschaft, die den überwiegenden Teil der Bevölkerung ausmacht, in Verbindung mit der romanischen Schweiz, die so gut wie nicht industrialisiert ist, ein mächtiges Bollwerk gegen die bolschewistische Bewegung in der Schweiz bildet. In diesem Zusammenhang sei auch daran erinnert, daß kurz vor Ausbruch des Weltkrieges die Eisenbahnerbewegung in England so groß geworden ist, daß Lloyd George nur unter drückenden Bedingungen einen vorübergehenden Waffenstillstand mit den Eisenbahnern in England zuwege gebracht hat. Eisenbahner und Grubenarbeiter in den Kohlenbergwerken haben die ganze städtische Kultur in ihrer Hand. Wie Diderot einmal von Rousseau gesagt hat: II a äit 1e secret äe tont, 1e ninnäe> so könnte man von diesem Weltkrieg sagen, daß er den Grubenarbeitern und Eisenbahnern auf dem ganzen Erdenrund das Geheimnis ihrer Macht über die Städte verraten hat. Solange die arbeitenden Massen und Klassen durch Religion, Moral, Tradition, Sitte, Brauch, Autorität und menschliches Verhältnis zu ihren Arbeitgebern beherrscht waren, konnte die Gefahr, daß die Städtebewohner in

der.'>'hiett>zl>':t!e.r '^istTl^n.e^ und Grubenarbeiter waren, beschworen werden. Kirchengewalt und Staatsgewalt waren stark genug, etwaige Widerstände der arbeitenden Klassen gegen das Wohl und Wehe der Städtcbewohner, die ohne Gas, Elektrizität und Lebensmittelzufuhr verhungern und erfrieren mußten, energischen Widerstand entgegenzusetzen. Seitdem aber die materialistische Weltanschauung die Arbeiterschaft der weißen Rasse durchseucht hat, so daß die Parole: Xi Vieri iri ^laitre sieghaft geworden ist, müssen die Soziologen auf neue Mittel sinnen, wie man den sozialen Krankbeitsherd, der einem verschleierten Selbstmord dtl' w.'ißen Rasse gleichzukommen drobt, mit wirlsamen Mitteln entgegenzuarbeiten vermöchte.

Der Leninismus, d. h. die asiatische Eholera im Politischen, geht von dem Grundgedanken aus, daß es sich in diesem Augenblick um die letzte Entscheidung zwischen der Diktatur des Proletariats, d. b. der autokratischen Herrschaft der Vielen über die Wenigen handelt. Ietzt oder nie. Entweder gelingt es, nach der Erschöpfung des Weltkrieges, den Handarbeitern der weißen Rasse die Kapitalisten an der Gurgel zu packen und sie unschädlich zu machen, eben damit aber den ganzen Kapitalismus tödlich ins Herz zu treffen, oder die Gelegenheit ist für immer verpaßt, da ein solcher Erschöpfungszustand, wie der jetzige, niemals wieder eintreten wird, wenn erst die Volkswirtschaft aller Länder der Gesundung entgegengeführt sein wird. Nur ein todkrankes Europa ist der Ansteckungsgefahr des Bolschewismus ausgesetzt, nicht ein in der Rekonvaleszenz befindliches. Aus diesem Gesichtswinkel beraus haben auch die schweizerischen Sozialdemokraten beschlossen, sich der dritten Internationale anzuschließen, weil der Weltbolschcwiemus zur Einsicht gelangt ist, daß er eine Kraftprobe auf Leben und Tod mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem zu bestehen bat, wenn er nicht einmal und für immer ins Nichts versinken soll.

Gegen diesen Leninismus, der die weiße Rasse einem wirtschaftlichen und sozialen Tod ebenso ausliefern wird, wie es ihm gelungen ist, in Rußland bereits die Leichenstarre herbeizuführen, gibt es in den Augen de» Soziologen nur ein einziges Mittel, und das ist die Solidarität aller an der bestehenden Weltordnung und Wirtschaftsform interessierten Kreise, um der anarebistischen Internationale eine gemeinsame Internationale der Ordnungsparteien wirksam entgegenzusetzen. Von Bossuet stammt das Wort: 0ü il n'v a pQ5 üe inaltre, tout le nioncle est irraitre, nü tnut le inan6e e^t, niartre, tout le nruirele eät: csclave. Mit diesem prophetischen Wort hat der große Theologe Bossuet den letzten Nerv der todkranken weißen Rasse aufgedeckt. Uns fehlt die Autorität, die kirchliche, die dynastische, die staatliche, die rechtliche, die moralische, die soziale Autorität. Die weiße Rasse würgt an der Zersetzung des Autoritätsbegriffee und droht an ihr zugrunde zu gehen, um den gelben und schwarzen Rassen das Feld zu räumen. Deshalb scheint mir als Soziologen die herkömmliche Politik der Kabinette als vieux ^eu; die Kniffe und Schliche der alten Schule eines Richelieu, Tailleyrand, Metternich,

die Ansteckungsgefahr ües Volschewismus tuöwig Stein
Brust e tutti quanti ist die Politik von vorgestern. Man übersieht überall, daß
die weiße Rasse nicht mehr durch Politik alten Stils, sondern nur durch eine
Lösung des sozialen Problems und der Wiederaufrichtung autoritärer Instanzen
gerettet werden kann. Zu diesem Bebufe müssen die Ordnungsparteien aller
Länder zusammenwirken, damit sie viridis unitiZ eine geschlossene Pbalanr gegen
die dritte Internationale der Unordnungsparteien Lenins mit elementarer Wucht
entgegenzusetzen vermöchten. Wer als Soziologe den Puls der Gegenwart belauscht,
dem drängt sich die Überzeugung auf, daß nicht Länderkonstruktion, sondern
Wirtschaftskonstruktion die Forderung des Tages ist. Wenn wir dem Welt-
bolscbewismus in geschlossenen Reiben entgegentreten wollen, dann müssen wir
wie im alten Rom die Parole ausgeben: panein er. circen^e», Brot und Spiele.
Wir müssen die Hungrigen sättigen, den Nackten kleiden, die Frierenden wärmen,
die Arbeitslosen beschäftigen, die Müßiggänger unschädlich machen, die Einbildungs-
kraft der arbeitenden Bevölkerung mit neuen Bildern füllen. Wie es ehedem
bieß: 1e roi est innrt, vive le roi, so müssen wir mit vereinten Kräften ausrufen:
Die alte Welt ist tot, es lebe die neue Welt! Diese neue Welt müssen wir mit
vereinten Kräften aufbauen. Der Winter stebt vor der Tür, die Kohlenkrise der
ganzen weißen Rasse droht eine größere Gefahr in diesem Winter zu werden,
alo der ganze Weltkrieg gewesen ist. Wenn nämlich die Kohlenreviere nicht ge-
nügend produzieren, um die Städtebewohner mit Licht, Gas und Heizmaterial
zu versehen, und den Bahnen nicht genug Kohlen zugeführt werden, um die
Lebensmittel durch alle Schienenstränge der Bevölkerung zuführen zu können, so
erwächst aus dieser Kohlen- und Transportkrise die soziale Katastrophe des Bol-
schewismus, zunächst in Europa. Hunger und Kälte sind die beiden Peitschen,
welche die verzweifelten Proletarier zu Straßenkämpfen führen werden. Wenn
nämlich die Fabriken nicht mehr mit Kohle beliefert werden können, dann müssen
alle Räder stillstehen und die Industriearbeiter auf die Straße geworfen werden.
Schon aus Langeweile werden diese beschäftigungslosen Industriearbeiter mit ihrer
freien Zeit nichts Besseres anzufangen wissen, als Revolution zu mächen. Mag
dies maskierter Selbstmord sein, so ändert dies für den einsichtigen Soziologen
an der Tatsache nichts, daß eine verzweifelte Bevölkerung, die nichts mehr zu
verlieren hai, einen verschleierten Selbstmord geradezu sucht. Die hungrigen
und die frierenden Scharen der beschäftigungslosen Industriearbeiter werden sich,
wie einst in der Völkerwanderung, nach dem Gesetze der Selbsterhaltung auf den
Ine,u« minori« reListentiae stürzen, und das ist in diescm Falle Holland und die
Schweiz, weil diese Länder eine lockende Fülle von Lebensmitteln aufweisen
und den wie hungrige Wölfe eindringenden Scharen umso weniger Widerstand
entgegensetzen können, als sie in ihrer eigenen Mitte leninistische Gruppen auf-
weisen, welche auf die dritte Internationale schwören. Kommt aber diese neue
Völkerwanderung zustande, dann wird man ihr weder in Belgien, noch in Frank-
reich auf die Dauer widersteben können. Das Wasser freilich bildet eine kleine

tuüwig Stein die Ansteckungsgefahr ües Volschewismus
Schutzmauer für Skandinavien und England, weil die vordringenden verhungerten
Massen nicht über das Wasser gelangen können. Aber eine unbedingte Sicherheit
besteht auch für Skandinavien und England nicht, ja nicht einmal für Amerika,
denn der Bolschewismus ist eine spezifische Berufskrankheit der großen Städte,
und deshalb hat er auch in Petersburg und Moskau eingesetzt. Ie größer eine
Stadt ist, desto geeigneter ist ihr Morbider Boden für die Ansteckung mit bolsche-
wistischen Bazillen. Da aber London die größte Stadt der Welt ist, somit die größte
Ziffer solcher Menschen aufzuweisen hat, die nichts zu verlieren haben, so wird
die soziale Grippe des Bolschewismus die Bewohner von Eastend und Whitechappel
ebeiso unfehlbar ergreifen, wie die Cholerabazillen die Luftlinien durchbrechen.
Auch die Kämpfe der Neger gegen die Weißen in Amerika sind nur Vorboten
des sich ankündigenden sozialen Chaos innerhalb der weißen Rasse, dessen lachende
Erben die Gelben sein werden.
Gegen diese gemeinsame Gefahr müssen wir uns solidarisch wappnen, indem
wir auf das Voir des Philosophen August Comte sein lrevoir folgen lassen, und
dieses ?revoir besteht darin, daß die führenden Klassen innerhalb der weißen
Rasse diese Führung in ihrer eisenfesten Hand behalten, und nicht die Zügel auf
dem Boden schleifen lassen, wo sie die Vertreter der Gosse und einer Philosophie
äe ie m'enkicliiZine in ihre plumpen, klobigen Hände bekommen. Wir müssen ge
meinsam arbeiten und Europa wieder aufbauen.' Nachdem die Geschichte schicksal-
haft ihr Verdikt gesprochen hat und die heikle Frage von Elsaß-Lothringen aus
der Welt geschafft ist, gibt es nur e i n Mittel, dem Weltbolschewismus zu entrinnen,
und das ist solidarisches Zusammenarbeiten aller Wohlgesinnten und an der be-
stehenden Ordnung Interessierten innerhalb der gesamten weißen Rasse. Deutsch-
land und Deutsch-Österreich werden vertragsgemäß helfen, Frankreich und Belgien
wieder herzustellen. Das gibt Arbeit in Hülle und Fülle für die nächsten Iahre,
die uns eine Übergangswirtschaft für die kommende ökonomische Konstellation
der Völker bescheiden wird. Wenn erst die Gefangenen noch vor Eintritt des
Winters gemäß den geschlossenen Verträgen zurückgekehrt sein werden, sollen
freie Arbeiter den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete in großem Umfange,
in systemalischem Zusammenhang mit technischer Vollendung vollbringen. Die
französischen Städte werden größer, schöner und blühender werden, denn je.
Freie deutsche Hände werden sie aufrichten. Die in Deutschland überschüssigen
Kräfte finden auf französischem Boden lohnende Beschäftigung, guten Erwerb
und soziale Lebensmöglichkeiten, die ihnen ein gesundes Fortkommen ermöglichen.
Bei der bestehenden Haßwelle, die man als psychologische Tatsache in Rechnung
stellen muß, ist es inopportun, daß auf demselben Fleck Erde deutsche und fran-
zösische Arbeiter eooperieren, weil sich im täglichen Betrieb unvermeidlich Zu-
sammenstöße ergeben, die vielleicht sozialer Natur sind, aber sehr leicht ins Nationale
hinübergreifen können. Wenn deutsche Arbeiter unter Leitung französischer
Unternehmer oder gar unter der Fuchtel französischer Aufpasser, Kontrolleure

Ingenieure und Direktoren ihr Tagewerk verrichten sollen, so ist die Gefahr un-
verm:iblich, daß sich täglich Kollisionen nationaler Art ergeben, so daß Mord und
Totschlag auf der Tagesordnung sein werden, was sicherlich nicht im Interesse
der sozialen Gesundung liegt. Deshalb scheint mir folgender Weg der einzig
gangbare zu sein: Da mehrere Provinzen in Frankreich herzustellen sind, so
können die Arbeiten des Wiederaufbaues in bestimmte Sektionen eingeteilt werden.
So gut min den Aufbau einer französischen Stadt einer amerikanischen Unter-
nehmergruppe übertragen hat, ebenso gut vermeg der französische Staat entweder
dem deutschen Reich: oder einer deutschen Unternehmergruppe den Wiederauf-
bau ganzer Provinzen für französisch: Rechnung zu übertragen, so daß die deutschen
Arbeiter unm'ttelbar deutschen Organisatoren und Unternehmern unterstehen,
während sie mittelbar doch für den Aufbau Frankreichs tätig sind. Damit würden
die nationalen Reibungsflächen beseitigt werden. Nichts steht im Wege, daß sich
französische Finanzgruppen syndizierend mit solchen Unternehmern verbinden,
die im Auftrage des deutschen Reiches, letzten Endes auf Grund von Verträgen
mit dem französischen Staat den Wiederaufbau der französischen Erde bewerk-
stelligen. Das ist der wirksamste Schutz gegen den Weltbolschewismus. Man schaffe
den deutschen Händen lohnende Beschäftigung unter Entfaltung ihrer freien
Arbeitskraft, dann bricht sich die bolschewistische Welle zunächst in Deutschland
selbst, so daß die deutschen Ordnungsparteien, zu denen die Gewerkschaften und
organisierten Sozialisten in Deutschland in erster Reihe gehören, einen Damm
bilden gegen die Überflutung durch die Schlammwelle des Bolschewismus.

R. Hübner:

deutschlanüs Schicksalsfrage.

Unser herrliches Reich liegt zerschmettert am Boden. Seine äußere ehemals
so stelze Macht ist völlig gebrochen, und seine inneren Kräfte zersplittert das deutsche
Volk im Kampfe der Stände untereinander. So treiben wir zusehends einem
Abgrunde entgegen, der unsern Volksstaat verschlingen wird, wenn wir uns nicht
in letzter Stunde noch besinnen und der hohen Vernunft Gehör schenken.

Was aber rät uns die deutsch: Vernunft, dieses fühlende Denken unseres
völkischen Lebenswillens?

Daß wir zuerst volle Klarheit gewinnen sollen über die ganze Lage unseres
Staates nach außen wie innen, um so zu erkennen, welche wichtigsten Aufgaben
für unsere Zukunft als Volk und Staat sich daraus notwendig ergeben.

Da gilt es zunächst einzusehen, daß wir den Traum von der deutschen Welt-
macht aufgeben müssen, und zu begreifen, daß die Angelsachsen jetzt Herren der

Erde sind. Wir könnten heute an ihrer Seite stel'en: denn haben sie »ns nicht wiederholt Bundnisse angeboten, die wir aber stets — hochmütig abgelehnt haben l Und so wurde von unserer Reichsregierung seit 30Iahren eine gar törichte Phantasie-Politik getrieben, die alte bewährte Realpolitik: einer Sicherung nach allen Seiten, aber verlassen.

Sollen wir nun zu den Feinden Englands — unseres übermächtigen Widersachers — künftig halten? oder dessen Freundschaft und Achtung wieder zu gewinnen suchen? Das ist die eine große Frage, die das Schicksal an uns stellt, mid von deren richtiger Lösung unser staatlicher Untergang oder eine nationale Wiedergeburt abhängen.

Doch dieses Problem äußerer Politik ist zugleich innig verlnüpft mit den Fragen unserer inneren Staatseinrichtung und der Wirtschaftspolitik, die wir treiben wollen, da diese uns ebenso entweder an die Seite der Angelsachsen oder ihnen entgegen stellen werden. Denn wie der unselige Weltkrieg im Grunde ein riesiger Wirtschaftskrieg gcwesen ist (ursächlich durch die Übervölkerung Europas hervorgerufen), so wird der künftige Weltfriede ein Wirtschaftsfriede der Kulturvölker sein müssen — nämlich ein Zusammcnarbeitcn aller — oder: dem geplanten Völkerbünde werden nur immer neue Kriege entspringen.

Betrachten wir nun die großen Staaten der Erde nach ihren äußeren Einrichtungen, so sehen wir überall die demokratische Staatsform mehr oder weniger klar durchgeführt, da die Volkehoheit im Parlamentarismus allseitig zum Ausdrucke kommt. Auch in Deutschland regiert jetzt eine Nationalversammlung, berufen durch jenes weitgehendste Wahlrecht, das alle anderen Völker überholt. Es ist lein Zweifel, daß unsere Gegner mißtrauisch auf dieses parlamentarische Erperiment der deutschen Sozialdemokratie schauen und die Entfaltung des Eozialiemus überhaupt voller Spannung verfolgen. Denn sollte sich die sozialistische Gesellschaftsordnung in Deutschland durchsetzen, so liegt die Gefahr ihrer Weiterverbreitung über die Erde nahe: da ja dem Völkerbunde der Staaten sich ein Bund der Völker selbst — nämlich aller Proletarier derselben — zunächst an die Seite stellen will, wie ihn die internationalen Arbeiterkongresse längst anzubahnen suchen.

Und solches geschieht mit voller Überzeugung seiner Notwendigkeit. Denn — wie schon Engels lehrte — kann ein wirklicher Sozialismus nur international durchgeführt werden: da, solange eine kapitalistische Privatwirtschaft noch in anderen Staaten besteht, Deutschland allein nicht zur vollen Gemeinwirtschaft eines Etaatssozialismus übergehen kann und darf. Daher ist es und muß es auch das Bestreben der Sozialdemokratie bleiben, ihrem Siege über die deutsche Monarchie weitere Siege über die großen Oligarchien, zumal der Angelsachsen, folgen zu lassen, damit die soziale Demokratie auf Erden überall zur Herrschaft gelange.

Wahrlich, eine gewaltige Vornahme, der eine große Idee zugrunde liegt: der Gedanke der sogenannten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen!

Dieser soziale Gedanke ist bekanntlich sehr alt. Wir Deutsche haben ihn zuletzt von Frankreich übernommen, ihn nach deutscher Art sehr gründlich durchdacht und ein Ideal daraus gebildet, dem nun Millionen unserer Volksgenossen begeistert anhängen. Dieses gläubige Vertrauen erinnert an die religiösen Überzeugungen der ersten Christen, die ja neben ihren geistigen Zielen auch wirtschaftliche verfolgten. Denn sie waren Kommunisten, die ihre Gleichheit und Brüderlichkeit tatsächlich bewiesen— wenigsteno in ihren frübeu Gemeinden. Daß das Christentum später, als es Etaatsreligion geworden, die Lehren seiner Begründer in ihr Gegenteil verkehrt hat, mag praktisch richtig gewesen sein; seiner Theorie hat es jedoch geschadet, wie das die Gegenwart wieder leint.
Aber, wie dem nun auch sei — die kommunistische Idee glomm damals als Funke, losgelöst vom Knchentume, in den Volke «nassen weiter und brach im Laufe der Zeiten wiederholt als Flamme hervor, die indes stets erstickt wurde; bis sie jetzt den großen Brand im deutschen Volke erzeugte, den wir als soziale Umwälzung gerade erleben. Wird sich der Kommunismus, dieses Endziel der Sozialdemokratie diesmal behaupten und im Großen durchsetzen? Wird er in Deutschland gemäßigt als Staatssozialismus wirklich zur Herrschaft gelangen? Oder wird er auch bei uns zur Anarchie Bolschewismus) ausarten, um dann von einer stärkeren Lebensmacht wieder hinweggefegt zu werden, wie solches in der Geschichte schon oft dagewesen? Man denke an die große französische Revolution!)
Und nun erhebt sich die große Grundfrage für unser Volk: Eozialiemus oder Individualilmue — Kommunilmus oder Kapitalismus — Gemeinwirtschaft oder Privat wirtschaft: welche Gesellschaflc- und Wirtschaftsform ist die bessere — will sagen: welche bringt die Menschen vorwärts und veredelt ihr Zusammenleben? welcher sollen wir darum anhängen? . . .
Der Lebenswille unseres Volles schwankt hier voller Ungewißheit hin und ber; er frägt das Gemüt der Männer und Frauen ebenso wie ihren Verstand um Rat und — erhält, je nach Stand und Alter, gar widersprechende Antworten.
Doch die Lebenonot drängt zur Entscheidung; und so muß sich unser Fühlen und Denken zuletzt zur hohen Vernunft vereinen, deren Weisheit uns lehrt: aus der Verbindung entgegengesetzter Meinungen die Wahrheit zu gewinnen! Darum sollen wir das Lebensrecht der verschiedenen Staatsbürger nebeneinander stellen und miteinander abwägen, um so zur gerechten Einsicht dessen zu gelangen, was dos Leben eigentlich will, und was es mit uns Menschen zuböchst vorhat?
Denn bis zu dieser Kernfrage müssen wir vordringen, um uns über die kommunistische Lehre und über den Wert des Kommunilmus als Etaatsform überhaupt klar zu werden.
Nun heißt es, in sich gehen und das Gewissen, diese Stimme des Lebens, zu fragen: will die große Lebensgolthei«, die in uns Menschen allen mächtig ist, daß wir Bürger eines Staates ganz gleich nach Rechten und Pflichten, wie auch an Ausbildung nnserer Gaben und an Tätigkeit, nebeneinander leben und wirken?
l!

Oder will sie die alte Scheidung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern — von Mastern, Gesellen und Lehrbuben — nach wie vor zu Recht bestehen lassen? Soll es, m t anderen Worten, unter uns kunftig noch verschiedene Stände geben, oder nicht? . . .

Der reine Sozialismus strebt bekanntlich die Verstaatlichung aller Betriebe und Betriebsmittel an; er führt daher folgerichtig zum Kommunismus. Und dieser lehrt, daß alle Menschen gleich sind, darum auch gleiche Rechte im Staate haben sollen. Ist das die Wahrheit? Will das die Gottheit in uns, das heilige Leben?

Ganz offenbar nicht! Denn schauen wir unsere Mitmenschen näher an, so sehen wir sie körperlich wie geistig so verschieden geartet, daß w)hl von einer großen Ungleichheit anGaben und Kräften, aber nie von einer wirklichen Gleichheit ihrer Lebensbedingungen die Rede sein kann. Daher rühren ja auch unsere vielen Lebensberufe, auf Grund der. vielartigen Fähigkeiten; die allerdings, wenn man durch ihr Wesen dringt und sie innerlich ordnet, zuletzt vier Hauptberufe aller Staatsbürger ergeben: nämlich Handarbeiter und Geistesarbeiter (oder Tage- löhner und Beamte), sowie wirtschaftliche und geistige Unternehmer.

Diese vier natürlichen Stände stellt das Leben immer wieder nebeneinander, indem es sie als aktive oder passive Naturen, als Arbeitgeber oder Arbeitnehmer in tausendfältiger Abstufung ihrer nötigen Gaben bildet und mischt. Und diese vier Berufstypen gründen sich zu innerst darauf, wie der menschliche Lebenswille in ihnen gerichtet ist- da er bei den einen mehr von Gefühlen, bei den andern von Gedanken geleitet, bei den dritten mehr von der Wirklichkeit, bei den vierten von der Einbildung bewegt wird. Daher scheiden wir ja unsere Mitbürger auch gern in Gemüts< oder Verstandesmenschen, und in Tat- oder Phantasiemenschen.

Wenn man nun diese natürliche Teilung der Stände im Prinzipe zugibt (die durch noch so gleiche Schulbildung ihr angeborenes Wesen nicht verlieren), so kann man das bloße allgemeine gleiche Wahlrecht aller Staatsbürger zur Bildung einer gerechten parlamentarischen Regierung unmöglich gutheißen: es beruht auf einem Idol und brutalisiert die Nc^ar. Nein, wie von selbst gelangt man bei einigem Überlegen zum Berufswahlrechte der vier natürlichen Stände, die ein gleiches oder abgestuftes Stimmrecht ausüben, jeder aber ein Vierteil der Sitze in der Volksversammlung einnehmen sollten: da sie ja einer so wichtig sind wie der andere. Führten wir diese Einrichtung bei uns durch, dann würden unsere emsigen Lohnarbeiter, unsere zuverlässigen Beamten, unsere tatkräftigen oder endlich die phantasiebegabten Unternehmer bei gleichen Rechten und Pflichten nebeneinander ratschlagen und sich zum Wohle des Ganzen die Hände reichen können. Einer Übermacht des Kapitals wäre leicht durch die Erbsteuer vorzu- beugen; unsere ganze völkische Kultur aber müßte bei solcher Führung hoch an- steigen und der Welt zum Heile gereichen.

Welch hohe Aufgabe ist damit Deutschland zugewiesen, nämlich: die Parlamentsmacht aus den Willkürhänden der politischen Parteien zu nehmen, um sie den natürlichen wirtschaftlichen Ständen anzuvertrauen! Das Schicksal zeigt uns hier den Weg zu einer neuen Staatsordnung, die glückverheißend auf Grund demokratischer Volkshoheit aufgerichtet werden kann. Gelingt uns diese staatliche Neubildung, und überwindet zugleich unsere deutsche Vernunft die unvernünftige Idee des Kommunismus (der ja selbst schon bei einem Berufsrätesystem der Arbeiter angelangt ist), so kann unser Volk einer günstigen Zukunft entgegensehen. Denn ein deutscher Volksstaat, auf natürlicher wirtschaftlicher Grundlage errichtet, würde bei den anderen Demokratien kein Mißtrauen mehr ei wecken, sondern sogar bald Nachfolge finden. Auf solche Art aber hätte der angebahnte große Völkerbund die beste Aussicht — bleibe er auch zunächst unter angelsächsischer Führung — wirklich in die Erscheinung zu treten, und der ersehnte Weltfriede wäre damit angebahnt. Hier bahnbrechend vorcmzuschreiten, oder — wieder zögernd zurückzustehen?: das ist die große Schicksalsfrage Deutschlands!

Martin Havenstein:
deutsches Christentum.

Man macht es den Gebildeten unserer Tage vielfach zum Vonvmf, daß sie dem Christentum so unentschieden gegenüberstehen und auf die alte Frage, die schon David Strauß stellte, ob wir noch Christen sind, nicht ja oder nein antWorten, sond ern ja un d nein. Und gewiß bietet eine solche geteilte, schwankende Haltung einen wenig erfreulichen Anblick, auch wo sie nicht aus „Opportunicmub" oder religiöser Gleichgültigkeit entspringt. Aber ob erfreulich oder nicht, diese Unentschiedenheit ist durch die Verhältnisse bedingt und kann dcm tiefer Blickenden sogar geboten erscheinen. Für sich selbst mag mancher um der Wahrheit willen die Bande der Pietät zerschneiden und sich gänzlich von der überlieferten Religion lösen. Aber bei rechter Besinnung kann er nicht wünschen, daß man ihm dies allgemein nachtue. Die philosophische und ästhetische Religiosität, in die sich auf einer gewissen Höhe des Geisteslebens die Religion, gleichsam aus eincm fcsten in einen gasförmigen Zustand übergehend, aufzulösen pflegt, ist nichts für die große Masse des Volkes. Das Volk braucht eine positive Religion. In dcm Maße, wie es diese verliert, verliert es die zusammenhaltenden, emporhebenden Kräfte und versinkt in Materialismus und Philistertum. Das lehrt uns die Geschichte wie das gegenwärtige Leben. „Ein Volk ist tot, wenn seine Götter tot sind", singt Stefan George. Daher müßte eigentlich jeder wahre Volksfreund bestrebt sein, „dcm Volke die

Religion zu erhalten". Hat doch selbst Nietzsche, der leidenschaftlichste Ankläger
ties Christentums, in den Vorarbeiten zu der geplanten zusammenhängenden
Darstellung seiner Philosophie das Fortbestehen des Christentums in der Masse
des Volkes für höchst wünschenswert erklärt.
Sicherlich, man wirft elwas Wertvolles, auch wenn es Mängel bat, vernünftigev-
weife nicht fort, ehe man einen vollgültigen Ersatz dafür gefunden hat. Wer aber
kann sich unterfangen, heute, in unserem nüchternen, höchst bewußten Iahrhundert,
eine Religion schaffen zu wollen, die geeignet wäre, das Christentum zu ersetzen?
Die Versuche einiger kühner, tatkräftiger Männer, z. V. E. Horneffers, dem kirch-
lichen Gottesdienst Konkurrenz zu machen, sind nicht ermutigend. Zu offensicht-
lich entstammt dergleichen dem bewußten Willen und nicht dem dunklen inneren
Drange und Zwange, aus dem wirkliche Religion herauswächst, etwas, das mächtiger
ist als der individuelle Geist, das den einzelnen hebt und trägt, bindet und über-
wältigt. In dem nüchternen Tageslicht eines späten, wissenschaftlichen Zeit-
alters kann echte Religion nicht entstehen. Sie hat ihre Wurzeln stets in den Tiefen
uralten mythischen Denkens.
In dieser Erkenntnis hat man sich, um einen Ersatz für das Christentum zu
finden, nach den religiösen Mythen und Kulten unserer Vorfahren, der alten
Germanen, umgesehen und an sie anknüpfen zu sollen gemeint. Vergebliches
Bemühen! Die alten Götter sind tot, und keine germanistische Begeisterung kann
sie wieder auferwecken. Sie leben nur noch in der Gestalt fort, die ihnen das sieg-
reich vordringende Christentum gegeben hat: als spukhafte Gegenstände eines
Merglaubens, den wir heute nur bekämpfen können. Gegenüber den späten
Predigern eines erneuten Wodanglaubens hat Sigismund Rauh hundert-
mal recht mit seinem vielbeachteten und auch sehr beachtenswerten „Deutschen
Christentu m" (Vandenhoek und Ruprecht, Göttingen 1912).
Von deutschem Christentum kann m.m in einem doppelten Sinne reden.
Man braucht nicht mit H. St. Chamberlain Iesus zum Germanen zu stempeln,
um einzuseben, daß das ursprüngliche Christentum gewisse Züge hat, die uns ver-
wandtschaftlich anmuten. Es stebt unserem Empfinden jedenfalls viel näher als
die späteren Ausgestaltungen, die es im Laufe seiner älteren Geschichte erfahren
hat. Der schlichte Ernst und die Innerlichkeit des Neuen Testamentes, zumal der
Evangelien, Iesu Deutung des Dekalogs, sein Kampf gegen den Pharisäismus
und jede Art von Unredlichkeit, die erschütternde, weihevolle Tragik der Leidens-
geschichte, das Ringen des Paulus mit sich selber und sein Lobpreis der Liebe, —
in alledem finden wir unser Bestes wieder und werden es immer finden.
Dazu aber kommt, daß sich der deutsche Geist die fremde, z. T. aufgezwungene
Religion bis zu einem hohen Grade assimiliert und sich so ein deutsches Christen-
tum geschaffen hat. Wieviel Germanisches steckt schon im deutschen Katholizis-
mus des Mittelalters, in seinem Kultus und seiner Theologie, in seiner Kunst und
Lebensgestaltung! Ich erinnere nur an die deutsche Marienverehrung, das deutsche

Mönchtum und die deutschen Dome des Mittelalters. Der Protestantismus ferner
ist im tiefsten Grunde ein gewaltiger Fortschritt auf dem Wege zur Germani-
sierung des Christentums. Luther hat nicht nur die Bibel ins Deutsche übersetzt.
Mit seiner Lehre vom allgemeinen Priestertum und vom Gottesdienst der Arbeit
und der Pflichterfüllung hat er dem Individualismus und der weltfrohen Tat-
kraft und Arbeitsamkeit unserer Rasse den religiösen Ausdruck gegeben, der auch
unserem heutigen Sein und Empfinden noch durchaus entspricht. Und in seinen
Kirchenliedern, vor allem in „Ein' feste Burg ist unser Gott" und „Vom Himmel
hoch da komm ich her" hat er einen Ton angeschlagen, der bei allem Wandel der
religiösen Vorstellungen in deutschen Herzen stets widerklingen wird; einen Ton,
der uns lieb und vertraut ist wie der unserer Volkslieder, mit dem er im Innersten
verwandt ist.
Und der Prozeß der Verdeutschung des Christentums ist auch natürlich nach
Luther keineswegs zum Stillstand gekommen. Überall, wo die Überlieferung
ibm Freiheit ließ, hat der deutsche Geist sich umbildend und neuschaffend an dem
Überkommenen betätigt. Am allermeisten, wie begreiflichen den kirchlichen Künsten,
die keinen vorstellungsmäßigen Inhalt haben und daher durch Kanon und Dogma
nicht gebunden sind, in Musik und Architektur. In den erhabenen Pfeilerhallen
unserer großen gotischen Dome haben sich deutsche Andacht und Innigkeit, Mystik
und Beschaulichkeit, Kraft und Höhe des Strebens und Empfindens schon vor
der Reformation einen staunenswerten Ausdruck geschaffen, und gar in unserer
später entwickelten Kirchenmusik, vor allem Iohann Sebastian Bachs, ist auch nicht
ein Klang, der uns fremdartig berühren könnte. Man prüfe unsere Choräle!
So selten wir als modern empfindende Menschen noch imstande sind, uns
die Terte unserer Kirchenlieder wahrhaft zu eigen zu machen, — die Melo-
dien sind uns geblieben. Sie drücken nichts anderes aus als die ganze Himmels-
leiter ernster Empfindungen, auf der die deutsche Seele heute wie vor Iahrhunderten
binauf und hinab zu steigen pflegt — von der düsteren Eintönigkeit des „Mitten
wir im Leben sind von dem Tod umfangen" über die sanfte Schwermut des
„Herzlich tut mich verlangen" bis zu dem jubelnden „Dir, dir, Iehova, will ich
singen" und dem trutzig triumphierenden „Ein' feste Burg ist unser Gott".
Wie hat ferner der deutsche Geist d i e ch r i st l i ch en F e st e ins Deutsche
übersetzt! Die alte Naturbedeutung dieser Feiertage tritt in der Auffassung des
Volkes so stark hervor, daß man sie von Herzen mitfeiern kann, auch wenn man
ihre kirchliche Begründung nicht mehr anerkennt. Der Weihnachtsbaum, der
„mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht" aufglänzt und mit seinem
Lichterschimmer auf die Betätigung der „schenkenden Tugend" und auf eine un-
befangene, reine Fröhlichkeit herniedeistrahlt, er ist ein Ausdruck und eine Er-
findung des deutschen Gemütes und jener heiteren und sieghaften Seelenkraft,
die dem rauhen Schicksal ihr „Und doch" entgegenruft und die äußere Finsternis
mit dem inneren Lichte überwindet.

„Laß der Sonne Glanz verschwinden!
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt versagt."

Und wer denkt zu Pfingsten vor allcm an die Ausgießung des Geistes und nicht zueist und zuletzt an Kalmus und Maien und den ganzen blühenden Frühling, den der Weltschöpfer und ewige Wundertäter, an den wir wirklich glauben, wieder auf seiner Erde, auf unserer Erde, hervorgezaubert' hat!

Soweit das Christentum bei uns wirklich lebendig ist, trägt es die Spuren völkischen Seins. Das kann garnicht anders sein. Alles, was ein Mensch oder ein Volk wahrhaft aufnimmt, wird von il^m seincm Wesen entsprechend umgewandelt. Daher ist das orientalische Christentum elwas ganz anderes als das russische, romanische oder germanische Christentum. Wo die Überlieferung der Natur des Volkes oder der Rasse nicht entspricht, ist sie nur wie ein Schleier, unter dessen leichter Hülle sich das eigene Wesen entfaltet. Bei denselben Worten wird etwas ganz Verschiedenes gedacht und empfunden, und auf das Empfinden und Denken kommt es schließlich an. Wir sind ein tätiges, kämpfendes und kulturfrohes Volk, darum brauchen wir eine Religion der Tat, des Kcmpfes und der Kulturfreudig-keit. Und wir habenim Grunde auch eine solche Religion, trotz der anders lauten-den heiligen Terte. Der „Herrgott", zu dcm der fromme Deutsche vor hundert Iahren, etwa Ernst Moritz Arndt, gebetet hat und zu dcm auch wir heute beten, gesetzt, daß wir beten, ist im Grunde nicht der Vater Iesu Christi, sondern ein sehr deutscher Gott, ein Gott, der „die Welt lieb hat und was darinnen ist", und der auch uns befiehlt sie zu lieben; der unermüdlich selber schafft und daher den Tätigen segnet und nicht den frommen Müßiggänger; der uns persönliche Feindschaft, Haß und Rachsucht verbietet, nicht aber den Konkurrenzkampf, die Wahrung der Ehre und das sachliche Ringen um Recht und Wahrheit; in dessen Namen der Fromme daher auch'getrost hinauszieht in den Kampf, der von dem einzelnen die Aufopferung des eigenen Lebens, den Heroicmus, fordert. Ob sich der Krieg um die Freiheit, Macht und Ehre des Volkes mit dem Christentum des Neuen Testaments verträgt, ist sehr fraglich. Daß er sich mit unserem Christentum verträgt, daran ist kein Zweifel.

Dem allen steht nun aber fast die ganze Geschichte unseres Geisteslebens seit anderthalb Iahrhunderten entgegen. Die Loslösung vom Christentum, die immer weiter fortschreitet, ist ja keinelwegs, wie Rauh es in dcm genannten Buche hinstellt, nur der Ausdruck einer stumpfsinnigen, alles höheren Strebens baren Philistrosität. Unter den „dezidierten Nichtchristen" sind gerade die besten und edelsten Geister der letzten Geschlechter. Waren die Goethe und Schiller, die Kant und Fichte, die Kleist und Hebbel, die Keller und Etmm, in deren Werken wir dech wohl das innerste Herz unseres Volkes schlagen hören, waren sie Philister ohne religiöses Empfinden? Spricht ihre Stellung zum überlieferten Christen-

tum nicht eine sehr deutliche Sprache? Man durchblättere die fünfzig besten Bände
unserer Lyrik seit Goethe! Man wird viel religiöse Klänge vernehmen, aber wirklich
Christliches findet man nur bei sehr wenigen Dichtern, und überdies fast nur bei
solchen, denen die volle Ursprünglichkeit fehlt und die daher nicht die rechten Offen-
barer unseres seelischen Seins sind. Muß es uns nicht zu denken geben, daß kein
einziger unserer zahlreichen bedeutenderen Dichter — außer dem weichlich schwär-
menschen Novalis — ein wirklich christliches Lied gedichtet und unser kirchliches
Gesangbuch bereichert hat?

Es schernt, das unserem Wesen Fremdartige im Christentum ist doch stärker
als dns uns Verwandte und von uns Assimilierte. Frühere Zeiten haben dies
Fremdartige vor allem deshalb nicht empfunden, weil ihnen das Christentum
als Erzeugnis und Träger einer überlegenen Kultur zu sehr imponierte. Der
deutsche Geist war damals ein Kind in der Schule der Römer. Daher
kam unseren Vorfahren jeder Widerspruch zwischen
ihrem eigenen Wesen und der überlieferten Religion
nicht als Kritik des Christentums zum Bewußtsein,
sondern als Kritik ihrer selbst, als Sünde. Heute, wo
wir erwachsen und gereift sind, haben wir den Mut
zu uns selber und messen das Christentum an uns und
nicht nur uns am Christentum. Und da lautet denn das Urteil
immer wieder, daß es im Grunde zu uns nicht paßt, daß wir den überliefet-
ten Glauben nicht mehr haben können, ja, daß wir ihn auch nicht mehr
haben wollen.

Mit diesem Nichtwollen ist aber der tiefste und eigentlich entscheidende Gegen-
satz zum Christentum ausgesprochen. Denn in der Religion handelt es sich nicht
um ein Denken, sondern um ein Streben und Empfinden. Der religiöse Glaube
ist ein verkapptes Wünschen und Wollen. Darum kann man ihm mit bloßen Ver-
standesgründen auch garnicht beikommen. In Wahrheit stirbt der Glaube nur, wenn
das ihm zugrunde liegende Streben und Empfinden erstorben ist; der Intellekt
macht diesen Vorgang nur bewußt und stellt dem gestorbenen Glauben gleichsam
den Totenschein aus.

Inwiefern nun unser Streben und Empfinden dem eigentlich christlichen
nicht mehr entspricht, das hat niemand bisher gründlicher und überzeugender
gezeigt als Arthur Bonus in seinen ausgezeichneten Schriften „Zur Ger-
manisierung des Christentums" und „Vom neuen Mythos" (Eugen Diederichs,
Iena). Diese Bücher haben Rauhs Deutsches Christentum in der Hauptsache
widerlegt, ehe es noch geschrieben war. Hier wird in die Tiefe der deutschen Seele
hinabgestiegen und das Selbst- und Weltgefühl, das wir wirklich haben, ans Licht
heraufgeholt. Da zeigt sich vor allem, daß wir eine weit positivere Stellung zu
Welt und Leben haben als die Verfasser der neutestamentlichen Schriften. Das
Neue Testament verneint das Diesseits, ist gleichgültig gegen die Kulturaufgaben,

die es uns stellt und denen unsere Kraft zu widmen wir uns im Innersten auf-
gefordert und getrieben fühlen. Diese Weltfremdheit und Weltfeindlichkeit des
Christentums bricht als sein eigentlichstes Wesen immer wieder hervor, wendet
sich gegen die vollkommene Assimilierung der Überlieferung und führt zur Unter-
scheidung der echten Christen, die es „ernst meinen", von den „Weltchristen". Dem
katholischen Mönchtum entspricht bei uns der Pietismus mit seinen mancherlei
Fortbildungen. Das ernste Ringen dieser Weltflüchtlinge bringt den verständ-
nisvollen Betrachter in einen eigentümlichen Zwiespalt. Als Christen nötigen
sie uns Achtung ab, und wir fühlen uns geneigt ihnen mit Kierkegaard recht
zu geben. Die Weltchristen erscheinen neben ihnen halb und unentschieden.
Anderseits aber geben wir diesen recht, weil sie uns als Menschen gesunder
und wertvoller erscheinen. Dieser Widerspruch hat seinen klassischen Ausdruck
gefunden in Gerhart Hauptmanns „Emanuel Quint". Quint
ist der echte Christ, der als solcher Hauptmanns ganze Sympathie besitzt, zugleich
aber ist er, gemessen an der Weltwirklichkeit, die Hauptmann als moderner Mensch
bejaht, der „Narr in Christo", ein mitleidswürdiger Kranker.
In diesem Widerstreit können wir uns schließlich nur gegen Quint ent-
scheiden. Kierkegaard und der Dichter des Emanuel Quint sind Romantiker;
sie stellen etwas als Ideal dar, was sie lieben und bewundern, was sie aber im
Grunde selbst nicht wollen und nicht wollen können. Ihnen gegenüber ist Rauh
im Recht, wenn er bestrebt ist das Christentum bewußt zu verdeutschen, zu ver-
neudeutschen. Man hat gesagt, sein Christentum sei bequem, er mache es den
Leuten leicht, Christ zu sein. Aber diese Anklage ist nur vom pietistischen Stand-
punkt aus berechtigt: von dem „himmlischen Heimweh", von Weltmüdigkeit und
Weltflucht will Rauh nichts wissen; die dahin gehenden Forderungen des über-
lieferten Christentums lehnt er ab oder biegt er ins Germanische, Lebensfreudige,
Weltbejahende um. Und ich meine, vom Standpunkt einer modernen Welt-
frömmigkeit aus kann man ihm darin nur zustimmen. Rauh zeigt ein ausge-
zeichnetes Verständnis für deutsche Frömmigkeit. Er stellt sie in ihrem Unter-
schiede von orientalischer und antiker Frömmigkeit so klar und eindrucksvoll dar,
wie das vielleicht noch nie geschehen ist. Wenn er unsere Stellung zu Welt und
Leben beschreibt, so trifft er die Mittellinie zwischen leichtherzigem Optimismus
und pessimistischer Verdüsterung, zwischen Weltsucht und Weltflucht, auf der sich
die deutsche Frömmigkeit nicht bloß bei Luther und Schleiermacher, sondern auch
bei Goethe und Schiller, bei Kant und Fichte bewegt. Wir Nordländer, das zeigt
er immer wieder, sind in einer anderen Lage als der Orientale, dem eine üppige
Natur das tägliche Brot in den Schoß wirft und ihm damit Muße gibt zu quie-
tistischer und orgiastischer Gottesverehrung. „Niemand kann von uns, die wir
zwischen dem 47. und 58. Breitengrade leben, verlangen, daß wir aus Frömmigkeit
Syrer werden". Das heilige Vettlertum gehört nicbt nach Deutschland, und wo
die Evangelien, die ja im Orient entstanden sind und orientalische Verhältnisse
x

im Auge haben, es empfehlen, sind ihre Aussprüche, unseren Verhältnissen entsprechend, umzudeuten. Das „Sorgt nicht für den morgigen Tag!" heißt heute in Deutschland: „Tu deine Pflicht und stelle den Ausgang Gott anheim!"
Rauhs Buch erscheint mir als der wertvollste neuere Versuch, das „neudeutsche" religiöse Empfinden mit der überlieferten Religion zu versöhnen, die grundsätzliche Übereinstimmung beider zu erweisen. Das gelingt ihm auch vortrefflich im ersten, größeren Teil seines Buches, wo er sich — er legt seinen Betrachtungen Luthers kleinen Katechismus zugrunde — mit dem ersten Hauptstück und dem ersten Artikel des zweiten beschäftigt, d. h. mit den nicht spezifisch christlich gefärbten Abschnitten der überlieferten Lehre. Hier kann man ihm fast überall zustimmen, ja, man fühlt sich durch seine geist- und temperamentvollen Ausführungen wahrhaft erbaut und erhoben, auch wenn man sich selbst nicht mehr für einen Christen hält. Das Empfinden des modernen, weltfrommen Menschen spricht hier überall rein und kräftig aus seinen Zeilen. Man fühlt sich auch nicht zum Widerspruch gereizt, wenn Rauh für den Monotheismus eintritt im Gegensatz zu seinem „Bruder", dem Pantheismus. Man höre, wie er das D u im Gebet verteidigt! „Der Ewige, Unfaßbare kann mit der Beschränkung des Persönlichen nicht gemessen werden. Und doch sage ich „Du" zu Gott im Gebet; ich muß es, sonst entschwindet mir die Gestalt, die ich suche . . Dies „Du" gebe ich für aller Welt Weisheit nicht her. Es trifft nicht, es faßt das Wesen Gottes nicht; wie sollte es auch das Unfaßbare fassen; aber es hebt m i ch hinauf an die Stufen des göttlichen Thrones. Ich spreche in Bildern, ich stammle wie ein Kind, wenn ich von Gott rede. Gott aber verlangt nicht mehr von mir. So stammle ich denn." Hiergegen wird auch der Pantheist nicht streiten, sondern sich erinnern, daß auch Goethe, dem Pantheisten, in seinen Gedichten sich zuweilen das „Du" über die Lippen gedrängt hat.
Anders aber steht es, wo Rauh auch den spezifisch christlichen Teil der dogmatischen Überlieferung zu „verneudeutschen" sucht. Er bemüht sich umsonst uns einzureden, daß unsere religiöse Empfindung in den Lehren von der Sundhaftigkeit des Menschen und der Erlösung durch den Tod des Gottmenschen noch beute ihren Ausdruck fände. Sein? christologischen Ausführungen sind, so schön sie zum Teil klingen, keineswegs überzeugend. Sie verraten, daß er in diesem Kernpunkte im Veralteten stecken geblieben ist. Und das ist sehr zu bedauern. Denn nach den besten Abschnitten seines Buches will mir scheinen, als hätte dieser Künder deutscher Frömmigkeit das Zeug dazu, uns suchenden, nach einem neuen religiösen Genius ausschauenden Menschen von heute etwas von dem zu zeigen, was uns not tut. Hoffen wir, daß er bald auch in dem, worin er heute noch abhängig ist, sich selber findet.
Hier wie überall in der Theologie zeigt sich, daß die schwersten Hemmnisse einer völligen Verdeutschung des Christentums der Kanon und das Dogma sind. Sehr begreiflich. Der Buchstabe hat eine furchtbare Starrheit. Ein naives Zeitalter

mag m seiner Umdeutung des Überkommenen auch mit ihm fertig werden. Einem
bewußten, wissenschaftlichen Zeitalter setzt er unübersteigliche Schranken. Vielleicht
wird die völlige Verdeutschung des Christentums am allerstärksten durch die Theo-
logie, die wissenschaftlich?, gehindert. Denn diese will nur erkennen und macht
daher die Kluft, die uns vom alten Christentum trennt, um so sichtbarer, je gewissen-
hafter sie bei ihrer Arbeit verfährt. Ihren Forschungen Stillstand zu gebieten,
ist nun freilich ganz unmöglich. Ist doch die wissenschaftliche Bezwingung der
Welt ein sehr wesentlicher Teil der Kulturarbeit, zu der wir uns durch unsere
Weltfrömmigkeit getrieben fühlen. So führt also zur völligen Verneudeutschung
und Assimilierung des Christentums kein anderer Weg als die Aufhebung des,
dogmatischen Zwanges und der einzigartigen kanonischen Geltung der heiligen
Schrift in der Kirche. Wir müssen die Türen unserer Kirche weit, weit aufmachen,
wenn wir die moderne Weltfrömmigkeit, die jetzt ihre eigenen Wege geht, zurück-
gewinnen wollen. Ob sie wieder zu gewinnen ist, bleibt freilich auch dann fraglich.
Aber daß sie dauernd getrennt bleibt und der Riß zwischen ihr und dem über-
lieferten Christentum immer weiter und tiefer wird, wenn wir die dogmatische
Mauer, die sie fernhält, nicht niederreißen, das ist gewiß.

Wilhelm Meriüies:

Neuer Geist".

Ein Weckruf.

,EZ naht der Tag, voll Lachen steigt er auf,
da wir von der Erinnrung harter Last,
die uns in unsres Ursprungs Dümmer zwingt,
befreit sind, und wie Adler hoch im Flug
der Qualgebirge Gipfel selig streifen!"

Fritz v. Unruh, „Das Geschlecht-.

-Liebende, Weltliebende und ihrer Liebe
endlos verfallen."

Reinhard Iohannes Sorge, „Ter Bettler".

Für keinen, der sehenden Auges und denkenden Geistes den Lauf der Dinge
verfolgt, dürfte noch ein Zweifel darüber bestehen, daß die Völker Europas (und
vielleicht auch der Erde) von Wehen erschüttert werden, aus denen sich eine neue
Gesellschaftsordnung gebiert. Auch das deutsche Volk steht, ohne sich dessen
eigentlich klar bewußt zu sein, vor dieser Schicksalswende, von der die Lebens-
gestaltung wie überhaupt die ganze Zukunft seiner noch ungeborenen Generationen
abhängt. An uns, an uns gegenwärtig Lebenden liegt es, bestimmend in die Ge-
staltung dieser Zukunft einzugreifen. Wir haben es in der Hand, ob die kommende

Epoche das Zeitalter des revolutionären oder des christlichen Sozialismus genannt werden wird. Hier liegt das Schicksal nicht nur für uns allein, sondern für die gesamte Kulturw?lt. Denn ein künftig sozialistisch geordnetes Europa wird nicht sein, oder es wird zugleich christlich sein!
Gibt es denn überhaupt einen christlichen Sozialismus? Welche Antwort man leider da auch heute noch gerade aus den Kreisen zu erwarten hat, auf deren Stellungnahme es doch wesentlich ankommt, kann man aus dem einen Satz ersehen, den noch vor wenigen Monaten ein großes rheinisches Zentrumsorgan schrieb: „Dem Sozialismus fehlt jede sittliche Idee". Und doch ist eher das Gegenteil der Fall. Wenn „christlich" identisch ist mit „sittlich" (was doch wohl der Fall ist), so ist garnicht einzusehen, warum man einen Sozialismus — nur als Wirtschafts-system betrachtet und unter Nichtbeachtung seiner anderen Theorien (von der kommunistischen Gleichheit, der falschen Auffassung von Ehe und Familie u. a.), die im Grunde ebenso wie die Feindschaft gegen das Christentum für die reine Wirtschaftsform recht unwesentlich sind, — warum man einen solchen Sozialismus nicht „christlich" nennen sollte und dürfte. Die sozialistische Bewegung ist geradezu erfüllt von sittlich-christlichen Gedanken. Diese Gedanken rein zur Geltung zu bringen, andererseits aber die radikal-revolutionären Wünsche eines Teils der Sozialisten aä adzurärliu zu führen durch den Aufbau einer auf christlich-sozialer Grundlage beruhenden und allen Bevölkerungsklassen gleichmäßig gerecht werdenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, muß Ziel und Streben aller Einsichtigen und aller in die Zukunft Blickenden sein. Wohl ist der Weg zu diesem uns heute noch — ich sage es offen — reichlich in der Ferne liegenden Idealzustand nicht eben und leicht zu gehen, sondern beschwerlich, und erfordert von den Völkern vor allem den Mut und den Willen umzudenken, umzulernen, um diesem Ideal-zustand wenigstens ein paar Schritte näher zu kommen. Noch ist von diesem Willen und Mut unter den Völkern Europas wenig oder garnichts zu spüren. Deutschland allein hat (wenn wir von Rußland absehen) gewagt, den dornenvollen Weg zu gehen, und nicht nur das, es hat schon ein gut Teil des Weges hinter sich. Heute gilt es nicht mehr den Streit für oder wider das sozialistische Prinzip, denn dieses hat in den Geistern schon völlig gesiegt, sondern lediglich den um die Vor-herrschaft dieser oder jener Richtung auf allgemeinsozialistischer Basis. Dieses einzusehen dünkt mir recht wesentlich. Man möge diese Sätze nicht mißverstehen. Was sie sagen wollen, ist dies: die ganze soziale Frage könnte, wenn auch nicht aus der Welt geschafft, so doch ihrer Lösung mit einem Male vielleicht um die Hälfte näher gebracht werden, wenn jene verhängnisvolle Gegenüberstellung von „Bürgertum" und „Proletariat" fallen gelassen würde. In einem Aufsatz, der Ende November 1918 in der „Neuen Europäischen Zeitung" von Graf Hermann Keyserling (dem bekannten Philosophen, dessen Werk: „Reisetagebuch eines Philosophen" kürzlich erschienen ist) veröffentlicht wurde, und der mir über diesen Punkt recht wertvolle Gedanken zu enthalten scheint, heißt es: „Es ist eines der

tragischsten Mißverständnisse unserer Zeit, daß der Sozialiemus noch immer als
Parteifrage verstanden und behandelt wird, und dies von Anhängern sowohl
als Gegnern. In Wahrheit wurzelt sein Gedanke tief unter allen Parteien. Man
kann Sozialist sein und im übrigen konservativ, liberal oder radikal, buchstaben-
gläubig oder konfessionslos, historisch denkend oder Rationalist, des Erbbesitzes
Freund oder sein Gegner." Das ist es, worauf es ankommt. Die allgemeine
Tendenz, der Geist, der Gedanke des Sozialismus an sich, verkörpert in der sozia-
liftischen Weltanschauung, wie seinerzeit auch die christliche eine war; die christliche,die
nicht sterben kann und doch lebensmüde geworden zu sein scheint. Dieser Tendenz,
diesem neuen Geist würde die Zukunft gehören, wenn sich Sozialismus und
Christentum soweit miteinander verschmelzen lassen wollten, daß man mit Recht
sprechen könnte von einem christlichen Sozialismus. Damit wäre eine gemeinsame
Grundlage geschaffen, so daß der bisher unfruchtbare und unheilschwangere Kampf
umschlüge ins Fruchtbare, ins Aussichtsreiche. Wer die Menschen und die Freiheit
sucht, kann nicht am Christentum, d. h. an seinem Schöpfer und Verkünder:
Christus vorbei. Denn er hat die Sache des freien Menschen wirksamer verfoch-
ten als irgend eine andere Gestalt in der Geschichte. Ihm, der der Welt die
Geste der geöffneten Arme und das Verströmen eines liebenden Herzens gelehrt,
ist Gehör schuldig, wer im Widerspruch zu den Mächten dieser Erde Liebe,
Menschheit und Opfer in den Mittelpunkt seines Daseins stellt.
Wenn wir alle es versuchen, ernstlich diesen neuen Geist zu er-
fassen; ich meine, wenn gerade wir Deutschen in der Gesamtheit, als
Volk zuerst unseren Staat ausbauen zu einem christlich-sozialen, in
dem der sozialistische Gedanke Allgemeingut geworden, ««verkümmert durch
imperialistische und übermilitaristische Strömungen, herübergerettet aus der
Vorrevolutionszeit, dann könnten gerade wir Deutschen noch einmal als großes
Erfüllungsvolk in der Geschichte dastehen. Denn das möge man erwägen: Überall
in Europa geht die Entwicklung unaufhaltsam, allen gerade jetzt noch einmal zu
Tage tretenden Machtgelüsten und aller Machtpolitik zum Trotz, dem Sozialismus
entgegen, und das Volk, das als erstes den neuen Geist in sich begreift, die neue
Staatsidee verwirklicht, hat den Schlüssel zur Zukunft, ist berufen, allen andern
Wegweiser und Führer zu werden. Und gerade Deutschland ist schon auf dem
Wege dazu, obwohl es so tief darniederliegt und zusammengebrochen ist. Wohl
ist unsere äußere Größe zerschellt, und dies eigentlich olme zwingenden inneren
Grund, denn Bismarcks Schöpfung hätte unmittelbar weiterleben können, und
doch liegt unsere weltpolitische Mission noch vor uns. Iene ewige christliche Wahr-
heit, daß es nicht die augenblicklich und weltlich Starken sind, die über die größte
geschichtliche Macht verfügen, wird auch an uns Deutschen von neuem bestätigt
werden, sofern wir den Mut haben, uns bewußt zu unserm Schicksal zu bekennen
und unsere politische Aufgabe durchzuführen; sofern wir, bei allem gutenWillen, eine
bessereWelt zu errichten, uns hüten vor Übertreibungen. Weltrevolution sei uns eine

nüchterne Sache; Weltgenesung, nicht Weltbrand das Ziel! Wir können uns unsere Aufgabe sehr erleichtern, wenn wir inmitten dieser Weltkrisis den organischen Zusammenhang zwischen Neuem und Altem wahren; wenn wir vor allem erkennen, daß der deutsche Gedanke vom Staat in schnurgerader Entwicklung von Achtes geschlossenem Handelsstaat über Vismarcks unertensive, unaggressive, sich selbst genügende, innerlich straffe Einheit führt zu dem halbsozialistischen Staatswesen, das jetzt entstehen soll. Die soziale Republik, die man heute als einen ganz neuen sozialistischen Obrigkeitsstaat anzusehen geneigt ist, war im Grunde auch schon vor dem Kriege der eigentliche Unterbau unseres Staatswesens; war doch das Militaristisch-Feudalistische wie auch das Traditionell-Monarchistische immer mehr zur Fassade geworden; man denke nur, wie der Militarismus vornehmlich der Schulung der Sozialdemokratie zugute kam, oder daran, daß Bismarcks fruchtbarste Leistung nach Reichsgründung auf sozialpolitischem Gebiet lag.

Und nun zum Schluß noch dies: Unsere Vergangenheit gibt uns das Recht, unsere Zukunft die Pflicht zur Hoffnung, an der unsere Gegenwart verzweifeln möchte. Es wäre ungesund und unzeitgemäß, damit diese Hoffnung erfüllt werde, hysterisch wie eine dekadente Frau nach bedeutenden Männern, nach großen Führern zu schreien. Weder Friedrich der Große noch Bismarck könnte die Deutschen von 1919 regieren. Es fehlt an regierbaren Menschen. Wenn wir wieder führbar geworden sind, werden unsere Führer von selbst zu großen Männern geworden sein. Nicht auf Waffen oder politische Künste können wir Deutschen, das unterdrückte Volk, jetzt unsere Hoffnung setzen, sondern allein auf die sittlichen Mächte im Innern. Darum sei dies unser Glaube: Wir haben die Kraft, uns innerlich aufzuraffen. Wir Deutsche, wir Menschen und Weltbürger von heute, sind bestimmt, das großartigste und erhebendste geschichtliche Werden vorzubereiten und zu erleben; einen nationalen Aufschwung durch sittliche Neugeburt, durch Umstellung des Selbstsinns auf den Gemeinsinn, auf den neuen Geist! Arbeiten wir darum an der Ausbreitung dieses Geistes!

Gustav Naumann:
Fin Mißstanü im Menrecht".
In dem Artikel „Ein Mißstand im Aktienrecht" im Augustheft von „Nord
und Süd" kritisiert der Verfasser die gegenwärtige Zusammensetzung der Auf-
sichtsräte in Aktiengesellschaften und macht gleichzeitig zur Beseitigung der von
ihm hervorgehobenen Mißstände einen Vorschlag, welcher darin gipfelt, in Zukunft
Aufsichtsratsposten nur mit solchen Persönlichkeiten zu besetzen, welche Aktien-
besitzer der betreffenden Gesellschaften sind. Es soll im Nachstehenden untersucht
werden, ob dieser Vorschlag wirklich den Interessen der Gesellschaften und der
beteiligten Aktienbesitzer entspricht.
Der Artikel sieht in dem Umstande, daß auch Nicht-Aktienbesitzer dem Auf-
sichtsrat einer Gesellschaft angehören können, die Gefahr, daß solche Mitglieder
„persönlich an dem Wohl und Wehe der Gesellschaft nicht im mindesten interessiert
sind", daß ihnen „das Gedeihen der Gesellschaft total gleichgültig ist", und daß
sie den Grad ihrer Verantwortlichkeit gewissermaßen nach der Höhe der ihnen
zufließenden Tantieme bemessen.
Ein solches Urteil in dieser allgemeinen Form beweist einen recht geringen
Grad von Achtung vor dem Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühl der deutschen
Kaufleute in führenden Stellungen, und es wäre in hohem Grade bedauerlich,
wenn eine Mehrheit von Lesern des Artikels, die über praktische Erfahrungen
in dieser Frage nicht verfügt, sich dieses Urteil zu eigen machen würde. Wer
objektiv rückblickend den ungeheuren Aufschwung der deutschen Industrie in den
verflossenen 40 Iahren zu werten weiß, und wer aus eigener Erfahrung die intensive
Zusammenarbeit zwischen Vorstand und Aufsichtsrat einer gut geleiteten Gesell-
schaft kennt, muß ein solches Urteil entschieden zurückweisen. Selbst wenn aber
das Pflichtgefühl eines einzelnen Aufsichtsrats-Mitglieds in Zweifel gezogen
werden könnte, so dürfen doch die Bestimmungen der §§ 246 und 249 des HGB.
nicht außer acht gelassen werden, in denen die Pflichten der Aufsichtsräte von
Aktiengesellschaften, insbesondere aber auch deren Haft- und Ersatzpflicht, gesetzlich
geregelt werden. Lehrreich ist in diesem Falle, was Staub in seinem Kommentar
mit folgenden Worten ausdrückt:
„Der Aufsichtsrat hat den Vorstand zu überwachen. Man hat sich mit Recht
damit begnügt, nur die allgemeine Uberwachungspflicht aufzustellen; was der
Aufsichtsrat im einzelnen zu tun hat, um diese seine Pflicht zu erfüllen, ist Sache
seines Ermessens. Iedes Unternehmen, jede Gesellschaft, jede Zusammensetzung
des Vorstandes, wird in dieser Beziehung verschiedene Pflichten auferlegen. Die
Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes ist überall die Grundlage".

,Ein Mißstanü im Aktienrecht" Gustav Naumann
Man kann dem Verfasser zwar recht geben, daß die Entwicklung deutschen Handels und deutscher Industrie den anfänglich engen Rahmen der Aktiengesellschaften in nicht vorauszusehender Weise erweitert hat. Man kann ihm auch darin folgen, daß die Zusammensetzung der Aufsichtsräte bei vielen Gesellschaften ,nicht dem Interesse aller Aktionäre entspricht, die oben zitierte verallgemeinerte Verurteilung gewisser Aufsichtsratsmitglieder entbehrt jedoch jeder Grundlage. Der Verfasser glaubt die bestehenden Unzulänglichkeiten dadurch beseitigen zu können, daß der Aufsichtsrat nur aus Persönlichkeiten gebildet wird, die selbst Aktienbesitzer sind. Er läßt sich dabei von dem Grundgedanken leiten, die Majorisierung einer Minderheit in der Generalversammlung durch eine Majorität von Großaktionären nach Möglichkeit zu verhindern. Der Gedanke an sich scheint im ersten Augenblick durchführbar. Er ist es aber nicht, wenn man srch die Zusammensetzung der Aktionäre einer größeren Gesellschaft näher ansieht. Wohl in jeder Gesellschaft muß mit sogenannten Großaktionären gerechnet werden, d. h. Persönlichkeiten, welche über einen größeren Aktienbesitz dauernd verfügen, und sogenannten Zufallsaktionären, d. h. solchen, die vorübergehend, meistens zu Spekulationszwecken Aktien erwerben. Wenn in dem Artikel mit Recht von der Indolenz der meisten Aktionäre gesprochen wird, so bezieht sich diese Indolenz im wesentlichen auf die Gruppe der Zufallsaktionäre. Es ist bekannt, aus welchen Kreisen sich diese Gruppe zusammensetzt. Entweder sind es Großkapitalisten, die, ohne ihr Vermögen dauernd in den betreffenden Aktien anzulegen, auf Grund irgend eines Vörsentips Spekulationsgewinne machen wollen, oder es ist die große Zahl kleinerer Rentner, Beamten und Gewerbetreibenden, die aus dem gleichen Grunde vorübergehend Aktionäre der betreffenden Gesellschaft werden. — Wenn man sich vom Interessenstandpunkt der Gesellschaft die Frage vorlegt, aus welchen Kreisen überwiegend der Aufsichtsrat berufen werden soll, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Gruppe der Zufallsaktionäre, die bei manchen Gesellschaften einen recht hohen Prozentsatz ausmacht, von vornherein ausscheiden muß, H weil sie, selbst wenn sie auf Grund eines vorübergehenden Aktienbesitzes gewählt werden, in demselben Augenblick wieder ausscheiden müßten, wenn sie ihren Aktienbesitz abstoßen, und weil sie weder das erforderliche Interesse noch die notwendige Kenntnis des Geschäftsbetriebes der Gesellschaft besitzen. In Wirklichkeit würden also die Aufsichtsratsposten doch von der Gruppe der Großaktionäre dauernd besetzt werden müssen. Damit ist aber der Kernpunkt der Frage, ob an die Inhaberschaft eines Aufsichtsratspostens die Vorbedingung des Aktienbesitzes unbedingt geknüpft werden soll, noch nicht erschöpft. Durch die moderne Entwicklung des Aktienwesens und durch den weitgezogenen Wirkungskreis, besonders unserer großen Aktiengesellschaften, ist es eine der hauptsächlichsten Bedingungen, daß sowohl Vorstand wie Aufsichtsrat nicht ständigem Wechsel unterliegen, sondern möglichst lange ununterbrochen amtieren, weil die Mitglieder beider Verwaltungsorgane nur so die nötige Vertrautheit mit allen Betriebs-

zweigen der Gesellschaft erlangen. Neben dieser rein geschäftlichen Erwägung sprechen aber auch Gründe persönlicher Natur für eine möglichst lange Amtsdauer der einzelnen Aufsichtsratsmitglieder. Wenn der Aufsichtsrat die ihm vom Gefetz auferlegte Kontrollpflicht noch so intensiv ausübt, so bleibt doch noch ein überaus großes Arbeitsfeld übrig, das der Vorstand ohne ständige Kontrolle seitens des Aufsichtsrates selbständig beherrschen muß, und das er nur beherrschen kann, wenn ein persönliches Vertrauensverhältnis zwischen den Mitgliedern beider Körperschaften besteht. Wie foll aber ein folches Vertrauensverhältnis aufgebaut werden, wie foll es zu Gunsten der Gesellschaft ausgenutzt werden, wenn der Vorstand immer wieder mit neuen Persönlichkeiten im Aufsichtsrat zu tun haben würde.
Die Schwerfälligkeit fiskalischer Industriever waltungen ist zum größten Teil darauf zurückzuführen, daß in den leitenden amtlichen Stellen immer wieder Personalverschiebungen vorkommen, daß zwischen den einzelnen ausführenden Organen nicht das richtige Vertrauensverhältnis aufkommen kann, und daß sich daraus die Notwendigkeit eines weit verzweigten Kontrollsystcms ergibt, welches lähmend auf die Entschließung der zur Zeit leitenden Persönlichkeiten wirken muß.
Ein vielfach geübter Brauch ist es auch, verdiente Vorstandomitglieder einer Gesellschaft bei ihrem Ausscheiden in den Aufsichtsrat zu wählen, um der Gesellschaft auf diefe Weise die langjährigen Erfahrungen der Ausscheidenden auch weiter in veränderter Form dienstbar zu machen. Es wäre durchaus falsch, bei dieser Art von Aufsichtsrotsmitgliedern nur denn ein Interesse an der Gesellschaft vorauszusetzen, wenn sie selbst Aktienbesitzer sind. Tae Gegenteil düifte der Fall sein. Wenn ein Vorstande mitglied nach oft jahrzehntelanger Tätigkeit aus dem Vorstand der Gesellschaft ausscheidet, so verbinden es trotzdem noch so viele persönliche Fäden mit dem weiteren Schicksal der Gesellschaft, daß der Ausscheidende es als eine selbstverständliche Ehren- und Gefühlssache betrachtet, auch wenn ihm keine nennenswerten Tanticmenbezüge winken, an dem weiteren Geschick der Gesellschaft mitzuarbeiten. Würde man dieser Art von Aufsichtsrats» mitgliedern die Bedingung vorschreiben, Aktienbesitzer zu werden, so würde man denjenigen Teil, der grundsätzlich Industrieaktien nicht eiwirbt, ausschalten und dem Aufsichtsrat der Gesellschaft wertvolle Mitarbeiter entziehen.
Der Artikel wendet sich dann auch gegen die sogenannten Berufsaufsichtsräte, Bankdirektoren oder Vertreter großer Vermögensverwaltungen. Wenn man seinem Gedankengang folgen will, so würde die Zulassung solcher Persönlichkeiten ebenfalls vom Aktienbesitz abhängig sein. Der Verfasser übersieht dabei, daß es sich hierbei unter Umständen lediglich um eine Formalität handeln konnte, die leicht zu erfüllen wäre. Die betreffende Bank brauchte lediglich einen entsprechenden Aktienbesitz für ihre Vertreter zu erwerben. Es erscheint aber auch wieder vom Interessenstandpunkt der Gesellschaften durchaus wünschenswert, ohne jede Beschränkung auch Bankvertreter in ihren Aufsichtsrat aufnebmen zu können. Die

Notwendigkeit des intensiven Zusammenarbeiten» zwischen Bank und Industrie braucht nicht besonders betönt zu werden. Sie war schon vor dem Kriege im allergrößten Umfange erforderlich; sie wird angesichts des Darniederliegens unserer Industrie in noch größerem Umfange notwendig sein müssen, wenn das deutsche Wirtschaftsleben überhaupt wieder hoch gebracht werden soll. Die Schwierigkeit der Kreditgewährung in den jetzigen und kommenden Iahren wird weit über das frühere Maß hinausgehen. Die Zurückhaltung der Banken in der Kreditbewilligung und in allen damit zusammenhängenden kapitalistischen Transaktionen wird umso größer sein, je geringer der Einblick der Bank in die Verhältnisse einer Gesellschaft ist. Oft ist daher die Mitgliedschaft zum Aufsichtsrat der Gesellschaften der beste und einzige Weg, um den Bankvertreter auch an den Interessen der Gesellschaft zu beteiligen. Als Mitglied des Aufsichtsrates ist ihm in den Sitzungen desselben jederzeit die Möglichkeit gegeben, diejenigen Informationen einzuholen, die im Interesse der Kreditgewährung und anderer finanzieller Operationen notwendig sind, und bankseitig diejenigen Dispositionen zu treffen, die den Erfordernissen der betreffenden Gesellschaft entsprechen.

Man kann wohl darüber im Zweifel sein, ob die Anhäufung von Aufsichtsratsposten auf einzelne Personen den Interessen der betreffenden Gesellschaften dienlich ist oder nicht, man kann aber nicht, wie es der Artikel zum Ausdruck bringt, gewisse Mängel des jetzigen Systems, die als Folge unserer industriellen Entwicklung da und dort in die Erscheinung treten, durch Maßnahmen beseitigen, die, wie im Vorstehenden nachzuweisen versucht worden ist, die Interessen der Aktiengesellschaften aufs schärfste verletzen würden.

Dr. N. Hansen-Verlin:

Amerika unü üas inüustrielle Weltarbeitsproblem.

Der kürzlich ausgebrochene New Porker Seemannestreik, dessen unmittelbare Folgen für Europa eine Verringerung und Verzögerung in der Versorgung mit großen Mengen Nahrungsmitteln und Rohstoffen waren, h.at die Aufmerksamkeit von den schweren englischen Arbeiterkämpfen plötzlich auf die Vereinigten Staaten abgelenkt. Auch hier hat die gewaltige soziale Woge, die durch ganz Europa geht, in den letzten Monaten immer mehr Eingang gefunden. Der Kampf zwischen einem auf ausgesprochenem Individualismus aufgebauten, hochentwickelten Kapitalismus und der zu Machtbewußtsein erwachten großen Masse industrieller Arbeiterschaft fängt trotz hoher Löhne an, mit einer Heftigkeit und in einem solchen

Umfange in allen Kreisen der amerikanischen Industrie zu entbrennen, daß sein Ausgang heute noch gar nicht abzusehen ist. Die Übergangsperiode mit ihren Unsicherheiten, der ständig wachsenden Arbeitslosigkeit, der steigenden Lebens» haltung, dem dauernden Angebot an Arbeitskräften durch von der Front zurück» kehrende Soldaten macht sich immer stärker bemerkbar, ohne daß es bisher der Regierung recht zu gelingen scheint, das wirtschaftliche Gleichgewicht wieder her-zustellen. Schon heute zeigt sich, daß drüben der Sozialismus und der Bolschewismus einenKampf ausfechten, in welchem sich das Unternehmertum einstweilen in der Defensiv-stellung befindet. Es kann jetzt scheinbar keinen solchen ausschlaggebenden Einfluß mehr ausüben auf die Festsetzung der Lohnhöhe, Verkürzung der Arbeits-zeit auf 8 bzw. 7 Stunden, Anerkennung der gewerkschaftlichen Organisation, Zulassung von Arbeitsausschüssen, Betriebsräten usw., wie dies zu Beginn des Weltkrieges noch möglich war, als in der Stahl- und elektrischen Industrie die Forderung des Achtstundentages glatt abgeschlagen und mit Erfolg niedergekämpft wurde.

Heute sehen wir, wie in fast allen Industriezweigen, vor allem in der Cisen- und Stahlindustrie, im Bergbau, in der Tertil- und Lederindustrie der Achtstunden-tag bereits teilweise eingeführt ist, ja, daß zum Teil noch kürzere Arbeitszeiten erreicht werden, und daß auch sonst eine Reihe Forderungen bewilligt sind. Dabei haben, wenn man die gegenwärtig -in der amerikanischen Industrie gezahlten Lohnsätze in Mark umrechnet, d. h. 1 F — 16 Mk. (als heute in Koblenz gezahlter Satz der amerikanischen Besatzungsbehörden) zu Grunde legt, eine so riesen-hafte Höhe erreicht, daß sie trotz der schon hohen deutschen Löhne kaum glaublich klingen. In ganz kurzen Zwischenräumen wurden die Löhne seit 1917 von 7 / (112 Mk.) auf 10 F (160 Mk.) pro Tag gesteigert, da insbesondere während der Zeit der Kriegslieferungen die Privatfirmen jeden geforderten Satz bewilligten. Als Stücklohn wurden bis zu 15 / (240 Mk.) an einem Tage bezahlt. Vor Beginn des Weltkrieges betrug bei 10 stündiger Arbeitszeit der durchschnittliche Lohn für einen ungelernten Arbeiter 1,50 F, d. h. er machte zum damaligen Friedens-kurs der Mark (mit 4,18 umgerechnet) etwa 6,30 Mk. aus. Ietzt erhält ein un-gelernter amerikanischer Arbeiter 3 F (48 Mk.) bezw. 4 F (64 Mk.) am Tage bei 10 stündiger Arbeitszeit, zum Teil auch schon für den Achtstundentag. Im Eisen-bahndienst bekommen Lokomotivführer einen täglichen Mindestlohn von 6 / (96 Mk.) und Heizer 4,20 F (67,20 Mk.), während Vorarbeiter im Güter- und Hafenabfertigungsverkehr 5 bis 5,44 / als Tageslohn (bis 87,64 Mk.) verdienen. Eisenbahn maschinisten bekommen heute pro Stunde mindestens 68 Cents, d. h. 10,88 Mk.

Ähnlich liegen auch die Verhältnisse in der seit Anfang des Weltkrieges riesig angewachsenen amerikanischen Schiffahrt, in welcher vor kurzem die Streikbe-wegung eingesetzt hat. Bis dahin erhielten die Seeleute 75 F (d. h. 1200 Mk.)

im Monat, während die englischen Reeder höchstens 72 / (d. h. 1152 M.) zu
zahlen brauchten. Dabei besteht die Besatzung der amerikanischen Schiffe durch-
schnittlich nur zu 8 A, aus geborenen Amerikanern, zu 17 U aus Naturalisierten
und zu 75 A, aus Ausländern, insbesondere Holländern, Schweden, Dänen, Nor-
wegern usw. Sie sind es also, die heute in erster Linie auf Lohnerhöhung dringen.
Denn seitdem die amerikanische Handelsmarine derartig angewachsen ist, daß sie
heute aus etwa 1370 Ozeandampfern mit 4,7 Millionen Tonnen und 747 Ozean-
segelschiffen mit 830 000 Tonnen (d. h. 5,5 Millionen Tonnen gegen 2,7 Millionen
Tonnen 1914) besteht, wozu noch 700 000 Tonnen der deutschen und österreichischen
Handelsflotte kommen, haben die amerikanischen Seeleute noch mehr Druck auf
die Reeder ausüben können, als es ihnen vor dem Kriege möglich war, denn 1914
wurden von den ganzen amerikanischen Erporten nur 18,9 ,^r im eigenen Schiffs-
raum befördert. Heute macht die Ziffer bereits 31—35 A, aus. Das bedeutet
naturgemäß eine gewaltige Steigerung des Einflusses der
AmerikaneraufdieFrachtratendesatlantischenOzeans,
da die meisten Frachten der Union heute nach Europa gehen. Für das Iahr 1920
soll die amerikanische Welthandelstonnage sogar auf 7,6 Millionen Tonnen und
der Prozentsatz der Warenverschiffung auf eigenem Frachtraum auf 60 ^ ge-
steigert werden. Dabei müssen die amerikanischen Reeder nach den Vorschriften
der sogenannten Seamen's Aete, deren Verfasser der Präsident der „Seeleute-
Gewerkschaft" I. Feruseth ist, bereits unverhältnismäßig höhere Sätze für
ihre Schiffsbesatzungen zahlen, als die beiden Hauptschiffahrtskonkurrenzländer
England und Iapan. Auf 3 Dampfern verschiedener Nationalität mit gleicher
Tonnen- und Maschinenkraft müssen nach den Vorschriften der Seamen's Aete
die amerikanischen Reeder 47 Mann mit 3720 F (59 520 Mk.) Monatslöhnen
gegenüber 36 Mann auf englischen mit 1308 / (20 928 Mk.) Monatslöhnen auf-
wenden. Ein japanisches Dampfschiff erfordert 36 Mann mit nur 777 F (12 432 Mk.)
Monatslöhnen.

Man ersieht daraus, wie weit schon heute die amerikanischen Seeleute mit
ihren Löhnen und Arbeitsbedingungen den Seeleuten anderer Schiffahrtsländer
überlegen sind, und daß eine Konkurrenz der amerikanischen Schiffe auf dem
pazifischen Ozean gegenüber Iapan nach Friedensschluß ebenso aussichtslos für
die Reeder ist, wie sie es 1913 war. Damals beförderte die amerikanische Schiff-
fahrt nur noch 1—2 ^ Erportwaren mit eigenem Schiffsraum und entzog sich
im übrigen den Wirkungen der Seamen's Aete durch Eintragung ihrer Schiffe
in ausländische Register. Aber trotzdem sind die jetzt bestehenden Lohnsätze und
Arbeitsbedingungen den amerikanischen Seeleuten nicht ausreichend. Ihr Führer
Andrew I. Feruseth, z. Zt. vielleicht der mächtigste Vorkämpfer der amerikanischen
Arbeiter, hat bereits angekündigt, daß er mit den heutigen Arbeitsbedingungen
in der Schiffahrt völlig unzufrieden ist. Er hat sich scharf gegen die gemäßigtere
Haltung des bekannten Präsidenten der Federation of Labour, Samuel Gompers,

ausgesprochen. Es scheint auch, daß sich die Gewerkschaft der amerikanischen Seeleute, die Seamen's Union, völlig von der konservativeren Arbeitervertretung der Federation of Labour, mit der sie bisher zusammenging, trennen will, und daß sie sich mehr und mehr in das radikalere und internationale Fahrwasser der I. W. W.'s, d. h. Industrial Workers of the World, begibt.

Diese Organisation tritt heute immer deutlicher mit ihren politisch-radikalen Zielen hervor. Ihre aus der russischen Revolution und dem Bolschewismus geborenen Ideen haben namentlich unter den ungelernten amerikanischen Arbeitern immer mehr Anhang gefunden. Im Vergleich zu der über 3 Millionen Mitglieder zählenden Federation of Labour waren die I. W. W.'s bis zum Waffenstillstand zahlenmäßig noch verhältnismäßig schwach' vertreten. Ihre immer deutlicher hervortretenden umstürzlerischen Bestrebungen haben bereits vor Iahresfrist den amerikanischen Senat veranlaßt, eine besondere Kommission mit der Untersuchung des Bolschewismus in Amerika zu beauftragen. Nach den heute vorliegenden Mitteilungen besteht eine mächtige Organisation im Lande, deren Bestreben darauf gerichtet ist, das heutige überkapitalistische Regierungssnstem zu stürzen und durch eine Sowjetregierung zu ersetzen. Die kürzlich ausgebrochenen großen Streiks in New Pork, an den Hafenplätzen der Küsten, im Baugewerbe in Chieago, der Straßenbahnangestellten in Boston, der Zigarrenarbeiter usw. ließen in dieser Beziehung bereits internationale Tendenzen erkennen, und umfaßten etwa 1 Million Streikende. Übrigens zeigte sich dabei, daß die Führerschaft der Federation of Labour, die einstweilen noch in den Händen des bekannten Arbeiterführers Gompers liegt, diesem immer mehr entgleitet, weil sie als zu gemäßigt empfunden wird. Aber auch rein organisatorisch bewähren sich in den heutigen Kämpfen die I.W. W.'s besser; denn sie organisieren die ganze industrielle Arbeiterschaft in allen Stadien und Industriezweigen, während die Federation of Labour nur gelernte Arbeiterorganisationen, und zwar nach Berufen gegliedert, umfaßt.

Die I. W. W.'s können daher weit erfolgreicher ganze Industriezweige durch Streiks lahmlegen und werden bei der Verfolgung ihrer politischen und wirtschaftlichen Zwecke hiervon voraussichtlich umsomehr Gebrauch machen, je deutlicher sie empfinden, daß die Massen ihnen zustimmen bezw. sich von ihnen terrorisieren lassen.

Neben den bisher erwähnten drei großen amerikanischen Arbeiterorganisationen, welche heute durch Angabe der höchsten Lohnsätze der Welt das Weltarbeitsproblem bestimmen, müssen vor allem noch die Organisationen der amerikanischen Eisenbahner und Bergleute genannt werden, denn ihre heutigen Lohnsätze und künftigen Forderungen beeinflussen in höchstem Maße die Preise der riesigen Nahrungsmittel- und Rohstoffmengen, welche die Vereinigten Staaten dem hungernden Europa senden. Es sind dies die sogenannte Railway Brotl'erhoods und die United Mine Workers. Die erstere Organisation ist eng mit der Federation of Labour verbunden. Sie zerfällt in Einzelorganisationen der

Lokomotivführer, Heizer, Fahrpersonal, Streckenarbeiter usw. Die Organisation der Bergarbeiter ist zwar auch mit der Federation of Labour verbunden, doch umfaßt sie ähnlich wie die I. W. W.'s alle Klassen von Arbeitern und Bergwerksunternehmen. Sie steht also nach ihrem Aufbau und ihren Machtmitteln bereits den I. W. W.'s für den Fall, daß Lohnerhöhungen durch Streiks angestrebt werden, wesentlich näher.

Wenn man die bisher dargelegten Einzelheiten über die Gestaltung der Arbeitsbedingungen in den Vereinigten Staaten nach dem Abschluß des Friedensvertrages mit Deutschland überblickt, so muß man sich fragen, ist es möglich, daß die amerikanischen Löhne sich auf der bisherigen Höhe halten bezw. noch weiter hinaufgeschraubt werden, und wie beeinflussen sie das Weltarbeitsproblem?

Soviel steht fest, daß selbst die führenden Leute der Union erkennen, daß die radikalen Bestrebungen unaufhaltsam die Führung an sich reißen. Wie aber werden sich die I. W. W.'s verhalten, wenn es möglich ist, die Kosten der Lebenshaltung herabzusetzen? Werden auch dann die Löhne wieder zurückgehen?

Einstweilen zeigt sich eigentümlicherweise, daß sich die Lebenshaltung ebenso wie in England noch verteuert. Das amerikanische Bundesarbeitsamt vertritt, nach einer kürzlich erschienenen Erklärung, die Auffassung, daß ein allgemeines Sinken der Preise für längere Zeit nicht zu erwarten sei. Nach dem amerikanischen Bürgerkrieg habe es über 13 Iahre gedauert, bis die Preise herabgegangen seien, und die Aussichten auf ein Sinken der Preise nach diesem Kriege mit seiner ungeheuren Wertvernichtung seien jedenfalls nicht günstiger. Das Interessante an dieser Meldung ist wohl die amtliche Bekanntgabe, aus der man schließen darf, daß die amerikanische Regierung es für nötig hält, der Öffentlichkeit gegenüber vor einer allzu optimistischen Auffassung auf feiten des kaufenden Publikums zu warnen.

Damit wäre denn auch die Frage, ob zur Zeit das Weltarbeitsproblem dadurch eine Erleichterung erfährt, daß Europa billigere amerikanische Rohstoffe und Nahrungsmittel zu niedrigeren Frachtsätzen aus der Union erwarten darf, einigermaßen entschieden. Zwar erscheinen die amerikanischen Lohnsätze jetzt, wo die deutsche Mark nur 5—4^4 Cents wert ist, enorm hoch. Man könnte daraus schließen, daß es den deutschen Industriellen und Arbeitern leicht sein würde, mit amerikanischen Fabrikanten wieder erfolgreich zu konkurrieren, weil der enorme Abstand zwischen den Löhnen so groß ist. Das trifft rein rechnerisch zu. Aber in der Praris wird sich die Kalkulation doch anders stellen, denn die Amerikaner können mit den Preisen für Nahrungsmittel und Rohstoffe, mit Frachtpreisen zu Land und zu Wasser heute mehr denn je in Europa den Ausgleich herbeiführen. Vor allem bieten die großen Differenzen in den Löhnen für die amerikanischen Industriellen einen starken Anreiz, in Zukunft, ähnlich wie dies in Iapan in größerem Umfange geschieht, in den Ländern mit niedriger Valuta selbst Unternehmungen zu errichten und sich mit Hilfe niedriger Mobstoffpreise und Lohnsätze

die Konkurrenz auf dem europäischen Markt zu erleichtern. Bekanntlich haben in den letzten Monaten bereits zahlreiche amerikanische Industriegründungen auf den verschiedensten Gebieten stattgefunden, wobei Deutschland ein besonders begehrtes Tätigkeitsgebiet zu sein scheint.

Mit der Blütezeit für gelernte und ungelernte Arbeiter fremder Nationen scheint es in den Vereinigten Staaten trotz dauernder Steigerung der Löhne vorbei zu sein; denn sonst würde sich nicht ein so riesiger Etrem von Rückwanderern heute der alten europäischen Heimat wieder zuwenden. Die Aufstellungen zahlreicher Städte zeigen, daß über 50 v. H. der Ausländer bestimmter Rassen nach Europa zurückzukehren beabsichtigen, und daß ein großer Teil vrn ihnen vermutlich dauernd dort bleiben wird. Nachforschungen bei Eisenwerken zeigten, daß von den ausländischen Arbeitern 61 v. H. erklärten, wieder nach Europa zurückzugehen. Den größten Teil der Auswanderer stellen die Italiener, es folgen die Serben, Tschechoslowakei^, Iugoslawen, Griechen, Albanier. Aber auch viele Deutsche, Österreicher und Ungarn sind darunter. Sie können heute meist mit ihren Ersparnissen bei dem niedrigen Stande der Valuta ihrer Heimat dort als Rentiers leben bezw. mit ihrem Kapital arbeiten, denn in Wien gelten heute 5000 / schon 160 000 Kronen und in Berlin sind sie etwa 105—115 000 Mark wert. Auf diese Weise verlieren aber die Vereinigten Staaten enorm viel Arbeitskräfte, wofür durch neue Zuwanderung zunächst kaum ein Ausgleich geschaffen werden kann, namentlich soweit es sich um gelernte Arbeiter handelt. Ob sich daraus ein erneuter Arbeitermangel und weitere Steigerung der amerikanischen Lebenshaltung und Löhne ergibt, läßt sich jetzt, wo dauernd alles im Fluß ist, noch nicht voraussagen. Alles hängt davon ab, ob es die Vereinigten Staaten nach der Rückkehr Wilsons besser verstehen, das schwierige Problem der Umstellung auf die Friedensarbeit zu lösen, indem sie sich bemühen, den aufkommenden Bolschewismus mit Arbeit zu bekämpfen; denn darin allein besteht die richtige Meisterung, die Amerika für das Weltarbeitsproblem, das es entscheidend wie nie zuvor beeinflußt, finden muß.

>

b. Vueh
G. Vuetz:
Die wirtschafts-geographischen Verschiebungen
in Rußlanü.

Rußland gegenüber pflegte man, wie Hoetzsch es ausdrückt, von einem geographischen Erbteile Rußlands zu sprechen. Und man war hierzu vollauf berechtigt. Seit Rußland, von den Völkern Asiens befreit, eine neue staatliche Bildung vornahm, seit es sich zögernd, dann mit immer zugreifenderen Händen denr westlichen Kulturgute näherte, hat Rußland in den genau gezogenen Bahnen eine wirtschaftliche Entwickelung erlebt, die so unrückbar festgelegt schien, daß von einem geographischen Erbteile gesprochen werden konnte. Rußland vom Meere abgedrängt, mit Flüssen durchzogen, welche nur selten das freie Meer erreichten, konnte nur eine begrenzte Wirtschaftslinie zeigen. Das heißt Rußland schaffte sich einen Zentralpunkt seiner Wirtschaftsentwickelung und dehnte sich von hier aus dem Westen zu. Rußland konnte nicht wirtschaftsgeographische Wellenlinien ziehen, wie beispielsweise Deutschland, das seinen wirtschaftlichen Schwerpunkt in den Zeiten der Hansa nach dem Meere verlegte, seine östlichen Handelsplätze hierdurch verschob, um später nach dem Hansazeitalter die Städte zum händlerischen Zentralpunkte zu machen, um mit dem Markte in Mitteldeutschland seinen zentralen Handelspunkt zu finden. Im Handelsleben Deutschlands wie in jenem vieler europäischer Staaten haben alle geographischen einschneidenden Veränderungen eine entscheidende Handelsumgestaltung geographischer Natur hervorgerufen. Als der indische Landweg aufgegeben werden mußte, da der Seeweg zu seiner starken Konkurrenz wurde, sank der Handel des Ostens, nicht mehr von Asien gespeist, zusammen. Als der Rhein zum großen Verkehrswege wurde, sank mit der Minderung des Donauhandels der Wirtschaftsbereich der südlichen Mächte. Als der Suezkanal sich auftat, hub der emporschnellende Nordseehandel an, die Häfen der Ostsee matt zu setzen. Der Schwerpunkt des Wirtschaftslebens schob sich der Mitte und dem Westen zu. Rußland ist von keinem geographischen Ereignis berührt worden, es fuhr unermüdlich fort, seine Zentral-punkte Moskau und Petersburg zu entwickeln. Mochten Karawanenwege ein-gehen und der Meeresstraße Platz machen, mochten versumpfte Flüsse zu Verkehrs-adern werden, mochte die Wüste zum Wasserbande werden, mochten neue Staaten entdeckt, neue Wirtschaftskomplere sich in den Bereich des internationalen Handels-lebens schieben, Rußland blieb mit seinem Antlitz dem Westen zugewendet. Es machte auch hierbei nichts aus, daß Rußland sich in den Besitz neuer Gebiete brachte, größer als Staaten gleich Deutschland und Frankreich. Rußland gliederte diese seine neuen Erwerbungen seinem wirtschaftlichen Zentralpunkte an und machte sie dienstbar seinem Willen, dem Westen sich zuzuwenden und zwar der westlichen

G. Vuch die wirtschafts-geographischen
Mitte. Mit einigen Beispielen ist das Gesagte bereits zu belegen. Rußland hat die reichen und mächtigen Gebiete von Turkestan erworben. Keine Meere öffneten sich, Rußland nach Asien hin zu entwickeln, keine Handelsstraße mächtiger Flüsse gab Rußland die Möglichkeit oder führte Rußland zwangsweise Asien zu. Von Moskau aus wurde Turkestan entwickelt. Von Moskau aus liefen die Militär-bahnen nach Turkestan, von Turkestan aus ging die Baumwolle nach den russischen Tertilplätzen Moskau und Petersburg. Turkestan versorgte mit seinem Fleisch-reichtum den Markt von Moskau und bezahlte hiermit seine Fertigware an Maschinen und Tertilstoffen, die man von Moskau aus bezog. Rußland hat Turkestan an seine sibirische 'Bahnlinie angeschlossen, die den russischen Westhäfen zuläuft, Rußland verband den Handel Turkestans mit dem Verkehrswege der Wolga.
Kurz aller wirtschaftlicher Reichtum des neuen Gebietes floß in die alten Kanäle, berufen jene zu stärken. Das neue Gebiet selbst lernte in Zentralrußland, und nur eben hier, seinen Gebieter kennen. — Und weiter. Rußland hat in den letzten Iahrzehnten Sibirien entwickelt, es hat sich bemüht, dem Meere Asiens zuzustreben. Und der Erfolg? Unerbittlich zog die sibirische Bahn das asiatische Rußland wirtschaftlich nach Westen. Die Butter und die Eier aus Sibirien wurden in Riga verladen, Sibirien wurde die Kornkammer Zentralrußlands und das sibirische Steppenvieh ernährte die Handelsplätze Zentralrußlands. Wladiwostock wurde zum Einfuhrhafen Rußlands der Mitte, die großen Ausfuhrhäfen Rußlands blieben Riga und die Schwarzmeerhäfen. Rußland hat begonnen seinen Süden im Sinne einer modernen Wirtschaftskultur zu erschließen. Es gelang ihm, gestützt auf das verdienstwillige Auslandskapital, wie das Schlagwort es nennt, aus den Steppen Fabrikanlagen und Handelsplätze zu stampfen. Zugleich aber wußte Zentralrußland diese neuen Kulturgebiete vollkommen von sich abhängig zu machen. Die Metalle der Ukraine wurden in den Moskauer Maschinenfabriken verarbeitet, die Zuckerprodukte Südrußlands wußte eine geschickte Steuerpolitik Zentral-Rußlands dem großrussischen Markte zu erhalten. Die Milchprodukte der süd-russischen Viehwirtschaft gingen nach Petersburg. Der Süden blieb für Rußland Kolonialland. Als Kolonialland, wirtschaftsabhängig von Zentralrußland, blieben die Gebiete fest in den Händen der Mitte. Die Handelsplätze, die Kreditplätze, die Stätten der wirtschaftlichen Ausbildung waren nach wie vor unberührt die alten. Derkehrstechnisch war der Süden an Zentralrußland gebunden und damit Zentralrußland letztlich ausgeliefert. Wie sehr Zentralrußland das Rußland im wirtschaftlichen Sinne war, wie unendlich die Abhängigkeit zwischen Rußland und dem Süden, zeigte doch klar der Augenblick, in dem Südrußland sich anschickte, seine Selbständigkeit zu gewinnen. In diesem Augenblick fühlte man, wie schwer die Fesseln waren, die sich nun lösen wollten. Nachdem Großrußland seine Hand abzog, besaß man schlechterdings nur Möglichkeiten. Nur kommende Lebens-bedingungen.
Da Rußland seine gesamte Wirtschaftsentwickelung in den gleichen geographischen

Bahnen seit Iahrhunderten entwickelt hat, sind nicht nur alle Handelsgewohnheiten dem Westen zu eingespielt, sind nicht nur alle Träger des Handelslebens, die Kreditinstitute, die Börsen, die Ausbildungsstätten, die Organe des Zwischenhandels u. s. w. in Zentralrußland verankert gewesen, auch alle Verkehrswege haben sich nach diesem einen unverrückbaren Bilde entwickelt. Nur die Flüsse, welche der Weststraße zuliegen, sind entwickelt worden, um als Verkehrswege zu dienen, nur die Straßen sind Verkehrswege, die dem Zentrum zulaufen. Stapelplätze, Umschlagsplätze, Lagerplätze liegen an den Verkehrspunkten, welche einer Westentwickelung dienen. Das russische Zoll- und Kreditwesen war dem westlichen Gesichte angepaßt.

Für Deutschland war diese geographische Ständigkeit des russischen Wirtschaftslebens von einer einschneidenden Bedeutung! Bei weitem entscheidender, als dies dem Allgemeinsinn kenntlich ist! Da Rußland seit Iahrhunderten von seinem zentralen Mittelpunkte eine wirtschaftliche Bewegung nach dem Westen anstrebte, stieß es bei diesen emsigen Bemühungen ständig zunächst auf — deutsches Gebiet. Seine Häfen der Ostsee sind Geschwisterkinder der preußischen Häfen, Weichsel und Memel sind es nicht weniger. Im Durchgangsverkehre bedurfte man Deutschlands. Die Nähe Deutschlands wiederum mußte Rußland zum Lockmittel werden, seine Güter dem deutschen Wirtschaftsmarkte in erster Linie zuzuführen. Aus seiner geographischen Wirschaftsentwickelung heraus wurde Deutschland für Rußland das, was wir „den natürlichen" Markt Rußlands genannt haben. Da unverrückbar alle wirtschaftlichen Wege Rußlands dem Westen zugingen und hierbei auf Deutschland stießen, blieb Rußland der deutsche Markt auch dann als der „natürliche", wenn politische Mißstimmungen bestanden, selbst dann, als Rußland sich von französischem Gelde entwickeln ließ und einen Deutschenhaß betrieb, der seinesgleichen wie in Rußland zu finden nicht fähig wäre. Rußlands Politik, jene einer Zusammenziehung aller Randstaaten der zentralen Stätte zu, konnte seine Wirtschaftsentwickelung in keine anderen Bahnen leiten. Es konnte sein Gesicht nicht nach Asien wenden und es durfte den Süden nicht zu einem autonomen Wirtschaftszentrum neben der Mitte entwickeln. So blieb denn ständig die offene Rechnung Deutschland gegenüber, die man, wenn auch mit Widerwillen, so doch ununterbrochen beglich. Rußland hat sich bemüht, sich im Norden des Landes «in zweites Petersburg zu schaffen, um Zentralrußland die fatale Abhängigkeit von Deutschland finden zu lassen. Man gründete Alerandrowsk am Kolahafen und warf, von England heimlich unterstützt, eine Million Rubel — zum Fenster hinaus. Die Gründung erwies sich als eine Totgeburt. Deutschland blieb der einzige „natürliche Markt" Rußlands.

Wir haben den Weltkrieg erlebt und mit ihm die Auflösung des alten Rußlands. Desjenigen Rußlands, das Zentralrußland hieß, umgeben von den Kolonialstaaten, den Randländern, welche Rußland speisten. Derjenige Wille, diejenige harte Zentralgewalt, welche Großrußland zusammengepreßt, zusammengehalten

hatte, unwandelbar, im harten Zielbewußtsein! — Als Zentralrußland seine
Macht hergeben mußte, reckten die Randstaaten sich empor und begannen ihre
eigene Politik. Sie konnten diese eigene Politik um so eher zu treiben wagen,
als die Not des Weltkrieges Rußland gezwungen hatte, von seinem Prinzipe einer
Zentralisation nach der Mitte bereits abzugehen. Der Not und dem Zwange
gehorchend hat Rußland schon in der Dauer des Weltkrieges seine wirtschafts-
geographische Lage verschieben müssen. Allerdings hat Rußland damit gerechnet,
letzten Endes doch diese Verschiebung wieder dadurch auszugleichen, daß man die
eingegangene neue Entwickelung wieder in den alten Rahmen hineinpreßte,
das heißt, daß man die neuen Adern dem Pulsschlage der breiten alten Wirt-
schaftszentren zuführte und so die alte Abhängigkeit wieder herstellte. Unzweifel-
haft wäre diese Aufgabe einem siegreichen und nicht revolutionären Rußland
gelungen!
Was hatte sich an der wirtschaftsgeographischen Lage Rußlands verändert?
Zwei entscheidende Momente hatten sich gezeigt. Man hatte einen erfolgreichen
Schritt getan, die dominierende Stellung der Ostseehäfen Rußlands zu zerschlagen,
und man hatte damit begonnen, eine wirtschaftliche Autonomie des Südens in
die Wege zu leiten. Beides war nicht freiwillig geschehen, beides aber hatte den
Erfolg für sich, dessen der Zwang in seiner harten Unabänderlichkeit sicher ist.
Rußland mußte seine Heereslieferungen außerhalb des Gebietes der Einfuhr-
häfen der Ostsee empfangen. Rußland mußte seine Fertigfabrikate und Halbstoffe,
deren es bedurfte, mit einer eigenen Ausfuhr zu begleichen suchen, um finanziell
den Krieg überwinden zu können. Wenn nun auch Rußland die sibirische Bahn
und der Hafen von Archangelsk zur Verfügung standen, so hatte man hiermit nur
eine Teilhilfe. Archangelsk war nur kurzfristig dem Verkehre geöffnet, die sibirische
Bahn konnte nicht fähig sein, einer derartigen Überlastung standzuhalten. So
nahm man denn den alten Plan Wittes wieder auf und suchte die eisfreie Kolabucht
händldrisch nutzbar zu machen. Rußland erhi.lt mit dem Murmanhafen und der
Murmanbucht seinen eisfreien Nordhafen. Was einer freien Wirtschaft nie
gelungen wäre, der Zwang erreichte es!
Nun ist an und für sich der Murmanhafen von keiner entscheidenden Bedeutung.
Zweifellos würde der Hafen den Verkehr zu ungunsten Deutschlands beeinflußt
haben, doch nicht in der Weise, in welcher es hingestellt wird; der Transport ver-,
teuert sich gewaltig und macht die Ware dadurch weniger konkurrenzfähig,
die klimatischen Verhältnisse schließen eine Siedelungsbewegung, wie sie die
sibirische Bahn brachte und die Amurbahn bringt, fast vollständig aus, die Finanz-
und Handelslage ist nicht eine solche, daß die Bahn denjenigen Ausbau erfährt,
der notwendig ist, um sie in tatsächliche Konkurrenz mit den großen Schienen-
wegen Rußlands, die gen Westen laufen, zu stellen. Zentralrußland würde die
Murmanbahn dem Handelskreise Petersburgs dienstbar gemacht haben, dies-
würde eine erieute Stärkung des Petersburger Zentrums bedingt haben, und

hiervon hätte wiederum Deutschland seinen Nutzen gezogen. Anders heute! — Heute stellt sich Rußland in einem Zustande derartiger staatlicher Auflösung dar, daß man gezwungen ist, tatsächlich mit einer englisch-amerikanischen Herrschaft in dem Murmangebiete zu rechnen. Das heißt aber nichts anderes im wirtschaftlichen Sinne, als daß der Zustand des Zw.ma.es weitergeführt wird. Die händlerischen natürlichen Ausgleichsformen werden hiermit beseitigt und der Zwangsfaktor allein in Rechnung gestellt. Es liegt England wie Amerika alles daran, Rußland seines natürlichen, das heißt deutschen, Marktes zu entziehen. England «ie Amerika suchen eine geographische Verschiebung der wirtschaftlichen Zentralpunkte Rußlands, um sich derjenigen Früchte in Ruhe bedienen zu können, welche der Fleiß Deutschlands schuf. Auf diese Weise wird es dahin kommen, daß Rußland seinen Petersburger Markt in allen seinen weiten Ausdehnungsformen nach Norden wird verlegen müssen, wenn es Rußland nicht gelingt, sich eine selbständige staatliche Bewegungsfreiheit zu sichern. Hierauf können wir heute keinesfalls rechnen! Es ist ersichtlich, daß, wenn der Petersburger Handelskreis sich verschiebt, indem er seine geographische Lage verändert, die Tendenz des natürlichen Marktes eine entscheidende Schwächung erfährt. Und das ist tief bedenklich für unser Wirtschaftsleben!

Während hier nun mit noch nicht feststehenden Tatsachen gerechnet werden muß, während hier noch Möglichkeiten vorhanden sind, ist in der Frage des Südens heute schon eine Tatsache gegeben! Die wirtschaftliche Autonomie ist hier bereits errichtet worden. Wir können und sollen uns dem nicht verschließen, daß hier schwere Gefahren nahen, ganz dazu angetan, Rußland für uns nicht mehr als natürlichen Markt erscheinen zu lassen. Wirbrauchen aber gerade dieses geographischen Zwangsmittels Rußland gegenüber, da in Rußland eine Stimmung gegen Deutschland vorhanden ist, welche dem freien händlerischen Willen keineswegs dienstlich ist. Andererseits gilt es auch in Deutschland wesentliche Hemmungen zu beseitigen, um in ein neues Wirtschaftsverhältnis zu Rußland zu gelangen. Die Zustände in Rußland werden auch für die nächste Zukunft wenig ermutigend für einen deutschen Kaufmann sein. Eingeengt, tausendfach gehemmt, aber sind wir in Deutschland nicht in der Lage, uns neue Wirtschaftswege zu suchen. Uns bleibt Rußland der — natürliche Markt. Wir müssen seine Wiedererlangung anstreben, unserer zukünftigen Versorgung und unseres Absatzes halber. Das stellt leider eine Tatsache dar!

Inwieweit hat die Errichtung einer südlichen Wirtschaftsautonomie begonnen und welche Wirkungen zeitigt sie für Rußland und damit auch für uns? — Zentralrußland, in einen furchtbaren Krieg verwickelt, nur unvollkommen mit den fremden Märkten in Verbindung, mußte mit allen Mitteln eine Entwickelung seines eigenen Marktes anstreben. Wo immer eine Produktion sich vermehren ließ, mußte sie ohne jede andere Rücksicht vermehrt werden! Da im Süden schon landwirtschaftliche Güter ruhten, welche nutzbar zu machen waren, da die Eisenindustrie des Südens

stark entwickelungsfähig war, da der Süden seine Petroleumschätze aufwies, sind die Banken Petersburgs und Moskaus die Kriegsjahre hindurch mit Millionen Kapitalien in die südliche Industrie hineingegangen, haben ihr wirtschaftliches Schwergewicht nach dem Süden verlegt! Den Organen des Zwischenhandels sind die Banken gefolgt, die durch die Kriegskonjunktur entstandene Gründer-Periode im Süden Rußlands tat ein übriges, das Schwergewicht des Südens zu erhöhen, denn der Konjunkturverdienst zieht seine weiten Kreise nach sich. Als Südrußland kann hierbei nicht nur das Gebiet der heutigen Ukraine bezeichnet werden, auch die wirtschaftliche Bedeutung des Kaukasus und seines Hinterlandes ist in ein Stadium zuvor nicht erfahrener Bedeutung getreten. WennauchdieNaphtha-gebiete Rußlands stets ihre Wichtigkeit hatten, die kaukasischen Gebiete geradesind von Zentralrußland ausgesprochen als Kolonialland angesprochen und demnach wirtschaftlich behandelt worden. Der Krieg brachte es mit sich, daß die Hauptfinanzierung die Schwerindustrie, die Kohlenindustrie und die Nahrungsmittelindustrie bedurfte. Da Südrußland hier die Träger dieser Industriegruppen ausmacht, ist der Kapital» zustrom Rußlands dem Süden ganz naturgemäß zugeflossen. Dieser an sich natürliche Kapitalzustrom wurde schon aus dem Grunde vermehrt, weil Südrußland von russischem Kapitale entblößt war. In Südrußland hatte das ausländische Kapital und die private Handelsfirma vorgeherrscht. Für das ausländische Kapital mußte ein Ersatz geschaffen werden, die kapitalbeschränkte private Handelsfirma, welche den Anforderungen des Krieges keineswegs gewachsen war, mußte durch die kapitalkräftige Aktiengesellschaft ersetzt werden. So hat denn Rußland — um hier von dem Umfange der Bewegung ein Beispiel zu geben, — allein innerhalb des ersten Halbjahres 1917 im Bergbau 15 neue Unternehmungen mit einem Kapital von 56,8 Millionen Rubel gegründet und 16 Unternehmungen mit einem Kapitale von 43,7 Millionen Rubel umgewandelt. Innerhalb der Metallverarbeitung wurden 9 Unternehmungen mit einem Kapitale von 17,8 Millionen Rubel neu gegründet und 16 mit einem Kapitale von 45,2 Millionen Rubel umgewandelt. Innerhalb der Nahrungs- und Genußmittelindustrie wurden 5 neue Unternehmungen mit einem Kapitale von 9,9 Millionen Rubel gegründet und 12 Unternehmungen mit einem Kapitale von 42F Millionen Rubel umgewandelt. (Nach der Torg. Prog. Gaseta vom 13/26. 10. 17). Wie die zentralrussischen Banken sich hierbei beteiligten, zeigt folgende Stichprobe. Die Bürgschaft für neue Aktienmissionen nur innerhalb des Kohlenbergbaues übernehmen die Handels- und Transportbank für die Donez-Kohlenbergwerkgesellschaft, die Internationale Handelsbank für die Kosnezkn-Kohlengesellschaft, die Petersburger Privat-Kommerz-Bank für die Lokowo-Thrustal-Bergwerke, ebenfalls die gleiche Bank für die Gruschewer Anthrazit-Gesellschaft.

Infolge der Revolution haben die Zustände infoweit noch eine starke Erweiterung erfahren, als dem freiwilligen Kapitalabflusse nach dem Süden ein zwangsweiser Kapitalabstrom folgte. Infolg« des Bolschewismus in Zentral-

rußland mit seinen erschreckenden finanziellen Folgen flüchtete das Großkapital nach dem von dem Bolschewismus noch nicht erfaßten Südrußland. Die in Zentralrußland verkündete „Nationalisierung der Banken" zwang das russische Großkapital, sich ein neues Tätigkeitsfeld zu suchen. Man ging mit seinem Kapital nach Südrußland. Diese Bewegung erfuhr durch die Maßnahmen der Entente eine neue Belebung. Die Entente, das heißt Amerika und England, trachten danach, die hohen wirtschaftlichen Werte Südrußlands — das Petroleum, das Eisen, die Baumwolle, den Zucker, den Weizen — in ihre Abhängigkeit zu bringen. Sie erschließen neue groß angelegte Produktionsmöglichkeiten und geben dem russischen Kapitale so reiche Möglichkeiten, sich finanziell zu beteiligen. Die Ukraine, die Krim das Kubangebiet und Turkestan sind ständig zu neuen Finanzoperationsgebieten zentralrussischer Kapitalien geworden. Zu nennen sind hier insbesondere die Firmen Smirnow, Rjabuschinsky, Nobel. Die Moskauer Maschinenindustrie hat heute schon eine überlegene Konkurrenz im Süden erhalten. Die Montanwerke des Urals sind geschlagen durch die Donez-Schwerindustrie.
Hierzu kommt noch der Plan Englands. England will eine Verbindung: Schwarzmeer—Persischer Golf—Indien herstellen, als Gegenstück zu dem Plane Kairo—Kalkutta. Die Bahnpolitik, welche Frankreich von Syrien aus treibt, die Hlrbeit Englands und Amerikas in Turkestan und im Kaukasus ermöglichen den Plan auszuführen. Die Bahnlinien in Kleinasien, die, heute schon durch deutsche Arbeit fertiggestellt sind oder im Plane bestehen, ermöglichen ein schnelles Arbeiten, die Verbindung ist eine leicht herzustellende und vollzieht sich auf die folgende Weise. Die deu^tsch-anatolische Bahn wird von Angora nach Diarbekir geführt. Hier beginnt die Schiffbarkeit des Tigris und der Wasserweg steht offen. Durch eine Bahnstrecke von Diarbekir nach El Helif kommt ein Anschluß an die'Bagdadbahn. So ist eine doppelte Verbindung mit dem Persischen Golf hergestellt. Sie findet eine Erweiterung durch eine Linie von Trapezunt nach Charput über Pekeridj und eine weitere durch die Linie Semboli—Sivas—Charput. — Das Eindringen großer Kapitalien nach Südrußland, das Emporblühen mächtiger Industrien infolge der riesigen Mengen an Rohstoffen — die Mächtigkeit der kaukasischen Petroleumquellen ist bekannt, an Manganerzen hat der Kaukasus eine Hauptweltausbeute, die Baumwolle in Turkestan und Kaukasien wird Amerika Konkurrenz bieten — die emsige Arbeit Englands, seine Willenskraft und seine technisch-kaufmännischen Kenntnisse sind geeignet, hier volle Arbeit zu leisten!
Zentralrußland ist industriell vernichtet, kapitalistisch ruiniert, politisch unmöglich. Die Nordhäfen Rußlands werden die Stelle der Nordwesthäfen einnehmen. Die Banken, die Industrieunternehmerschaft, die gelernte Arbeitskraft, Ingenieure, Techniker, sind nach Südrußland abgewandert. England will sich in diesem seinem „neuen Vorland Indiens" festsetzen. Es will sich durch Südrußland Arabien und Persien sichern, die Zentralrußland Iahr um Iahr mehr bedrohte. England will die Verschiebung der russischen Wirtschaftskultur, um Deutschland schwer zu

treffen. Zentralrußland stieß in seinen Strömen, seinen Hafen auf Deutschland zu. Südrußland mündet mit seinen Wegen dem Mittelmeere, den indischen Meeren zu. Das Schwarze Meer ist kein Meer, das Deutschland zum „natürlichen Markte" Rußlands erhebt. Hinzu kommt, daß man auch die Donau dem Einflusse Deutschlands entzieht. Den Dardanellen zu nach Süden, dem Persischen Golfe zu, wird England Rußlands Handelswege leiten. Polen, vorgelagert vor den deutschen Markt, wird Rußland noch williger dem Süden zuleiten. Das russische Gesicht gen Westen ist nach Süden und nach Norden gewendet worden. Die Frachten der Sibirischen Bahn werden nach dem Süden abgeleitet, gehen zu dem Industriezentrum des Schwarzen Meeres oder nach Norden zur Murmanbahn. Ein Teil des Handels wird von Iapan nach Osten hingezogen.

Diesen Tatsachen können wir uns heute leider nicht mehr verschließen. Das, was wir als ein geographisches Erbteil Rußlands uns anzusehen gewohnt haben, ist gewaltsam umgestaltet. Oder in der Umgestaltung begriffen. Bei diesen Vorgängen spielt aber der Süden eine weit entscheidendere Rolle als der Norden. Schon weil der Süden ganz andere Möglichkeiten bietet und auch hinsichtlich der räumlichen Ausgestaltung ganz andere Möglichkeiten zu zeitigen vermag. Die Tendenz des natürlichen, weil geographisch unweigerlich bedingten Marktes hat Rußland für Deutschland verloren. Eine geschickte Politik und eine geeignete und weitgehende Finanzkraft könnte zu einem Zwange werden, Rußland zu einem Teile wieder in seine alten Bahnen umzulenken. Hierzu werden wir bei den ebenso wirren politischen Verhältnissen wie trüben finanziellen Verhältnissen innerhalb Deutschlands wohl nicht in der Lage sein, und so wird denn die wirtschaftsgeographische Veränderung in Rußland ihren von uns ungehemmten und schwer schädigenden Lauf nehmen!

Hans wilüe:

Veziehungen von Kapital zur Krbeitskraft.

Einleitung:

„Ein Nationalgefühl, das die Angehörigen des eigenen Volkes nach Wert-Nassen sondert, entbehrt der vollerr Aufrichtigkeit".

Dieses Wort PaulRohrbachsin seinem Werke „Der deutsche Gedanke in der Welt" möchte ich an den Ausgangspunkt meiner Betrachtungen stellen, die sich mit den Beziehungen des Kapitales zur Arbeitskraft in einem auf Dreiteilung aufgebauten Reichsgefüge auseinanderzusetzen haben. Denn in diesem Worte liegt der Standpunkt, den allein wir einnehmen müssen, wollen wir einen,

der heutigen Wirklichkeit entsprechenden Zusammenschluß dessen finden, was diese beiden Begriffe in sich schließen.
Vollkommenes Freimachen von allen Klassen-, Standes- und Parteiunterschieden ist Grundbedingung einer wirklichkeitsgemäßen Betrachtung über die Beziehungen von Kapital zur Arbeitskraft, deshalb, weil kein Mensch das begründete Recht haben kann, den Vertreter der Arbeitskraft geringer einzuschätzen als einen solchen des Kapitales. Denn bei wirklicher Nberlegung kann es keinen Maßstab zur Werteinschätzung geben. Beide Kategorien sind notwendig in einem Reichsgefüge, beide sind nicht um ihrer selbst willen da, sondern um der Allgemeinheit willen. Eine Wertschätzung der Glieder eines Volkes hat nur einzig und allein Berechtigung, wenn man den geistigen Maßstab anlegt und die Höhe von Individualität zu Individualität nicht in ihren Beziehungen zu einander, sondern zum ganzen Weltwerden ins Auge faßt. —
Dieser einzig mögliche Standpunkt der Unterschiedslosigkeit soll uns leiten bei der Betrachtung der Beziehungen des Kapitales zur Arbeitskraft.

I.Kapital:

Ein Vergleich der ursprünglichen Verwendung des Geldes mit der heutigen zeigt uns, daß das Geld — ursprünglich bestimmt im Verkehr als Ausgleichungsmittel von Leistung und Gegenleistung — einen Charakter angenommen hat, den wir heute am krassesten ausgestaltet sehen in Macht- und Rechtwirkungen, die sich die Besitzenden desselben zuerkennen, die es dann verstanden haben, Geld seines eigentlichen Charakters zu entheben und es in den Dienst ihres Selbstzweckes zu stellen. Damit ging Hand in Hand das Streben nach Schaffung von Geldzentren, nach Kapitalbildung im weiteren Sinne.
„Wer für sich arbeitet, muß dem Egoismus verfallen".
Dieses einer wirklichen Lebensbeobachtung entnommene Wort hat sich dann auch in radikalster Weise verwirklicht. Der Egoismus zog ein und brachte dieschädlichenWirkungen der Kapitalbildung unter dem Einfluß eines materialistisch-egoistisch orientierten Zeitalters. Das Tauschmittel „Geld" wurde seines Charakters: den Menschen eine Erleichterung im Verfolg ihrer Lebensnotwendigkeiten zu sein, enthoben dadurch, daß es durch Ansammlung zum Kapital seine Machtstellung dokumentierte, die sich Rechte anmaßte zum Schaden derer, die nicht die Möglichkeit gehabt hatten, Kapital anzusammeln. Die Gründe hierfür liegen in einer nur auf das Äußere gerichteten Lebensführung der Menschheit, wie sie in den letzten Iahrhunderten sich heranentwickelte durch die Ideen einer „materialistisch" orientierten Lebensauffassung. D i e Ansicht wurde die herrschende, daß: Geldbesitzen notwendigerweise eine Vormachtstellung bedingte der Befitzenden über die Besitzlosen, das Anrecht gab auf Güter, die wirklich nicht um

einer Kaste willen da waren, da sein konnten, sondern um der Gesamtheit zu dienen. Und was noch eine weit schädlichere Wirkung war, ist der Umstand, daß sich die Besitzenden das Recht zuerkannten, zu, bestimmen über die freie geistige Entwicklung der Individualitäten.
So lassen sich die so verheerend gewordenen Klassenunterschiede zurückführen auf die unrechtmäßige Aneignung von Macht- und Rechtsvorteilen der Besitzenden des Geldes.
Eine logische Folgeerscheinung ist nun der Umstand, daß die Besitzenden, um ungehinderter ihre Zwecke verfolgen zu können, es verstanden haben, auch die äußere Macht an sich zu reißen, d. h. Vertreter aus ihren Reihen in die Regierungsstellen zu entsenden, die dann in ihrem Sinne die Beziehungen von Kapital zur Arbeitskraft festlegten, die Beziehungen von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer. Und wiederum ist es nur ein Akt der Konsequenz, wenn nunmehr Regelungen getroffen wurden, die es dem Kapital ermöglichten, sich vorteilhaft zu vermehren, wenn Maßnahmen ergriffen wurden, die einen möglichst groß«n Mehrwert für den Unternehmer resultieren ließen, der dem egoistischen Streben der Kapitalinhaber frommte. Dieser Mehrwert, dieser Überschuß, der zum Teil aus dem Mißverhältnis von Arbeitleiter zu Arbeitleister resultierte, ermöglichte dem Kapital eine Lebensführung, die nichts wissen wollte von Aufgaben des Einzelnen an die Allgemeinheit, die es aber verstand, in jeder Weise Vorteil zu ziehen aus der Allgemeinheit. Und einen gewaltigen Vorteil zog das Kapital aus der Arbeitskraft dadurch, daß es das Produkt ihrer beiderseitigen Betätigung: die Ware, ganz für sich beanspruchte, den Arbeiter nicht teilnehmen ließ an dem Erlös der Ware, sondern die Arbeitskraft, unabhängig von dem Erlös der Ware, nach seinem Interesse bewertete und entlohnte. Was Wunder, wenn bei einer solchen aus dem Nichts gegriffenen Anmaßung der freien Verfügung über die Arbeitskraft der mit der Entwicklung fortgeschrittene, jetzt selbständig denkende Vertreter der Arbeitskraft einen maßlosen Haß gegen das Kapital durch die Iahre hindurch aufgespeichert hat, in dem einzig und allein er mit Recht seinen Bedrücker sieht? Was Wunder, wenn das Proletariat heute, wo ihm die Aussicht geworden ist, sich dieser Fessel zu entledigen, dieses Ziel mit aller Macht verfolgt? Verfolgt auf dem Gebiete, auf dem sich ihm diese Ubelstände aufgelegt haben: im Wirtschaftsleben, durch radikale Überführung des Privatbesitzes in Allgemeinbesitz? Das Kapital, erlebt damit nur die logische Konsequenz des Proletariats, da es selbst nicht verstanden hat, sich unabhängig vom Wirtschaftsprozeß in ein Verhältnis zu der Arbeitskraft zu setzen. Es erlebt in den Forderungen der Träger der Arbeitskraft seine von ihm begründete grandiose Verquickung von Rechts- und Wirtschaftsleben, in die der Egoismus die Kapitalisten kurzsichtig geleitet hat. Die Wirkungen der durch die letzten Iahrhunderte gelegten Ursachen schlagen jetzt auf die Träger des Kapitales zurück.
Diese Tatsachen liegen vor und Pflicht eines jeden, der nicht abgestumpft

Veziehungen von Kapital zur Arbeitskraft Hans Wilöe
ist durch die erschütternden Ereignisse der letzten Zeit, sollte es sein, nach einer
Lösung etwa folgender Frage zu streben: „Wie muß eingegriffen
werden, um Geld oder im weiteren Sinne Kapital wirk-
lichkeitsgemäß zu verwenden?"
Zur Lösung können, wir aus Steiners Ideen heraus etwa sagen: Geld
wird im Wirtschaftsorganismus immer kreisen, und soweit der Rechts- und der
kulturelle Organismus in ihn hineinspielen, auch in diesen beiden, aber seinem
Charakter nach wird Geld zunächst nur noch dazu verwandt werden: Gegen-
wert für ein Produkt, eine Ware zu sein, deren Wert sich bemißt nach der Na -
turgrundlage und der angewandten Arbeitskraft. Es wird zu-
nächst ganz in das Wirtschaftsleben bezogen so, daß es nur als eine Anweisung
auf solche Waren gilt, die ich selbst nicht produziere, die ich aber zu meinem Lebens-
unterhalte brauche und auf die ich ein Anrecht habe, weil ich auf anderen Gebieten
Waren erzeuge, die für die Allgemeinheit Lebensnotwendigkeiten sind. Geld-
besitzen für einen körperlich gesunden, normalen Menschen wird gleichbe-
deutend mit Arbeitgeleistethaben, mit Tätiggewesensein
im Gesamtorganismus für die Allgemeinheit. Die Bewertung der Arbeits-
leistung im Wirtschaftsorganismus für die Allgemeinheit, sei es nun als Leiter
oder Leister, wird nach sozialen Gesichtspunkten, nach dem Verhältnis von Mensch
zu Mensch vom Rechtsstaate geregelt. Diese Arbeit, die damit die Vertreter
des Rechtsparlamentes für die Allgemeinheit leisten, gibt ihnen Anrecht aufGeld
als Gegenwert. So gibt das Wirtschaftsleben das im Rechtsstaate er-
forderliche Geld zur Unterhaltung des lebendigen Organismus, sowie zur An-
schaffung und Erhaltung der Einrichtungen desselben ab. Es wird ein zwar an
sich vollkommen getrenntes, aber im ganzen Staatsgefüge sich ergänzendes In-
einandergreifen von Wirtschaftsleben, dem Arbeitsfelde des Geldes,
und Rechtsstaat, dem Organisator des Verhältnisses, in das das Geld zu
den Menschen und zum Wirken im gesunden Organismus gesetzt wird. Die Grund-
lagen zur praktischen Durchführung des Wirtschaftsorganismus in den einzelnen
Betrieben im Sinne einer größtmöglichsten Zweckmäßigkeit wird derselbe immer
nur erhalten aus dem kulturellen Gebiete, das für den Wirtschafts-
organismus, für den Rechtsstaat und sich selbst die erforderlichen Arbeitskräfte,
sowohl Leiter wie Leister heranbildet. Somit leistet das kulturelle Leben Arbeit,
die Anspruch auf Entlohnung, auf Geld hat, das es als Lebensnotwendigkeit
braucht, um der Allgemeinheit dienen zu können mit Heranbildung: der erforder-
lichen Arbeitleiter, wie -leister. Dieses Geld als Gegenwert für geleistete Arbeit
wird nach Festsetzungen des Rechtsstaates an den Rechtsstaat abfließen, erhoben
muß es aber werden aus dem Wirtschaftsleben.
Mächen wir uns diese vorerst theoretisch dargestellten Ausführungen an
einem Beispiele für die wirkliche Durchführung klar. Nehmen wir eine Kohlen-
gru b e: Der Unternehmer als Leiter des Werkes benötigt ein bestimmtes Kapital

in effektivem Gelde und in Merkanlagen, z. B. 3 Millionen. Dieses Betriebs-
kapital wird ihm vom Rechtsstaat zuerkannt. Das Werk produziert nun und
läßt die Ware „Kohle" abfließen an die Verbraucher gegen Geld, und zwar wird
sich der Wert derselben berechnen: nach den erforderlichen Kosten, das ist Arbeits-
leistung sämtlicher am Werk tätigen Menschen und nach der Amortisation, nach
der Abnutzung der Maschinen und Werkanlagen. Es sollen nun dem Werk in einem
Jahre an Einnahmen zufließen: 10 Millionen. Davon sind 7 Millionen
an die Arbeitskraft, Leiter wie Leister, körperlich wie geistig Arbeitende der Grube
als Entlohnung notwendig in Vollstreckung der vom Rechtsparlament aufgestellten
Grundsätze. Eine halbe Million wird für erforderlich als Ab s ch r e i b ung
gehalten für Abnutzung der Werkanlagen. Dann kommen die Abgaben an den Rechts-
Staat, Abgaben, die nach Art der heutigen Besteuenmg wiederum erhoben werden
konnten. Eine halbe Millio nmuß an denRechtsstaat fließen, zur Unterhaltung
der nicht mehr oder noch nicht arbeitsfähigen Menschen, wie: Kinder, Alters-
schwache, Kranke, Krüppel u. s. w. Diese Abgabe würde den heutigen Invaliditäts-,
Kranken- und Rentenabgaben entsprechen. Eine halbe Million schuldet
die Grube dem Rechtsstaat, weil derselbe das Verhältnis der Menschen unter-
einander, innerhalb dieses Betriebes geregelt hat. Eine halbe Million
wäre abzuführen an den Rechtsstaat für den Kulturstaat, deshalb, weil der kul-
turelle Organismus der Grube die für sie erforderlichen Mitarbeiter sämtlicher
Fähigkeiten herangebildet und zugestellt hat. Diese Abgabe würde sich mit der
beutigen Schulsteuer etwa decken. Der Restbetrag von einer Million ist
Mehrwert, ist Wert, den die „Kohle" durch die Konjunktur, durch günstiges,
zweckentsprechendes Ausnutzen aller Betriebsvorteile gemacht hat. Früher floß
er in die Taschen der Unternehmer, sofern sie es nicht vorzogen, ihn zu Neubauten
zu verwenden, um einige Zeit später prozentual einen weit größeren Mehrgewinn
für sich zu erzielen. Auch jetzt wird es Aufgabe der Betriebsleitung sein, zu erwägen,
ob Verwendung des Mehrwertes zur Vergrößerung des Werkes zweckentsprechend
ist, wenn nicht, so wird der Wirtschaftsorganismus zu entscheiden haben, ob der
Mehrwert benutzt werden soll zur Unterstützung schwerer belasteter Betriebe,
z. B. solcher, die produzieren müssen, um der Allgemeinheit willen, die aber selbst
nicht die Unkosten herauswirtschaften. Dies werden vornehmlich Fabrikations-
stätten solcher Artikel sein, die das Reich notwendig erportieren muß, um lebens-
notwendige Importartikel hereinzubekommen. Ferner kann der Mehrwert benutzt
werden zur Erfüllung von Forderungen aus der Allgemeinheit oder, was besonders
in unserer harten Zeit besonders in Frage kommen wird, zur Aufbesserung des
Gesamtorganismus auf allen Gebieten. — Würde innerhalb des Wirtschafts-
organismus keine Nutzanwendung für den Mehrwert vorliegen, so würde derselbe
an den Rechtsstaat abfließen, der ihn zum Wohle der Allgemeinheit verwenden
würde.
Bei einer solchen Organisation ist von eminenter Wichtigkeit, den Umstand

ms Auge zu saßen, daß Geld sich nicht mehr durch sich selbst vermehren wird, daß Geld sich nicht mehr in der üblichen Weise verzinsen wird. Denn heute war es ein Mittel Geld zu produzieren dadurch, daß man es stilliegen ließ, durch zinslich angelegtes Kapital. Im Reichsorganismus im Sinne dieser Darlegungen wird jegliche Menschenarbeit verwandt, auch jegliches Kapital. Es wird auch nicht mehr möglich sein, Spekulation! ware herzustellen, denn es werden die Waren nur nach Maßgabe der Nachfragen, nur nach dem Bedürfnis produziert werden. Man wird Menschenarbeit und Kapital zweckmäßiger verwenden, als um Artikel überzuproduzieren, für die nicht so viel Bedürfnis oder gar keines vorliegt, die jetzt nur aus spekulativen Gründen auf den Markt gebracht werden, nur um die Konkurrenz zu schärfen,' -^ einer der Hauptübelstände der Mißwirtschaft des Kapitals im heutigen Reichsgefüge.
So können wir nunmehr die Konsequenzen unserer Darlegungen ziehen und uns fragen: Haben wir mit einem solchen Reichsgebilde etwas gewonnen und was? Ist das Wirken des Kapitales in einem sozialen Organismus unter dem Einfluß eines dreigeteilten vom Geistigen orientierten Reichsgefüges einGünstiges? und worin drückt sichdas aus? Der geistige, der kulturelle Organismus hat dafür zu sorgen, daß alle Fähigkeiten ausgebildet werden einerseits und daß sie Verwendung finden andererseits. Er schickt dem Wirtschaftsorganismus die erforderlichen Arbeitgeber wie -nehmer. Nicht mehr wird die alte Kapitalsver-erbungsunsitte statthaben, sondern das Kapital muß die individuellen Fähigkeiten in die Erscheinung treten lassen. Der Geisti g-B erufene wird eine berufene Tätigkeit bekommen, nicht mehr der „Sohn reicher Eltern". Worauf hier heute nur andeutungsweise hingewiesen werden soll, ist die Tatsache, daß selbstver-ständlich im kulturellen Organismus Einrichtungen geschaffen werden müssen, die es möglich machen, jede geistige Fähigkeit, die sich regt, auszubilden, der Menschheit nutzbar werden zu lassen durch einsichtsvolle Hege und Pflege. „Freie Bahn dem Tüchtige n", eine wichtige Sehnsucht des Proletariers, wird somit erfüllt. Das Feld der Arbeitsbetätigung für den Einzelnen wird zu-künftig einzig und allein abhängig gemacht werden müssen von der individuellen Größe des einzelnen Menschen. Diese Geistnatur in jedem Menschen muß in der Iugend eine ihm entsprechende Schul- und Bildungsstufe durchmachen und darf keinesfalls später sich selbst überlassen und so dem Leben gegenübergestellt werden. Die Geistnatur muß im Menschen durch das ganze Leben hindurch wach gehalten werden, auch beim einfachen Arbeiter. Geistige Anteilnahme müßte jedem Menschen werden an dem Wirken des Kapitales außerhalb und innerhalb des eigenen Betriebes. Klarlegung der Geschäftsbilanzen, der Warenkonjunktur, der abgeschlossenen, anzubahnenden und beabsichtigten Geschäfte u. s. w. sind notwendige Auf-Närungserfordernisse. Daraus wird ein Vertrauen von Arbeitnehmer zu Arbeit-geber resultieren, das heute vollkommen entschwunden ist, und der Arbeitnehmer

wird zu folgender Einsicht kommen: Wenn ich gut und schnell arbeite, also nicht faulenze, werde ich der Allgemeinheit weniger Unkosten machen, wird aus meinem Betriebe mehr Überschuß abfließen, der mir wieder zugute kommt. Er wird auch erkennen, daß er selbst einsehen kann, wie lange er arbeiten muß, denn z. B. wird ihm zu Zeiten klargelegt, welche Überschüsse im ganzen Wirtschaftsorganismus erzielt worden sind, so wird er ermessen können, ob eine Arbeitsverkürzung noch möglich ist oder sogar eine Verlängerung bei schlechten Abschlüssen erforderlich ist. Auch würden die einzelnen Arbeiter sich selbst gewissermaßen beaufsichtigen und einen Menschen, der seine Pflicht nicht tut, zum eifrigeren Arbeiten anhalten, denn sie würden erkennen, daß er faulenzt auf ihre Kosten. Die Arbeitskraft kontrolliert sich von selbst. Dem Arbeitsleiter wird die Leitung und freie Verwaltung des Betriebes wie des Betriebskapitales übergeben und seine Betätigung wird darin liegen, so zu wirtschaften, daß möglichst Werte für die Allgemeinheit geschaffen werden. Glaubt nun die heutige Unternehmerkaste zum Herdenvieh, zum Bureaukraten im Sinne unserer heutigen Beamtenwirtschaft zu werden, die keine Impulse zum initiativen Schaffen mehr loslösen kann, so wird sie gehen müssen und Platz machen müssen den Menschen, die nicht stupide gemacht durch den ererbten Geldbeutel des Vaters, sondern die gelernt haben, dem Leben Anreize zum Schaffen aus eigener Initiative abzuringen, indem sie ganz selbstverständlich sich als Diener der Allgemeinheit zu betrachten gelernt haben.

So wird das Kapital frei weiterschaffen unter freier Leitung des Leiters und unter diesem Ausblick wird sich ergeben, daß da die Auswirkung eines Teiles des geistigen Lebens statt hat. Die Verwaltung des Kapitals wird nach wie vor in die freie Initiative des Leiters gelegt sein, aber sie wird die Hinordnung auf die Wirksamkeit im Dienste der Allgemeinheit haben. — Damit ist auch eine soziale Reform durchgeführt, die aber das radikale Eitrem: Überführung des Privateigentums in Gemeineigentum ablehnt, die nicht die Kapitalgrundlage ausschaltet, sondem sie zweckentsprechend in den sozialen Organismus einfügt.

Eine Möglichkeit bleibt jedoch noch offen zu erwägen: Es kann der Arbeitgeber oder auch irgend ein Glied der Arbeitnehmer in seinen Mußestunden u. s. w. durch besondere individuelle Fähigkeiten etwas schaffen, was als Neuerung vielleicht innerhalb des eigenen Betriebes, vielleicht irgendwo sonst der Allgemeinheit von großem Vorteil sein kann. Solche Neuerungen, solche Erfindungen müssen ihre Entlohnung bekommen genau wie jede Arbeitsleistung. Und hierin liegt die Möglichkeit für jeden, aus freier Initiative sich Privatkapital wiederum zu sammeln, das ihm als Nebenverdienst gewissermaßen verbleibt. Bestimmt aber ist es wiederum für die Allgemeinheit. Aufgabe der geistigen Organisation wird es nun sein müssen, Gesetze zu erlassen, dahin gehend, wohin das Privatkapital beim Ableben des Inhabers für die Allgemeinheit abfließt, sofern Verfügungen in diesem Sinne nicht von dem Abgeschiedenen selbst getroffen sind.

Mit solchen Reformen wird keineswegs der freien Initiative die Schaffens-

freudigkeit genommen, sondern im Gegenteil das Wetteifern auf geistiger Basis
angefacht, aber nicht unter Ausschluß des Arbeitsleisters, dem in demselben Maße
dieses Feld der freien Betätigung offen steht.
So können wir mit Rückblick auf die erkannten Übelstände der Verwendung
des Kapitales im bisherigen Staatsgefüge die Quintessenz ziehen und sagen: in
einem sozialen Reichsgefüge auf Grundlage der Drei-Gliederung ist
das Kapital der Initiative des einzelnen überlassen und trägt Früchte für
die Allgemeinheit, deren Glieder sich selbständig nach Maßgabe ihrer individuellen
Fähigkeiten in diesen Organismus einreihen.
II. Arbeitskraft:
Nunmehr wollen wir sehen, wie sich uns das Bild eines drei-geteilten Orga-
nismus abrundet, wenn wir in demselben Sinne die Arbeitskraft, ihre
bisherige willkürliche Anwendung und ihre den Zeit-
forderungen entsprechende ins Auge fassen.
Unzweifelhaft hat das Zeitalter der modernen Technik und des Kapitalismus
seine eminenten Vorteile im Entwicklungswege der Menschheit gehabt, aber genau,
wie dieses Zeitalter ein früheres abgelöst hat, wird es jetzt der Menschheit klar
werden müssen, daß ein neues Zeitalter herantagt, ein Zeitalter, das seinen Vor-
gängern Rechnung trägt, indem es sich zu der wirklichkeitsgemäßen Erkenntnis
durchringen muß: Die Menschheit ist weiter gekommen, sie ist nicht mehr eine
Herde, die geführt werden muß von einigen Berufenen, sondern sie ist zum größten
Teil in ihren einzelnen Gliedern sich ihrer selbständigen Eristenzberechtigung
und damit ein jedes seiner Glieder sich seines Anspruches auf Menschenwürde
bewußt geworden, voll inhaltlich. Ichbewußtsein, Individualitätsbewußtsein
schreit nach Anerkennung seiner Menschenwürde. Eine andere Eingliederung
der Arbeitskraft in den sozialen Organismus muß statt haben. Visher kreiste sie
nur im Wirtschaftsleben und wurde dort behandelt, wie alle Waren^ gekauft und
verkauft nach Anfrage und Angebot und Qualität. Die Entlohnung der Arbeits-
kraft richtete sich aber nicht nach derQuantität des Hervorgebrachten, sondern
vorerst nach der Bewertung, die die Arbeitskraft erfuhr von Seiten des Unter-
nehmers. Im weiteren, und das kommt besonders für die Akkordarbeit in Frage,
richtete sie sich nach der Wirtschaftskonjunktur. Der Arbeiter, dessen physische
Leistungsfähigkeit meist nur gewünscht wurde, mußte sich ganz hingeben, mußte
sich ganz ausnutzen lassen, ohne daß er Anteil an seinem Erschaffenen bekam. Über
ihn wurde verfügt ohne Rücksicht, er wurde damit herabgewürdigt zu einer Ware.
Diese schädliche Anwendung der Arbeitskraft mußte
die Folgen zeitigen, die wir jetzt in den überspannten
Forderungen des Proletariats erleben. Denn unverkennbar
lag klar zu Tage: durch das vollkommene Ausnutzen der Arbeitskraft, durch die
Intensität der Beschäftigung und die im Hinblick auf Menschenwürde unbegründet

lange Dauer der Arbeitszeit lebt der Proletarier von der Wirtschaft schlecht und die Unternehmer gut. Ia, daß die Arbeitskraft den anderen Ständen erst die Möglichkeit gab, sich so, wie sie sich begründet haben, zu begründen. So sträubt sich mit vollem Recht das Proletariat dagegen, sich noch weiter mit seinem Können als Ware behandeln zu lassen, aber es zieht aus dem, was ihm geschehen ist, falsche Schlüsse zu seiner Besserung. Im Wirtschaftsorganismus hat es gelitten und schließt nun daraus, daß durch eine Neuorganisation des Wirtschaftslebens, durch radikale Sozialisierung auch seine Lage sich bessern wird. Darin liegt eine Verkennung dessen, daß es das Wirtschaftsleben immer nur mit Ware zu tun hai. Mag teilweise oder radikale Sozialisierung kommen, man wird immer Herren und Knechte, d. h. Wertklassen haben, die in keinem menschenwürdigen Verhältnis nebeneinander leben, sondern so, wie es der Willkür des Leitenden entspricht. Oder meint das Proletariat, wenn es durch das Machtmittel „S o z i - alisierung" die jetzt Leitenden sich zu Füßen gezwungen hat, daß es dann Gerechtigkeit und Menschenwürde walten lassen würde? Für einige Tausende würden die Rollen vertauscht werden und nach kurzer Zeit würden die neuen Herren, die neuen Leiter, in dem gefährlichen Fahrwasser der von ihnen gestürzten Machthaber segeln unter der Flagge „S t a a t", „K ommun e". Man sehe sich die schon sozialisierten Betriebe doch einmal an. Parteilichkeit und Uneinigkeit nach wie vor. Was der Proletarier mit solchen Forderungen will, ist ein Festlegen des Kapitales, aber der soziale Organismus ist in steter Entwicklung, es kann kein Erstarren geben. Es kann sich nicht darum bandeln, durch Übertragung des Kapitales auf den ganzen Volksorganismus mit Hilfe eines starren Eystemes: „Men- schenwürde" erstehen zu lassen, das wäre ein Erempel, ein Probestück, das man mit 70 Millionen Menschen nicht anstellen darf, weil die ganze Lebene- möglichkeit des Volkes dadurch in Frage gestellt werden könnte, sondern man muß die „Menschenwürde" für diejenigen, die die Arbeitskraft hergeben, ebenso begründen, wie man Würden überhaupt gewohnt ist zu begründen: durch eine richtige Behandlung und zweckentsprechende Ver- wendung der Arbeitskraft im sozialen Organismus.

Und da muß als erste Forderung stehen: Loslösung der Lohnfrage vom Wirtschaftsleben, Behandlung dieser Frage als reines Rechtsgeschäft ohne Rücksicht auf den Warenumlauf-, -erzeugung und -verbrauch. Die Arbeitskraft darf nicht sich selbst in ein Verhältnis setzen wollen zur Ware und darf nicht von einem Unternehmer in ein Verhältnis zu seinen Interessen gesetzt werden. In ein Verhältnis haben sich zu setzen: der ganze „M e n s ch" „Arbeite r", das menschliche Wesen „Arbeite r" zu den mit ibm lebenden Menschen. Abge- sondert vom Wirtschaftsleben muß die erforderliche Arbeitskraft demselben vom Rechtsstaate zur Verfügung gestellt werden. Von außen muß die Menschenarbeit dem Betriebsleben des Wirtschaftsorganismus zugeführt werden. Würde eine Sozialisierung stattbaben, im Sinne des Marrismus oder der beutigen

proletarischen Forderungen, so würden die Menschen wiederum, ohne in ein Verhältnis zu einander gesetzt zu werden, ohne Berücksichtigung der Würde des Einzelnen, der Willkür des vom Staate eingesetzten Leiters überlassen sein, — denn Leiter wird es immer geben müssen, — und zweitens würde jeder frei sein Verhältnis zu den Mitmenschen sich bestimmen. Es wird Freiheit im Wirtschaftsleben statthaben, eine Kalamität, die unser Wirtschaftsleben vollkommen untergraben muß.
Der Ziigellosigkeit, der Faulheit u. s. w. wären Tür und Tor geöffnet, denn notwendigerweise würde jeder sich das Maß der Ausnutzung seiner Arbeitskraft selbst in Freiheit setzen. Das Maß der Arbeitskraft ist aber bedingt durch das Verhältnis des Menschen zur Naturgrundlage und nicht durch das Verhältnis, in das sich jeder Mensch zu ihr selbst setzt, oder wie es bisher statthatte: durch das Verhältnis von Arbeitgeber zu-nehmer. Erst wenn die beiden Faktoren,die zusammen die wirtschaftlichen Werte schaffen: Arbeitskraft und Kapital nicht mehr der Willkür eines Einzelnen überlassen werden, sondern wenn sie in ein Rechtsverhältnis zu einander gesetzt werden, wobei einzig und allein die Naturgrundlage des Feldes ihrer Betätigung ausschlaggebend sein darf, erst dann kann der Arbeiter zum Bewußtsein seiner sozialen Lage kommen, kann seine Menschenwürde begründet werden, erst dann wird die Arbeitskraft nicht mehr für Selbstzwecke aufgebraucht werden und nach Abnutzung einfach ersetzt werden, sondern man wird mehr tun, als sie nur zur Gewinnung selbstisch verwandter Werte auszunutzen, man wird sie pflegen und erhalten, um ihrer selbst wollen, und das ist nur möglich, wenn man ihr so die ihr gebührende Menschenwürde verschafft.
Machen wir uns diese theoretischen Ausfülnungen über die rechlmäßige Eingliederung der Arbeitskraft in den sozialen Olgnnicmus wiederum klar an unserem Beispiele: der Kohlengrube. Bisher haben sich die Lohngewährungen richten müssen nach dem Angebot und der Nachfrage, nach dem Erzeugnis, in unserem Falle nach der Kohle und nach dem Angebot und nach der Nachfrage auf dem Arbeitsmartte. Würde die Grube schlecht konkurrieren können, so würde der Leiter erst auf die Löhne zu drücken versuchen, um billiger anbieten zu können, denn er brauchte sich ja nicht zu fragen, ob das gerecht und menschenwürdig gebandelt ist. Die Arbeitskraft verkauft sich ihm als Ware, also handelt er mit ihr, wie er beim Vertrieb seiner Kohle handelt. Und würde die Arbeitskraft sich ihr Verhältnis zur Kohle bestimmen, so würde sie den ganzen Erlös an sich reißen, würde ebenso selbstische Interessen verfolgen, wie die Kapitalisten es beute tun. — Im neuen sozialen Reiche im Sinne dieser Darlegungen produziert das Werk und die Entlohnung der Arbeitenden sämtlicher Fähigkeiten bleibt vollkommen unabhängig von dem Erlös der Ware „Kohle". Würde nun die Grube mit Verlust gearbeitet haben, was bedingt sein kann durch eine sich verschlechternde Naturgrundlage, durch die Konjunktur, durch Unglücksfälle u. s. w., so hat die

Entlohnung der Arbeitskraft nichts damit zu tun, sondern das Manko muß dann getragen werden von Betrieben mit Mehrwertsresultaten, wie wir das bereits vorher schon erwähnt haben. Die Art und Weise, in der ein derartiger Fall geregelt werden müßte, fällt vollkommen in das Wirtschaftsgebiet und wäre daher Sache des Wirtschaftsorganismus.

Wenn wir nunmehr die Quintessenz der: Stellung der Arbeitskraft zum Kapital in einem sozialen Organismus unter dem Einflusse eines dreigeteilten, vom Geistigen orientierten Reichsgefüges ziehen, so müssen wir sagen: Das Kapital muß zur freien Benutzung und Verwendung nach Maßgabe der individuellen Fähigkeiten dem Einzelnen überlassen bleiben. Es muß dem Kapital dadurch die Beweglichkeit erhalten bleiben, denn genau wie der K o p f die Gliedmaßen braucht, um die in ihm aufsteigenden Gedanken in die Tat umsetzen zu können, muß das geistige Haupt eines Betriebes, der Leiter, das Kapital frei verwalten können. Was aber nicht in seine Willkür und seine Nutznießung allein gelegt werden darf, ist die Verwendung dessen, was durch die Anregungen des Leiters das Kapital und die Arbeitskraft geschaffen haben, die Werte des Umsatzes, speziell der Mehrwert. Damit wird die Arbeitskraft in ein Verhältnis zum Kapital gesetzt, denn in dem Verhältnis, wie sie an der Erzeugung der Waren beteiligt gewesen ist, wird sie auch Anteil am Erlös der Ware haben. Nach Rechtsgrundsätzen wird dieser Anteil bestimmt werden und damit ist die Entlohnung, sind die Geldverhältnisse ganz von den Arbeitsverhältnissen gesondert, herausgehoben aus dem Wirtschaftsprozeß von Warenerzeugung, -umlauf, -verbrauch. Die Arbeitskraft gliedert sich nach ihren individuellen Fähigkeiten in den sozialen Organismus ein und erhält ihre Entlohnung nach Rechtsgrundsätzen.

Hierin liegt auch die Möglichkeit, die Forderung nach Austilgung der Klaffen unterschiede auf materieller Basis zu befriedigen, denn Arbeitskraft, der eine Pol, wird dem Kapital, dem anderen Pol, gegenübergestellt als ein ebenso notwendiger Faktor, über den man ebenso gerecht zu Rate sitzen muß, dem ebenso Anerkennung seiner Menschenwürde zuteil werden muß, wie dem Kapital. — ^ ^ , ^> -

Als Ideal erscheint ein solcher sozialer Organismus heute den meisten Menschen, weil sie nur die wilde Brutalität der entfesselten Masse beachten. Dieses Ideal fällt, wandelt sich, verwirklicht, in das, was es heute seinem Inhalte nach schon ist: in l e b e n s v ol l e Wirklichkeit. Für eine praktische Verwirklichung muß an eine höhere Bildungsstufe der Menschen appelliert werden, die erreicht wird durch eine radikale Reform auf dem Gebiete des Bildungswesens im Allgemeinen, wie im Schul- und Religionswesen im besonderen, wofür das Kulturparlament zu sorgen haben wird oder — wie es Steiner genauer ausdrückt — in seinem Werke: die Kernpunkte der sozialen Frage in den Lebens-

Notwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft — diejenige Körperschaft, die
zu regeln hat, alles, dasjenige, was beruht auf der natürlichen Begabung des
einzelnen, menschlichen Individuums, was hineinkommen muß in den sozialen
Organismus auf Grundlage dieser natürlichen, sowohl der geistigen, wie der
Ptmsischen Begabung des einzelnen menschlichen Individuums.

Schluß:

So haben wir aphoristisch gesehen, wie auf Grundlage der Dreiteilung die
ichwere Überbrückung der Gegensätze von Kapital und Arbeitskraft möglich werden
könnte, wie sie beide in ein heilsames Zusammenarbeiten ohne Reibung gebracht
iverden können. — Die Tragik der Zeit, der ungeheure Ernst unserer Lage erheischt
aber, daß Wege, die zum Ziele führen, unnachsichtig betreten werden. Die
Schwierigkeit lag bisher darin, daß keine Ideenwege da waren, die, auf Wirklich-
keit fußend, hätten verfolgt werden können. Mit der Drei-Gliederung
des Reichsorganismus wird ein gangbarer Weg gewiesen, den wir betrachten
müssen als einen Gegenpol zu den Forderungen, die sich zur Zeit aus
dem Volke selbst erhoben, und zu den Forderungen der Entente. Das
Deutsche Volk muß eine Idee aus seiner eigenen Lage fassen, sich zu einer
eigenen Geisttat zunächst aufschwingen, der es Verwirklichung schafft, und nicht
sich verlassen auf die mildtätige Hilfe derer, die seine ärgsten Feinde sein
müssen. Schwingt es sich hierzu nicht auf, niemals stebt es gerechtfertigt in der
Historie vor sich selbst und der Welt da, sondern d i e Schande wird an ihm ewig
haften: mit zusammengefalteten Händen dem hereinbrechenden Cbaos im Innern
und der schmählichsten Knechtschaft der anglo-amerikanischen Unternehmerkaste
'von außen zugesehen zu haben.

Die Idee, die Geisttat aus dem deutschen Volke ist da durch Steiner.

Ein jeder, der sich noch wirklich als Deutscher fühlt, sollte seine Willenskräfte
,verzehnfachen und im festen Vertrauen auf die Möglichkeit der Abwendung
des Schrecklichsten und Schmachwürdigsten sich bereitwillig ganz zur Mitarbeit
stellen.

Aus der Arbeit an diesen Ideen, wie sie uns von Steiner gegeben werden,
merden wir das Vertrauen zu uns selbst wiederfinden und uns ein Vertrauen
zu diesen von lebensvoller Wirklichkeit getragenen Ideen erarbeiten, das uns
dann berechtigt mit innerer Gewißheit, trotz unseres derzeitigen Tiefstandes und
geistiger, seelischer und physischer Kapitulation vor uns selbst und vor der Welt,
mit innerer Überzeugung der gesamten Menschheit entgegenzuwerfen:

„Am Deutschen Wesen soll die Welt genesen".

„Der deutsche Geist hat nicht vollendet,
Er lebt in Zukunftssorgen hoffnungsvoll,
Er hofft auf Zukunftstaten lebensvoll.

In seines Wesens Tiefen fühlt er mächtig:
Verborgenes, das noch reifend wirken muß.
Wie darf in Feindes Macht, verständnislos,
Der Wunsch nach seinem Ende sich beleben,
So lang das Leben sich ihm offenbart,
Das ihn in Wesenswurzeln schaffend hält."

Generaloberarzt a. d. Dr. Neu mann:
Moüerne Massensuggestion.

Zwischen Persönlichkeit und Masse, zwischen Individualilmus und Gesellschaft hat es von jeher Beziehungen gegeben, ja sie sind so alt wie die Menschheit. Selbst in der kleinsten sozialen Einheit, der Ehe, kommt der Gegensatz der Persönlichkeit zu den anderen zum Ausdruck. Die Geschichte zeigt zablreiche Beispiele, welche- durch die Herrschaft der Masse charakterisiert sind. Die Peisönliehkeit schwindet^ die Masse regiert. In unruhigen Zeiten der beutigen Revolutionen sprechen wir mit Recht von Massensuggestion, von Masscuwaltung, von Tumultuarismus. Ieder kann mitreden, keiner ist verantwortlich. Ein unbestimmtes gesetzloses Eiwas regiert die moderne Masse. Sind erst die Triebe massenhafter Gier geweckt, so entzieht sich die Versammlung jeder vernünftigen Einwirkung. Meist sind es schlechte Einflüsse, die Massensuggestion bedingen. Natürlieh kann sich auch eine- Masse begeistern. Aber solche Begeisterungen im guten Sinne sind selten. Es, sind suggestive Wirkungen, deren psychologischer Bedeutung Bechterew nachgegangen ist. An die Stelle der leitenden Persönlichkeit tritt die Autorität der Masse. Bestimmte Vorstellungen, sogenannte Engremme nach Ecmon beherrsche,n die Masse. Ueberredung, Beispiel und Suggestion sind die Veranlassung. Irgend etwas Schreckhaftes löst die Bewegung aus, Feuer, Schrei, ein Ruf, ein Wort z. V. in religiös gestimmten Versammlungen. Mit dem logischen Denken hat die Massensuggestion wenig zu tun. Das beweist die Geschichte der Panik. Auet> die besonnenen Menschen werden von der Panik ergriffen. Die Panik löst Massenstimmung aus, in der auch der beste zur Bestie werden kann. Sittliche Begriffe gehen bei der Massensuggestion zugrunde im Rachedurst. Tie Geschichte kennt zahlreiche Beispiele. In unserer heutigen Zeit spielt die Massensuggestion wieder eine Rolle. Demonstrationen sind modern, sind an der Tagesordnung, der Mot> und die Straße regieren mit allem Terror der Plünderung, der Streike und was wir sonst schaudernd erlebten. Fanatiker führen die Menge, degenerierte Naturen, balbverrückte üben oft eine mäcbtige Suggestirwirkung aus. Mit Recht

Moüerne Massensuggestion Neumann
sp.icht man von einer modernen psychischen Masseninfektion, einem Oonta^iuni pz^ctucum, und es lohnt sich, psychologisch den Ursachen und Erscheinungen nachzugehen, denn die Massensuggestion hat heute eine soziale Bedeutung. Moderne Massensuggestion wirbt kraft Uberimpfung seelischer Zustände, Ideen, Gefühle mit Hintenansetzung aller Beweise und ohne Mithilfe der Logik. Oft hat die Massenbewegung realen Hintergrund, z. B. Hunger. Die niedrigsten Instinkte der Masse werden heute aufgepeitscht, oft durch die einfachsten Mittel, z. B. Schwindel und Betrug. Land und Lohn wird versprochen, damit die Putsche gelingen. Die Volksverführer werfen der Masse einen Köder hin. Dann kann die Massensuggestion zum induzierten Wahnsinn werden. Wir kennen aus der Geschichte Massenhalluzinationen, wie es Massenillusionen gibt. Die Geschichte berichtet auch von psychopathischen Epidemien. Wir haben es hier mit Erregung der Massen auf dem Wege der Suggestion in Zeiten schwerer Prüfungen zu tun. Es muß also ein Boden da sein, der günstig ist für die Massensuggestion. Eine Herrxsse Disposition muß vorhanden sein. Oft liegt sie im psychischen Milieu der Bevölkerung oder der Gesellschaft. Eine weitere Ursache liegt im Vorhandensein einer herrschenden Idee. Eine ungeheure Einheit handelt dann wie ein untrennbares Ganze. Eine Idee, ob gut oder böse, verkettet die Versammlung zu einem wichtigen Organismus, sie ist im Geiste Einzelner durch Überzeugung reif ge- ,werden und wird nun durch Suggestion zum Gemeingut der Masse. Eine elektrische Ladung des Einzelnen, sagt Bechterew, steigert sich in der Masse zu gewaltiger Spannung. Die Geschichte gibt die Beispiele. Wie früher, so auch heute. Die Beweggründe sind meist die gleichen. Massensuggestion kann zu den größten historischen Heldentaten und zu den grausamsten und verwerflichsten Verbrechen fübren. Meist ruft aber die Massensuggestion die niederen Instinkte wach, so daß die Masse zur reißenden Bestie wird, wie wir es gesehen haben. Oft kann ein unbedachtes Wort, eine Handbewegung ausreichen, um in den Volkshaufen die Furien der Grausamkeit zu entfesseln. Fast immer besteht die Gefahr eines "Niederganges der Moral und es zeigt sich äußerste Rücksichtslosigkeit als ein Appell «n die schlechten Eigenschaften der Masse. Die Demagogen von heute wissen das und kennen die soziale Bedeutung der Suggestion. Weder der Historiker noch Der Soziologe kann an ihr vorübergehen. Es kommt auf die Persönlichkeiten an, denen die Macht gegeben ist, Massensuggestion auszuüben. Es gibt keine Gesetze, nach denen die Massensuggestion vor sich geht. Vieles ist noch rätselhaft. Wir tappen hier noch oft im Dunkeln. Alle Theorien sind Notbehelfe, aber die Tatsache der Massensuggestion besteht. Erperimente der Massenhypnose sind gesäbrlich und schlagen meist zum Schlechten aus. Dem Hosianna folgt oft das Kreuzige! Der Nimbus der Großen erlosch! Auch bier Massensuggestion, Gefühlssache, ein unerklärtes Etwas! Wie die Suggestion dem Einzelnen gegenüber, so auch in der Masse. Irrtum und Lüge, Vorspiegelung und bewußter Betrug spielen eine Rolle. Auf eine Befreiung von jeglichen suggestiven Einflüssen am

Ziel der Menschbeiteentwicklung haben wir nicht zu hoffen. Mögen die Lener
der Volksmassen sich des Einflusses bewußt sein, den sie haben, und möge es ihnen
gelingen, die Massen zum Guten zu fuhren. In den Leitern ruht jene Riesen-
gewalt, welche die Masse suggestiv zusammenschweißt zum Kampf um ein Ziel.
Mögen diese Ziele edle sein zum Segen der Nation, dann ist die Massensuggestion
ein mächtiger Hebel in der Hand jener glücklichen Lenker der Masse, welche fäbig
sind, sie zu guten Taten zu bewegen; mag die moderne Massensuggestion unserem
Volke in Zukunft nur Heilsames bringen!

0r. jur. Kurt Eü. ?mberg:

Neue Literatur ües Volkerrechts.

Wiederholt ist während des Weltkrieges die Frage aufgeworfen wmdenr
Gibt es denn überhaupt noch ein Völkerrecht? Lehrt nicht dieser Krieg, daß alleö
Gerede von Völkerrecht leere Phrasen, geboren aus den Gehirnen unverbesserlicher
Idealisten, sind, die woh! in ruhigen Zeiten sich hübsch und nett lesen, aber wie
eine Seifenblase zerplatztten, wenn es wirklich mal hart auf hart kommt? Nicht
nur von Laien sind diese Fragen gestellt worden, auch Fachgelehrte baben geglaubt^
die Wirksamkeit des Völkerrechts in Frage stellen zu müssen. Und wirklich gab-
manches, was wir in diesen 4^ Kriegsjahren erlebt, gesehen und gebort haben,
zu denken.

Unter denjenigen Gelehrten, die immer wieder für das Völkerrecht eingetreten
sind, die auch in den trübsten Stunden den Glauben an seine Eristenz und Wirk'
samkeit nicht verloren haben, finden wir vor allem zwei Männer: Echücking und
Wehberg, die immer wieder das Wort ergriffen haben, um für das bedrohte Völker-
recht einzutreten, und an seinem weiteren Ausbau zu arbeiten, insbesondere die
Lehren zu untersuchen, die uns der Weltkrieg auf völkerrechtlichem Gebiete ge-
geben hat.

Da ist vor allem das Buch von Schücking: „Die völkerrechtliche Lebre
des Weltkrieges" zu nennen, das im vergangenen Iahre bei Veit K Co. in Leipzig
erschienen ist, ein Werk, dessen Ernst, Gründlichkeit und Objektivität auch den-
jenigen Anerkennung abzwingen wird, der sonst nicht den pazifistischen Ideen
Schückings beizupflichten vermag. Es soll — wie der Verfasser im Vorwort sagt —
„keine Persönlichkeiten und keine Völker anklagen, sondern das System in Europa,
das eine solche Tragödie in Wahrheit verschuldet oder doch zum mindesten er--
möglicht hat. Die Ereignisse, die zum Kriege geführt haben, sollen in das klare Licht
der Rechtsordnung gerückt, und es soll das Unvollkommene dieser internationalen.

Rechtsordnung aufgezeigt werden". Zu diesem Zwecke untersucht Schücking
nach zwei kurzen Einleitungskapiteln über den „Weltkrieg und die Idee des Völker-
rechte" und über „das Problem der Kriegsverhütung und die konkreten Konflikte
des Völkerrechts" zunächst vom völkerrechtlichen Standpunkte aus die Ursachen
und Gründe, aus denen im Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien
der Vorschlag eines Schiedsgerichts zum Scheitern gekommen ist. Schückmg siebt
in diesem Konflikt in der Hauptsache eine Rechtsfrage, also eine Frage, die nach
Art. 38 der Haager Akte an sich wohl geeignet gewesen wäre, einem Schiedsgericht
zur Entscheidung vorgelegt zu werden. Diee bat die serbische Regierung auch
in Vorschlag gebracht, die Donaumonarchie bat jedoch geglaubt diesen Vorschlag
ablehnen zu müssen, da diescm Konflikt zweifellos auch ein politischer Charakter
innewohnte, der in diesem Falle vielleicht schwerer wog als die rein rechtlichen
Fragen. So sehr daher Schückmg auch diese Ablehnung bedauert, so kann er „die
Haltung der österreichiscb-ungarischen Regierung doch durchaus verstehen, und
man kann nicht unbedingt behaupten, daß sich Österreich-Ungarn dadurch in Wider-
spruch gesetzt habe mit den Ideen des modernen Völkerrechte"; denn „das fakultative
Schiedsgericht im Haag mit seinem obligatorischen Spruch stellte keine genügende
völkerrechtliche Einrichtung dar, r,m u n t e r allen Umständen den
österreichisch-serbischen Konflikt zu einer guten, d. b. friedlichen, Erledigung zu
bringen".

Des weiteren kommt der Verfasser zu den verschiedenen Vermittlunge-
aktionen, die in den kritischen Iulitagen gemacht wurden, die jedoch ebenfalls
zu keinem friedlichen Ausgange fübrten, da Österreich Ungarn auch diese ablehnen
zu müssen glaubte. „Vom Rechtsstandpunkte aus war freilich nach dem heutigen
Völkerrecht Österreich-Ungarn ja auch in bezug auf die Annahme der Ablehnung
der Vermittlung völlig freigestellt; aber angesichts der großen Gefaln eines
kriegerischen Zusammenstoßes von ganz Europa, der aus diescm lokalen Konflikt
zwischen zwei Nachbarn beivorgehen konnte . . . und angesichts der Tatsache, daß
juristisch das Wesen der Vermittlung nur in der Erteilung eines Gutachtens über
den möglichen Ausgleich entgegengesctzter Ansprüche bestebt und darum die Ent-
scheidung in der Hand der Streitenden selbst bleibt, mußte Österreich-Ungarn
sich bcwußt sein, eine ungeheure Verantwortung zu übernehmen, wenn ee auch
diesen Weg einer friedlichen Erledigung . . . ablebnte". Schückmg urteilt in
diesen Fragen etwas zu sehr vom Schreibtische des Gelehrten aus, er sieht alles
mit seinen pazifistisch-juristischen Augen, obne das Politische recht zu würdigen,
die Imponderabilien in Betracht zu ziehen, die wie im Menschen-, so auch im
Staatsleben oft, und ganz besonders in kritischen Augenblicken, das Handeln be-
einflussen, und man kann wobl sagen: bestimmen. Recht bat der Verfasser aller-
dings, wenn er sagt, „wenn in Europa eine internationale Bebörde vorhanden
gewesen wäre, die fähig gewesen wäre, ein unparteiisches Gutachten zu er-
teilen", dann hätte Österreich-Ungarn jeglicher Grund und Vorwand zur Ab-

lehnung der Vermittlinrg gefehlt. Gewiß „wenn gewesen wäre"; aber
leider war dies nicht der Fall; sagt doch Schücking selbst sehr richtig: „Nicht ohne
Grund siebt ... der deutsche Reichskanzler in Frankreich und England, die sich
als Vermittler anbieten, eine Partei des russischen Interesses". Glaubt der Ver-
fasser wirklich, daß unter diesen Umständen die Annabme der Vermittlung zu
irgend einem für die Zentralmächte annehmbaren Ergebnisse geführt hütte?
Oder wäre es nicht lediglich eine Verzögerung der Entscheidung zugunsten Serbiens
und Rußlands gewesen? Die neuesten Veröffentlichungen über die Schuldfrage
am Kriege, insbesondere die Akten des Suchomlinow Prozesses werden vielleicht
auch Schückings Ansicht in diesem Punkte modifiziert haben. Es fehlt vorläufig
noch — und dürfte nach dem Friedensschlusse sicherlich erst recht eine ganze Zeit
lang noch fehlen — das Vertrauen der streitenden Staaten zur Unparteilichkeit
der Vermittelnden. Und wenn man die Frage von der Seite des Realen aus
ansieht, mit vollem Recht. Daß dieses Mißtrauen beseitigt werden muß, soll das
völkerrechtliche Institut der Vermittlung praktischen Wert und Aussicht haben,
betont der Verfasser mit Recht. Aber, wie? Durch den Friedensschluß von Versailles,
an dessen Verbnndlungen Schücking ja selbst als Delegierter teilgenommen hat?
Wohl kaum!

Wie der erste Vermittlungsvorschlag, so scheitern auch die übrigen Versuche
einer friedlichen Beilegung. Zu viel Bedeutung legt Schücking unserer Ansicht
nach der Note Grey's vom ZI. Iuli an den Reichskanzler bei. Leider können wir
im Rahmen dieser Besprechung nicht näher auf diesen Punkt eingehen, so inter-
essant und „reizvoll" diese Frage ist. — Mit Recht verurteilt Scbücking alsdann
die russische Mobilmachung, deren „ungeheure Tragweite" darin lag, „daß man . . .
eine diplomatische Situation in eine militärische verwandelte und damit die gerade
wieder aussichtsvoller gewordenen Vermittlungsaktionen zum Scheitern brachte".
Doch wir wollen nicht näher auf die Einzelheiten eingehen, sie bieten noch manches
Interessante, dem voll beigepflichtet werden kann, aber auch vieles, dem wir
widersprechen müssen. Zum Schluß gibt dann Schücking einige „Gesichtspunkte
der Reform" des Völkerrechts, als deren Hauptforderung er das Obligatorium
bei der Schiedssprechung bezeichnet.

Wie sich Schücking im einzelnen diese Reform denkt, hat er in einer anderen
Schrift über „Internationale Rechtsgarantien" dargelegt, die bei der Verlags-
buchhandlung Broschek ü Co. in Hamburg erschienen ist. In dieser Arbeit gibt
der Verfasser Vorschläge zum Ausbau und Sicherung der zwischenstaatlichen
Beziehungen und bebandelt im besonderen den Ausbau der internationalen Justiz-
organisation, das Problem der Freiheit der Meere und die Verhütungsmaßregeln
gegen künftige Konflikte. Auch diese Schrift des Marburger Völkerrechtslehrers
ist voll von interessanten Anregungen, deren Verwirklichung jedoch noch lange
auf sich warten lassen dürfte.

Das Gleiche läßt sicb von einer Reihe von Studien und Vorträgen sagen,

die Schücking in einem Buche „Der Bund der Völker" zusammengefaßt hat.*)
Diese Arbeiten stammen noch aus der Zeit des Friedens und sind dem organisatorischen Pazifismus gewidmet, als dessen Hauptvertreter unter den deutschen Völkerrechtsgelehrten der Verfasser gilt. Auch in diesem Werke beschäftigt sich Schücking mit der Staatenorganisation, der Freiheit der Meere und anderen pazifistisch-völkerrechtlichen Themen, die als Bausteine dienen sollen zum Aufbau des Völkerbundes, dessen unerschrockener Vorkämpfer Schücking stets gewesen ist. — Eine Sammlung von Aufsätzen über Weltwirtschaft und Völkerorganisation enthält das im Verlage von Duncker K Humblot erschienene Buch von vr H a n s Wehberg: „Neue Weltprobleme". Die reiche Fülle des Stoffes, der in diesen Aufsätzen verarbeitet ist, ist geradezu erstaunlich und gibt ein Bild von dem Wissen und dem Fleiße Wehbergs, den jeder anerkennen muß, wenn man auch sonst seinen Ansichten, insbesondere seinen politischen **) nicht beipflichten kann. Es ist natürlich ganz unmöglich, auch nur die Titel der in dieser Sammlung enthaltenen 36 Aufsäße hier aufzuzäblen, die Weltwirtschaft und Völkerrecht, die Bedeutung der Schiedsgerichtsbarkeit für die Weltwirtschaft, Kriegsindustrie und Rüstungsfrage, das Problem der internationalen Verständigung und die „Körperschaften als Träger der internationalen Verständigung" umfassen.

Weit bedeutender jedoch noch als diese Aufsatzsammlung ist zweifellos sein Buch „Die internationale Beschränkung der Rüstungen" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1919). Dieses Prof. Schücking gewidmete Werk Wehbergs ist eine wissenschaftliche Arbeit ersten Ranges. Es ist wobl das Beste, n«s bisher über dieses Problem geschrieben worden. Mit außerordentlichem Fleiße hat Webberg hier das unermeßlich scheinende Zeitungs- und Zeitschriftenmaterial gesammelt und es in Verbindung mit der zahlreichen, wenn auch sehr zerstreuten Literatur über diese Frage zu einem Ganzen verarbeitet, das trotz mancher Schwächen einen ganz hervorragenden Einblick gewährt in diese äußerst wichtige völkerrechtliche Frage, in der trotz vieler Versuche und Arbeit bis jetzt so gut wie nichts erreicht worden ist.

Nehberg gibt zunächst eine auüfübrliche Geschichte der Abrüstungsidee. Er zeigt, wie immer wieder von Parlamenten, Kongressen, von den Regierungen und privaten Körperschaften diese Frage aufgeworfen und „wohlwollend geprüft" worden ist, wie aber jeder Staat ängstlich dem anderen den Vortritt lassen wollte, nicht etwa aus internationaler Eourtoisie, sondern lediglich weil die Praktiker die

') Walter Echückiug: „Ter Bund der Völler". Ter Neue Geist-Verlag, Leipzig 19l8. Preis gell. 6 Mark.

") Vgl. z, B. sein neuestes Buch: „Alls Pazifist im Weltkrieg'. Ter Neue Geist-Verlag. Leipzig 1919. Preis geh. 3 Marl. Hier tritt Wehberg als Politiker auf und zeigt sich nicht gerade »cm der besten Teile. Wir glauben daher auf eine Besprechung, dieser Schrift verzichten zn sollen, uin nicht seinenr Ruf als Wissenschaftler zu schaden, den er sich durch seine hervorragenden völkerrechtlichen Arbeiten zu verschaffen gewußt ha l.

— sagen wir vorsichtshalber — vorläufige Unverwirklichbarkeit dieser Idee einsahen. Keiner will den ersten Schritt in dieser Frage tun, weder bei uns noch in irgend einem anderen Staate der Welt. Es ist deshalb völlig abwegig, wenn Webberg in der ablehnenden Haltimg Deutschlands dieser Frage gegenüber auf den Haager Konferenzen mit einen Grund zur Entstehung des Weltkrieges sehen zu müssen glaubt. Wie er selbst zeigt, hörte man auch aus den anderen Staaten: „Worte, nichts als Worte". Diese Haltung Deutschlands war unglücklicherweise lediglich ein Propagandamittel der Entente während des Krieges, und zwar ein leider sehr wirksames, das seine Wirkung — auch bei uns — nicht verfehlt bat. Mit Recht führt dagegen Wehberg aus, daß durch Zwang auferlegte Rüstungsbeschränkungen gar keinen Wert haben: „Sie verbessern nicht die Stimmung zwischen den Vertragsstaaten, sondern erwecken im Besiegten nur Zorn und den Gedanken nach Rache". Nur freiwillige Rüstungsbeschränkung, und zwar möglichst durch einen allgemeinen Vertrag, kann von Wert und Dauer sein, und ein Mondialvertrag wäre das beste Mittel. Bedenken ethischer, wirtschaftlicher, staats- und völkerrechtlicher oder technischer Art sind nach Wehbergs Ansicht nicht vorhanden oder doch unerheblich und stehen der Verwirklichung des Abrüstungsgedankens nicbt im Wege.

Manche Begründungen, die Webberg hier gibt, sind allerdings recht schwach besonders diejenigen, die er dafür anführt, daß technische Bedenken nicht bestünden. Vorschläge, wie die Abrüstung vorgenommen werden soll, sind zur Genüge gemaebr worden; aber bisher waren sie noch alle praktisch unbrauchbar. Auch Wehbergs Vorschlag am Ende seines Werkes, so gute Ideen er an und für sich birgt, dürfte- für die Praris noch nicht angängig sein. Immerhin ist jeder Vorschlag in dieser Richtung zu begrüßen; vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo auch die Prarie sich mit dieser Idee befassen wird. Vorläufig dürfte es nach der augenblicklichen Weltlage damit noch gute Weile haben; denn Wehberg geht mit seiner Ansicht völlig fehl, wenn er meint, daß „nach dem Weltkriege ... so leicht kein vernünftiger Staatemann an einen neuen Krieg glauben" dürfte. Der Friedens» vertrag selbst, der diesen Weltkrieg beendet bat, birgt ja eine Fülle neuer Konflikte in sich, die vielleicht nicht lange mit ihrem Hervortreten auf sich warten lassen werden.

Trotz dieser Irrtümer in praktisch-politischer Hinsicht, die das Buch enthält^ wird man seinen wissenschaftlichen Wert nicht unterschätzen dürfen, und kann man daher dieses neue Werk Wehbergs, der sich einen guten Namen als Wissenschaftler auch außerhalb Deutschlands zu erringen gewußt bat, nur mit Freude begrüßen.

Im Anschluß an diese völkerrechtlichen Arbeiten sei auch kurz auf einige andere- Veröffentlichungen hingewiesen. Einen hervorragenden Platz in der völkerrechtlichen Literatur nal'm in der letzten Zeit naturgemäß die Völkerbundsidee ein.

Neue Literatur ües Völkerrechts Kurt Eü. 3mberg

Hier sind zunächst die Veröffentlichungen zu nennen, die die „Deutsche Liga für Völkerbund" in Berlin im Verlage von Reimar Hobbing, bezw. vom 6. Hefte ab bei Hans Robert Engelmann erscheinen läßt, und von denen uns bisher 8 Hefte vorliegen, die sich mit dem Problem befassen, das augenblicklich in aller Munde ist. Diese kleinen, populär gehaltenen Arbeiten, an denen auch wiederum Wehberg ein großer Teil des Verdienstes zufällt, sind geeignet, den Boden vorzubereiten für das große Menschlichkeit!werk, das wir alle erhoffen, für das jedoch die Welt nach unserer unmaßgeblichen Ansicht noch nicht reif ist.*)

Mehr wissenschaftlich gehalten ist eine andere Sammlung „Monographien zum Völkerbund", die von der „Deutschen Liga für Völkerbund" im Verlage von Engelmann herausgegeben wird. Das 1. Heft gibt den „Völkerbundsentwurf der deutschen Gesellschaft für Völkerrecht", der von dem bekannten Kieler Völkerrechtslehrer Prof. I)r Tb. Niemeyer herausgegeben wird und mit interessanten anderen Entwürfen, die aus der Arbeit der Sonderausschüsse der genannten Gesellschaft herrühren, hier vereinigt ist. — „Die 48 er Demokratie und der Völkerbundsgedcmke" betitelt sich das 2. Heft, das den Historiker Prof. Veit Valentin zum Verfasser hat. Er schildert in kurzer Form, wie sich schon die deutsche Nationalversammlung von 1848 mit diesem Problem befaßt hat. — Eine recht interessante völkerrechtliche Studie bietet Walter Schätzel im 3. Heft: „Völkerbund und Gebietserwerb". Der Verfasser untersucht hier, wie sich der zu gründende Völkerbund gegenüber dem Gebietser werbe verhalten soll, da er ja als ober ste Instanz in allen Gebietsfragen dazu berufen ist, Streitigkeiten über diese Frage zu entscheiden. — Im 4. Heft behandelt der Kieler Professor vr Otto Opet den „Schutz der nationalen Minderheiten". Dieses außerordentlich wichtige und schwierige Problem dürfte den praktischen Politikern in Zukunft noch weit mehr Kopfzerbrechen machen als den Theoretikern. In Wirklichkeit läßt sich diese Frage nicht so leicht regeln wie auf dem Papiere. Das siebt auch der Verfasser vollkommen ein.

Auch diese Sammlung der Liga für Völkerbund ist sehr zu begrüßen, auch sie wird an der noch schweren Aufklärungsarbeit mitwirken, die die Liga noch zu leisten hat, nicht nur bei uns, sondern vielleicht noch mehr im Auelande, um das Ziel zu erreichen, das sie sich gesteckt hat, und es wäre zu wünschen, daß bald weitere derartige Schriften erscheinen, die in wissenschaftlicher und doch allgemein-verständlicher Form die Probleme einem großen Kreise klarlegen und näher bringen.

') Tie bisher erschienenen Hefte behandeln: I. Erzberger: „Ter Volkerbund als Iriedensfrage"; 2. „GreyZ Stellung zunr Völkerbund"; 3. „Teutschlands Recht im Völkerbund': 4. Umbreit: .Völkerbund und Internationales Arveiterrecht": ö. „Tic Völlerdundsllkie vom 14.2.1919.-; 6. Manes und Wehberg: „Ter Völkerbund-Vorschlag der deutschen Regierung mit dem Entwurf für ein Weltarbeiterreckt"; 7. Tchücting: -Ein neues Zeitalter?" 8. Menbelssohn-Vnrtboldi): „Ter neue Völlerbimdentwurf der Entente".

Zwei Sammlungen enthalten Material zum Völkerbundsgedanken. Die eine, wertvollere, ist von Prof. vr K ü h l m a n n im Auftrage des Vereins „Auslands-kunde" zusammengestellt und im Verlage von Hans Robert Engelmann (Berlin) erschienen. Es wäre vielleicht von Wert gewesen, wenn der Verfasser auch die früheren Pläne eines Völkerbundes berücksichtigt und sich nicht in der Hauptsache auf die neuesten Ausfübrungen zu diesem Thema beschränkt hätte. — Die andere Sammlung rührt von dem bekannten Pazifisten Dr Alfred H. Fried her und ist bei E. P. Tal <K Co. (Leipzig-Wien) herausgegeben. Sie bringt Aufsätze von Völkerrechtsgelehrten und Politikern über den Völkerbund, wie z. B. von Grey, Bourgeois, Erzberger, Roosevelt, Wilson, Lafontaine. Beide Bücher dürften sich viele Freunde erwerben. Schließlich sei auch noch die Schrift von Prof. HeinrichLammasch hier genannt, die, im selben Verlage von Tal erschienen, unter dem Titel „Woodrow Wilsons Friedensplan" Briefe, Schriften und Reden des amerikanischen Präsidenten wiedergibt, über dessen wahre Gesinnung die Ansichten sehr geteilt sind, der jedoch gezeigt hat, daß seine in die Welt hinauspo-saunten Ideale in Paris kläglich Schiffbruch gelitten haben.

Dr.)l. Eckstein, Vamberg:

Völkerrecht unü Völkerfrieüe auf altbiblischer Grunülage.

Der sogenannte Friede von Versailles, der Schlußakt der erschütterndsten Völkertragödie der Weltgeschichte, die wir erlebt, hat den Klauben an das Evan-gelium der 14 amerikanischen Punkte als Irrglauben erwiesen und die früher bei uns weitverbreitete Hoffnung, daß aus blutiger Saat in einem neuen Zeit-alter des Völkerfrühlings ein sittliches Völkerrecht und ein allgemeiner Dauerfriede entsprießen werde, in eine große Enttäuschung verwandelt, die, wie jedes Erwachen aus einem beglückenden Traumzustand, als brennender Schmerz in der deutschen Seele empfunden wird. Was nun? Werden wir unsern Glauben an die Zukunft dieser Ideale einsargen und begraben müssen? Das wäre neben dem politischen und wirtschaftlichen der moralische Zusammenbruch, vor dem wir uns schon aus Rücksichten geistiger und nationaler Selbsterhaltung zu retten suchen müssen. Auch am Grabe von Idealen pflanzt der Mensch den Baum des Glaubens an ihre nach ewiger Wiederkehr endliche Verwirklichung und nichts kann uns darin mehr bestärken als ein Zurateziehen des Buches, das seit Iahr-tausenden ein unversiegbarer Brunnen des Glaubens an die allesüberwindende Kraft des sittlichen Geistes gew.'sen und geblieben ist. Das Buch der Bücher laßt,

uns darum fragen nach seinen Gedanken und seiner Lehre über Völkerrecht »!rd Völkerfrieden.

Zunächst aber eine Vorbcmerkung. Der unlängst heimgegangene Franz v. Liszt, das Haupt der Positivisten in der früheren Schule des Völkerrechts, lehrt in seinem bekannten Werke über dasselbe (S. 1 und 13 der letzten Auflage) folgendes: „Das Naturre cht sowohl im alten als auch im modernen Sinne dieses Wortes kann nicht als Quelle des Völkerrechts angenommen werden." Gemeint ist: des p o s i t i v e n Völkerrechts. Danach ist allerdings die ehemalige Völkerrechtsgemeinschaft nichts weiter gewesen als ein Zweckverband von Staaten, der auf Gemeinsamkeit politischer und allenfalls kultureller Interessen beruhte. Die wie eine rote Sintflut über die Menschheit gekommene Katastrophe des Weltkrieges und namentlich sein unglücklicher Ausgang für Deutschland hat aber einen völligen Wandel in der Orientierung sowohl der deutschen Politiker als auch der Völkerrechtslehrer bewirkt, was nichts so sehr als ein Satz beweist, der in den deutschen, leider zurückgewiesenen, Gegenvorschlägen zum Friedensvertrage (allgemeiner Teil II, Nr. 2, vgl. auch Teil III am Schlusse) folgendermaßen lautet: „wie es angeborene Menschenrechte gibt, so gibt es angeborene Rechte der Völker". Damit ist der ehemals bei uns maßgebend gewesene Stand-Punkt des Positiviemus im Völkerrecht aufgegeben und überwunden durch ein Bekenntnis des neuen Geistes zum Standpunkte des N a t u r r e ch t s im älteren Sinne dieses Begriffes. — Und nun nach dem Gesagten wollen wir fragen: gibt es ein altbiblisches Völkerrecht?

Rud. Kittel (Kriege in bibl. Landen, S. 55) findet in der Tatsache, daß der Prophet A m o s 2,1 sich gegen Moab sittlich entrüstete, weil es die Menschenwürde nicht auch im Feinde achtete, in seinem Feinde, der zugleich ein Feind l5er Israeliten gewesen, die „erste Spur völkerrechtlichen Denkens, von der die Geschichte Kunde gibt". Wenn wir nun dieser ersten Spur völkerrechtlichen Denkens, von der die Geschichte Kunde gibt, bis zu ibrem tiefsten Ouellpuntt nachgehen, so ergibt sich folgendes: von einem positiven Völkerrecht kann nur dann die Rede sein, wenn bereits m e hrer e Staaten auf Grund einer Gegenseitigkeit von Pflichten und Rechten sich durch vertragliche Vereinbarungen gebunden haben. Dazu war es in der altbiblischen Zeit nicht gekommen und konnte es bei der Ungleichheit der sittlichen und kulturellen Standpunkte zwischen Israel und seinen Nachbar stammen unmöglich kommen. Aber es gibt vor dem geschriebenen ein ungeschriebenes Recht, ein Urrecht, aus welchem die geschriebene Satzung und Ordnung desselben erst allmählich als empirisches Recht herausgewachsen ist, eine Idee des Rechts an sich, die als Keimpunkt zukünftiger Eniwickelungsformen ursprünglich in der Menschenseele gegeben ist, und von dieser Voraussetzung geht die altbiblische Anschauung aus, die man gemeinhin als Monotheismus bezeichnet.

In diesem Worte haben wir den zusammengefaßten Ausdruck einer Welt-

anschauung, die hauptsächlich in sittlicher und nicht in metaphysischer Beziehung bewertet und gewürdigt werden muß. Glaube an die Einheit Gottes ist Glaube an den einheitlichen Weltgrund und die einheitliche Weltidee, von welcher der Mensch als geistbegabtes Wesen höchste irdische Erscheinungsform ist.
Und welche Bedeutung das für uns in sittlicher Beziehung haben kann, wird man sich leichter verständlich machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Heidentum der Vielheit von Gottheiten eine Vielheit von Stämmen und Völkern entspricht, die kein sittliches Verhältnis zueinander und keine sittliche Verpflichtung gegeneinander haben, während in der prophetischen Religion die Gottesidee ein Baum der Erkenntnis ist, dessen reifste Frucht die Forderung der Vereinheitlichung des menschheitlichen Gesamtbewußtseins ist. Wenn es nur einen Gott gibt, so gibt es trotz Verschiedenheit der Rassen und Stämme nur eine Menschheit, und wenn es nur eine Menschheit gibt, so muß Einheit ihre sittliche Zielbestimmung sein, die in unendlicher Folge der Zeiten und Geschlechter durch Zusammenwirken ihrer Glieder erreicht werden soll. Daher das biblische Wort: „Haben wir nicbt alle einen Vater? Hat uns nicht alle ein Gott geschaffen"?
Auch die in diesen Gedankenkreis gehörende Behauptung der Genesis vom Ursprung aller Menschen aus gemeinsamer Wurzel verfolgt die sittliche Tendenz, die Gesamtmenschheit, in welcher auf Erden die Gottesidee ihre Vollendung erreicht, als Einheit begreifen zu lassen. Indem nun die Bibel den Menschen als solchen als endliches Abbild unendlichen Urbilds erklärt und ihn dadurch über die Naturstufe erhebt, hat sie von vornherein seine individuellen und nationalen Schranken aufgehoben und den Begriff der Humanität, in welchem die Idee der Gleichheit aller Menschen und Völker eingeschlossen ist, als Eckpfeiler ihrer Anschauungswelt hingestellt. Und daß damit Ernst gemacht wurde, beweist vor allem die Forderung des Fremden rechts. Gewiß: Fremdenrecht ist kein Völkerrecht/) aber es ist die Anerkennung fremden Rechts ohne Rücksicht auf Glauben und Nation. Wo gibt es in der alten oder neuen Zeit einen Satz wie den altbiblischen: „einerlei Lehre und einerlei Satzung sollt ihr haben, der Fremde soll dem Einheimischen gleich sein"? Und auf welchem Grunde dies einerlei Recht aufgerichtet wird, das sagt uns der Satz: „wie der Einheimische unter euch soll euch der Fremde sein, der bei euch weilt, und du sollst ihnlieben wie dich selb st". (III. Buch Mos. 19, 34). Hier haben wir den Ausgangspunkt eines Völkerrechts, das auf Liebe als auf ein natürliches Fundament gegründet ist, und dieses liegt tiefer und fester als das Fundament des Rechts, auf welches die neue Weltordnung, wie sie nach den amerikanischen Punkten geplant war, gegründet werden sollte. — Somit kommen wir zusammenfassend zu dem Er-

') Liszt a. a, O. S. 12 der letzten Auflage.

gebnis: Die Bibel hat das Natmrecht als Quelle des Völkerrechts entdeckt und
Hugo G r o t i u s hat es an der Hand derselben nur wiederentdeckt.*)
Nun heißt es allerdings bei Fr. v. Li szt**): „Das Völkerrecht ist unver-
träglich mit dem Gedanken eines sei es durch einen besonderen Bund mit der Gottheit,
sei es durch eine überlegene und eigenartige Kultur „auserwählten Volkes". Das
ist aber nur richtig für das kodifizierte oder geschriebene Völkerrecht, nicht aber
für die zugrunde liegende Idee, welche die Wurzel und die treibende Kraft der
ollmählich gewordenen und schließlich formulierten Satzungen ist. Gewiß hat
es im Altertum kein Volk gegeben, das zum Zwecke der Erhaltung seiner religiös-
,nationalen Eigenart durch ein Gehege von Satzungen so abgeschlossen wurde
als das „auserwählte Volk". Aber der nationale Gedanke, der vülkertrennende,
w.irde überwunden durch den religiösen Gedanken, den völkereinenden. Dafür das
beredteste Zeugnis ist ein Wort, das Iesaias (42, 5) seinem Volke zugerufen
bat: „Ich der Herr habe dich berufen zum Heile, habe deine Hand erfaßt und dich
aufbewahrt, um Dich hinzustellen zu einem Volksbunde, zum Lichte der
Nationen". Hier zum ersten Male vor fast 2r/2 Iahrtausenden ist ein leiser Anklang
des umfassenden Gedankens an einen Völkerbund aus dem Munde eines Sehers
gekommen und gelehrt worden, daß Israel als Bundesvolk gewissermaßen
der Kristallisationspunkt eines zukünftigen Völkerbundes im Sinne einer
religiös-sittlichen Gemeinschaft zu werden bestimmt sei. Und damit eröffnet sich
ein Ausblick- zu einem höchsten Gipfelpunkte menschheitlicher Entwicklung, zu
einer Zionshöhe des Geistes, die nicht überragt werden kann.***)

Völker recht und Völker friede sind zusammenhängende Ideale. Und
dieser Zusammenhang wird sehr schön durch ein Wort altisraelitischer Spruch-
weisheit bestätigt, welches lautet: „Auf 3 Dingen steht die Welt, auf Wahrheit,
Recht und Frieden". Diese drei Säulen einer moralischen Weltordnung haben
eine gemeinsame Basis sittlicher Ideen. Wankt die eine, so wird bald auch
die andere wanken. Nun ist die Wahrheit der Menschen immer nur eine
subjektive und dadurch entsteht die Gefahr, daß auch das Recht der Menschen,
wenn auch unbewußt, immer nur ein subjektives bleiben wird. Wer soll
nun die Gerechtigkeit des zukünftigen Rechts, das auf Trümmern einer unter-
gegangenen Welt aufgebaut werden soll, verbürgen und gewährleisten? Das
ist die schwierigste Frage, welche auch die unentwegtesten Pazifisten mit ihrer
grünen Theorie nicht befriedigend zu beantworten vermochten. Die Bibel antwortet
mit dem Satze: „Das Recht ist Gottes" und weist damit auf eine übermenschliche
Instanz hin, von welcher das Gewissen der Völker in der Person ihrer zu
bestellenden Schiedsrichter, wie einst von dem Orakel des „Lichtes und der Wahr-

') Noch deutlicher sein Zeitgenosse Ioh. Seiden in der 2chriit: 6« ^ure li»tur»!i
«t ßentüum jnxt» clisoiplin^m Lb««Olum.

") S. 12. Vgl. auch Vietor Vathrein: Moralphilosophie 4. Aufl. II. Bd. <2. 693.

"') Vgl. Ter Völkerbund im Lichte des Iudentums von I. heinemann, S. 6.

heit", die Billigung und Zustimmung zu ihrem Spruch und ihrer Entscheidung völkerrechtlicher Konflikte einholen müsse. Und damit gelangen wir zum letzten Punkte unserer Darlegung.

Die höchste und genialste Leistung der altisraelitischen Gottesboten ist das messianische Zukunftideal, das der ragende Hochgedanke des altbiblischen Ideenbaues ist, der Zielpunkt der monotheistischen Weltanschauung, die Deutung des tiefsten Sinnes in allem scheinbaren Unsinn der Weltgeschichte. Dem ewigen Kriege der Vergangenheit setzen sie den ewigen Frieden der Zukunft entgegen. Nicht wie ein stiller Sommerabend soll er kemmcn^ sondern nach stürmischer Nacht soll er wie ein Frühlingsmorgen dämmern am Himmelssaume der Zeiten. Als Vorboten dieses messianischen Zeitalters erwartete man nach jüdischer wie nach christlicher Überlieferung eine Zeit der Weltkrisis, die man in Anlehnung an Ezech., Kap. 38—39, als den Weltkrieg des Gog und Magog, als die Fußtapfen oder Geburtswehen des Messias bezeichnete.*) Dieser e: wartete Weltkrieg soll das Läuterungefeuer sein, der das Echte vom Unechten reinigen wird, der Wctterstmm, der alles Stolze und Übermütige niederlegen wird, das Weltgericht, das der Gerechtigkeit zrm Siege verhelfen wird. Dann soll er erscheinen auf Erden, derFriedensfürst, auf welchem ein göttlicher Geist ruhen wird: „Und er wird nicht richten nach dem Scheine seiner Augen und nicht entscheiden necb dem Gehör seiner Ohren, Gerechtigkeit wird dae Gurtband seiner Lenden sein und Treue der Gürtel seiner Hüften". (Ies., Kap. N). Und zahlreiche Völker werden zum Berge des Ewigen strömen und wallen und dort Belehrung suchen. „Und er wird richten zwischen vielen Völkern und entscheiden zwischen mächtigen Nationen bis in die Ferne; und sie werden umschmieden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Speere zu Rebenrnessern, nicht mehr wird Volk gegen Volk das Schwert erheben und nicht mehr weiden sie den Krieg üben" (Ies., Kap. 2 und Micha, Kap. 4).**)—Hier baben wir vor uns den ganzen Kompler von Gedanken, aus welchen eine ideale Neuordnung völkerrechtlicher Beziehungen aufgebaut werden seilte: hier haben wir den Friedenspalast auf der Zionshöhe, hier haben wir einen Völkerbund und einen Weltschiedsrichter, von welchem das Völkergewissen die Billigung völkerrechtlicher Entscheidungen und die Gewähr ihrer Gerechtigkeit empfangen soll, hier haben wir die allgemeine Abrüstung und den allgemeinen Dauerfriedcn, mit einem Worte: die verwirklichte Weltreligion ist die verwirklichte Idee des Weltfriedens!

') Es dürfte in diesen« Zusammenhang interessieren, dah ein Bibelerklärer M. Maldini in seinem i. I. 1868 hebräisch geschriebenen Kommentar zu Taniel 1?,I2 das Iahr 1914 als das des Ausbruchs des Krieges von <3og u. Magog errechnet und vorausgesagt hat.

") In einer älteren Talmudstelle (Kad, >'irirr,»t 63r) erklären die Weilen unter Bezugnahme auf diesen Bibelvers, das; Waffen den Menschen zur Tchmach gereichen.

auf altbiblischer Grunülage ?l. Eckstein
Diesem erhabenen Ziele wäre der ursprüngliche Wilson-Frieden
zusammen mit der Verfassung eines Völkerbundes nach den Vorschlägen der
deutschen Regierung (vgl. 6. Flugschrift der deutschen Liga für Völkerbund) so
nahe als möglich gekommen. Der Friedensvertrag von Versailles vom 28.Iuni 1919
mit seinem Torso eines Völkerbundes (vergl. 7. und 8. Flugschrift der Liga) hat
sich leider von diesem Ziele weit entfernt. Er macht mit seinen 440 Paragraphen
den Eindruck einer Pyramide, die über dem Grabeshügel des deutschen Volkes
aufgerichtet wurde. Wo gibt es eine Macht, welche diesen Grabeshügel öffnen und
das deutsche Volk zu neuem Leben erwecken könnte?
Einst schaute ein israelitischer Seher ein weitgedehntes Leichenfeld vor sich und
er wurde gefragt: „Menschensohn, können diese Gebeine wieder lebendig werden?"
Aus sich selbst heraus konnte es der Prophet nicht mit Gewißheit sagen.
Aber er sah es als Ahnung in seiner Seele: ein Geist kam aus allerr vier Wind-
richtungen und weckte die Toten aus ihren Gräbern zu neuem Leben (Ezech.,
Kap. 37). Das muß auch unser Glaube und unsere Hoffnung sein und bleiben:
das Recht, das mit uns geboren wird, das Völkerrecht im naturalen und
sittlichen Sinne dieses Begriffes, wird der Geist sein, der von allen vier Himmels-
richtungen kommen und eine Revision des Friedensvertrages von Versailles be-
wirken wird. Und dieser Geist wird auch das deutsche Volk erwecken zu neuem
geschichtlichen Leben und kulturellen Wirken. Dann wird sich bewahrheiten das
seherische Dichterwort von Conrad Ferd. Meyer:
Doch es ist ein ewiger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Ieder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit.
Etwas wie Gerechtigkeit
- Webt und wirkt in Mord und Grauen
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde!
Mählich wird es sich gestalten,
Seines heiligen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht.
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblüh'n mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

Dr. will», Eohn:
die Karlsbader VefchWe ües Jahres 181Y.
Siegreich war der Freiheitskrieg nach außen beendigt, aber im Innern
hatte er dem deutschen Volke nicht das gehalten, was es erhofft hatte:
Eine freie Verfassung für Deutschland und die Mitarbeit am Staatswesen.
Dies erträumte man und statt dessen kam der alle Obrigkeitsstaat wieder
und das Bündnis der reaktionären Regierungen: die heilige Allianz. Frank-
reich, in dem die Bourbonen zeigten, daß sie nichts gelernt und nichts ver-
gessen hatten, das Rußland Aleranders I. und das Preußen Fri:drich
Wilhelms IH. hatten sich zusammenge an, um überall da, wo das Auf-
flammen freiheitlicher Regur gen dem bestehenoen gefährlich werden konnte,
sofort durchzugreifen. Was wunders, ^aß die Intelligenz Europas verärgert
war und versuchte, soweit es irgend möglich, gegen diese Mächte anzu-
kämpfen. Iunge, begeisterte Studenten hatte,r sich 1817 auf der Wartburg
zusammengefunden, um hier das Doppelfest der Reformation lind der Schlacht
bei Leipzig in den Oltobertage.n zu begehen. Sie hatten nichts verbrochen,
nur Reden waren gehalten wo'den, in denen man die Einheit Deutschlands
betonte und die Hoffnung auf eine bessere Zei^. Di? Versammlung war
musterhaft verlaufen, nur am Schluß hatte man eine Verbrennung von
Gegenständen vorgenommen, die besonders verhaßt waren. Unter ihnen
befand sich auch ein Korporalstock und ein Koder der Gendarmerie. Dies
allein waren schon schwere Verbrechen gegen di' bestehende Staatsordnung
und die Regierungen steckten ängstlich die. Köpfe zusammen. Als dann zwei
Iahre später der russische Staatsrat Kotzebue, in dem man einer Verräter
sah, von dem Studenten der Theologie Sand ermordet 'wurde, war es eine
feststehende Tatsache; daß es eine gefährliche Verschwörung gab, die drohte,
die Ruhe Europas zu gefährden. Hiergegen mußte eingeschritten werden.
Und im böhmischen Karlsbad, das in jenem Iahre den Höhepunkt seiner
Geschichte erlebte, fanden sich Vertreter von Preußen und Österreich nebst
Vertretern vieler anderer deutschen Staaten zusammen, um hier Beschlüsse
zu fassen, wie man den drohenden Gefahren begegnen könnte. Nennt man
die Namen eiies Metternich und Gentz, die damals der Politik Österreichs
und damit auch der des deutschen Bundes die Prägung gaben, so ist schon
der Geist jener Zeiten gekennzeichnet.
Konnten sich auch die deutschen Mächt: zu keinem Beschlusse zusammen-
finden, wenn es galt, die Einheit Deutschlands aufzubauen und nationalen
Forderungen Gehör zu schaffen, so war man sich hier bald einig, als es
sich darum handelte, ein Netz polizeilicher Überwachung über das Bundes-

die Karlsbaüer Veschlüsse ües Jahres 1319 Willy (ohn
gebiet zu legen. Besonderer Haß galt den Universitäten, in denen man
die Schützer des Umsturzes vermutete. Hier wurde ein außerordentlicher
Bevollmächtigter eingesetzt der Hörern wie Professoren gegenüber die größten
Rechte erhielt. Wer einmal von einer Hochschule verwiesen war, der sollte
auf keiner andern mehr Aufnahme finden. Daß man die Allgemeine Burschen-
schaft verbot, ist so selbstverständlich, daß man es nicht besonders zu betonen
braucht, und mit ihr wurden natürlich die Farben schwarz-rot-gold verfehmt.
Für den deutschen Idealismus der Iugend hatte man keinen Sinn. Iedes
Geisteserzeugnis wurde durch die Bestimmung geknebelt, daß alle Druck-
schriften unter 20 Bogen Umfang dem Zensor vorzulegen seien, womit
jede publizistische Tätigkeit unterbunden und die Ruhe des Friedhofes her-
gestellt war.
Schwarze Tage in der deutschen Geschichte waren jene Sommertage
von Karlsbad, und die besten Männer Deutschlands wandten sich entsetzt
von jenen Beschlüssen ab. Nicht in allen Regierungen aber war dieser
Geist von Karlsbad wirklich lebendig, manche von ihnen und besonders die
kleineren gingen nur widerwillig auf diesem Wege mit, den Preußen und
Österreich sie führten. In dieser Beziehung bedeutsam ist der Bericht, den
der Vertreter der Freien und Hansestadt Bremen, Senator Smidt, an seine
Behörde sandte. Gewiß auch er war ,ucht das, was man einen fortschritt-
lichen Kopf nennt, und der „Bestand des Bestehenden" lag auch ihm am
Herzen. Aber er erkannte, daß man auf dem falschen Wege war. Die
Stimmung der deutschen Iugend und überhaupt der Besten im Volke schätzte
er richtig ein, wenn er sagte: „Man will in Deutschland gemeinschaftliche
Gegenstände der Liebe, der Achtung und der Hoffnung haben, und nur,
wenn man diese zu vermissen glaubt, wird es möglich, daß man sich ver-
führen lasse, Gegenstände gemeinschaftlichen Hasses zu ersehen, und sogar
die Iugend hierfür zu interessieren imstande sein. Ein finsteres Brüten
dieser Iugend über Gegenstände, welche von dem nächsten Kreise ihres
Tuns und Treibens entfernt liegen, ist die reinste Unnatur, u,id es wird
nicht viel bedürfen, um sie von dieser wieder zu entwöhnen. Es scheint daher
nicht ratsam, dieselbe durch irgend ein Schreckenssystem mit jenem Zustande
noch vertrauter zu machen. Man bestrafe den einzelnen Schuldigen nach
der Strenge des Gesetzes, aber man hüte sich vor Maßregeln gegen die
Masse, welche diese zu einer Einheit konzentrieren."
Ähnlich dachte der Bayrische Fi.ianzminister Freiherr von Lerchenfeld,
als er im Oktober 1819 an den Württembergischen Bundestagsgesandten
Freiherrn von Wangenheim von München aus schrieb: „Wohl hat unserem
Vaterlande nie eine furchtbarere Krisis gedroht, als durch die geheimen
Machinationen der durch gleiche Ansichten verbundenen, durch gemeinschaft-
liche Besorgnisse aufgeregten und die List und Gewandtheit des einen unter

ihnen verstrickten Diplomaten zu Karlsbad. Nie hat sich die Gefahr der
heimlich verbundenen Aristokratie, ihre Kühnheit und ihr krasser Egoismus
der sie die heiligsten Güter der Souveränität entschlossen über Bord werfen
läßt, um nur ihre Kaste unversehrt in ihren alten Verhältnissen zu bewahren,
deutlicher und stärker ausgesprochen . . . Man verhinderte, daß die Monarchen
über diese hochwichtige Angelegenheit andere Männer zu Rate ziehen, man
behandelte sie als bloße äußere Angelegenheiten und wollte durchaus nichts
voll ordentlichem Vortrage in Konferenzen wissen." Aber was nutzte diese
Gesinnung der Kleinen, die Großen lenkten das Steuer des deutschen Bundes
nach einer anderen Seite. Die Einsetzung der Mainzer Zentraluntersuchu.igs-
kommissio,r krönte das jammervolle Werk von Karlsbad. Sie, wurde in
einer Sitzung des deutschen Bundestages vom 20. September 1819 ein-
stimmig beschlossen. „Der Zweck dieser Kommission ist", so heißt es in
jenem Beschluß, „gemeinschaftliche, möglichst gründliche und umfassende
Untersuchung und Feststellung des Tatbestandes, des Ursprunges und der
mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere
Ruhe, sowohl des ganzen Bundes, als einzeln,« Bundesstaaten gerichteten
revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen, von welchen
nähere oder entferntere Indizien bereits vorliegen, oder sich im Laufe der
Untersuchungen ergeben möchten." Verheeren^ hat diese Kommission gewirkt,
die die nicht vorhandene Verschwörung natürlich, nicht ans Licht, ziehen
konnte, dafür aber so viele Eristenzen vernichtete. Damals wurden Männer
wie Anselm Feuerbach, oder der Dichter Wilhelm Hauff zu, schweren Gefäng-
nisstrafen verurteilt. Daß Preußen hier mit den schwersten und härtesten
Strafen voranging, wird jedem, ohne weiteres einleuchten, der den, Geist
jener Tage kennt.

Eine rühmliche Ausnahme aber gab, es unter den deutschen, Fürsten
und die war Karl August von Sachsen-Weimar und, Eisenach, der unsterbliche
Freund Goethes und Schillers. Weiniarer G«jst, stand so kleinliche>r Machen-
schaften zu fern und witterte keine, Umsturzgefahr, wo keine vorhanden war.
War ja auch er mit der Gewährung einer Verfassung den anderen Bundes-
fürsten vorangegangen. Aber k«m Schimmer des Lichtes, das von der, Stadt
an der Ilm ausging, fiel in jenen Tagest nach, Potsdam, wo Friedrich
Wilhelm HI. ohne Verständnis für seine Ztzit lebte. Es hat sich bitter gerächt.
Wohl gelang es damals, durch eiserne Maßnahmen, die freiheitliche, Bewegung
einzudämmen, wohl konnte man jeden Zusammenschluß zu einem Bund ver-
bieten, aber die Gedanken konnt? man doch nicht verhindern, ihre Bahn
zu gehen und weiter zu wirken und sich fortzupflanzen von Geschlecht zu
Geschlecht. Auf Karlsbad folgte 1848 und auf dieses 1918, man, konnte
wohl den Gang der Weltenuhr um einen Tag von 10t) Iahren aufhalten,
man konnte sie aber nicht zum Stillstand bringen.

In der Verurteilung jener Karlsbader Beschlüsse sind sich die Historiker aller Richtungen einig. Schon Wilhelm von Humboldt sagte von ihnen, daß sie „schändlich, unnational und das Volk aufreizend seien". Selbst ein Mlinn wie Dietrich Schäfer kommt zu einer Verurteilung der damaligen Reaktion. „Im Polizeigeist der Karlsbader Beschlüsse", so sagt er, „versucht man zu ersticken, was bemüht war, Deutschlands öffentliches Lebei in der Dichtung zu entwickeln, wie sie der Zeitgeist unweigerlich forderte".
Was mögen die gelitten haben, deren Blüte unter jenem „Nachtfrost" «rstarrte? Nur wenige erlebten ja eine Genugtuung, wie sie Ernst Moritz "Arndt in der Paulskirche zuteil wurde, mancher für Freiheit und Vaterland begeisterte Student aber büßte jahrelang hinter Kerkermauern die Ideale seiner Iugend und kam nur als ein an Leib und Seele Gebrochener wieder heraus. Umsonst haben auch sie nicht gelitten, auch die Beschlüsse von Karlsbad konnten nicht hindern, was kommen mußte, das „stattliche Haus", das damals zerstört wurde, ist wieder aufgebaut worden und wird „trotz Wetter, Sturm und Graus" auch aus den Kämpfen der Gegenwart gefestigt hervorgehen.

Dr. Richarü Paasch, GeH. Meüizinalrat:

deutschlanü unü Hellas.

Eine Parallele.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß altgrichische Sage in deutschem Wesen besonders volltönenden Widerhall finde. Homers Odyssee ist uns vertraut wie die Überlieferungen eigener Vorzeit. Odysseus, Telemach, Eumäos, Penelope und Nausikaa erscheinen uns wie aus deutschem Gefühl und Gemüt geboren. Sie reden zu uns eine verständlichere Sprache als alle Gestalten orientalischer und romanischer Dichtung. Von den späteren Griechen sind es vor allem Sophokles und Platon, die wir beinahe schon zu den unsern rechnen. Aus der attischen Tragödie erstrahlt uns germanische Sittlichkeit, und Platons Idealismus bildet bis in die neuste Zeit die Grundlage deutscher Philosophie im Gegensatz zu französischem Rationalismus und englischem Militarismus. So läßt denn auch Iulius Langbehn, der Rembrandtdeutsche, die Richtlinie, die durch Deutschland nordwestlich in die Heimat Rembrandts vom Ryn deutet, in Griechenland ihren Anfang nehmen. Goethes Iphigenie, die das Land der Griechen mit der Seele sucht, ist daher im Grunde doch nur verkörpertes Deutschtum, wie es sich auch als Faust den Schatten der Helena heraufbeschwört, um mit Euphorien, dem Sprößling aus der Vereinigung von Klassizismus und Romantik, einen Gedanken

auszudrücken, der für uns nicht in Lord Byron, sondern erst in Friedrich Nietzsche seine weit über Deutschlands Grenzen hinausgehende Bedeutung erlangt hat. Denn auch Friedrich Nietzsche erblickte in allen Stadien seiner Entwicklung den Wertmesser für Kultur in einer dem Griechentum mehr oder weniger bewußt angepaßten Gefolgschaft und träumte von einer befruchtenden Durchdringung und Vereinigung deutschen und griechischen Wesens. Aber nicht nur im Wesen und Charakter seiner Bevölkerung, auch im Verlauf seiner Geschichte besteht eine für unser Vaterland leider vielleicht verhängnisvolle Ähnlichkeit mit Altgriechenland.
Eine Reihe von Verschiebungen der Wohnsitze, die als dorische und ionische Wanderung nach dem Verdrängen der Ureinwohner durch Eindringlinge von Norden her zu endgültiger Verteilung der Halbinsel geführt hatte, kann wohl mit den Unruhen verglichen werden, durch die Deutschland während der Völkerwanderungsstürme in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das Resultat war ein buntes Bild hier wie dort, da die seßhaft gewordenen Stämme, schon verschieden nach Herkunft und Sitten, in weiterer Anpassung an wechselreiche Landstriche völkische Eigenart und Gewohnheiten in ebenso buntem Wechsel herausbildeten. So kam es zu unüberbrückbaren Gegensätzen zwischen Athen und Sparta, Theben, Thessalien und Böotien. Unaufhörliche Reibereien und Kämpfe um die Vorherrschaft waren die Folge, wie Deutschlands unselige Kleinstaaterei Iahrhunderte hindurch zu innerer Zerfleischung, Fehden, Erbfolge- und Religionskriegen geführt hat.
In Deutschland aber wie in Griechenland ist es trotzalledem je einmal zu Sammlung und gemeinsamer Abwehr gekommen, als ein auswärtiger Feind ihrer staatlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit ein Ende zu machen drohte, terres scheiterte mit seinen Eroberungsplänen bei Salamis, Marathon und Plataä am Heldenmut der verbündeten Hellenen, und in den Befreiungskriegen vor hundert Iahren gelang es dem deutschen Genius, Preußen, Österreich und den Rheinbund nach schmachvoller Zersplitterung zur Vernichtung der französischen Fremdherrschaft zusammenzuschweißen. Eine weitere Ähnlichkeit könnte man noch in der Tatsache erblicken, daß beide Staatenverbände schließlich unter die Führung einer ihrem Stammesgefühl etwas widerstrebenden Militärmacht gerieten. Mazedonien und Preußen haben Griechenland und Deutschland nach nochmaligen Siegen über ihre alten Feinde zur politischen Einigung verhelfen.
Hiermit möchten wir die Vergleichung zwischen beiden Völkern abbrechen; denn für Griechenland beginnt nun die Kette jener Ereignisse, die zu seiner Eroberung durch Rom führten. Mit dem Untergang seiner Freiheit wurde es eine Provinz des die größere Hälfte der damals bekannten Welt umspannenden Imperiums. Freilich haben dafür griechischer Geist, griechische Kunst und Wissenschaft diesem römischen Weltreich noch Iahrhunderte hindurch

Glanz und Ansehen gegeben. Athen und Eleusis, griechische Akademien
und die Statten griechischer Mysterien bildeten nach wie vor die Wallfahrts-
ziele für Tausende von Wissensdurstigen. Griechische Künstler schufen für
den Luius römischer Kaiserpaläste wie die Ausschmückung von Tempeln
und Arenen im Osten und Westen. Griechische Gelehrte, Redner und Ärzte
waren allerorts gesucht. Der Besiegte war zum Lehrmeister seines Zwing-
herrn geworden.

Eine Welt von Feinden strebt heute, Deutschland zu, unterjochen.
Frankreichs Rachsucht und Englands Mißgunst haben es verstanden, die
Völker der Erde mit Haß gegen das aufstrebende Deutschland zu erfüllen,
das seiner stetig wachsenden fleißigen Bevölkerung einen Platz an der Sonne
sichern mußte. Die Würfel sind gefallen. Das Schicksal hat gegen uns
entschieden. Die Zukunft malt sich uns in dunklen Farben. Aber als einen
üblen Trost würden wir es bezeichnen müssen, wollten wir etwa Genugtuung
lediglich darüber empfinden, daß deutsches Denken und Empfinden, daß
deutsche Kultur die Gesamtmenschheit befruchten werde, selbst wenn Deutsch-
land dazu verurteilt sein sollte, das Los Altgriechenlands zu teilen. Denn
das soll und wird nimmer geschehen!

Die germanische Sage läßt Baldur, den strahlenden Lichtgott, durch
seinen eigenen Bruder, den blöden und blinden Hödur, gefällt werden,
dessen vom schlimmen Loki geleitetes Geschoß, der scheinbar harmlose Mistel-
zweig, ihn hinterrücks trifft. Der totsieche Baldur ersteht aber zu neuem
Leben und unbesiegbarer Kraft.

iuüwig drees:

Kultur.

Wehe dem Volk, das zu früh die Waffen an die Wand stellt, so schrieb
damals sehr richtig der Vorwärts, als s. Zt. die Tatsache nicht mehr von
der Hand zu weisen war, daß wir der Übermacht der Gegner in kurz oder
lang erliegen würden. Leider war er aber nicht in der Lage, diese Ansicht
bei späterer Entwickelung der Ereignisse weiter genügend vertreten zu können;
der unausbleibliche Erfolg der Nichtbeherzigung dieser Warnung blieb nicht
aus, und unser Volk muß nun den Trank, den es sich selbst durch die No-
vembergeschehnisse gebraut hat, auch bis zur Neige leeren.

Wehe dem Volk, das nicht den Wert der Geistesarbeit voll erfaßt, so kann
man heute ausrufen, denn es wird unrettbar über kurz oder lang zu Grunde

gehen. Kultur und Geistesarbeit aber sind eng und untrennbar miteinander verbunden, ja man kann wohl sagen, das eine ist kaum ohne das andere denkbar. Die heutigen Bestrebungen gehen nun alle darauf hinaus in Massenarbeit und Massenausbildung ein möglichst hohes und vollwertiges Ziel zu erreichen, ohne dabei zu bedenken, daß das im Grunde genommen nur erreicht werden kann bei hoher und höchster Entwicklung der Einzelnen. Diesem Gesichtspunkte entsprechen die bei allen Kulturstaaten bestehenden Schul- und Bildungsanstalten, die in ihren Abstufungen und verschieden gearteten Lehrplänen auch entsprechend verschiedene geistige Nusbildungsziele erstreben.
Nun wird diesen Einrichtungen, die sich doch fraglos außerordentlich bewährt haben, denn Deutschland marschierte wohl vor dem Kriege bezüglich des allgemeinen Bildungsstandes mit an allererster Stelle von allen Ländern, der Krieg erklärt, und als Allheilmittel wird die Einheitsschule hingestellt. Gehen wir aber der Sache auf den Grund und wird dabei ehrlich verfahren, so stellt der ganze Kampf gegen die früberen Lehranstalten wieder nichts weiter dar als den Kampf gegen den Besitz, und das ist die Torheit, daß eben zur Zeit der Besitz, der doch an sich staatserhaltend wirkt, in jeder Beziehung durch die zeitigen Strömungen auf das äußerste gefährdet und größtenteils bereits vernichtet ist.
Es mag nicht ausgeschlossen sein, aber zu mindest ist es noch sehr fraglich, daß eine gewisse geringe Hebung des Allgemeinwissens durch die Einheitsschule erreicht wird, gewiß aber ist, daß die höhere Bildungsstufe in ihrem Durchschnittsmaß erheblich zurückgehen und verflacht wird, denn es ist doch einleuchtend, daß an sich die Einheitsschule — selbst bei hochgestellten Anforderungen — nicht auf dem Stand unserer Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen und ähnlich hochstehender Anstalten gehalten werden kann. Die Folge also ist, daß eine sehr große Zahl junger Leute, die ohne direkt hervorragend begabt zu sein, immerhin mit Erfolg die fraglichen Schulen besuchen würden, nun dieser Ausbildung verlustig gehen sollen und wesentlich geringer gefördert werden. Der Leidtragende in weiterem Sinne wird natürlich dabei der Staat sein, denn ihm gehen die entsprechend ausgebildeten weiten Volksschichten verloren, unweigerlich wird hiermit ein Sinken des allgemeinen Kultur- und Bildungsstandes verbunden sein. Weit größer noch aber wie dieser Nachteil dürfte wohl die andere Gefahr sein, die uns dadurch droht, daß in unnötiger Weise weitere Kräfte der so nötigen Handarbeit entfremdet und teilweise völlig entzogen werden, während die an sich bereits überfüllten akademischen Berufe weiteren höchst unerwünschten Zuzug erfahren würden. Es darf und wird auch wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die im Vergleich zu den früheren höheren Bildungsanstalten einfachere Einheitsschule einen Anreiz für viele Bevölkerungs-

schichten bieten wird, die sich bei den früheren Verhältnissen — nicht zu ihrem Schaden — ohne weiteres der erwerbbringenden Handarbeit zugewendet hätten; das wird umsomehr der Fall sein, wenn von Staatswegen die Unterhaltungs- und Lehrmittelkosten zum größten Teile getragen werden sollen.

Das Wort „sollen" bedarf wohl der besonderen Betonung, denn es dürfte wohl sehr dahingestellt bleiben, ob es uns überhaupt möglich ist, auf den so schon bis auf den Grund geleerten Staatssäckel noch weitere nicht unumgänglich notwendige Kosten zu übernehmen. Allenthalben hat ja in dieser Beziehung auch bereits eine dahin gehende Bewegung eingesetzt, durch gänzliche Vereinheitlichung und Schablonisierung der Lehrbücher u. s. w. eine Verbilligung zu erzielen. Auf den ersten Blick bestechend, gewiß aber ,näher betrachtet eine Eindämmung und Beschränkung der freudigen Lehrtätigkeit der Pädagogen und weiterhin natürlich deren Erfolge, also Verflachung unserer Kultur in ihren Anfangs- und grundlegenden Lehranstalten.

Die wirtschaftliche Frage, die ebenfalls das Buchhändler- und Verlagsgewerbe betrifft, beides eng mit dem Kulturzustande eines Volkes zusammenhängend, sei nur kurz erwähnt.

Die Glieder leisten nur tüchtige Arbeit, wenn sie von fähigen und wissenden Köpfen geleitet werden, also züchten wir fähige Köpfe und untergraben wir nicht die in vieler Beziehung hierfür so notwendige Vorbedingung, den Einfluß des Besitzes. Wer soll denn das teure Studium für alle zahlen, wer Bücher und Lehrmittel? Wohl nur in ganz beschränktem Maße kann das aus Staatsmitteln erfolgen, und die Nutznießer dieser beschränkten Mittel darf nie und nimmer die Masse, sondern dürfen nur wenige Auserwählte sein, deren spätere Tätigkeit dem Staat das Anlagekapital verzinsen muß. Aber nicht die wenigen Auserwählten allein sind für das Gedeihen des Volkes maßgebend, sondern auch für die Besetzung der. vielen mittleren Stellen sind wissenschaftlich geschulte Köpfe nötig, die sich selbst auf eigene Kosten und Verantwortung ausgebildet haben, aus ihrer Masse kann dann nach freier Wahl Staat, Gemeinde und Privatunternehmen eine Auswahl treffen. Angebot und Nachfrage wird allein auf die Weise sachgemäß ausgeglichen und schon durch diesen Kanal fließt der Segen des Besitzers in breiten Strömen wieder der Allgemeinheit zu.

Besitz und Kultur hängen nun einmal untrennbar zusammen und beide haben das eine gemeinsame, daß sie sich nicht von heute auf morgen erwerben und aufbauen lassen, wenn sie der Gesamtheit Werte leisten sollen, nur in kleinen Anfängen durch Einzelarbeit vermag der ersprießliche Grundstock gelegt zu werden.

Der Grundbegriff des kulturellen Staates wurzelt in der Ehe, diese aber bedarf unbedingt des Schutzes des Besitzes, wie sie ja auch umgekehrt

zweifellos in ihrer Institution mit dem Gesetz des Erbrechtes einen Hauptanreiz für die Besitzerwerbung darstellt. Es ist aber durchaus erforderlich, daß nicht etwa nur das einzelne Individuum, das sich gerade im Genuß des Besitzes befindet, betrachtet wird, sondern vielmehr die Familie, der das zeitweilig besitzende Individuum angehört, man gewinnt alsdann erst die richtige Anschauung, daß eben der Besitz als solcher nichts anderes darstellt, als das Produkt erfolgreicher Arbeit Einzelner im Laufe mehrerer Generationen einer Familie, und diese Erscheinung ist nichts anderes als die Grundlage, auf der sich ein hoher Kulturzustand eines Volkes aufbauen kann. Hierin liegt der Unterschied begründet einmal zwischen menschlicher Gesellschaft und Tiergemeinschaften; in engerem Sinne dann zwischen Kultur- und Naturvolk, das Kulturvolk allein baut im Gegensatz zum Naturvolk und zur Tiergemeinschaft seine Eristenzgemeinschaft und Möglichkeit nicht nur von heut zu morgen, sondern für eine ferne Zukunft auf, die letzten Endes erst nachgeborene Generationen erleben können. Hieraus ergibt sich dann ohne weiteres, daß der Besitz als solcher ja auch durchaus nicht nur als Eigentum Einzelner zu gelten hat, sondern gleichfalls in weiterem Sinne der Masse dient.
So treffend, so schön sagt unser großer Goethe: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!" Dieser Ausspruch sagt mit wenig Worten eigentlich alles, er legt klar, wie sich ein Kulturvolk dem Besitz gegenüber zu verhalten hat, wenn es wahren und dauernden Nutzen aus ihm ziehen will. Erhalten bleibt Besitz schließlich dech nur in der Hand eines Tüchtigen, hat eine Familie durch Iahre lange erfolgreiche Arbeit Einzelner sich einen Besitzstand erworben, so wird er immer nur solange in Hand der Familie bleiben, wie auch in den späteren Generationen Persönlichkeiten entstehen, die nach Goethes Worten erneut den Erwerb des überkommenen Besitzes anstreben. Niemals aber kann dem Volksganzen durch wilde Sozialisierung, d. h. durch überstürzte einschneidende umändernde Bestimmungen bezüglich des Besitzrechtes gedient werden, denn derartige Bestimmungen würden ja schließlich auf nichts anderes denn Enteignung hinauslaufen und die schwersten Schädigungen im ganzen Erwerbsleben nach sich ziehen. Etwas ganz anderes ist natürlich die Frage, ob sich durch allmähliche Umstellung der ganzen Arbeitsverhältnisse zwischen Arbeitnehmer und Geber ein anderer gangbarer Weg finden läßt, der in weitestem Sinne allen Beteiligten größeren allgemeinen augenblicklichen Nießnutz an den Früchten der Arbeit ermöglicht. Es darf wohl auch ganz offen gesagt werden, daß auch die einsichtvollen Mehrheitssozialisten durchaus auf diesem Standpunkte stehen und der Unterstützung aller rechtlich denkenden Parteien dürfen sie wohl hierin sicher sein. Hoffentlich gelingt es, einen engen Zusammenschluß in dieser Auffassung zwischen allen bürgerlichen und mehrheitssozialistischen Parteigängern zu erzielen, er allein wäre fähig, uns aus

dem zeitigen Dilemma hinauszuhelfen und einer erträglichen Zukunft ent-
gegenzuführen.
Andere Maßnahmen aber, die die Besitzerwerbung als solche erschweren,
ja die Besitzerhaltung unterbinden würden, sind nur geeignet, unsere Kultur
im Lebensnerv tötlich zu treffen.
Geht der Besitz zurück, auch der Volksbesitz als Allgemeingut, und er wird
es unweigerlich, wenn nicht der Einzelne im Maße seines Könnens für sich
und seine Nachkommenschaft am Erwerb beteiligt wird, so wird auch die
ollgemeine Geistesbildung sinken und damit sinkt die Leistungsfähigkeit der
Köpfe, die bestimmt sind, belebend auf die Glieder des Körpers zu wirken,,
Das aber wäre der Anfang vom Rückschritt; die Geistesarbeit muß höher
bewertet werden, wie Hand- und Körperarbeit, schon aus dem Grunde,
weil ein Kopf viele Handarbeiter zu leiten und zu beschäftigen imstande
sein muß, ja weil oft von einem Kopf das Wohl und Wehe von vielen
Lebewesen abhängt — der Feldherr in der Schlacht, der Ingenieur beim
Brücken-, Tunnelbau u. s. w. — Kultur und Geistesarbeit gehen ebenfalls
Hand in Hand und sind innig miteinander verknüpft, nur hohe Geistes-
kultur kann ihrerseits veredelnd auf die einfache Körperarbeit wirken und
ein blühendes Handwerk nach sich ziehen, wie wir es besonders im Mittel-
alter gesehen haben, wo seinerzeit gleichzeitig eine Blüte des Geisteslebens
mit der Blütezeit des Handwerks zusammenfiel. Auch die gehobene Hand-
arbeit kann nie und nimmer der stützenden Geistesarbeit entbehren, sie wieder
lebt sich in ihrer höchsten Vollendung, in innigster Gemeinschaft mit der
Geistesarbeit zur Kunst aus — Malerei, Bildhauerkunst und Musik — die
drei schönen Künste repräsentieren die goldenen Früchte, die ein in hohem
Kulturzustand befindliches Land hervorzubringen vermag, in ihnen feiert
die verfeinerte Kultur ihren höchsten Triumph. Auch die Kunst kann des
Besitzes zu ihrer vollen Entfaltung schlecht entbehren, der Besitz, der dem
irdischen Körper die leiblichen Bedürfnisse in reichem Maße zu bieten vermag,
macht die Seele frei von kleinlichen Sorgen und läßt sie sich unbeschwert
zu den olympischen Göttern emporschwingen. Geistesleben braucht unbedingt
eine verfeinerte und mit gewissem Wohlstand ausgestattete Umgebung, um
sich voll betätigen zu können, wie andererseits grobe und schwere Handarbeit
robuste Natur und kräftige Muskulatur des Körpers zu ihrer Bewältigung
erfordert.
„Handwerk hat einen goldenen Boden", so lautet ein bewährtes altes
Sprichwort, und so sehr sich auch im Laufe der Iahrhunderte die Zeiten
geändert haben, es hat nach wie vor seine Berechtigung behalten, hüten
wir uns davor, durch unsachgemäße Maßnahmen ihm die so nötigen Kräfte
zu entziehen, im Gegenteil sollten alle Vorkehrungen getroffen werden,

ihm breitesten Zuzug zu eröffnen. Nie und nimmer aber dürfte das Ziel
durch die beabsichtigte Umstellung unserer Schulverhältnisse erreicht werden,
eher das Gegenteil, und fraglos wird sich das in späteren Iahren sehr störend
fühlbar machen. Leider hat sich seit der Revolution ein Bestreben breit
gemacht, all unsere bisher bestehenden Verhältnisse ummodeln zu wollen,
und dabei wird nebst manchem Schlechten vor allem aber sehr, sehr
viel Gutes über Bord geworfen, denn sehr viele gute, ja mustergültige Ein-
richwngen nannte unser Vaterland sein eigen, sonst hätte es nicht auf der
lichten Höhe stehen können, von der es nun durch die Ereignisse der Geschichte
gestürzt. Wenn wir aber je wieder einen Aufstieg erwarten wollen, so wird
er uns nur gelingen bei höchster Pflege und .Weiterentwicklung unserer
Kultur- und Geistesarbeit. Sie in sachgemäßer Weise zu pflegen und fort-
zuentwickeln muß unsere Hauptaufgabe sein, es wäre töricht, wenn der
Staat sich zur Erreichung dieses Zieles nicht der Vorteile des bestehenden
Besitzes hierzu bediente, das aber allein ist möglich, wenn hierzu entsprechende
Bildungsanstalten gegen Entgelt zur Verfügung stehen. Häusliche Erziehung,
Umgang mit gebildeten Personen von klein auf weckt ohne weiteres die
im Kinde schlummernde Veranlagung und geistige Entwicklung und alles
das hängt - untrennbar mit gewissem Wohlstand zusammen, ist nicht davon
zu trennen und kann nicht einfach vom Staate ersetzt werden. Angenommen
also, es wäre tatsächlich der Fall, daß die natürliche Begabung des einzelnen
menschlichen Individuums mehr oder weniger gleich wäre und wenig von
Vererbung abhängig, was aber noch sehr zu bezweifeln ist, so bliebe immer
noch die Tatsache bestehen, daß die Umgebung ihren außerordentlichen ver--
edelnden Einfluß ausüben muß und wird.

Soll etwas tüchtiges geschaffen werden, ganz gleich auf welchem Gebiete,
so kann es nur durch allmählichen Aufbau geschehen, nicht aber im Augenblick
durch Massenbetrieb der geistigen Volksausbildung, denn der Weg dürfte
kaum zum Ziele führen. Sehr zu begrüßen wäre es natürlich, daß durch
staatliche Fürsorge besonders Begabten auch der unbemittelten Stände der
Weg zur Vollendung ihrer geistigen Ausbildung eröffnet würde, aber das
darf nur auf eine kleine Auslese beschränkt werden, sonst wird das Gegenteil
von dem, was beabsichtigt ist, erreicht.

Prof. Gustav Turk:

Die üeutsche höhere Schule.

Wenn ich wandern will, packe ich Ranzen oder Rucksack, und von seinem Inhalt hängt manches unterwegs ab. Aber der da wandert, ist doch schließlich nicht der Rucksack, sondern der ganze Kerl, und was in ihm steckt an Leib und Seele, wird die Hauptsache sein.

Was uns die Schule zur Lebensreise bietet, ist beiderlei, es ist Bildung für Leib und Seele und außerdem auch nützlicher Bedarf. Was zum Menschenwert gehört, will und soll jeder haben, und das muß der wichtige Hauptteil in niederer und höherer Schule sein; was nur Bedarf ist, kommt erst in zweiter Reihe. Und wenn es sich darum handelt, wegen der dem Menschen in Zeit und Kraft gesteckten Grenzen zu scheiden zwischen dem, was allen gemeinsam als unbedingt notwendig zu ihrer Entwickelung geboten werden und als Pflicht auferlegt werden soll, und dem, was ihrer freien Wahl überlassen werden kann, so wird grundlegend für die Scheidung die klare Erkenntnis sein, welche Schulgaben Vildungswert und welche bloß Nützlichkeitswert besitzen, was in die Seele und was in den Rucksack gehört.

Wollen wir deutsche Menschen bilden, so brauchen wir dazu nicht bloß auf der unteren, sondern auch auf der oberen Schulstufe deutsche Gedanken und Kenntnisse, einen möglichst tiefen Einblick in deutsches Wesen, zu dem deutsche Sprache, deutscher Glaube, deutsche Sitte, deutsch? Kunst, deutsche Geschichte, deutsche Wirtschaft aller Zeiten gehört, ein überreicher Stoff, der sowieso nur in Auswahl geboten werden kann, in einer Auswahl des Besten und Echtesten und Kräftigsten. Neben dem eigenen Volkstum soviel vom Fremden, daß Verhältnis und Gegensatz, klar wird, und neben dem Menschlichen das Sachliche, Unterficht von der Welt, die uns umgibt, und ihren Kräften.

Nun spukt freilich immer noch die Meinung, zur höheren, deutschen Bildung reiche das Deutsche allein nicht aus, es müsse anderes darauf gepfropft werden zur Veredlung, Lateinisches, Griechisches, Iüdisches, Christliches und dergleichen. Und so ist dennHunderte von Iahren eine deutsche höhere Schu e gewesen und ist noch, da, in der das Deutsche überwuchert und fast erstickt ist. Gymnasium nennt sich seit einem reichlichen Iahrhundert die auf deutschem Boden eigentlich seltsame Geburt wohlmeinenden, aber doch irrenden Humboldtschen Geistes. Kurd von Strantz hat neulich in „Deutschlands Erneuerung" ein kräftiges Wort hierüber gesprochen. Setzt, man an die Stelle der lateinisch-griechischen die französisch-englische Schule, so wird das Übel womöglich noch schlimmer.

Wenn auch unsere höheren Schulen des eigentlichen deutschen Geistes nicht bar sind, so sind sie doch nichts weniger als seine Pflegestätten, denn sie räumen

ihm nur ein Winkelchen em. Das Ergebnis ist denn auch die überwiegende Zer-
fahrenheit unseres Volkes. So und so viele, die begeisterte vaterländische Führer
sein müßten, kommen über den allgemeinen Menschheitsdusel und über die Ver-
ehrung alles möglichen Fremdtums nicht hinaus, und wenn in einem Volke die
Oberschicht nicht einheitlichen völkischen Geistes ist, wo soll dann unten die völkische
Festigkeit herkommen, eine Festigkeit, die verhärtet ist gegen jeden Schwindel
und gepanzert gegen jede Not. Wo ist die einheitliche vaterländische Gesinnung
der gesamten Lehrerschaft, die sich ohne weiteres auf die Schülerschaft übertrüge?
Hier klafft ein bedenklicher Hohlraum in der deutschen Eiche, die ja auch
gefallen ist.

Soll der neue deutsche Geist besser sein, so muß er rückhaltlos deutsch werden.
Das heißt: Pflichtfächer auch der deutschen höheren Schule
seien nur deutsche Dinge nach dem Muster der Volksschule. Denn
die wirklich deutsche höhere Schule soll doch auch eine Volksschule sein. Der Wunsch,
dem deutschen Unterrichtsstoff den Vorrang zu geben, ist schon seit langer Zeit
immer wieder hervorgetreten, hat aber immer noch nicht zu einer entschiedenen
Folgerung geführt. Auch der neueste Vorschlag des „deutschen Gymnasiums"
begnügt sich noch mit einer Halbheit: es soll immerhin den Schülern doch
wenigstens eine fremde Sprache aufgenötigt werden. Wagen wir ruhig noch
einen weiteren Schritt und gehen aus den fremden Fesseln gänzlich hinaus, damit
der deutsche Iüngling endlich ein deutsches Reifezeugnis bekommen kann aus
rein deutschen Fächern, die dann auch mit allem Emst behandelt und gewertet
werden können, während jetzt schon seit langer Zeit das Augenzudrücken einen
bedenklichen Umfang angenommen hat. Gerade die fremden Sprachen sind das
Feld, auf dem bei dem gegenwärtigen Zwange eine ewige Stümperei und
Mogelei herrschen muß, denn die Befähigung für solche Dinge ist nur wenigen
gegeben — ohne daß glücklicherweise die Lebenstüchtigkeit darunter leidet —
und di; anderen suchen sich eben durchzuschlagen. Der Lehrer sieht zwar den
dauernden Mißerfolg, muß ihn aber durch möglichst ermäßigte Anforderungen
verdecken, und auch wo doch noch ein „mangelhaft" herauskommt, wird darüber
bestimmungsgemäß in weitem Umfange hinweggesehen. Denken wir uns in
den höheren Schulen neben dem Pflichtgange, in welchem solche zarte Rücksichten
dann wegfallen können, für die fremden Sprachen wahlfreie Abteilungen, so ist
auch hier dem Übel die Wurzel abgegraben. Wer sich hier einfindet, muß die Sache
ernst nehmen und bekommt ein ungeschminktes Zeugnis. Kommt er wider Er-
warten nicht vorwärts, so scheidet er aus. Die Hochschule fordere, soweit nötig,
neben dem Reifezeugnis ein oder mehrere Sprachzeugnisse. Dagegen müßten
allerdings die Berechtigungen, welche sonst mit den jetzigen Reife- und Schul-
zeugnissen verbunden sind, auch ohne die fremden Sprachen bestehen bleiben.
In den allermeisten Fällen wird das ohne Schwierigkeit möglich sein. Rein deutsche
Amter und Beschäftigungen müssen doch versehen werden können ohne die fremden

Sprachen und namentlich ohne den fremdsprachlichen Schein; denn in den meisten Fällen ist es nur ein solcher.
Wem der gesunde und zwingende Grundgedanke nicht einleuchtet und eine genügende Gewähr für die Güte der Sache ist, der sträube sich wenigstens nicht gegen einen Versuch. Es muß doch ohne große Kosten und Umstände möglich sein, eine solche höhere Schule zu schaffen, wie oben angedeutet. Es gibt Eltern genug, die mit Freuden ihre Söhne ohne den fremdsprachlichen Zwang erziehen lassen möchten, aber Deutschland bot ihnen bisher keine solche deutsche Schule. Nur darf man, wie gesagt, nicht durch beschränkte Berechtigungen einen Riegel vorschieben.
Gegenüber den von der Hochschule aus immer wieder geäußerten Bedenken sei erstens betont, daß die höhere Schule nur für einen kleinen Teil ihrer Schüler die Vorstufe für die Hochschule ist und daß die freien Sprachabteilungen ja alles bieten können und sollen, was irgend nötig ist. Wer wahlfrei Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch lernt, soll in den betreffenden Abteilungen und Lehrgängen genau soweit gefördert werden, als es bisher dem Lehrplan entsprach, bei den meisten aber nicht erreicht wurde. Das Alter, in dem sich der Schüler zum fremdsprachlichen Unterricht melden darf, müßte weit herausgerückt werden, um nicht die Muttersprache, wie jetzt leider geschieht, zu beeinträchtigen. Ie nach Begabung könnte der Knabe mit 12, 13,14 Iahren anfangen. Der Unterricht ließe sich wohl im allgemeinen dreistufig gestalten mit der Möglichkeit längeren Verweilens namentlich auf der Oberstufe, ebenso mit der Möglichkeit der Teilnahme nach erlangtem Reifezeugnis; noch manches andere ließe sich über zweckmäßige Ausgestaltung sagen, doch führt das hier zu sehr ins einzelne. Iedenfalls ist der Vorwurf von vomherein abzuweisen, als müßte die Gründlichkeit fehlen, weil kein allgemeiner Zwang herrscht und also die vielen hemmenden unfähigen und unlustigen Mitsitzer nicht dabei sind.
Für diejenigen Schüler, welche auf die fremden Sprachen verzichten, würde der Stundenplan zwar nicht um die volle Zahl der jetzigen fremdsprachlichen Stunden zu kürzen sein, aber immerhin eine erhebliche Entlastung erfahren, und das wäre ein Segen, der dem jungen Geschlechte sehr zu gönnen wäre; denn gesundheitstärkend ist der gegenwärtige Schulzustand nicht trotz der eingeschobenen Freizeiten.
Also man schaffe, zunächst versuchsweise, nicht ein deutsches „Gymnasium", sondern eine deutsche höhere Schule!

Margarete Pochhammer:

Dantes Hölle erwartet üie Schulüigen.

So viel wissen wohl alle Gebildeten von Dantes Göttlicher
Komödie, daß der große Florentinische Dichter darin seine Wanderung
durch die drei Ienseitsreiche, Inferno, Purgatorio, Paradiso, beschreibt.
Vielleicht ist aber nicht allen derSinn dieser — erträumten — Wanderung gegen-
wärtig : die Wertung der Menschenschuld. Mit erstaunlicher
Kühnheit und Sicherheit weist Dante sowohl geschichtlichen Persönlichkeiten
wie vor ihm verstorbenen Zeitgenossen in der Hölle, auf dem Berge der
Läuterung und auf den Sternen die Plätze an, die sie seiner Meinung
nach verdienen. -^

In derHülle erleiden die Sünder, die, Böses wollend, keiner Besserung
fähig, bis zum Tode trotzig, auf Erlösung nicht mehr hoffen dürfen, furcht-
bare, zum Teil groteske Strafen, die als Seelenqualen aufzufassen sind.
Den Berg bevölkern die Seelen derer, die zwar auch Unrecht getan
haben, doch ihr Verfehlen erkannten und mit ernster Selbsterziehung an
sich arbeiten; deshalb zum irdischen Paradiese und zur Seligkeit aufsteigen
dürfen.

Im Himmel weilen die Erlösten, Seligen. —

Iedes der drei Reiche ist in sieben Stufen eingeteilt, die einander ent-
sprechen; so daß dieselbe Art von Sünde auf gleicher Stufe in der Hölle
bestraft, auf dem Berge' abgebüßt wird und im Himmel als überwunden gilt.
Die sieben Stufen der Hölle decken sich mit neun Kreisen.

Den Weg durch die Unterwelt und den Berg hinan aber sollen wir,
wie Dante, als Lebende in Gedanken gehen, um unsere Sünde
an den Taten der Abgeschiedenen zu messen, unsre Schuld zu erkennen. —

Daraus, an welcher Stelle Dante bei seiner Ienseitswanderung die
einzelnen Menschen — geschichtliche wie zeitgenössische — findet, ist klar
zu verstehen, was er von ihnen hält. Die sittliche Größe seines Urteils
gibt dem Gedicht den unsterblichen Wert. —

Bei Dantekennern ist wohl manchmal seit dem Beginn des Weltkrieges
der Wunsch aufgetaucht, unsre Zeitgenossen, die Handelnden in dem größten
Drama der Weltgeschichte, für das Urteil der Mitwelt und Nachwelt auf
die berühmten Danteschen Stufen zu verteilen. Seit dem Friedensschluß
ist dieser Wunsch wohl noch lebhafter geworden. Denn nachdem wir zum
Eingeständnis einer Schuld gezwungen worden sind, von der wir uns frei
wissen, während die Feinde sich ihre Unschuld und darüber hinaus gehende

Tugenden in hochtönenden Erlassen bescheinigt haben, ist es noch viel schwerer
geworden, die Wahrheit zu ergründen und ans Licht zu bringen.
„Die Geschichte wird entscheiden", hört man oft als aufrichtig ge-
meinten Trost. Aber damit wird doch der arMen Klio eine unlösbare
Aufgabe gestellt — wenn wir ihr nicht zu Hilfe kommen. Denn die Geschichte
ist ja doch auf das angewiesen, was die Gegenwart ihr hinterläßt, und
das ist, wie wir alle wissen, ein Wust von Behauptungen, Anklagen, Gegen-
behauptungen und Gegenanklagen. Die Beweise fehlen noch. Die Entente
ersetzt sie durch Beschimpfungen. Auf unsrer Seite sollen Dokumente von
so zwingender Beweiskraft vorhanden sein, daß sie hinreichen müßten, der
irre geführten Welt die Augen zu öffnen. Warum man ihre Bekannt-
gebung unterläßt oder hinausschiebt, entzieht sich unserm Urteil. —
Nach der Meinung vieler ist die Schuld frage deutscherseits nicht
rechtzeitig als das erkannt worden, was sie in Wahrheit von vorn herein
gewesen ist. Nur auf dem Grundstein unsrer vermeintlichen ungeheuren
Schuld konnte ja das Gebäude von Lug und Trug, von Rechtsbrüchen
und Grausamkeiten aufgerichtet werden, das der Versailler Friede krönt.
Daß wir diesen Grundstein nicht beizeiten zerstört haben, ist eine Schuld
gegen uns selbst. Aber es ist keine, für die wir der Hölle verfallen müßten.
Wir dürfen diese Schuld, wenn erkannt, auf dem Berge der Läuterung
abbüßen — da, wo die Hochmütigen Steine schleppen. Die schweren Fels-
blöcke, unter deren Last sie dahin schreiten, beugen ihnen das Haupt, das
sie zu hoch getragen haben. (Purg. X.)
Haben denn nicht auch wir das Haupt zu hoch getragen, als wir den
Mahnungen, doch für unsern guten Ruf in der Welt zu sorgen, immer
wieder entgegneten: „Unsre Taten sollen für uns spreche.!. Wir ver-
schmähen es, uns mit Worten zu rechtfertigen"?
Das Bewußtsein unsrer Unschuld machte uns stolz. Wir fürchteten,
uns etwas zu vergeben, wenn wir das, wovon wir durchdrungen waren,
andern klar zu machen suchten. Deshalb haben wir der Irrlehre von unsrer
Schuld am Kriege keinen genügend starken Widerstand entgegen gesetz!,
und nun hat sie unser Schicksal besiegelt. —
Doch nein! — Nur in der Hölle ist alles zu Ende. Der büßende
Aufstieg dagegen bedeutet Hoffnung. Die Kraft, die auf Grund klarer
Selbsterkenntnis sich selber meistert, dic sich durchringt zum Guten, bis die
Sünde vergeben ist, die wird, wenn befreit von der Schuld, sich zu neuen
Taten aufraffen. Wenn aus dem Hochmut, mit dem wir uns gegen die
Erläuterungen unsres Handelns gesträubt haben, wahre deutsche Demut
geworden ist — nicht kriechende, sondern aufrechte — dann wird die Welt
von deutschen Taten böre!r, die nicht wieder mißverstanden werden. —

In ähnlicher Weise, wenn wir Danteschen Geist bei der Musterung
der Gegenwart zu Hilfe nehmen, werden wir noch manchen deutschen Versager finden, der auf den Berg der Läuterung gehört. Mängel, Irrtümer, Torheiten, Schwächen haben an unserm Verhängnis mitgewirkt. Doch alle, die für den Krieg verantwortlich sind, haben Rechtes gewollt auch da, wo sie Verkehrtes vollbrachten. Keiner hat aus bösem Willem Böses getan, keiner hat an andres als die notwendige Abwehr übermächtiger Gegner gedacht. Was an Fehlern dabei mit untergelaufen ist, schädigte das eigene Volk mehr als die Feinde — ein Beweis dafür, daß es nicht mit böswilliger Absicht geschah.

Deshalb hat die Hölle nichts mit diesen Fehlgriffen zu tun. Sie werden auf dem Berge der Läuterung abgebüßt und sind der Vergebung auf seinem Gipfel sicher. —

Anders die Feinde. —

Sie sind nicht in ein tragisches Verhängnis gestoßen worden, sondern haben von Anfang ai einen bestimmten Willen gehabt. Einen bösen Willen: das Glück des deutschen Volkes zu zerstören, weil dieses Glück ihnen im Wege war. Wer daran noch gezweifelt hat, den hat wohl endgültig der am 28. Iuni geschlossene „Friede" belehrt; diese grausame Vergewaltigung eines friedlich gewesenen und wieder friedlich sein wollenden Volkes. —

Im siebenten Höllengesange heißt es:

„Hier stehn Tyrannen weit und breit . . .
„Hier ächzen, die Gewalt zur Macht erhoben".

Sie werden durch Eintauchen in den heißen Blutstrom bestraft. —

Einer der ergreifendsten Höllengesänge (XXXHI) schildert den Hungertod des Grafen Ugolino und seiner vier Söhne. Sie saßen gefangen im Turm, bang der Speise harrend.

„Da hört' ich unten sie den Turm verschließen", spricht Ugolino zu Dante.
„Und sprachlos starrte ich ins Angesicht.
„Den Kleinen, ohne Tränen zu vergießen." —

Sein ehemaliger Freund, Erzbischof Ruggieri, hatte den mörderischen Befehl gegeben. —

Der Vater sieht seine süßen Knaben hinsterben, ehe ihn selbst das Schicksal ereilt. Zum Schlusse seines grausigen Berichtes klagt er:

„Schlugst du den Mann in Bande,
„Was taten dir die armen Knäblein? sprich!" —

Was taten der Entente deutsche Frauen und Kinder? —

Hunderttausende sind durch die Blockade getötet worden. Das, wofür wir den Schmachfrieden unterzeichnet haben, die Öffnung des deutschen Hungerturms, wurde noch lange hinaus gezögert. —

Die Strafe, di^ Ruggieri erleidet, ist eigenartig: der durch ihn gemordete
Ugolino muß unaufhörlich an dem Schädel seines Mörders nagen:
„Als wenn ein Hund am Knochen fatt sich machte,
„So unter seinem Biß der Schädel krachte". —
Und doch war Ugolino auch ein Sünder. Er wurde durch seinen
Aufenthalt in dieser Höllenregion dafür bestraft, daß er als Feldherr untreu
am Vaterlande gehandelt hatte. Diese schwere Schuld aber wiegt in Dantes
Augen leicht gegenüber dem Mordenwollen Unschuldiger. —
Die Folgerung für unsre Gegenwart ergibt sich von selbst.
Doch die Entente behauptet ja, daß bei allen ihren Maßnahmen edelste
Beweggründe sie geleitet haben, daß sie der Wohltäter der Menschheit sei. —
Die Heuchler schleichen durch den achten Höllenkreis, vermummte
Gestalten, deren unförmige Kutten golden glänzen, doch unerträglich drücken,
weil sie mit Blei gefüttert sind. (Inf. XXIH.)
Wir alle wissen, daß die klare Erkenntnis unsrer Kraft die Feinde zu
dem Gebrauch der Lüge als Kampfmittel bewogen hat in einem Ausmaß
ohne geschichtliches Beispiel. —
Dante findet die Lügner so verächtlich, daß sie ihm kaum des Zornes
wert sind. Aber tief unten, nahe der Gletscherwelt des Satans, hausen sie
und klagen sich gegenseitig an. (Inf. XXX.)
So scheinen die Führer unsrer Feinde an mehreren Stellen der Hölle zugleich
heimatberechtigt. —
Endlich steht Dante mit sprachlosem Staunen vor dem Fürsten dieses Schreckens-
reiches, dem riesigen Luzifer. In seinen drei Mäulern baumeln die nach
Dantes Meinung größten Verbrecher der Weltgeschichte: Iudas Ischariot,
der Verräter des Herrn; Brutus und Cassius, Cäsars Mörder.
Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: ,
Sollten nicht diese beiden, die einen Einzigen getötet und dafür nun
schon so lange gelitten haben, den Massenmördern des Weltkriegs
^platz machen dürfen? —
Gebührt nicht Männern, die den Tod von Millionen auf dem Erdenrund zu
verantworten haben, dertiefste Platz, die furchtbarste Strafe da unten?
Dante hilft uns dazu, den großen Unterschied zu erkennen zwischen
feindlicher und deutscher Schuld. Iene ist von der Art, wie
die Hölle sie straft; diese so, wie sie auf dem Berge abgebüßt
und vergeben wird.
Sehen wir nicht jetzt schon aus aller Not heraus eine Sehnsucht nach
Läuterung, nach Veredelung durch das Land gehen? Während die Feinde
in verbissenem Trotz an dem einmal gewollten Unrecht fest halten. —
Dantes Hölleerwartet die Schuldigen.—

Dr. E. Hofmann:

Künstlertum unü Politik.

„Ein häßlich Lied, pfui ein politisch Lied." Gewiß, aber die Zeilen sind vorbei, wo sich der behäbige Bürger freuen konnte, „wenn drunten in der Türkei die Völker auf einander schlagen". Es ist unmöglich geworden, sich in diesen Zeiten, wo die schwersten Umwälzungen vor sich gehen, als interesseloser Zuschauer bei Seite zu stellen, und es ist zudem nur eine Folge der Zivilisation, wenn auch ferne Erschütterungen ihre Ausstrahlungen bei uns bemerkbar machen. Wir sind mit Schlagworter! überfüttert worden, aber das von der „großen" Zeit, fälschlich für den Krieg angewendet, stimmt für heute. Wir stehen an einem Wendepunkt einer Periode, nur zu vergleichen mit dem Untergang Roms, als die Naturvölker aus ihren Wäldern über die zivilisierte, überzivilisierte und daher dekadente Welt hereinbrachen. Wenn es sich jetzt nur um die Zivilisation allein handelte, wäre die Gefahr nicht so groß, aber unsere Kultur steht am Spiel. Und diese Erkenntnis, bei manchen auch nur Instinkt, hat es mit sich gebracht, daß auch so viele Künstler aus ihrer Reserve hervortraten und aktiv in die Räder politischen Geschehens eingriffen. Ich sehe von denen ab, die glaubten, eine günstige Konjunktur ausnützen zu können, im Glauben, daß es sich im Trüben gut fischen lasse, die ein Geschäft witterten. Obwohl nichts auszusetzen wäre, wenn die Kunst auch materielle Früchte zeitigt, wenn dies als — angenehme — Folge, nicht aber als treibendes Motiv geschieht.

Daß gerade so mancher Künstler sich den radikalsten Strömungen angeschlossen, dort mit Führerrollen hervorgetreten, kann kein bloßer Zufall sein, wenn es auch im ersten Augenblick unsinnig erscheinen mag, Kulturträger, Kunstschaffende im andern Lager zu erblicken. Künstlertum und Menschentum — bürgerlich genommen — sind in den Erscheinungen des äußeren Lebens heterogene Elemente. Politik, polrteia, die Lehre vom Staate, soziale, wirtschaftliche, kulturelle Probleme umfassend. Geführt von Berufspolitikern oder Bürokraten. Wenn es sich nur um Verwaltungsrecht handeln würde, um Staats- oder Völkerrecht könnte man ja bei dieser Praris verbleiben; daß aber diese Leute auch die rein wirtschaftlichen Fragen bestimmen, ist schon nicht mehr einzusehen. Ein Unding aber, wenn von ihnen die Kultur» Angelegenheiten bestimmt werden sollen. Co ist die Forderung des Theosophen vr, Steiner, der in einem Aufruf die Dreiteilung dieser bisher gewohnheitsmäßig zusammen redigierten und doch wesensfremden Materien, des Politischen, Wirtschaftlichen und Kulturellen, fordert, durchaus berechtigt, und es ist zu hoffen, daß sich die allen Umwälzungen skeptisch gegenüber stehenden Praktiker

dieser Idee nicht verschließen werden. Sie besitzt zudem eine Eigenschaft,
die nicht jeder Idee anhaftet, sie ist im höchsten Grade zeitgemäß. Damit
sind wir bei einem springenden Punkte angelangt.
Im Anfang war die Idee. Entstanden aus ahnendem Instinkt wie ein
eruptiver Ausbruch, oder aus dem Vorgang systematischer Gedankenfolge,
gleichviel. Künstlertum dort, Wissenschaft hier, mitunter Mischformen. Schöpfer
sind sie beide. Ihr Auftreten entweder als Evolution, als folgerichtiger
Aufbau, oder als Revolution, dem Bruch mit Vergangenem. Der Künstler-
natur steht diefe Form näher, weil er aus größerem Impuls schafft, als
stärkeres Temperament vom Triebhaften geleitet. Er ist daher umstürzendes
Element, glaubt es wenigstens zu sein. Und in unserm Zeitalter, — im
weiteren Sinne genommen, nicht nur die Iahre des Krieges und seine
Folge, — das nicht einheitlich orientiert, eine weitgehende künstlerische Zer-
fahrenheit zeigt, wenn man auch schon den Entwicklungsgang der Zukunft
in engen Umrissen erkennen kann, glaubt der Künstler im Suchen nach
neuem Stil, im Betonen des persönlichen Ausdrucks, Revolutionär sein zu
müssen.
Mit dieser Voraussetzung erblickt er auch die andere Welt. Gefühle
sind seine Grundlagen, nicht Gedanken. Er rechnet mit Empfindungen,
schwelgt in Theoremen. Praktische Durchführung ist ihm, dem Ideologen,
<zuaNtitö n^lizeadle. Kritische Betrachtung verschmäht er, er ist Positivist.
Dieses Prinzip, das künstlerische Berechtigung hat, will er auch im andern
Leben umsetzen, darin besteht sein Irrtum. Er schaut die Umwelt mit dem
Auge eines neu Schaffenden, der Erde fremd; sein Kreis ist nicht die Realität,
daher ist er seinem inneren Wesen nach Theoretiker. So sieht er auch in
jenen Fällen, die realer Lösung bedürfen, die Abstraktion. Das Ergebnis:
Ein Schiffbruch in der Praris. Er kann die Idee nicht mit der Tat aus-
einanderhalten, sie sind ihm eins. Er vergißt, daß zwischen beiden ein langer
Weg liegt, eine große Spanne Zeit. Daß es so sein muß, aus inneren
Gründen, aus Naturnotwendigkeit. Denn die Idee ist der Zeit voraus,
weil das Genie mit seinem Blick in der Weite das Kommende ahnt.
Damit es sich aber als Realität manifestieren ann, braucht es vor-
bereiteten Boden, die Reife der Zeit. Dann hat es Logik, wenn der Samen
leimt, die Saat aufgeht. Frühzeitiges Gebären ergibt eine Fehlgeburt,
einen Foetus ohne Lebenskraft. So war es immer, wird es immer sein.
Es gibt nichts neues auf der Erde, es ist alles schon dagewesen, sagt der
«ine, alles fließt, der andere, verschiedene Ausdrucksformen, ein Inhalt.
Politik aber ist bitterste Realität, kalter Verstand, aber nicht Gefühle.
Deshalb haben die Deutschen bisher auf diesem Gebiete kläglich abgeschnitten;
deshalb ist es ein coutraäictici in aäie^to, der Künstler als Politiker. So
nämlich, wie jetzt Politik aufgefaßt wird; nicht wie es sein soll, daß Kultur-

fragen von berufener Seite behandelt werden. Dann ist die Rolle des Künstlers im öffentlichen Leben eindeutig bestimmt, dann weiß er, wo sein Platz steht. Er gehörte zwar schon jetzt zu den Personen der Öffentlichkeit, aber mehr als Dekorationsfigur ohne Stimme. Begreiflich im übrigen, denn der Künstler ist kein Bürger im eigentlichen Sinne, er ist im Grunde genommen unsozial, er ist, wenn er auch anders wirkt. Dies ist aber lediglich eine Folge, jedoch nicht das Produkt einer Absich».

Daß jetzt manche Künstler aus der Zuschauerrolle zu der einer agierenden Person umschwenken, ist ebenfalls keine zufällige Erscheinung. Sie wittern das Entstehen einer neuen Welt, einer bis auf den Grund gehenden Änderung. Es ist unmöglich, den Ereignissen in ihre Gänze gerecht zu werden, Objektivität erfordert Distanz. Aber das eine ist sicher eine Periode, das sogenannte bürgerliche Zeitalter ist vorbei. Der Kampf gegen den Kapitalismus in der Erscheinungsform der Diktatur eine Kaste, der Bourgeoisie) wird mit dessen Niederlage enden.

Wenn wir diese Epoche kritisch betrachten, die für ein Zeitalter eine erstaunlich kurze Rolle gespielt, können wir schon jetzt zu einem wertenden Urteil gelangen. Wirtschaftliches beiseite; ein ungeheurer Aufschwung der Zivilisation, einer Verbesserung äußerlicher Lebensformen, Komfort, Technik, Bequemlichkeit. Damit im engsten Zusammenhang ein Überschätzen des Materiellen, ein innerliches Verarmen. Es ist kein Zufall, daß dieses Zeitalter keinen Stil, keinen einheitlichen künstlerischen Auedruck geschaffen, daß in diesem Zeitalter ein Tiefstand des Geschmackes zu sehen, der unlogisch erscheinen müßte, wenn nicht diese Zeit den Zusammenhang mit der Kunst verloren hätte. Nur in einer solchen Epoche konnte ein Schlagwort wie I'art. pour 1'ar entstehen, weil sich der Künstler mit einer Zeit, die wohl Zivilisation, aber nicht Kultur hatte, — denn diese braucht Muße zur inneren Einkehr — im grundsätzlichen Widerspruch befinden mußte. In seinem geistigen Antipodentum glaubte er somit auch sich in Sachen der Politik jener Richtung anschließen zu müssen, welche den Kapitalismus, das Produkt der ihm feindlichen Kaste, der Bourgeoisie, was etwas anderes bedeutet wie Bürgertum, auf das radikalste bekämpft und ihm einen Vernichtungskrieg ohne Schonung ansagt. Eine Handlung, die scheinbar logisch dmchgeführt, doch gerade das Gegenteil des Gewollten involviert, weil dadurch der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben würde. Wenn wir die Bourgeoisie als kunst- und kulturfeindlich befehden, und nur in diesem Punkt kann der Künstler als Gegner auftreten, weil er die materiellen Vorteile mit genoß, so müssen wir in den anderen Strömungen, heißen sie nun Bolschewikentum, Kommunismus oder Spartakus, ebenfalls einen kulturfeindlichen Faktor sehen. Es ist klar, daß Schlagworte wie Gleichheit und Freiheit gerade auf einen Künstler einen Zauber ausüben müssen, hier ist aber zugleich der Angelpunkt für ihn. Beides zu-

sammen, Gleichheit und Freiheit schließen einander aus, die Entscheidung lautet entweder — oder. Und diese Elemente haben sich für die Gleichheit entschieden, der Begriff der Freiheit sinkt bei ihnen zu einem blutlosen Schemen herab. Für den Künstler ist es aber gerade umgekehrt. Die Gleichheit ist ihm nichts, die Freiheit alles. Er ist also verblendet, schwört er auf das kommunistische Programm. Eigentlich müßte ihn schon ein Wort stutzig machen: „Diktatur des Proletariats". Die Betonung hierbei auf dem ersteren. Diese Forderung, unvereinbar mit jeglicher Kultur, würde die Errungenschaften der Revolution, welche den Imperialismus beseitigt, wieder zu nichte machen.

Diktatur, gleichviel von welcher Kaste oder Masse, bedeutet Unfreiheit. Das alte System gestützt auf die Macht der Bajonette, mit einer kleinen Änderung der Formalitäten. Eine Herrschaft einer Minderheit, ein Ausschluß der übrigen. Mehr Spielraum gewährte ja da die vorsozialistische Periode, stand sie auch der Kunst fremd gegenüber. Fremd, aber nicht feindlich. Feindlich aller Kultur muß aber eine politische Anschauung sein, die dem Individualismus, dem alleinigen Nährboden der Kunst, Absage leistet, alles in gleiches Schema pressen will. Sozialisierte Kunst ist ein Unding.

Es ist möglich, daß wir in der Kunst zuviel sehen, ihre Bedeutung für das Menschentum überschätzen, ihren ästhetischen Inhalt überwerten. Wenn dem aber nicht so wäre, so gehörte man eben nicht zu den Kunstschöpfenden. Der rein menschlichen Natur liegt das Ethisch-religiöse näher. Und im bolschewistischen Programm — Gerechtigkeit auch den Gegnern ^ liegt manches, was bis in den tiefsten Grund reicht, es ist nicht nur eine politische Richtung, ein soziales Programm, sondern, wenn auch versteckt, eine religiöse Überzeugung, ein Mystizismus, der auf slavischem Boden besser gedeiht wie in unseren Breiten. Die Auswüchse, geboren in einer fanatischen Zeit, deren blutdurchtränkter Odem ein vernünftiges Denken unmöglich macht, mußten uns ein Zerrbild geben, etwas anderes kennen wir davon nicht. Es handelt sich hier aber nicht darum, gegen dieses eine Philippika zu donnern, sondern um das Prinzipielle.

Dieses ist es auch, was dem Künstler in diesen radikalen Strömungen vorschwebt, dem schaffenden, der immer etwas von einem großen Kinde in sich trägt. Der Sozialismus hat sich endgültig durchgesetzt, hat gesiegt, weil die Zeit für ihn gekommen, der Boden reif wurde. Der Weltkrieg hat ihn beschleunigt, nicht mehr; auch ohne diesen Wahnsinn hätte er sich praktisch durchgerungen.

Aber der Samen wurde vor zwei Menschenaltern gepflanzt, und trotz unserer schnellebigen Zeit dauerte es fast ein Säkulum, bis er zur Herrschaft gekommen, bis die große Menge sich aus innerer Notwendigkeit sich zu ihm bekannte. Denn die Revolution der Novembertage war formell-politischer

Natur, kaum mehr. Em Wille zum Aufbau der gesunden Elemente, die auch früher zum Teil vorhanden, kein Umsturz im kulturellen Sinn, das Bestreben einer Weiterentwicklung, nicht die Leugnung alles Vorhandenen.
Anders steht es indes mit dem Bolschewismus und seinen Abarten.
Die Zeit für ihn ist nicht da, es fehlt der Boden und die nötigen Voraussetzungen. Diese würden ein hochentwickeltes ethisches Gefühl bedingen, ein ideales Menschentum, Religiosität im besten Sinne, Altruismus. Forderungen und Wünsche, Ideale, die wohl nie erfüllbar. Daß diese Bestrebungen im Künstler eine wesensverwandte Saite erklingen lassen, ist insbesondere in den letzten Entwicklungsstufen, im Erpressionismus erkennbar.
Aus seinen Werken — den echten, nicht dem Mitläufertum — spricht eine Art religiöses Gefühl, eine Abkehr von der Materie, ein Abschwenken vom äußerlichen, eine seelische Steigerung, visionäre Gestaltung. Eine Reaktion gegen optische Probleme, gegen Naturalismus, ein Suchen nach Stil, nach Einheit.
Diese künstlerischen Gefühle ziehen ihn zu jenen Strömungen. Aber er vergißt natürlich, weil er die Sache rein einseitig ansieht, daß sie den bisher geltenden Grundbegriffen widerspricht, weil der Lebensakmpf zum egozentrischen Prinzip führen muß, das als Substrat im Gedanken der Erhaltung der Gattung und Erhaltung der Art formuliert ist.
„Solange nicht den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, erhalt ich ihr Getriebe durch Hunger und durch Liebe". Philosophie ist aber ein schlechter Kitt in einer Zeit, wo Hunderttausende vom Leben nur mehr kärgliches Brot verlangen, wo dumpfe Verzweiflung das Denken umnachtet und Hoffnungslosigkeit die Herzen zermürbt. Die Blicke richten sich nach einem Messias, der ihnen die Wege weise, und in der Ungeduld nehmen sie mit falschen Propheten vorlieb. Die größten Werte, die wir verloren, liegen in Massengräbern, unsere Hoffnungen, die Hekatomben der Intelligenz. Schmerzlicher denn je empfinden wie ihr Fehlen, das sich die Demagogen zu nutze machen. Daher geht es nicht mehr an, abseits zu stehen. Oäi pro tanrmi vulM5 et arceo. Das war früher einmal, daß sich die besten zurückziehen durften, angewidert von der Politik der Berufsleute. Heute heißt es Rufer im Streit zu sein, denn die Kultur ist in Gefahr. Das Tempo des Lebens war wahnsinnig geworden, die ungesunde nervenaufpeitschende Hetzjagd ließ sich weder durch Kanzelreden noch durch geistvolle Essays bändigen.
Eine einschneidende Änderung, eine Neuordnung, eine gesunde Umwandlung in vernünftigen Grenzen war das Ziel des Sozialismus. Die Herabsetzung der Arbeitszeit eine Kulturtat ersten Ranges, ein Segen, wenn sie international durchgeführt. Denn dann ist wieder Muße zur Versenkung, Stunden der Einkehr. Diese friedliche Entwicklung, die sich nicht- von heute auf morgen vollziehen kann, stellen die Heißsporne vom Spartakus und Kommunismus

in Frage. Das Zeitmaß, das uns so elend gemacht hat, die Hast und Unrast
wollen sie in der Neuorientierung. Selbst Gott brauchte sechs Tage, bis er
die Welt geschaffen. Vieles ist schlecht und morsch, gehört beseitigt. Sollen
wir aber die Städte zerstören, weil ihre Entwicklung übles zeitigte? Ein
futuristisches Manifest verlangte bereits ähnliches. Sollen wir einen Sprung
nach rückwärts machen, um da anzufangen, wo früher das Vakuum gewesen?
Das wäre wie ein Kind, das sein Spielzeug zerbricht, aber nachher über
dessen Trümmer in Tränen ausbricht. Wir haben genug verloren und ein
Berg der Arbeit harrt auch, wenn nichts mehr zerschlagen wird. Aufbauen
und nicht vernichten, ein festes Werk, Quader auf Quader, kein Wolken-
kuckucksheim. Zunächst das Mögliche verwirklichen heißt nicht auf fernere
Ziele zu vergessen. Vor Idealen dürfen wir die Realität nicht vergessen.
Das deutsche Volk war immer arm an politischen Begabungen, und ins-
besondere dem Künstler, wirft er sich in diese Bahn und gar zu führender
Stelle, fehlt die nüchterne Erwägung, die klare Abschätzung der Möglichkeit;
auf einem ihm wesensfremden Gebiete bleibt er Dilettant. Denn seine
Art ist Impuls, Temperament, Gefühl, seine Vorstellungen abstrakter Natur,
er ist zeitlos und kann seine Gedanken kaum auf nüchternen Boden pflanzen,
ohne schwere Begriffsverwirrungen zu verursachen. Von der besten Absicht
beseelt, vom Strom der Empfindungen, die ins Metaphysische hinüberreichen,
getragen, wird trotzdem aus seinem Samen, wo er Edelfrucht erwartete,
Unkraut keimen müssen.
Das Geistige des Bolschewismus wird sich von selber durchsetzen und
unaufhaltsam sein, wenn es der Entwicklung entspricht. Wir können nicht
sehen, was hinter den Kulissen in Rußland vorgeht, sind auf Berichte ange-
wiesen und Gedrucktem mißtrauisch geworden, aber Kulturdokumente haben
wir nicht vernommen. Vom Wirtschaftlichen ganz zu schweigen. Seine Werbe-
kraft liegt nicht auf gesundem Grund, sein Nährboden die Verzweiflung
an der Gegenwart, die scheinbare Trostlosigkeit der Zukunft. Dem deutschen
Wesen ist er artfremd, weil diesem bisher die Klarheit entsprach, nicht das
Chaos. Um die Einwendung, daß dieses von nöten, um zu besseren Zeiten
zu kommen, ist Iesuitenmoral, vom Zweck, der die Mittel heiligt. Er verneint
das Geistige, da er ausschließlich die Produktion in seiner Urform der un-
mittelbaren Bodenbearbeitung bejaht. Man kann sich wohl auf diesen Stand-
punkt stellen, Kultur als Überfluß negieren. Aber der Künstler darf es nicht
tun, würde er nicht selbst, seinem Glauben untreu. Er müßte sich denn
ein Stück seines Wesens aus dem Herzen reißen, seine Eristenz müßte ihm
als Nonsens erscheinen. Er muß von seiner Sendung überzeugt sein, von
seiner Notwendigkeit. Der allgemeine Taumel der Organisation, dessen
Grundgedanken im Schutz der Mittelmäßigkeiten liegt, braucht ihn nicht
zu ergreifen, auch wenn er sich jetzt nicht beiseite stellen will. Die Erschütterung,

die die Welt durchzittert, weist auch ihn als Gefolgsmann auf einen Platz.
Er kann aber nur denen feine Person leihen, von deren Reihen Kulturwerte geschaffen, aber nicht vernichtet werden sollen.
Ob die Allgemeinheit Förderer der Kunst sein kann, ist eine offene Frage. Anhaltspunkte fehlen. Dem Kommunismus fehlt das Gefühl, daß künstlerische Werte ein notwendiger Bestandteil des Lebens sind. Der Sozialismus hatte im Kampfe um die politische Macht bisher noch keine Zeit gefunden, dieses Gebiet auszubauen. Ob wir seine Entwicklung in der Zukunft mit skeptischen Augen betrachten oder von kühnen Hoffnungen geschwellt, eins ist sicher, alle schädlichen Erschütterungen müssen bekämpft werden, wir müssen bauen, nicht zerstören. Darum kann von einer Weltrevolution, einem neuerlichen, noch fürchterlicheren Kampfe, nichts erwartet werden als höchstens ein Trümmerhaufen der Kulturreste, die wir noch besitzen.

Arthur Silbergleit:

bomnacht.

Mit glühenden mystischen Rosen, Apostel- und Erzengelfenstern,
Mit Ampeln voll blauer Legenden, mit Kerzen und Lichterkaskaden,
Mit huschenden Schatten Entseelter, die nächtens in Nischen gespenstern,
Mit Fahnen, die Monde und Senn.n im fließenden Himmelssee baden,
Erbrennen die dämmernden Dome verwitterter, alter Abteien.
Die Ewigkeitsspinne durchwirkt ihre ehernen Gitter und Zwinger
Mit leise aufzitternden Netzen. Durch silberne Lichlstickereien
Zwängt Efeu in gieriger Nafflust die räuberhaft stechenden Finger.
Sie greifen Marias Gewänder, mit zackigen, wilden, verwegnen
Gebärden das Dunkel durchfallend. Aufzucken und zischen die Kerzen.
Aufprasselnde Strahlenkaskaden die finsteren Finger beregnen,
Bis ewige Schatten den Dom und die goldene Nacht wieder schwärzen.

Paul Knötel:
Opfer.
Kus üer Geschichte einer Familie.

Ferien! Selige Zeit!

Selige Zeit auch fur den fleißigsten und bravsten Schüler! Und zu denen gehörte Hans Werner, Oberprimaner des Kgl. Gymnasiums, wie er sich selbst ehrlich eingestand, nicht. In Mathematik und in Geschichte hatte er wohl im letzten Iohannizeugnis sein gewohntes Gut, aber das böse Latein und das noch bösere Griechisch — er war froh, daß er in beiden noch gerade ein halbes Genügend erobert hatte. Wie wird es aber bei der schriftlichen Reifeprüfung gehen? Doch das sind spätere Sorgen; jetzt sind Ferien und noch dazu die langen großen Ferien!

Eben hatte er mit der Großmutter zusammen das Mittagsmahl ein-genommen. Nun erhob er sich, küßte der alten, zarten Frau, die ihm gegen-über saß, die welke Rechte und nahm vom Vertikow ein ziemlich zerlesenes Buch, das er vor dem Mittagessen dorthin gelegt hatte. Dann trat er durch die Tür in das Nebenzimmer, eine echte Gymnasiastenbude, der man es ansah, daß er hier schon mindestens einige Iahre gehaust hatte. So lang er war, warf sich Hans auf das eiserne Bett, daß es laut krachte, legte die Beine übereinander und schlug das Buch auf, Seite 84 des Roman» Eiserne Zeit von Bernhardine Schulze-Smidt. Nur ungern hatte er es vor Tisch weggelegt. Ie länger er darin las und sich versenkte in die großen Tage vor hundert Iahren, um so mehr packte und fesselte es ihn, war es ihm wie ein Nachklang jener erhebenden Feiern, die das Iahr vorher in reicher Fülle gebracht hatte.

Bald war er so vertieft in die Schicksale der ostpreußischen Helden des schönen Werkes von edler Frauenhand, daß er gar nicht bemerkte, wie die Großmutter mit dem Strickstrumpf in der Hand eintrat und mit der ihr eigenen Stille auf dem Stuhle am Fenster Platz nahm. Über die große Hornbrille schauten die gutmütigen grauen Augen zu ihrem Herzensjungen hinüber und freuten sich des energischen Zuges um den Mund mit dem leise keimenden Flaume auf der Oberlippe. Vom ersten Augenblicke seines Lebens an hatte sie ihn betraut und war dann, als er heranwuchs, zum Knaben, zum Iünglinge, seine Vertraute geblieben bis zu diesem Tage, hatte alle seine kleinen Freuden und Leiden mit ihm geteilt und hatte ihn immer zu beschwichtigen gewußt, wenn des Vaters Strenge schwer auf ihrem Hans lastete. Wie sie ihn jetzt mit ihren noch klaren Greisenaugen anschaute, da kam es ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß er jemandem ähnlich sehen müsse, den sie kenne, und konnte es doch nicht finden.

Paul Knötel Opfer
Da fiel ihr Blick auf das eine der beiden Pastellbildnisse, die in schwarzen
Rahmen über dem Bett hingen. Es waren die Bildnisse ihres Schwieger-
Vaters und seiner Frau, Schöpfungen eines Kleinstadtmalers, wie sie vor
Erfindung der Photographie noch überall auch in kleineren Orten gelebt
und wenn auch kein glänzendes, doch ein genügendes Einkommen gefunden
hatten. Das eine Bild stellte ein liebliches Frauenbildnis aus der Zeit
um 1813 dar und ließ selbst in der handwerklichen Aufmachung den be-
stechenden Reiz der Persönlichkeit erkennen, zugleich aber auch einen gewissen
leidenden, erwartungsvollen Zug. Das Gegenstück zeigte einen schönen
Iüngling in grüner Uniform mit gelbem Kragen im Schnitt der Befreiungs-
kriege. Wie ^ft hatte die alte Frau die beiden Bildnisse betrachtet, und
doch kam es ihr jetzt erst zum Bewußtsein, daß bei aller Unähnlichkeit der
äußeren Formen jener Zug um den Mund ihres Lieblings in dem Gesichte
des Freiheitskämpfers vor hundert Iahren schon vorhanden war.
Zugleich aber bemerkte sie, wie der Nagel des Mannesbildnisses sich
ein wenig g?lock:r^ hatte: „Hans, du mußt nachher den Nagel von Urgroß-
vaters Bilde fester schlagen, sonst fällt es dir noch auf die Nase".
Hans richteet sich auf und sah nach oben.
„Ich kann es ja gleich machen".
Im Nu war er auf, holte aus seiner kleinen Kommode den Hammer hervor
und stellte sich auf den Betttand. Dabei bemerkte er, daß er den Nagel nicht fester
schlagen könne, ohne das Bild zu verletzen. Darum nahm er es von der
Wand, um es vorläufig beifeit zu stellen. Dabei fiel sein Blick auf die
Rückseite des Gemäldes, und er las auf einem kleinen dort befestigten Zettel
Christian Werner,
freiwilliger Iäger beim Schleichen
Nationalkavallerie-Regiment
gebohren am 4. August 1792
für das Vaterland gestorben am 18. Oktober 1813.
Diesen Zettel hatte Hans nie beachtet. Das Bild kannte er von Nein auf.
Früher hatte es mit seinem Gegenstück immer in den Salons der wechselnden
Mietswohnungen über dem Plüschsofa gehangen, dann war es in seiner
Sertanerzeit in seine Stube gewandert, als der Vater die große Alpen-
landschaft aus dem Verein der Kunstfreunde erhalten hatte. Daß es den
Urgroßvater darstellte, daß der bei Leipzig gefallen war, das hatte er schon
als kleiner Bursch erfahren, und weil ibm das selbstverständlich war, hatte
er nicht nach weiterem gefragt, selbst nicht, als im Iahre 1913 die Schul-
feiern zum Andenken an den Befreiungskrieg stattfanden. In der Iahr-
Hundertausstellung in Breslau, deren weite Räume er damals durchwandert,
hatte er viele, sehr viele ähnliche Bildnisse von Männern und Frauen jener

Tage in Ol und Pastell gesehen und hatte wohl an die Bilder daheim
denken müssen. Dabei aber hatten sie ihm doch nur als zwei unter vielen
gedünkt. Als große Einheit war ihm die Periode der Franzosenzeit erschienen;
in persönliche Einzelheiten sich zu versenken, der eigenen Familie von
damals zu gedenken, war sein jugendlicher, der Gegenwart lebender Sinn
noch nicht fähig gewesen. Wie Hans aber jetzt seinen eigenen Familiennamen
auf der Rückseite des Gemäldes sah, wie er das Todesdatum von Leipzig
las, da kam über ihn die Erkenntnis, daß den da auf dem Bilde, den toten
Soldaten vor hundert Iahren, mit ihm selbst ein Band verknüpfe und
daß dieses Band das Blut war, das sie beide von ihren Vorfahren geerbt
hatten. Indem er die Züge des Gesichtes sich einprägte, als wären sie ihm
bis dahin ganz unbekannt geblieben, sprach er zur Großmutter:
„Du hast mir ja früher hin und wieder etwas von den Urgroßeltern
erzählt; damals aber war ich noch zu klein und habe mir bis jetzt eigentlich
nur die Geschichte gemerkt, wie die Urgroßmutter ins Wasser gefallen ist.
Sonst aber weiß ich gar nichts von ihnen. Willst du mir denn nicht jetzt
einmal im Zusammenhange erzählen, was du von ihnen weißt. Die Ur-
großmutter hast du doch wohl noch selbst gekannt."
Großmutter lächelte ihr liebes Greisenlächeln: „Iunge, weißt du denn
nicht, daß sie noch in demselben Iahre wie ihr Mann, dein Urgroßvater,
ins Ienseits ging. Kurz darauf, nachdem sie meinem Manne das Leben
gegeben." Und die Blicke der alten Frau tasteten unsicher in die Ferne,
als wollten sie da etwas festhalten, was wie ein Nebelschwaden dahinzog.
„Da weißt du gar nichts von ihnen?" fragte der Iüngling und rief
die Gedanken der Großmutter in die Gegenwart zurück.
„Doch, mein Kind. Dein Ahne, Christians Vater, hat das alles aufgeschrieben
für meinen Mann, als der noch ein kleines Kind war. Drüben in meiner
Kommode liegt es als ein heiliges Vermächtnis, und du wirst es später lesen."
Da trat Hans, nachdem er das Bild auf sein zerlegenes Bett gelegt,
an seine Großmutter heran, streichelte ihr, wie er es von Kindheit an ge-
wohnt war, die welken Wangen, nur daß er jetzt, der hoch aufgeschossene
Jüngling, zu der kleinen Frau herunter langen mußte, und bat: „Laß es
mich doch bald lesen, gerade jetzt habe ich soviele Zeit".
„Ich weiß nicht, ob dein Vater damit einverstanden sein wird."
Der Vater — ein seltsamer scheuer Zug ging über Hansens Gesicht
bei Erwähnung seines Vaters, aber er fuhr fort: „Bitte, bitte, gib es mir.
Ich möchte jetzt gern alles von den Urgroßeltern wissen", und sein Blick
ging nun auch zu dem Frauenbildnis an der Wand hinüber, und zum ersten
Male wurde ihm die edle Schönheit des durchsichtigen Frauenantlitzes bewuß'.
Die alte Frau aber sprach: „Nun meinetwegen, lieber Iunge, du sollst
deinen Willen haben, aber nicht gleich. Mir ist, als vertrügen die abgeblaßten

Züge der Schrift nicht das Licht des schönen hellen Tages da draußen.
Geh nach der Vesper dein Tennis spielen. Heut abend wollen wir uns zusammensetzen, und dann magst du es mir vorlesen. Ich möchte auch noch einmal alles hören; mei ie Augen sind schon zu schlecht, die schiefe Schrift des alten Rats zu lesen".
Der Abend war gekommen und hatte dem klaren Sonnentage ein Ende gemacht. Noch im Tennisanzuge hatte Hans mit der Großmutter das Abendessen eingenommen. Nun schritten beide in das schmale einfenstrige Zimmer der Greisin, das mit den hellpolierten Möbeln aus ihrer Ausstattung eirgerichtet war. Aus dem obersten Schube der gelben Kommode nahm sie ein in Zeitungspapier gewickeltes Paket, legte es auf den Tisch und setzte sich mit dem Strickstrumpf in der Hand in die rechne Ecke des hochlehrigen Sofas. Ihr gegenüber nahm ihr Enkel Platz und öffnete das Paket. Aus d r vergilbten Zeitung schälte sich eii, mit Bindfaden zusammengebundenes Bündel grauer Papiere. Oben darauf lag ein Zettel, der von zittriger Hand geschrieben die Aufschrift trug:
Meinem lieben Enkelsohn Leberecht Neidhardt Werner
und darunter
Ioachim Werner, Kgl. Kriegs- und Domänenrath a. D.
Hans wendete ihn um; darunter lag eine vielseitige Handschrift, mit derbem Zwirnsfaden zusammengeheftet. Wie er die Blätter schnell herumschlug, bemerkte er hier und da zwischen ihnen kleinere Blätter, Briefe, wie die Aufschriften erkennen ließen, an einer Stelle auch eine gepreßte Rose, ganz vergilbt und fast zerfallen. An einer anderen Stelle aber lag ein schmales kleines Büchlein, in Taft gebunden, zur Hälfte braun gefärbt. Die braune Farbe ging auch durch das ganze Buch hindurch, das er nun aufschlug:
Ioh. Neubarths
Hand-Kalender
auf das Iahr Christi
1813
Welches ein Gemeinjahr von 365 Tagen ist.
Breslau,
bey dem
Faetor Herrn Meyer
stand in Schwarz und Rot gedruckt auf dem Titelblatt. Innen fanden sich auf den weißen Seiten gegenüber dem Kalendarium handschriftliche Eintragungen in feiner, wegen ihrer Kleinheit kaum merklicher Schrift.

Hans reichte das Büchlein der greisen Frau hinüber: „Sieh einmal,
Großmutter; sie hatten damals auch schon Taschenkalender".
«Ia, ja, mein Sohn; ich kenne ihn, du wirst darüber auch etwas lesen".
Sorgfältig legte der Iüngling das Bändchen wieder an die Stelle
schlug die Blätter zurück und verharrte einig. Augenblicke, um sich in die
fremde und zittrige, wenn auch gut lesbare Schrift hineinzufinden. Dann
begann er zu lesen, während die Nadeln des Strickzeuges wie im Takt
dazu klirrten.
Mein lieber Enkelsohn Leberecht Neidhardt!
Heute, am 16. November des Iahres 1815, da ich dieses anfange zu schreiben,
bin ich, wie ich es wohl vor Gott gestehen darf, in Ehren 72 Iahre alt geworden.
Du aber liegst als zweijähriges Kindlein in Deinem kleinen Bett und die alte Ba-
bette, die durch viele Iahre hindurch meine getreue Haushälterin gewesen ist,
sitzt bei Dir und liest, wie sie es gewöhnt ist, im Gesangbuch. Gott der Herr
hat bei all dem Unglück, daß er mir in seiner Vorsehung in einem langen
Leben geschicket, mir bis jetzt meine Geisteskräfte gelassen, wofür ich ihm
meinen Dank schuldig bin, und auch mein Körper läßet sich noch ertragen,
wenn auch die Augen anfangen nachzulassen und ich die kleinen Schriften
in meinen geliebten Almanachen nur mehr mit Mühe zu lesen vermag.
Wer aber die Siebenzig überschritten hat, der thut gut daran zu bedenken,
daß der liebe Gott ihn balde abberufen mag aus dieser Zeitlichkeit und
daß es Zeit ist sein Haus zu bestellen und dafor zu sorgen, daß alles in
Ordnung befunden wird, wenn er von hinnen geht in ein besseres Ienseits.
Was das Irdische angeht, so habe ich es schon bestellet, als Dein lieber
Vater vor 2 Iahren in dem Kriege gegen die Franzosen gefallen ist, und
ist Dein Erbteil wohl angeleget, daß Du es auf Heller und Pfennig erhalten
wirst, wenn Du einmal majorenn bist. Aber etwas anderes ist es, warum
ich heut die Feder nehme und diese und die nachfolgenden Zeilen schreibe.
Mein lieber Enkelsohn, Dnn Vater, mein lieber einziger Sohn ist gefallen
für unseres teutschen Vaterlandes Größe und Ehre in der blutigen Schlacht
bei Leipzig am 18. Oktober des Ruhmesjahres 1813, u.rd warst Du damals
noch gar licht gebohren, als Du bist ein posttuunu8, wie die Alten sagten.
Noch in demselben Iahre, am 3. Dezember, schenkte meiie liebe Schwieger-
tochter Kar?line, gebohrene Schenckin, Dir das Leben und ist am selben
Tage selig verschieden in der festen Hoffnung, ihren Christian im ewigen
Leben wieder zu sehen. So bist Du fast von Deinen ersten Lebenstagen
an ein elternloses Kind gewesen u7rd wirst niemals die trauten Namen Vater
und Mutter sagen können. Wenn Du wirst erwachsen sein und wirst nach
ihnen fragen, werde ich nach Gottes Willen sicher auch schon unter dem

grünen Ras^n schlummern, der Auferstehung entgegen, und auch die alte
Baberte wird nicht mehr sein. So wird Dir niemand können von Deinen
Eltern erzählen, und Du wirst nichts wissen von ihnen und w'rst schwer
daran tragen. Darum begime ich heu^ alles niederzuschreiben, was Du
wissen magst, damit Du Deine in Gott verstorbenen Eltern ehren und
lieben lernest, wie es sich für einen guten Sohn geziehmet. Auch will ich
einiges vorsetzen über mich selbst und unsere Vorfahren, soweit ich es vermag.
Denn ich weiß selbst nicht viel von ihnen, da ihr Leben in kriegerischen
Zeiten fiel und das Meiste von den alten Schriften verloren gegangen ist
in ihrem Sturm.
Eine alte Überlieferung, so ich vor. meinem lieben Vater vernommen,
erzählet, daß unsere Vorfahren ein Bauernguth gehabl haben sollen in
Wehnigen-Iena im Großherzogthum Weimar und seyen von dort zu Zeiten
unseres unvergeßlichen greßen Herzogs Heinrich des Frommen nach Schlesien
eingewandert. Ich weiß aber nicht, vb es wahr ist. Vor Iahren habe ich
einmahl an den Herrn Pfarrer daselbst, dessen Namen ich zufällig von einem
Herrn Kollegen erfahren habe, geschrieben, habe aber niemals eine Antwort
erhalten. Doch das mag seil, wie ihm wolle. Wenn Dich aber Dein Weg
einmal dorthin führt, so versäume nicht, in den Kirchenbüchern, wenn solche
noch vorhanden, nachzuforschen, ob Du den Nahmen unserer Familie darinnen
findest. Dann magst Du Dich auch erinnern, daß in dieser Kirche unser
großer teutscher Dichter Schiller den Ehebund geschlossen ha' mit Charlotte
von Lengefeld, die, wenn ich nicht irre, noch in Weimar lebet.
Um aber wieder auf unser Geschlecht zu kommen, so wußte mein Vater
nur noch, daß unsere Vorfahren die Erbscholtisei in dem Stadtdorfe Tätschau
im Glogauischen Fürstenthum gehabt haben. Er selbst aber, der wie Dein
lieber Vater den Namen Christian geführt, ist im Iahre 1741, als der große
Preußenkönig um unsere Provinz kämpfte, in preußisch? Dienste getreten,
hat als Unteroffizier den siebenjährigen Krieg mitgemacht und ist, als er
in der Schlacht bei Freiberg durch eine Wunde dienstunfähig wurde, Kgl.
Botenmeister geworden.
In frommer christlicher Ehe mit Bertha Müllerin aus Neichenbach, wo
er damals in Garnison gestanden, hat er 6 Kinder gezeuget, von denen
ich der dritte Sohn gewesen. Da sie aber alle ganz jung verstorben und
ich aliein übrig geblieben bin, hat er mich auf das Gymnasium zu St.
Elisabeth in Vreßlau geschickt, damit ich mich den gelehrten Studien widme,
und bin ich ihm noch heut aus tiefstem Herzensgrunde dankbar dafür, weil
ich weiß, wie meine liebe Eltern es sich vom Munde abgespart haben, daß
ihr Sohn es einmal besser hätte wie sie. Alsdann habe >zch die hohe Schule
in Franckfurt an der Oder bezogen und habe dort das Studium des Ius durch
vier schwere Iahre betrieben, habe viel Hunger gelitten, da meine Eltern

mir nur wenig an Geld schicken konnten. Aber der treue Gott hat durch-
geholfen und hat es in seiner unergründlichen Fürsehung gewollt, daß ich nach
Vollendung meiner Studien dem Baron von der Senden auf Alteü-Münchow
im Lehninschen empfohlen wurde, daß ich seinen Sohn auf einer Reise
in dos schöne Land Italien begleiten sollte. Was ich allda gesehen, habe
ich in vier Heften niedergeschrieben, hoffe, daß es, bis Du erwachsen bist
mit diesen Aufzeichnungen erhalten bleibe.
Hans sah auf: „Großmutter, hast Du die Hefte noch; ich möchte sie
gern lesen". Aber die alte Frau schüttelte mit dem Kopfe: „Nein, mein
Kind, es ist nichts mehr da; diese Aufzeichnungen Deines Urgroßvaters
sind überhaupt fast das einzige, was wir von ihm haben. Wer weiß, wo
das alles hingekommen ist, wie er gestorben war. Aber lies weiter. Mir
ist heut, wo ich es von Dir höre, alles so neu, als ob ich es zum erstenmal
vornehme. Und ich muß dabei immer an meinen lieben Mann denker»,
für den diese Schriften bestimmt waren".
Hans fuhr fort: Dem alten Herrn von der Senden verdanke ich es
auch, daß ich nachher bald in den Kgl. Iustizdienst treten konnte; habe auch
meinem lieben Vater einiges von meinem Gehalte schicken können, als er
mit einer kleinen Pension in den Ruhestand trat. Meine liebe Mutter aber
war selig verschieden und ruhte schon dreiviertel Iahre in der kühlen Erde,
als ich aus Italien kam. Ich habe ihr manche Träne des Dankes und der
Liebe nachgeweint. Denn wenn sie mich auch strenge gehalten und öfter
geschlagen als mein Vater, hat sie es doch in ihrer Art .iur gut mit mir
gemeint und hat wollen einen tüchtigen Mann aus mir machen. Als ich
mich dann dem Verwaltungsdienst zugewandt, bin ich viel herumgekommen
in den preußischen Staaten. Im Iahre 1780 wurde ich durch die Gnade
unsers großen Friedrich Rat an der Kgl. Kriegs- und Domänen kammer-
deputation in Vromberg, das er im Iahre 1772 seinen Staaten mit anderem
polnischen Besitz einverleibt hatte. Es war ein recht elendes Städtlein,
in das ich kam; die Straßen voller Schmutz, die meisten Häuser schlecht
aus Holz gebaut und baufällig, und zählte der Ort nur eben an 500 Ein-
wohner. Ich war gantz entsetzt, als ich dort anlangte, und fand kaum eine
ordentliche Wohnung, wo ich mich niederlassen konnte, wäre am liebsten
gleich wieder hinweg gezogen, wenn es möglich gewesen wäre. Doch der
Mensch denkt, und Gott lenkt. Denn gerade hier sollte mir meines Lebens
höchstes Glück erblühen.
Auf einem Balle, den der Geheime Herr Oberfinanzrath Schönberg
von Vrenkenhoff gab, lernie ich die Demoiselle Iuliane von Markwitz kennen,
des Herrn Majors von Markwitz älteste Tochter, und ehe ein Iahr ver-
gangen war, hatte ich sie als meine Ehegattin mit dem Segen ihrer Eltern
heimgeführt. Deine vielliebe Großmutter ist mir durch viele Iahre ein

< ^ ' -"
treues Eheweib gewese,r und hat mir in den ersten 6 Jahren unserer Ehe
4 liebliche Töchter geboren, die ich aber alle nach des himmlischen Vaters
Ratschlusse habe begraben müssen mit Ausnahme der zweiten, tie als die
Witwe des Herrn Kammersekretärs Schulze anoch in Bonn am Rhein lebet
und mir bis heutigen Tages ein getreues Kind geblieben ist, wiewohl ich
sie seit üb» 10 Iahren nicht mehr gesehen habe. Um aber mein Glück
voll zu machen, schenkte mir meine liebe Hausfrau Iuliane am 18. Ianuar
des Iahres 1792 den schon lange ersehnten Sohn, dem wir in der hl. Taufe
die Namen Christian Ioachim Wilhelm gegebei» haben. Nun vermeinten
wir der höchsten Freude teilhaftig zu sein, aber wieder kam es anders, als
wir gehofft hatten. Im Jahre 1793 theilten sich unser König und die russische
Kaiserin Katharina abermals in einen Theil des Königreichs Polen, und es
entstand infolgedessen ein Aufstand. Als der General Dombrowski nun
geg'n unsere Stadt Bromberg heranrückte, da mußten wir in den rauhen
Herbsttagen 1794 fliehen, und erkrankte Deine liebe Großmutter so schwer,
daß wir in Landsberg an der Warthe bleiben mußten, wo sie dann zu
meinem unaussprechlichen Schmerze noch am 10. November in die Ewigkeit
eingegangen ist.

. So mußte ich nun mein Leid und all den Kummer allein tragen und
hätte nicht gewußt, wie ich für meine verwaisten Kinder hätte sorgen sollen,
wenn nicht meine älteste Tochter, die nach ihrer Mutter Iuliane hieß, ein
so verständiges Mädchen gewesen wäre und sich ihrer Geschwister ange-
nommen hätte, obzwar sie damals erst 13 Iahre zqhlte. Mit besonderer
Liebe aber hing sie an ihrem kleinen Bruder, der schon so jung die Mutter
verlohren hatte. Er war bei seiner Geburt ein kleiner erbärmlicher Wicht
gewesen, so daß ich damals, ohne es meine liebe Frau vermerken zu lasser,
meinte, daß ich ihn bald wieder in die Hände unseres himmlischen Vaters
werde zurückgeben müssen, aber von Iahr zu Iahr wurde er unter der
Schwester Pflege kräftiger, und die Leuthe blieben auf der Straße nach-
schauend stehen, wenn sie den munteren Burschen mit seinen Schwestern
dahinschreiten sahen.

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
u
"Wirtschaftliche Rundschau.
'Von Arthur Neumann, Charlottenburg.
Die wirtschaftliche Lage Deutsch-
lands allgemein betrachtet kann nach
,wie vor noch immer nicht auch nur
eine Wenigkeit von Zufriedenheit aus-
lösen. Mit recht banger Ungewißheit
Seht man wohl jetzt dem Winter ent-
gegen. Die Hoffnungen, die man auf
den Sommer gesetzt hatte, haben sich
leider so gut wie gar nicht erfüllt,
vielmehr haben sich an vielen Stellen
beträchtliche Verschlechterungen einge-
stellt. Ich kann nach meiner Auffassung
den Grund zu der immer weiter wach-
senden Wirtschaftskatastrophe in der
Hauptsache nur in der unheilvollen
Wirtschaftspolitik des Krieges sehen.
Jetzt eben stellen sich alle diese ver-
derblichen Fehler heraus. Aber nicht
nur die alten Fehler sind es, neue
Irrtümer kommen hinzu, da man leider
bis jetzt noch nicht erkannt hat, was
den gesamten Wirtschaftsprozeß be-
nimmt. Es wird davon abhängen, ob
man noch an maßgebender Stelle in
letzter Stunde erkennen wird, was das
deutsche Wirtschaftsleben wieder auf-
richten kann, ob allerdings jetzt noch
-ein Wechsel in dem System der Wirt-
schaftspolitik möglich ist, ist fast zu
bezweifeln, wenigstens ist die Hoffnung
-gering, damit tatsächlich noch den all-
gemeinen Bankerott vermeiden zu
können.
Die diesjährigen Ernteaus-
sichten sind den Verhältnissen ent-
sprechend jetzt im großen und ganzen
^ls nicht ungünstig zu bezeichnen. Über
"den Stand der Ernte berichtet das
Statistische Reichsamt: Die Witterung
-verlief im Monat Iuli wesentlich gün-
stiger für die Feldfrüchte als in den
Vormonaten. Wenn auch sommerliche
Wärme und Sonnenschein immer noch
fehlten, haben doch zahlreiche, über
das ganze Reich verbreitete Regenfälle
das Wachstum gefördert und die Ernte-
aussichten verbessert. Über starke Ver-
unkrautung der Felder wird berichtet.
Die Winterhalmfrüchte lassen im großen
und ganzen einen befriedigenden Ernte-
ertrag erwarten. Der Weizen zeigt
vielfach Steinbrand und Rost. Beim
Roggen war infolge andauernder und

schwerer Niederschläge häufig starke
Lagerung eingetreten, durch die das
Mähen sehr erschwert wurde, besonders
da, wo die Lagerstellen von Unkraut
überwachsen waren. Der Stand des
Sommergetreides hat sich durch die
Niederschläge wesentlich gebessert, wenn
auch die Folgen der Dürre nicht mehr
ausgeglichen werden konnten. Am
besten hat sich der Hafer erholt. Im
Halme ist die Sommerung vielfach dünn
und furz geblieben; hin und wieder
ist sie auch stark verunkrautet. Der
Ertrag der Frühkartoffeln läßt vielfach
zu wünschen übrig. Die späteren Sorten
haben sich nach den Niederschlägen gut
erhelt, wenn sie auch infolge der kühlen
Witterung im Wachstum zurückgeblieben
sind. Sie stellen, besonders wenn
wärmeres Wetter eintreten sollte, eine
befriedigende Ernte in Aussicht. Die
Zuckerrüben haben zwar ihren Stand
auch verbessert, befriedigen aber trotz-
dem nicht überall. Infolge Mangels
an Arbeitskräften sind sie stellenweise
sehr verunkrautet. Die Klee- und
Luzernefelder sowie die Wiesen finden
im allgemeinen eine erwas bessere Be-
urteilung als im Vormonat. , Der
Heuertrag war an Menge meist recht
befriedigend, in der Güte hat er aber
<ch

Runöschau
vielfach durch das regnerische Wetter gelitten. Stellenweise war die Heuernte Anfang August noch nicht beendet. Das Grummet hat gut angesetzt, könnte aber zum Wachstum mehr Wärme gebrauchen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für die nächste Zukunft ist die Frage der Kohlenversorgung. Im Kohlenproblem steckt der Schlüssel für die Zukunft. Periodische statistische Nachweise über den Stand der Kohlenförderung kommen leider noch immer nicht an die Öffentlichkeit. Über die Lage am Ruhrkohlenmarkt von Ende Iuli und Anfang August wird berichtet: Die Förderung, die am ersten August, wie stets am Monatsersten, gegen den letzten Tag des Vormonats stark zurückgegangen war, in diesem Falle um mehr als 50 000 t, hat sich im Lause der Woche langsam wieder gehoben und zwar um etwa 30 000 t, so daß sie sich damit ungefähr auf derselben Höhe bewegt, wie in der gleichen Zeit des Iuli. Die Wagengestellung hielt sich ziemlich regelmäßig auf etwa 16 000 Wagen, um nur am Wochenschluß stärker zurückzubleiben. Die Fehlziffern schwankten im allgemeinen zwischen 4000—5000 Wagen. Die Zufuhren zu den Duisburg-Ruhrorter Kippern waren recht wechselnd. Im Durchschnitt betrug die Kipperleistung rund 13 900 t. Sie blieb somit gegen die Vorwoche um über 2000 t zurück. Auch der Kanalumschlag der Zechen zeigte kein einheitliches Bild. Im ganzen hat er sich jedoch gebessert, da der Mangel an Leerraum aufgehört bat und Kähne zur Zeit in genügender, wenn auch nicht gerade reichlicher Menge zu haben sind. Im Tagesdurchschnitt betrug der gesamte Kanalumschlag rund 25 000 t. Über den Kohlenmangel in Europa, die amerikanische Produktion und die Weltvorräte haben letztens die „Basler Nachrichten" eine längere Betrachtung angestellt, sie urteilen danach über die allgemeine Lage ungefähr wie folgt: Gut ist, wie auf vieler anderen Gebieten sowie auch in den Kohlensituativn die Lage der Vereinigten Staaten. Diese produzierten vor dem Kriege (1912) 450000000 1^ Stein- und Braunkohle oder 85 ^ der vereinigten englischen und deutschen Produktion. Noch besser sind die Zukunftsaussichten der Ul>ion. Der inter-

nationale Geologenkongreß von Toronto^
der eine Schätzung der Weltvorriite
an Kohle vorgenommen hat, kam' z«
dem folgenden Resultat:
Amerika . . 5105,5 Milliarden t,
Asien ... 1 279,5
Europa . . 784,1
Ozeanien .' 170,4 „ „
Afrika . . . 57,8
Insgesamt . 7 397F Milliarden t.
Die Hauptvorräte besitzt der neue Eid-^
teil; ihm folgt nicht etwa Europa,
sondern China. Die chinesischen Lager^
die in Wirklichkeit noch bedeutender
sein können, als man bei der mangels
haften Kenntnis heute annimmt, werden
eines Tages vielleicht imstande sein,
die Weltwirtschaft zu revolutionieren.
Kohle und Arbeitskraft sind zwei in-
dustrielle Produktionsfaktoren, die gleich»
wichtig und heute gleicherweise mehr
geschätzt sind als je, und man kann
sich vorstellen, was die Folge wäre,
wenn an der asiatischen Küste des^
Paeific, durch fabelhaft niedrige Löhne
und billige Kohlenpreise in gleicher
Weise begünstigt, eine große industrielle
Produktion ihren Standort aufschlagen
könnte. Für Europa wird die nächste
Aufgabe darin bestehen müssen, mit
dem kostbaren schwarzen Stoff so haus-
hälterisch umzugehen, als nur möglich.
Die Kvhle darf nicht ohne weiteres
verbrannt, sondern soll vor ihrer Ver-
brennung vergast werden, die aus
diesem Prozeß gewonnenen Produkte
(Leuchtgas, Teer), schwefelsaur?sAmmc"
niak, Benzol, schwere Ole usw.) machen

Ten Prozeß reichlich bezahlt. Unter dem Drucke der Kriegsfolgen, welche eine allgemeine Ökonomie des Wirtschaftens notwendig machen, wird die rationelle Ausnützung der Kohle viel mehr als bisher sich verallgemeinern können.

Über die Lage der Ziegelindustrie wird aus Fachkreisen berichtet: Der Reichskommissar für das Wohnungswesen hat unlängst die Bezirkswohnungskommissare ersucht, in -eine Nachprüfung der gegenwärtig geltenden Richtpreise für Mauersteine, Dachziegel usw. einzutreten und nach Maßgab? der Verhälnisse auf eine Senkung der Preise hinzuwirken, jedenfalls den Forderungen der Untemehmer auf weitere Preiserhöhungen entgegenzutreten. Gegen diese Maßnahmen hat zetzt der Verband der deutschen Ziegel- und Tonindustrie in einer Eingabe an den Reichswohnungskommissar Stellung ,genommen und dargelegt, daß die Ziegelindustrie sich in einer besonderen "Notlage befinde. DaS Kohlenkontingent sei für die Ziegelindustrie, trotzdem die Wohnungsnot schleunige Maßnahmen -verlangt, so unzulänglich bemessen, daß -von den 10 NM Ziegeleien, die im Hauptbetrieb Mauersteine usw. herstellen, kaum 8 A, mit Kohlen beliefert "werden können, während die übrigen 5'2 ^ und fast sämtliche 8000 landwirtschädliche Ziegeleibetriebe stilliegen. Die Unsicherheit in der Kohlenbelieferung, die Verteuerung der Kohle und die Steigerung der Arbeitslöhne haben gerade in der Ziegelindustrie die Erzeugungskosten außerordentlich erhöht. Hilfs- und Betriebsstoffe sind um das fünffache und ncch höher im P.eise gestiegen. Dazu tritt der.Rückgaug der Arbeitsleistungen. Angesichts solcher Verhältnisse dürfe man der Ziegelindustrie nicht die Möglichkeit nehmen, die Preisbildung so zu gestalten, wie es die Faktoren, die die Produktion bestimmen, im Interesse der Eristenzfähigkeit des Gewerbes nötig machen. Der Verband der deutschen Ziegel- und Tonindustrie ersucht darum den Reichskommissar für das Wohnungswesen, jene Weisungen zurückzunehmen und ferner beim Reichskommissar für Kohlenverteilung eine stärkere Kohlenbelieferung der Ziegeleien zu veranlassen.

Die Geldmarktverhältnisse haben sich auch nur weiter verschlechtert. Die

überaus starke Liquidität, die durch die Art der Kriegsfinanzierung sowie durch den Verbrauch und Ausverkauf von Nohmateri allen, Halb- und Fertigfabrikaten und sonstigen Waren entstanden ist, kommt besonders deutlich in der starken Zunahme des Papiergeldumlaufes zum Ausdruck. Bei einem Vergleich des Ausweises der Reichsbank vom 31. Iuli 1913 mit dem vom 23. Iuli 1N1N ergibt sich folgendes Bild:

	31. 7. 1913	23. 7. 1919
Gold	1129 MM. M.	1111 MM. M-
Notenumlauf	1948 .	,29345 „ „
Umlauf von , Darlehnskasseuscheinen		11797 , „

Der Stand der Valuta hat ebenfalls keine Aufbesserung erfahren, vielmehr sind die Devisen noch weiter zurück gegangen.

Alles in allem genommen sind naturgemäß die allgemeinen Kon - su m ve r h ä lt n i sse auch nicht gerade die besten. Die allgemeine Preis senkung, die durch die amtliche Aktion eingeleitet werden sollte, ist nicht ein getreten, weil sie auch nicht eintreten konnte. Die Bemühungen der Re gierung, einen Preisabbau herbeizu^ führen, konnten auch gar keinen Erfolg haben, weil sie vor allem weiter nichts waren, als eine konsequente Fortführung der unheilvollen Kriegswirtschaftspolitik. Dieses System von Wirtschaftspolitik muß nun gänzlich seinen Zusammenbruch erleben, wenn auch das Verkehrswesen versagt. Und die Verkehrskalamität ist gegenwärtig

Runöschau
schon wieder in alle» Schärfe da, lind
sie wird zum Winter wohl noch eine
weitere Zuspitzung erfahren. Welche
Ursachen die Verkehrsnot bat, ist keines-
wegs so leicht zu beurteilen,, wie es
leider auch von amtlichen Stellen nur
zu oft getan wird. Im allgemeinen
schiebt man ja jeHt leicht alles auf
das Konto der Arbeitsunlust. Daß aber
insbesondere im Eisenbahnwesen bis-
lang eine sehr kurzsichtige Politik ge,-
trieben wurde, vergißt mün dabei zu
leicht. Gerade oie Febler von früher
sind es, die sich heute in unserm Ver-
kehrswesen rächen. Vor allem der
Geringschätzung der Bedeutung der
Wasserstraßen können wir mit zu eincm
beträchtlichen Teile die jetzige Lage
verdanken. Aber auch heute zieht man
die Schiffahrt noch nicht in dem Maße
mit zur Bewältigung des Güterverkehrs
heran, wie es möglich wäre. Es ist
dringend notwendig, daß tatsächlich mit
allen Kräften und den geeigneten Mit-
teln an die Aufbesserung der Verkehrs-
Wirtschaft gegangen wird.

Geschichtliche Rundschau IX.

Von Dr. zur. Kurt Ed. Imberg.

Unter dem Titel „Vom Kriegsaus-
bruch bis zum uneingcschrcink en U-Boot-
krieg" ist im,Vorlag: von Ullstein <ö Co.
(Berlin) nunm?hr der II. Bard von
KarlHelferichs Werk „Der Welt-
krieg" erschienen. Auch dieser Band
verdient volle Beachtung. Di' mili-
tärischen Ereignisse sind nur kurz be-
handelt, nur soweit sie erforderlich sind
zum Verständnisse des Zusammenhangs.
Den meisten Raum nehmen natürlich
die Wirtschaftsfrage,! ein, die der Ver-
fasser ja am besten kennen zu lernen
Gelegenheit hatte und zu beurteilen
vermag. Aus den Darlegungen des
Verfassers crsiel't man erst, welche
Arbeit zu leisten war um die wirtschafte
li,che, und finanzielle Kriegsführung.
überhaupt zu ermöglichen,, wie viel.
Schwierigkeiten , überwunden werden
mußten, wollte man den Wirtschaft-
liehen Zusammenbruch verhüten. Sehr
interessant sind euch die politischen.
Fragen, die Helferich behaneelt, die-
Friedensfrage und der U-Vootkrieg, die-
beiden Fragen,.über die zu zanken man
noch jüngst in Weimar für im Staats»
interesse liegend hielt. Helferich, weist
nach, wie Kaiser uuo Kanzler stets-
bemüht gewesen sind, nach einem Weg
zum Frieden zu such:'i, allerdings nicht

nach einem Erzbergersehen Schwaehe
frieden. Aber — wie Helferich richtig,
bemerkt — alle Versliche scheiterten
daran, „daß die Entente-Staatsmänner
auf ihren mit der Sicherheit, denr
Bestand und der Würde Deutschlands
nicht zu vereinbarenden Kriegszielen
beharrten"; sie wollten die Zentrum-
merung Deutschlands. Das. Schluß-
kapitel beschäftigt sich mit dem U-Boot-
krieg, mit den langjährigen Verhar.d^
lungen zwischen Deutschland und den
Vereingten Staaten, die den Krieg
zwischen beiden zwar hinausschieben^
aber nicht verhindern konnten. Nuci>
hier gibt der Verfasser interessante Ein-
blicke, hinter die Kulissen der Pelitif
während des Weltkrieges, vor allenr
auch über seine eigene Stellungnabme
in den politischem Fragen, zu denen er
als Vertreter des Reichskanzlers Stei--
lung nehmen mußle. Sehr vieles ist
ganz anders da, als man aus den
Zeitungsberichten der Nationalversamm-
lung erfuhr, wo man coram pud!irc>
die schmutzige Wäscbe des deutschen
Reiches wusch, >ie aber eher noch oe-
schmutz.e als säuberre, trotz der vielen
„großen" Worte des ehemaligen Voll?-
schullehrers aus Schwaben. Es steht
nur zu hoffen, daß auch Mattbias,
Erzberger recht bald — zum Wobie
des deutschen Vaterlandes — G.'le--
genheit und Muße findet, seine „TXnk-

Runüschau
würdigkeiten" zu schreiben; denn
nlrr aus dem Vergleiche ist es
dem Historiker möglich, die Wahrheit
herauszuschälen. Wir werden selbstver-
ständlich nicht verfehlen, unseren Lesern
gegenüber auch dieses „Dokument zur
Zeitgeschichte" in gebührender Weise zu
würdigen. —
Eigentlich ist es ja müßig, über die
Politik während des Krieges zu streiten.
Was die Entente wellte — und leider
auch mit Hilfe gewisser deutscher „Pa-
trioten" erreicht hat, zeigt ja zur Ge-
nüge „der Friedensvertrag
von Versailles". Den sollte
sich jeder Deutsche genau durchlesen,
und er wird bald sehen, ob eine Ver-
ständigung, möglich war und von der
Entente gesucht wurde, wie Herr Erz-
berger trotz der Dementis von allen
amtlichen Seiten der Gegner so felsen-
fest behaupte: hat. Eine sehr gute,
bandliche Ausgabe des Vertrages ist
im Verlage von R e i m a rH o bbin g
in Berlin erschienen, die unter anderen
auch den Vorzug ha,, daß sie in wirklich
gutem Deutsch abgefaßt ist und klar
erkennen läßt, was gegenüber der ur-
sprünglichen Fassung abgeändert ist.
Eine Karte am Schluß des Tertes
bringt einen Gesamtüberblick über die
Grenzveränderungen, Volksabstim-
mungsgebiete usw., was für eine klare
Orien.ierung vcn Wert ist.
Wer sich genauer mit dem Friedens-
vertrage beschäftigen will, wer insbe-
sondere den Gang der Verhandlungen
kennen lernen möchte, dem empfehlen
wir die von der „Deutschen V e r -
lagsgesellscha ft für Politik
und Geschichte" in Charlot-
tenburg im Auftrage des Aus-
wärtigen Amts herausgegebenem „Ma-
terialien, betreffend die Friedensver-
handlungen". Diese äußerst wertvolle
Sammlung wird 10 Bände umfassen,
ven denen bereits 7 Vänte vorliegen.
Der 1. Band enthält den „Notenl'ampf
um deü. Frieden in Versailles", eine
autorisierte Ausgabe der in Versailles
gehaltenen Reden und der gewechselten
Nown, die im 2. Bande fortgesetzt wird.
Der 3. Teil wird von dem amtlichen
Tert der „deutschen Gegenvorschläge
zu den Friedensbedingm.gen der alli-
ierten und assoziierten Mächte" c.us-
gefüllt, der 4. Band durch die sog.
„Mantelnote" und die „Anüvort" der
Entente auf die oeutschen Gegenvor-

schläge, während der nächste Band eine „Zusammenstellung der von den alliierten und assoziierten Regierungen infolge der deutschen Gegenvorschläge vorgenommenen Änderungen des ursprünglichen Wortlautes der Friedensbedingungen" gibt. Den 7. Teil biloet dann der Friedensvertrag znischen Deutschland und all seinen Feinden in deutscher, französischer und englischer Sprache, während der 8. Band nur den Friedensvertrag mit der Entente enthält. Die in Kürze erscheinenden Bände 6, 9 und 10 werden die „Letzten Noten"^ ein „Amtliches Sachregister zum, Friedensvertrage" sowie „Nachiräge" bringen. Wie bereits gesagt, handelt es sich um ein Sammelwerk, das von bleibendem Interesse und Wert sein wird. —

Kurz sei heute nur auf eine kleine, interessante Schrift „Selbstbestimmung — Wirtschaft - Völkerbund" ni.fmerksam gemacht, die im Verlage von Theodor Lissner (Berlin) erschienen ist. Der Verfasser Göza Lukäcz, ein ungarischer Nationaötonom, entwickelt bier seine Gedanken über den wirtschaftlichen und politischen Neuaufbau Europas. Es soll kein wissenschaftliches Wert sein, wie der Verfasser im Vorwort betont, obwohl es zweifellos viel Wissenschaft entbält; die Arbeit „ist vielmebr das Produkt großer Sorgen um die Zukunft hoher Menschheitsideale, um die Rettung vieler Giiter sittlichen, geistigen und materiellen Wertes". Der Verfasser stebt ja mit

diesen Sorgen nicht allein da. Allen denen, die sie mit ihm teilen, sei dieses kleine Büchlein, das mit Wärme und Begeisterung geschrieben ist, bestens empfohlen. —

„Ienseits der Alten Welt" nennt Iosef Aquilin Lettenba ur seine neue bei S. Hirzel in Leipzig veröffentlichte Amerikabetrachtung. Diese bereits vor dem Kriege geschriebenen Studien warfen interessante, zum Teil neue Streiflichter auf das Leben und den Geist in der Neuen Welt) zeichnen in kurzer charakteristischer Form das Amerikanertum, wie es dcm Europäer vor das geistige Auge tritt. Mag auch minches nicht unbestritten bleiben, im allgemeinen kann man dieses Buch als eine Bereicherung unserer Amerikaliteratur bezeichnen.

In weit böserem Maße gilt dies aber von dem neuesten Bande des vom Institut für Seeverkehr und Weltwirtschuft in Kiel herausgegebenen Sammelwerkes: „Der Wirtschaftskrieg": „Ver. einigte Staaten von Amerika". Eine geradezu erstaunliche Menge von Material und Wissen haben die beiden Bearbeiter Eugen Bö hier und Dr. H a n s W e h be rg, der bekannte Völkerrechtler, in diesem Bande zusammengetragen. Wir haben schon bei Gelegenheit der Besprechung der früheren Bände auf den großen Wert dieses Werkes hingewiesen, mit dem sich das Institut ein unsterbliches Verdienst erworben hat; das damals Gesagte dürfen wir mit bestem Gewissen auch dem neuesten Bande nachsagen. Wenn auch der Wirtschaftskrieg nicht so kommen wird, wie er ursvrünglich geplant w,ir, so tut dies dem Werte dieser Sammlung keinen Abbruch: für den Historiker insbesondere wird sie stets eine reiche, unübertreffliche Fundgrube sein. —

Georg Brandes, der Meister essayistischer Kunstform, der unseren Lesern kein Unbekannter ist, hat im Verlage von Erich Reiß in Berlin unter dem Titel „Miniaturen" eine Sammlung von Essays erscheinen lassen. Erscheinungen und Gestalten der Geschichte, Kunst, Literatur und Politik — Napoleon, Shakespeare, Gilles de Rais, Aurora Königsmarck, Garibaldi, Iules Favre, Veb?l und Iaures, Verhaeren, Venyt Lidforß, und der moderne chinesische Philosoph Ku Hung Ming werden lner dem Leser vorgeführt.

Mit meisterhafter Hand hat Brandes
es verstanden, in lebendigen, charak-
teristischen Farben uns die Helden zu
malen, uns oie von ihm geschilderten
Personen auch menschlich näher zu
bringen. —
Im Verlage von Ullstein öe Co. in
Berlin erscheint eine neue Sammlung,
die wie die früher erschienene Bücher-
reihe „Männer und Völker" wirklich
etwas Gutes zu werden verspricht.
„Menschen" lautet ihr Titel. Sie will
Persönlichkeiten schildern und zwar aus
den unmittelbarsten Zeugnisserr, die wir
über diese haben, aus Beiefen, Tage-
büchern und Berichten von Mitlebenden.
Die ersten drei bisher vorliegenden
Bände sind dem Vorkämpfer der fran-
zösischen Revolution Mirabeau, dem
Dichter Heinrich von Kleist und dem
wissenschaftlichen Vater des Sozialismus
Lassalle gewidmet. Den Dokumenten,
die uns die Persönlichkeit jener Männer
näherbringen sollen, haben die Heraus-
geber Franz Leppmann, C. F.
Rein hold und Stefan Groß-
m ann kurze, treffende Abrisse der
Lebensgeschichten jener Männer vor-
ausgeschickt, die uns einen Einblick ge-
währen in die Zeit und das Milieu
i!rrer Umgebung.
Auch von der eben genannten Samm
lung „Minner und Völker" ist nach
langer, durch die Papiernot erzwun
gener Pause wieder ein neuer Band
erschienen. Wir können die Wieder-

«ufnahme dieser hübschen Sammlung
nur mit Freuden begrüßen und hoffen,
daß sie weitere Bände in Bälde heraus-
bringt. Der neue Band ist dem Thema
gewidmet, das ja augenblicklich im
Mittelpunkt des Interesses steht, der
„Arbeiterbewegung und Sozialdemo-
kratie". Der Redakteur der „Münchener
Post" Dr. PnulKampffmeyer
schildert die Entwicklung der Arbeiter-
bewegung und weist die Folgerichtigkeit
der Entwicklung nach, das Emporwachsen
der verschiedenen Bestrebungen zu einer
internationalen Bewegung, die nun-
mehr im Begriff steht, aus einem mit-
bestimmenden zu einem entscheidenden
Faktor zu werden. Die Aufgabe, die
Ter Verfasser sich gestellt, hat er in
literarisch ansprechender, allgemein ver-
ständlicher Form gelöst.
Weit schwieriger verständlich ist das
neue Werk über de» „Sozialismus"
-von Robert Wilbrandt (Verlag
-von Eugen Diederichs, Iena). Man
merkt zu sehr den ehemaligen Freiburger
Universitätsprofessor aus jeder Zeile.
^)er Stil ist allerdings ausgezeichnet,
«uch viel Wahrheit, Kenntnis des Lebens
-steckt in diesen Seiten, aber das, was
,fehlt, ist der B.ick für die Pcaris, für
Tas Reale im menschlichen Leben des
,Einzelnem, wie im Leben der Völker.
<5s ist ja schön und gut, alle Menschen
glücklich und zufrieden machen zu wollen;
^ber dies ist leider nur in der Theorie
,möglich; die rauhe Wirklichkeit wird
stets ein anderes Bild bieten, als es
sich in den Köpfen von Philosophen
und Velksbeglückern müt, die zweifellos
«ft nur das Beste der leidenden Mensch-
deit wollen.
Weit mehr auf dem Boden des
-wirklich Erreichbaren steht das neue bei
Teubner in Leipzig verlegt: Buch des
Leipziger Nationalökonomen L. Pohle:
„Kapitalismus und Sozialismus", der
ebenfalls das Los der Massen zu bessern
bestrebt ist, aber einsieh«, daß nicht alle
Menschen gleich sind, gleich sein können,
daß der „Kapitalismus" — selbstver-
ständlich in gesunder Form und in
gewissen Grenzen — recht gut und
vielleicht notwendig ist, daß er sich
immer wieder bilden wird, mag man
ihn jetzt auch im Rausche der Revo-
lution zertrümmere wollen. Die Aus-
führungen des Verfassers sind äußerst
interessant m.d lesenswert; sie sollten
auch von denen gelesen und beherzigt

werden, die augenblicklich die Leitung
unseres Staatswesens in der Hand
haben.

Nicht weniger interessart ist das
neue Buch von Arnold Stein-
mann - Bucher: „Sozialisierung?",
das im Verlage von Leonhard Simion
Nchf. (Berlin) herausgegeben ist. In
klarer, anschaulicher Form macht der
Verfasser den Leser mit den sozialistischen
Ideen vertraut und führt ihn ei.i in
die Gedankengänge der sozialistischen
Theoretiker und Praktiker, in das vom
Sozialismus Erstrebte und Erhoffte.

Mit Recht betont der Verfasser am
Schluß, daß alles Theoretisieren ver-
lorene Liebesmüh ist, wenn wir nicht
das Eine wieder lernen, was ein
großer Teil unserer Mitbürger während
oer langen Kriegsjahre vergessen haben:
Arbeiten.

Literarische Rundschau.

Von Prof. vr. Heinrich Brömse.

Unter den Landschaften, die zum
hochdeutschen Sprachgebiet gehören,
weist kaum eine andere so viele gemein-
same Merkmale ihres Schrifttums auf
wie Schwaben. Ein Zug zur Ver-
sonnenheit liegt seinen Vertretern im
Blut, der zuweilen Denker und Dichter
Gipfelpfade der Weltweisheit erklimmen
läßt, ein anderm.il, mit warmem Hei-
matsinn gepaart, in die blühenden
Täler der Rommtik führt.

Runüschau
Zu den romantischen Schwaben
gehört Hans Heinrich Ehrler.
Zwei Werke, die cr für Romane aus-
gibt, „Die Reise insPfarr-
Haus" (4. und 5. Tausend. Stuttgart,
Strecker K Schröder) und „Briefe
vom Land" (3.-5. Tausend. Stutt-
gart, Strecker <L Schröder) sind zwar
nicht arm an Handlung überhaupt,
wohl aber an einheitlich zusammcü-
gefügter Handlung. Es sind Romane
im Sinne Iean Pauls, der auch als
Schutzheiliger angerufen wird, reich
an schönen Natur- und Seelensiim-
immgen, feinen Traumen und sinniger
Weltbetrachtung. „Die Reise ins Pfarr-
haus" erzählt vom Leben eines Sech-
zehnjährigen, der „in ein wunderbares
Blühen gekommen" ist. Er hat sich
seit drei Jahren inbrünstiger Frömmig-
keit ergeben, wird Haucgenosse eines
entfernten Verwandten, der in einem
Waldgebirgsdorf katholischer Pfarrer
ist, und lernt hier nicht nur allerlei
Bücherwissen, sondern aucb ein gutes
Stück Lebenserfahrung. Wie der alte
Pfarrer mehr milde gewähren läßt
als kräftig erzieht, wie der Iunge das
Erwachen der Sinne erlebt, wie zu-
gleich Innerlichkeit und Weltgefühl in
ihm mächtig werden, hat der Verfasser
so ansprechend dargestellt, daß sein
Buch unter den deutschen Erziehungs-
romai'en wohl genannt und beachtet
werden darf. Ein Cchlußteil, der die
Rückkehr des Helden nach fünfund-
zwanzig Jahren behandelt, erscheint
etwas matt und überflüssig.
Noch mehr in lyrische Stimmung
getaucht und versunken ist die Hand-
lung der „Briefe vom Land". Der
Vriefschreiber schickt einer geliebten Frau
tagebuchartige Aufzeichnungen aus
schöner ländlicher Gegend, nach der ev,
müde der großen Stadt, entflohen ist,
lauter anmutsvolle Prosagedichte, in
denen alles auf Goldgrund erscheint,
und die Frau trennt sich von einem un-
geliebten Gatten ui d folgt dem schön-
heitstrunkenen Echwmmer. Starte,
see.ische Begründung, die uns an die
Notwendigkeit des Geschehens glauben
läßt, ist weder hier noch sonst ein Vore
zug des Dichters. Gefühl ist alles,
aber auch ohne bedeutende Handlung
und scharfe Charakterdarstellung ist dieser
lyrische Roman oft voll feiner Reize.
Vom Gesichtspunkt der Handlung
aus sind weit besser gelungen die kleinen

Geschichten, die Ehrler unter dem
Titel „Der Hof des Pat,ri--
zierhauses und andere Erzähl
lungen" (4.-6. Tausend. Stuttgart,
Strecker ü Sehröder, 1919) gesammelt
hat. Wenn in den beiden Romanen der
Held dieselbe Person zu sein scheint,
so finden wir hier oft den gleichen
Schwärmer wieder. Die Titelnovelle
ist in ihrer Art ein kleines Meisterstück
romantiseher Erzählungskunst. Eine-
atte fränkische Stadt mit absonderlichen
Gassen und Häusern taucht vor uns auf.
Der Zauber des Ortes, vereint mit
der Musik, führt den Schwärmer selt^
same Liebespfade. Eine feine, stille
Fmuenseele verzichtet lächelnd und führv
Jugend zu Iugend. Auch in anderen
Erzäblungen fesseln Erfindung unt>
Stimmung. Der Mangel an Eu:^
Wicklung und Begründung macht sich,
in diesen kurzen Darstellungen nicht
so bemerkbar. „Lebendiges Gefübl
der Zustände und Fähigkeit es ouszu^
drücken", des Dichters Grundeigenschaf--
ten nach Goetbes Worten, sieht man
oft in erfreulicher Stärke hervortreten.
Die Prosagedichte Ehrlers erscheinen
im ganzen vollendeter als seine Vers^
dicbtungen. In seinen „Liedern
an ein Mädcher." (München,
Albert Langen) scheint die Sprache
nicht immer der Stimmung zu gee
borchen. Manche sind schlicht und an-
mutig, im Geist und Ton, wo sie arn
besten gelungen sind, mit der Kunst
Eichendorffs und Mörikes vei wandt.
Alles in allem genommen, erscheint
Ehrlers Dichtung zwar nicht von großer

Vielseitigkeit und starker Eigenart, aber doch als eine glückliche Mischung sinnenfroher Naturliebe und seelenvoller V' -schaulichkeit.

Zu Mörike selbst führt uns WaltherEggert Windegg in dem schön ausgestatteten Buch „EduardMörike,Liebmund MariaWispelundseineGe-sellen. Des Dichters Wispeliaden unter Abbildung von Handschriften und Zeichnungen" (Stuttgart, Strecker 6 Schröders 1919). Er überblickt die schnurrigen und unterhaltenden Gestalten, die des Dichters Phantasie nicht nur in seinen Werfen schuf, sondern mit denen er auch im Freundesverkehr sein Spiel trieb, als ob sie leibhaftig auf Erden wandelten. Der Hauptteil des Wertes ist ihrem Chorführer gewidmet,, dem als „Maler Nolten" bekannten verschrobenen Barbier Wiepel. Drei von dem Dichter hinterlassene episodische Stücke werden mitgeteilt: Wispel in Orplid (;wei Szenen und ein Sendschreiben), Wispel auf Reisen (ein Bericht) und als köstlichstes in getreuer Nachbildung der Urschrift Wispels Gedichte mit dem schönen Titel „Sommersprossen". Vor allem durch diesen Beitrag wird das Werk zu einer hervorragenden Gabe für Literaturfreunde und Vücherliebhaber. Die Einführung des Herausgebers setzt bei weiteren Leserkreisen reichlich viele Einzelkenntnisse vom Leben und Schaffen des Dichters voraus; für wissenschaftliche Zwecke würden genauere Angaben über die bandschriftliche Überlieferung erwünscht sein.

WaltherEggertWindegg kann sein Buch „EduardMörike" (Stuttgart, Strecker K Schröder, 1919) in zweiter Auslage vorlegen. „Mit Beschränkung auf das hauptsächlich Wissenswerte" umschreibt er in großen und sicheren Linien das Leben und Schaffen des Dichters. Das Wesen des Menschen und des Künstlers wird mit Sachkenntnis und liebevoller Hand dargestellt. Das volkstümlich geschriebene Werk, das in der neuen Auflage vielfach verbessert worden ist, verdient weiteren Erfolg.

Ein anderer wackerer Schwabe, Hermann Kurz, der Verfasser von „Schillers Heimatsjahren" kommt neu zu Wort mit eincrn verschollenen, von Hein; Kindermann auf-

gefundenen und herausgegebenen Roman „ Lisardo " (Stuttgart, Strecker ce Schröder, 1919). Als Glied in dem dichterischen Schaffen seines Verfassers, mehr noch als Urkunde zur Entwicklung des kulturgeschichtlichen Romans ist das, Werk sehr beachtenswert, wenn auch die theatralische Haltung des Ganzen gekünstelt und veraltet wirkt. Frisch und kräftig erscheinen noch immer Phantasie und Farbenpracht in diesem Gemälde a,us Salerno zur Zeit der Cholera 1336. Der Held ist ein rechter Ausbund schwungbaft genialer Eigenschaften. Liebesschmerz macht ibn zum Gefährten und Führer leichtsinniger Genußmenschcn, die allgemeine Not bringt ihn zur Besinnung und stellt ihn an die Spitze des Gemeinwesens. Geläutert und erprobt, führt er die Geliebte heim. Mit großem Nachdruck betont der Herausgeber in einem gelebrten Nachwort die Bedeutung des Werkes als eines Erziehungsromans. Die literarische Stellung und die philosophischen Anschauungen des Dichters werden hier (wohl mit einiger Neberschätzung der Persönlichkeit) ausfübrlich erörtert.

Zu Kellers Iahrbundertfeier ist ein bübsches Buch erschienen „Gott-friedKellerunddie Sch wa - b e n " (Stuttgart, Strecker «L Schröder, ^919). Nach einem kurzen Überblick über die geisteSgeschichtlichen Beziebringen zwischen Schweizern und Schwaben im allgemeinen behandelt der Verfasser, TheodorKlaiber, eingehend die Stellung Kellers zu dem

älteren und dem gleichzeitigen schwäbi-
schen Schrifttum, innere Verwandt-
schaft, persönliche Verknüpfung, Ute-
rarische Anregungen. Kommt der
Hauptteil der lebensgeschichtlichen Be-
trachtung zugute, so fällt doch auch
manch treffendes Wort zum Verständnis
der Werke, so besonders auch in dem
kurzen Abschnitt über die dichterische
Darstellung schwäbischer Art in Kellers
Dichtungen. An einer Stelle streift
der Verfasser die Frage, die sich hinter
dem allen als reizvellste erhebt: inwie-
iveit die Verwandtschaft der Kunst
Kellers mit dem schwäbischen Schrift-
tum auf der Stamm'sverwmdtschaft
der Deutsch-Schweizer mit den schwäbi-'
^chenWürttembergern,aufihremgemein-
samen. alemannischen Volkstum beruht.
Leider ist der Verfasser dieser Frage
nicht näher nachgegangen. Anregend,
wenn auch skizzenhaft ist die Schluß-
betrachtung über das Verhältnis der
neueren schwäbischen Dichtung zu Gott-
fried Keller.
Die „Mitteilungen der Literar-
historischen Gesellschaft Bonn" bringen
als Heft 2/3 des 11. Iahrgangs zwei
Aufsätze von BertholdLitzmann,
„Theodor Storm" (Bonn,
Friedrich Cohen). Es sind zugleich
Nachklänge aus den „jungen Heimate-
jahren" des Verfassers und Vorklänge
einer von ibm geplanten größeren
Arbeit über Storni. Der erste (wert-
vollere) Aufsatz mischt Erinnerungen
und Betrachtungen, um vor allem
einige bestimmende Leitgedanken durch
das Leben und Dichten Storms zu
verfolgen, sein Heimitsgefühl (das nicht
Vaterlandsgefühl war), den Blick auf
die Vergangenheit (der mehr als bloße
Technik des Erzählens war), das Grauen
vor der Vereinsamung. Der zweite
Aufsatz gibt — teilweise nicht ohne
Wiederholungen — eine Art von Ge-
schichte der Grundstimmungen, von
denen die Entwicklung Storms be-
gleitet und geprägt wird.
Nachdem in der Goetheliteratur die
philosophische Richtung durch mehrere
hervorragende Arbeiten weitgehende
Beachtung und großen Beifall errungen
hat, verdanken wir nun der philo^
logischen ein Werk, das in dieser einen
Ehrenplatz beanspruchen kann, „Goe-
thes Campagne in Frank-
reich 1792. Eine philologische
Untersuchung aus dem Weltkriege" von

Gustav Roethe. (Verlin, Weid-
mannsche Buchhandlung, 1919.) Wenn
es nicht möglich ist, an dieser Stelle
den reichen Inhalt des Buches ein-
gehend zu würdigen, so soll hier doch
wenigstens ein Hinweis nicht fehler«,
' zumaldadasWerkbei allerGrundgelehr-
samkeil so anregend und fesselnd ge-
schrieben ist und besonders in den
letzten Abschnitten ein so weites Blick-
feld hat, daß es auch für den größeren
Kreis aller Goetheliebbaber eine will-
kommene Gabe sein wird. Es unter-
richtet über die eigenartige Entstehungs-
geschichte der „Campagne", behandelt
mit bester Kennerschaft Sprache und
Stil des Werkes, erörtert ausführlich
Goethes literarische Quellen, besonders
das Tagebuch des herzoglichen Be-
amten I. C. Wagner mit genauer Ver-
gleichung aller Punkte, zeigt den in-
haltlichen Aufbau der „Campagne" und
der sich anschließenden „Belagerung
von Mainz". Weit über Quellen-
untersuchungen und philologische Klein-
arbeit binaus führen die beiden letzten
Abschnitte, eine feinsinnige Unter-
suchung über die „Campagne" als
Kunstwerk und vor allem das Schluß-
fapitel, „Goethe und der Krieg". Mit
sicherem Urteil, mit klarem Blick über
das Gesamtschaffen des Dichters und
über das Verhalten seiner Zeitgenossen
werden hier ohne Beschönigung reiche
und überzeugende Ergebnisse zusammen-
gefaßt, die abschließende Bedeutung
haben.

Der Bceslauer Gelehrte Mar
Koch spricht über „Deutsche

Runüschau
Vergangenheit in bellt-
scher Dichtung (Deutsche
Renaissanee)" (Breslauer Bei-
träge zur Literaturgeschichte. Neuere
Folge, 50. Heft. Stuttgart, I. B.
Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1919).
Eine erschöpfende Behandlung des
Gegenstandes wird man von einer
(im Druck mit Anmerkungen auf zwei-
undsiebenzig Seiten ausgedehnten)
Rede nicht erwarten, aber die Fülle
des Stoffes ist doch außerordentlich
groß. Eine erstaunliche Menge von
Einzelheiten, auch solchen, die nicht
unmittelbar zur Sache gehören, wird
zusammengebracht. Die ganze Dar-
stellung wie die einzelnen Sätze sind
davon erfüllt und zum Teil überlastet.
Lehrreich ist alles, besonders die Be-
trachtungen über die Geschichte be-
stimmter Motive, so über die Her-
mannsdichtungen. Die Ausführungen
sind von warmer vaterländischer Ge-
sinnung getragen.
In vierter Auflage erscheint das
„Moderne Schauspiel bu ch."
Ein Führer dureh den deutschen Theater-
spielplan der neueren Zeit von Rudolf
Krauß. (Stuttgart, Muthsche Ver-
lagsbuchhandlung.) Das klassische und
nachklassische Drama ist ausgeschlossen,
ebenso die Fülle der Stücke, die nach
kurzem Auftauchen untergegangen sind.
In der neuen Auflage ist Veraltetes
entfernt, Neues eingefügt worden.
Zwanzig Stücke wmden geopfert, vier-
undzwanzig andere an ihre Stelle ge-
setzt. Wenn in erster Linie der Bühnen-
erfolg für die Aufnahme maßgebend
war, so hat sich der Verfasser doch
zugleich bemüht, an bezeichnenden Bei-
spielen die Entwicklung des Dramas
in seinen künstlerisch bedeutenden Er-
scheinungen vorzuführen. Von Ibsens
Werken sind jetzt zwölf berücksichtigt,
ausgiebig auch Strindbergs Werke. Der
Abschnitt über Schönherr ist erweitert,
Sternheim, Kaiser, Wildgans, Gott
sind neu aufgencmmen worden, auch
mehrere ältere Stücke von Sudermann,
Rosenow, Holz uno Ierschle. Hasen-
elever muß noch draußen warten, von
Gerhart Hauptmann fehlt Florian
Geyer, Karl Hauptmann ist nicht ge-
laden. Warum wurden von Kaiser
nicht neben oder statt der „Koralle"
„Die Bürger von Calais" gewählt?'
Von Wildenbruch finden wir neben der
für sein Wesen wenig bezeichnenden

„Haubenlerche" nur die schwächliche „Rabensteinerin". Der Verfasser er^ zählt die Handlung der Stücke nicht in großen Zügen, sondern gibt sorgsam Aufzug für Aufzug wieder und fügt Bemerkungen zur künstlerischen Wür- digung hinzu, die zuweilen gewiß in Lob und Tadel Widerspruch wecken, aber meist Feingefühl und Urteilskraft zeigen. Es steckt viel Arbeit, Wissen und Verständnis in dem Werk. Möge es weitere Erfolge erleben!

Eine knappe Auslese aus der großen Fülle deutscher politischer Lyrik ent-^ hält das Buch „Sehlage die Trommel und fürchte dich nicht!" (Stuttgart, Strecker K- Schröder, 1919.) Die unter diesem Heinewort von Dr. 2 wlglaß heraus- gegebene Sammlung berücksichtigt vor allem die Zeit der Reaktion und der Revolution von 1848, bringt auch er- freulicherweise neben allgemein Be- kanntem manches schon halb Ver- schollene, das ins Gedächtnis zurück- gerufen zu werden verdient. Das Heckerlied „Wenn die Rcten fragen: Lebt der Hecker noch"), dessen Ver- fasser als unbekannt angegeben wird, ist die Weiterbildung von Wilhelm Sauerweins „Lied der Verfolgten", das 1835 in dessen „Gedichten aus der Zeit und für die Zeit" erschien. Künstlerisch in ziemlichem Abstand von den meisten dieser älteren poli- tischen Liedern stehen die Gedichte von Walter Hasenelever in dem

Runüschau

'Öeft „DerpolitischeDichter"
^Berlin, Ernst Rowohlt, 1919). Die
Mehrzahl ist aus Hasenelevers Buch
„Tod und Auferstehung entnommen.
Aus diesen Versen tönt mehr Rede
und Geschrei als Dichterwort. Ein
Vergleich mag die Auffassung bezeich-
nen: „Der Mob schreit: Sieg", aber
das Volk, das sich empört, ist die „ge-
läuterte Menschheit".
Nachdrücklich sei zum Schluß auf die
neu erschienenen „Flugblätter
,für D e u t s ch ö st e « r e i ch s N e ch t"
hingewiesen. (Herausgegeben von A.
Wotawa. Wien, Alfred Holder, 1919.)
Sowohl die allgemeinen Betrachtungen
über den Vernichtungsfrieden von St.
Derma in wie die besonderen Aus-
führungen über die Lage der deutschen
Bevölkerung in Deutschböhmen, in Süd-
steiermark, in Kram, in der Bukowina
verdienen wegen ihrer Gründlichkeit
und Überzeugungskraft aufmerksames
Studium. Ein umfangreicher Band
„ D e u tschböhmen " (Deutsche
Kultur in der Welt, 5. Iahrgang,
Heft 1—4. Herausgegeben von Hugo
Grothe. Leipzig, K. F. Koehler) ent-
hält vortreffliche zusammenfassende Be-
trachtungen über die Geschichte, die
Wirtschaft, das geistige Leben des
deutschböhmischen Volles. Mögen all
diese Aufsätze und Kundgebungen nicht
nur die Wirkung haben, uns Scham-
und Zornröte ins Gesicht zu treiben,
sondern in uns das Gefühl der Zu-
sammengehörigkeit mit den deutschen
Brüdern im Elend dauernd befestigen.
Ibre Sache ist unsere Sache.

Schlesische Rundschau.

Von Dr. Walter M.-ckauer.

Unter den bemerkenswerten Neu-
erscheinungen, die in letzter Zeit von
schleichen Dichtern veröffentlicht wur-
den, erscheint mir besonders die Marien-
Legende „Die Magd" von Arthur
Silbergleit des Hervorhebens
würdig. Arthur Silbergleit, dessen
feine Verse weitesten Kreisen ^bekannt
sind und sich bereits seit vielen Iahren
größter Wertschätzung erfreuen, hat
bisher noch immer nicht den Verleger
gefunden, der sein? in vielen Zeitungen
und Zeitschriften verstreuten»Gedichte
sammelte und zu einem Band zu-
sammengebunden hat. Arthur Silber-
gleit gehört zu den Stillen im Land^.
Neben ihm und um ihn tobt der Lärm
der Reklameliteratur. Aber wie alles

Große und wahrhaft Menschliche seinen stillen Weg geht, unbeirrt von Tagesmoden und Tensationsgelüsten, so wird sich auch Arthur Silbergleits strahlende Verskunst am Ende durchsetzen, wenn von den vielgepriesenen Werken sogenannter neuer Kunst keine Spur mehr zu finden ist. Nur gönnt man dem lebenden und schaffenden Künstler schon zur Zeit seines Werdens eine gewisse Resonanz, und aus diesem Grunde ist es mit Freude zu begrüßen, daß nun auch Arthur Silbergleit nach und nach mit abgeschlossenen Büchern vor die Öffentlichkeit tritt. Freilich, wäre es zu wünschen, daß dies in einer Form geschieht, die auch dem außerhalb der Kunst- und Dunstkreise stehenden Nichtzünftigen einen Genuß seiner Werke ermöglicht. Bei dem Verlag Reus K Pollackin Berlin erscheint soeben seine Dichtung „Die Magd", deren reifer Schönheit „Nord und Süd" schon in einer früheren Nummer seine Spalten geöffnet hat. Es ist eine Ausgabe für Kenner und Kunstmäzene: eine Lurusausgabe von 109 Erempmren, von der die ersten dreißig zweihundert und die folgenden siebzig hundert Mark kosten. Mir ist bekannt, daß Silbergleit mit dieser Form der Veröffentlichung selbst im Grunde nicht ganz zufrieden ist, und daß einer seiner sehnlichsten Wünsche die baldige Nachfolge einer Velksausgabe ist, die sich auch ein gewöhnlicher

Sterblicher leisten kann. Aber immer-
hin: es ist ein Anfang, und die Ver-
einigung Künstlerdant (Clauß-Rochs-
Stiftung), die sich zum ersten Mal
<ines viel zu wenig gekannten und
begabten Lyrikers annimmt, verdient
darum Dank. Wer das schmale Bünd-
chen „Flandern" von Arthur Silbergleit
kennt, der weiß, mit wieviel unendlicher
Sorgfalt lind künstlerischer Bestimmtheit
Silbergleit seine Dichtungen gestaltet,
^che er sie der Kritik der Öffentlichkeit
anvertraut. Und so findet man auch
in seinem neuen Buche eine geradezu
rn unserem heutigen Schrifttum einzige
Verantwortlichkeit der dichterischen Lei-
-stung. Der Mittelpunkt der einfachen
Handlung ist das Fleischwerden der
"Madonna, die in einer ländlichen Vil-
derfolge zur Erde herabsteigt, lim,
nachdem siefmenschliche Schicksale, oie
im Verlauf der Begebenheit zart ge-
schürzt und verknotet iVerden, ge-
schlichtet hat, wieder in ihre überwelt-
lichen Sphären zurückzukehren. Was
ober das Reinste an dieser Dichtung
^ist,. das ist ihr helles Ethos, die unge-
künstelte Demut vor den unendlichen
Dingen und die herbstsüße Hingabe an
die bunte Welt der Erscheinung. Man
muß angesichts dieses Buches dem
Dichter wünschen, daß auch seine an-
deren Werke, die bisher ungekannt in
seinem Schreibtisch schlummern und
'viel höher stehen als vieles, das sich
l'eute so ungestüm den Weg bahnt,
bald in einer entsprechenden Buchaus-
gabe dem literaturempfänglichen Leser-
publikum vorliegen mögen. Sie worden
sich ebenso wie „Die Magd", wenn sie
<rst einmal den Weg zu der Seele des
Lesers gefunden haben lind nicht mehr
durch Verlegerblindheit von ihrer Wir-
kung . in die Öffentlichkeit abgesperrt
werden, eine treue Gemeinde werben.
/Besonders habe ich sein Buch „Pastelle"
,im Auge, aus welchem ja in der letzten
Zeit die Tageszeitungen einige Bruch-
stücke herausgegriffen haben.

Katholische Literaturarbeit.

Von H. St. <

Iedem, der an dem geistigen Schaf-
fen der Katholiken interessiert ist, drängt
sich die Frage auf:
Wie wird sich die Einordnung der
deutschen Katholiken in das neue
Deutschland vollziehen, wie sich das
Zurück- und Zurechtfinden zu den
gemeinsamen Feuern eines einenden

Volkstums gestalten?.
Tiefer und tiefer sank die Tendenz-Poeterei, Dichtung darf man das heiße Bemühen der damaligen Poetaster nicht nennen, da erschienen am Ende der neunziger Iahre die beiden „Veremun-dus"-Schriften Karl Muth's, „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit" (1898) und „Die literarischen Aufgaben der Katholiken" (1899). Und wirkten wie Märzgewitter Der „Katho-lische Literaturstreit" wurde der Tour-nierplatz, wo der Kampf gegen die „literarische Mobilmachung des Katho-lizismus" ausgetragen wurde.
Aus dem mehr oder weniger scharfen Hin und Her wuchs und blieb als ein-ziges positives Ergebnis Karl Muths dritte Arbeit: „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" (19N5). Nun begann überall positive Arbeit. „Hochland", nicht allein lite-rarisch orientiert, förderte die Schaf-fenden. Pater Erpeditus Schmidt rief die Literaturzeitschrift „Über den Wassern" ins Leben. Mumbauer spricht es in seinen 1915 erschienenen „Aller-hand Literaturschmerzen" offen aus, wer die Schuld trägt au der „Vernach-lässigung der Literatur durch die Katho-liken". Die unermüdliche Kleinarbeit, die unerläßlichen Vorbedingungen zur Realisierung großer und weittragender Ideen, und mit der man heute be-ginnt, fehlte gänzlich. Ernst Thrasolt begründete die vornehme Kulturzeit-schrift „Das heilige Feuer", die her»

liche Ansätze zeitigte, aber mit ihres
Gründers Rücktritt von der Leitung
wieder unter das normale Niveau
zurücksank. „Die Bücher welt", die
katholische Bibliotheks-Zeitschrift, bedaif
dringend der inneren Auffrischung, wenn
sie an der Höherentwicklung der katho-
lischen Literatur mithelfen will. Und
das ist doch wohl ihrer Eristenz oberstes
Prinzip. „Der Gral", erst einseitig,
dann wenig, und schließlich ungenau
orientiert, geht eben durch eine letzte
Wandlung einem noch nicht zu be-
stimmenden Zielpunkt entgegen.
Zwei wirkliche Förderer er wuchsen
der katholischen Sache, einmal in Io-
hannes Mumbauer, der die Hausensche
Bücherei schuf und den wertvollen
Almanach „Die goldene Brücke", als
dem Praktiker, und in Christoph Flas-
kamp, dem Theoretiker. Seine beiden
wagekühnen, inhaltschweren Programm-
schriften „Die deutsche Romantik" zei-
gen einem ernsthaften Wollen wirkliche
Wege zu einem realisierbaren Ziel.
Mumbauer führt die Idee in seiner
Bücherei praktisch durch. Indem er
positive Arbeit leistet, dient er in Ver-
bindung mit seinem Verleger der Sache
und dem Schaffenden.
Die Ausgangspunkte wären ge-
geben. Nun fehlt außer dem ernsten
Willen der Masse zur guten Sache nur
noch die eigene katholische Literatur^
Zeitschrift, die alle Kräfte sammelt und
eint unter der Devise: Schaffen aus-
religiöser Weltanschauung heraus als-
der selbstverständlichen Basis, nicht als-
dem Selbstzweck!
Diese Literarische Zeitschrift großen
Stils bedürfte nun wiederum eines-
nicht nur finanzkräftigen (diese wären
schon zu finden), sondern eines gebe-
frohen, für die Sache wirklich intern
efsierten Verlegers.
Und wann werben die Katholiken
der Verwirklichung ihrer ersehnten
Träume näher kommen? Erst wenn
allen die Erkenntnis des zur Gründung
des Matthias Grünewald-Verlags ge-
schriebenen Wortes von Iohannes Mum--
bouer aufgegangen sein wird:
„Die christliche Idee ist kein für
jede Epoche fertiges Gericht, sondern
ein stets lebendiges Ferment, das.
je nach den Bedürfnissen der Zeit die
nötigen Kräfte entwickelt. Sie ift>
nach einem Worte Schells Gabe
und Aufgabe zugleich. Darum suchen

wir in ihrem Lichte den Weg."
Wir warten!
sind viele!
U n d su n s e r

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
herausgebe! und Lhelredalteur: Prof. Dr. Ludwig stein in Berlin V I«, Lützowuler Za. (Telefon Amt Kurfürst Nr. «318) — Berantwortliche» Bedalteur: vr. Sylvlus Bruck in Breslau— Für de» Volkswirt-Ichaltlichen Heil: Dr. jur. «mit Erich hllscher, «erlln.Zehlendorf, 2ophie.<lha»I°ttest»»Ke L»
': Zehlendorf IUI?), — Für den Inferatenteil: Heinrich Mittmann, «res «n NI. —
Verlag der Vchlesilchen Buchdrucker«, v. S. schottlaender. «.-»,, Breslau I!I.
(Fernruf:
V«r .
Druck'von 3H. Lchatzly <b. nr. b. ß.,
Breslau !», Neue «braupenftraß« 5.

In8eraten ^nnakme
«lurob un»«« Ne»<:Iililt»«teUe, Lerlin^.lN. I^utlowuler b»; äureb uu«ern
V»rl«g, Lr«I»u III; lsrusr 6urcd 6i« ?irm«: Nuäoll Klo«»» uns si»
bell»nnt«n ^nuaneen-lllpeäitlonen,
ln»«stlon»pr«i»: pro 46 luin breit« 2«il« <Iiu6oIl Il»W«'5 Kurm»I>
2«il8lllne«8er N«. b> 70 pt.

^"^"

VildniZ und eigenhÃ¤ndige Unterschrift des Papier-Industiiellen
hofrat^W ilhelm Hartman n.

EmeKuOeMmmWM
Begründet von Paul lindan
Herausgeber: Pwfessor Dr. Ludwig Stein

Gchlefische Buchdruckerei,< ^B/Kunst- und Verlagsallstalt
v. S. Schottlaender, U.,G., Breslau.
leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
». ». ««wMwr, »«rch»<» «Ol»«. «»«1ch«».».8»l!ruchh<»dl. «lr»l«» » b»n«lb<«ch,
Stockholm Christiania Konstantmopel
l. «k. Fritz«. l,!bl-»,s!« Il»7»I«. z»l»b Vybniot» Vuchhdlg, Internot. Nuchhandl. 0«» Kell,
wr »!« Proolnp» in Sch»«»«« »»» ln D«n«mar,! »««»« »tz». Urftn» ««<f»l««. »,>»»d»«««.
<»r U« Lch»«!,: »l»»««. «n<i<» ». «»chti«»»i»»« H«»«. V«»«< 3<«»<< >>
V«n«r<>l«rir«t»», fll» tz«ll»n»: ».». »«»«i,<»« «»» ««»». H«««- «ultnchofze.
44- Jahrgang. Band 171. yeft 542. November 1919.

Professor Dr. iuüwig Stein:
Was beüeutet Leben?

Jedes Lebewesen führt Zwecken angepaßte Bewegungen aus. Neuere
Biologen wie Wolff (Beiträge zur Kritik der Darwinschen Lehre, 1898) und Plate
(Über Bedeutung und Tragweite des Darwinschen Seleetionsprineips) definieren
das Leben geradezu als die Fähigkeit, auf die Einflüsse der Umgebung zweckmäßig
zu reagieren. Noch weiter geht Driesch (Analytische Theorie der organischen Ent-
Wickelung). Jede Ordnung in der Natur kann nach Driesch nur als Form
begriffen werden. Formen seien nur teleologischer, nicht eausaler Erklärung zu-
gänglich. Soweit wir es mit Kräften und Stoffen zu tun hätten, reichte die causale
Erklärung aus, sobald aber Formen, Ordnungen, Gesetzmäßigkeiten, Zusammen-
hänge in Betracht kämen, müßte die teleologische Beurteilung Platz greifen.
Vollends befindet sich Reinke (Die Welt als Tat, 1899; Einleitung in die theoretische
Biologie, 1901) mitten drin in der '^on Baer-Schelling'schen Naturphilosophie.
Reinke fordert für die Energien besondere „Lenker". Unter Auffrischung der
stoischen Lehre vom ^5,«„!>i<,!l> nennt er diese „Lenker" Dominanten, be-
schränkt aber deren Wirksamkeit nicht auf das organische Leben allein, sondern
läßt die Dominanten auch in der unorganischen Natur herrschen. In den Dominanten
lebt gleichsam die Helmont'sche Lehre vom Archeus wieder auf. Zwar hält auch
Remke, ungeachtet seiner Hinneigung zum Theismus und zur mosaischen Schöpfungs-
geschichte, die kosmische Vernunft für unerkennbar, aber seine Dominanten
fordern gleichwohl den Monismus. Ohne schöpferische Intelligenz oder Gott
sei die zweckmäßige Organisation von Pflanzen und Tieren schlechterdings nicht
zu begreifen. Und so kehrt denn Reinke auf dem Umwege der modernen Biologie
im vollen und stark betonten Gegensatz zum Monismus Haeckel'scher Artung zur
kirchlichen Auffassung von Schöpfer und Schöpfung zurück. Die Teleologie schlägt
auch bei Reinke wie bei Leibniz und unzähligen anderen Temperamentsdenkern
in Theologie um. Um so erfreulicher ist es, daß einzelne Besonnene unter den
Wortführern dieser neo-teleologischen Bewegung, die mit Reinke direkt in Schelling
und Fichte einzumünden scheint, — die Welt als Tat zu begreifen, ist durchaus
Fichte'scher Gedanke — vor dem gesunden Menschenverstand respectvoll Halt
machen. Paul Nicolaus Coßmann (Elemente der empirischen Teleologie, 1899)
warnt vor allzu handgreiflichen Übertreibungen eines teleologischen Anthropo-

morphismus. Wird bei der Causalität, heißt es bei Coßmann (S. 62), das menschliche Müssen in die Natur verlegt, so hier (in der Teleologie) das menschliche Wollen; wie es aber möglich ist, den Causalbegriff von den ihm häufig anhaftenden anthropomorphistischen Elementen zu befreien, ebenso ist es möglich, ihn aus dem Begriffe der Teleologie auszuscheiden. Immerhin bleibt auch Coßmann dabei, daß die Gesetzmäßigkeiten der biologischen Teleologie durch das Causalgesetz allein keine ausreichende Erklärung finden. Der Versuch Bütschli's (Mechanismus und Vitalismus, 1901), an dem Dogma der restlosen Zurückführbarkeit aller Lebenserscheinungen auf mechanische Ursächlichkeit unbeirrt festzuhalten, wird die naturphilosophische Bewegung unserer Tage, die der teleologischen Betrachtung zuneigt, nicht zurückzudämmen vermögen.

In der Zweckmäßigkeit der biologischen Funktionen im Leben des Organismus sehen unsere Naturphilosophen ein geeignetes Mittel zur erakten Beschreibung und ökonomisch geordneten Klassifizierung unserer Erkenntnis des Lebens. Hier wird also die O^usa etticienz in ihrem Erkenntniswert den (^M8äe kinale» untergeordnet. Wir sind damit zu Leibniz zurückgekehrt. Denn dieser hatte uns scbon gelehrt, uns die Welt der Erscheinungen zwar nach den Gesetzen der mechanischen Causalität zurechtzulegen, diese Gesetze selbst aber als Spezialfälle der übergreifenden Weltzweckmäßigkeit anzusehen. In der Mitte zwischen Mach, der die Kausalität ebenso wie die Substanz in funktionelle Beziehungen zerreibt, aber der teleologischen Betrachtung wenigstens heuristischen und methodologischen Wert zubilligt, und Leibniz, der die mechanischen Ursachen als Spezialfälle den Endzwecken unterordnet, steht Eduard von Hartmann (Kategorienlehre, 1896; die Finalität in ihrem Verhältnis zur Kausalität, Wundt's Philosoph. Studien, 1902, S. 512). Für Hartmann sind Finalität und Kausalität auch im Reiche der Natur gleichberechtigte und koordinierte Kategorien, die in der Wirklichkeit immer verbunden sind und durch die abstrahierende Tätigkeit des bewußten Denkens von einander gesondert werden können. Dem Naturforscher ist aber auch nach Hartmann die Finalität „nicht Ziel, sondern höchstens heuristisches Mittel" (S. 513).

Unser Überblick über die herrschenden Strömungen innerhalb unserer Naturphilosophie dürfte gezeigt haben, daß die Zweckbetrachtung augenblicklich wieder Trumpf ist. Karl Ernst von Baer, Schelling und Leibniz leben wieder auf. Die Temperamentsphilosophie hat seit Nietzsche Oberwasser. Selbst gegnerische Stimmen, wie die Edmund König's (Über Naturzwecke, Wundt's philos. Studien, 1902, S. 418), können sich der Einsicht nicht mehr verschließen, daß die zuerst schüchtern hervortretende Opposition der Neovitalisten und Antidarwinisten heute zu einer mächtigen Bewegung angewachsen ist, „die sehr wabrscheinlich mit dem Siege der Teleologie enden wird." Was König hier als Signatur unserer naturpbilosophischen Bewegung bezeichnet, möchte ich als Symptom begreifen und in einen größeren philosophiegeschichtlichen Zusammenhang einordnen. An anderer Stelle werde ich an den typischen Beispielen von Spinoza

und Leibniz aufzeigen, daß die reinen Verstandesdenker oder Erkenntnisphilo-
sophen absolute Ordnungen aufzudecken bemüht sind und deshalb die
mathematische Methode und in ihrer Folge die mechanische Kausalität voran-
stellen, ja für wissenschaftlich einzig zulässig erklären, während die Temperaments-
oder Bekenntnisphilosophen schon in relativen Ordnungen, wie sie die zweck-
tätig auftretenden Lebenserscheinungen zeigen, ihr Genüge finden und deshalb
die biologische Methode bevorzugen.*) So werden wir es auch zu deuten haben,
daß der von Henri Bergson und Karl Ioel begünstigte Neuschellingianismus
unserer Tage von der Biologie seinen Ausgangspunkt genommen hat und mit
dem Wiederauftauchen der Temperamentsphilosophie Friedrich Nietzsche'e zeit-
lich zusammenfällt.

Um eine Psychologie der modernen Energetik zu gewinnen, müssen wir zunächst
den Prioritätsstreit von Verstand und Gefühl, der unsere gegenwärtige Psychologie
in zwei feindliche Lager spaltet, in seinen Hauptzügen erörtern. Intellektualisten
sehen in der Empfindung, Voluntaristen im Willen, die Schule Ribot's endlich
sieht in den Gefühlen die primären seelischen Gebilde, aus denen sich das bewußte
Seelenleben zusammensetzt und aufbaut. Dem Anschein nach stehen hier drei,
in Wirklichkeit nur zwei psychologische Grundtheorien einander gegenüber, da
die Willenstheorie sich der Gefühlstbeoric, vielfach bis zur Ununterscheidbarkeit
annähert. So steht z. B. die voluntaristische Psychologie Wundt's, ungeachtet
ihrer ausdrücklichen Betonung des Willens, Schopenhauer ferner als etwa Ribot,
der direkt von den „Sentiments" ausgeht. Man lese nur Schopenbauer's „Willen
in der Natur", und man wird finden, daß er selbst vielfach „Gefüble" meint,
wo er „Wille" sagt. Ebenso meint Hartmann recht eigentlich nur Gefüllte, wo
er Tätigkeiten der unbewußten Intelligenz in Instinkt, Naturheilkraft und Refler-
bewegungen aufdeckt. Und so stehen einander, richtig verstanden, nur zwei psncho-
logische Gegenfüßler gegenüber: Intellektualisten, welche mit Spinoza'« VoluntÄS
et, iutellectus unuin et icleni 8unt, die Empfindung für das seelische Grundgebilde
Kalten, Gefühle nur als ständige Begleiterscheinungen oder Gefühletöne der
Empfindung gelten lassen, welche, wie Fechner nachgewiesen hat, den Gesetzen
der Assoziation ebenso unterworfen sind, wie Wahrnehmungen und Vorstellungen,
den Willen endlich nur als ausgelösten Effekt eine« vorangegangenen Spiels
von Motiven auffassen, nicht aber als seelisches Elementargebilde oder gar als
seelisches Primärgebilde zulassen. Umgekehrt die Voluntaristen. Sie sehen bald
im Willen, bald in Gefühlen, bald in unbewußten Vorstellungen das Rudiment,

') Es sei hier nur daran erinnert, daß leibniz die von Malvighi, Sroammerdam
und Leeuwenhoel entdeckten Mikroorganismen zueist metaphysisch verwendet und
fructificirt hat.

i n der bewußten Empfindung selbst aber nur ein sekundäres Erzeugnis des Seelen-
lebene.
Wir haben in diesem Zusammenhange keine Veranlassung, persönliche Stellung
zu nehmen, machen aber kein Hehl daraus, daß wir uns zu den Intellektualisten
zählen. Deutet man Intellekt und Gefühl oder Wille in das Ding an sich — Kant
zum Trotz — hinein, so verwandelt man psychologische Kategorien in metaphysische,
und man erhält auf diesem Wege zwei Grundtypen metaphysischer Systeme:
intellettualistische (Spinoza, Hegel, Herbart) und voluntaristische (Leibniz, Fichte,
Schelling, Schopenhauer, Hartmann, Spencer, Wundt). Die Einen begehen
dabei den bedenklichen Anthropomorphismus, ihre bewußten Erlebnisse
zum Ding an sich oder „Unerkennbaren" umzustempeln und durch oberste Ge-
neralisierungen zu substanzialisieren, die Anderen den noch bedenklicheren Anthro-
pomorphismus, die unter- oder unbewußten Erlebnisse zu verdinglichen
oder gar zu verpersönlichen. Iene erheben die deutlichen und klaren Vorstellungen,
diese die dunklen und konfusen Seelengebilde zum Weltprinzip. Immer und
immer ist es die als ruhend angenommene Einheit unseres eigenen Ich, die wir
der hypostasierten Einheit des Außen, des Weltengrundes, des Universums oder
Gottes leihen. Beide Typen metaphysischer Systembildungen erliegen dem inneren
Denkzwang, die Vereinheitlichungsfunktion des Bewußtseins zu objektivieren,
in ein Transsubjektives, in einAußenzu projizieren und vermöge des immanenten
Einheits- oder Ordnungsbedürfnisses der Menschen die Mannigfaltigkeit dieses
von ihnen projizierten Außen in Ein Außen umzudenken.
In Wirklichkeit übertragen wir immer nur die Ordnung in der Aufeinander-
folge unseres inneren Erlebens auf dieses notwendig hinzugedachte Außen. In
unserem inneren Erleben treten aber deutlich zwei Ordnungsreihen auseinander:
eine feste, lückenlos verkettete, keinerlei Abbiegungen oder Abirrungen im Ablauf
der Vorstellungsassoziation zulassende Ordnung, und diese fassen wir zu einem
obersten Gesetz oder allgemeinen Begriff oder einer allgemeinen Aussage bezw.
Kategorie zusammen: Kausalität. Kausalität ist also nichts anderes, als der zum
Begriff verdichtete Ausdruck unfehlbarer, keinerlei Ausnahme zulassender Konstanz
im Ablauf unserer Vorstellungen. Was wir als notwendig eintretend ansehen,
formulieren wir entweder physikalisch als Realgrund (naturnotwendig), oder
logisch als Erkenntnisgrund (denknotwendig). Neben dieser festen Ordnung, diesem
logischen Fatum, dem das gefühlsmäßige, religiöse Denken die Bezeichnungen:
Vorsehung, Prädestination, Kismet geliehen, das verstandesmäßige hingegen
den Namen Determinismus beigelegt hat, beobachten wir eine zweite Ordnungs-
reihe im Ablauf unserer Vorstellungen, die viel lockerer, ungebundener und be-
weglicher erscheint. Diese zweite Ordnungsreihe zeigt zwar auch einen bestimmten
Rhythmus im Ablauf der Vorstellungen, aber keinen starren und unveränder-
lichen wie die erste. Und diese zweite Ordnungsreihe stellt sich überall dort ein,
wo wir diesen Ablauf der Vorstellungen unter den Gesichtspunkt des Zweckes

rücken. Der Zweck verhält sich zum Mittel, wie die Ursache zur Wirkung, der Reiz
zur Empfindung, der Grund zur Folge. Nur gehören die drei letztangeführten
Kausalformen zur ersten Ordnungsreihe, die keine Ausnahme in der Abfolge
des Bewußtseins zuläßt, während das Verhältnis von Zweck und Mittel wohl
Ausnahmen gestattet. Anders ausgedrückt: logische, psychologische und physi-
kalische Kausalität zeigen eine absolute, teleologische Kausalität nur eine
relative Ordnung im Ablauf unserer inneren Erlebnisse. Erst wenn man
die teleologische Kausalität auf eine mechanische zurückführt, indem man Urteile
weiter zurückschiebt und dem Ursachenbegriff unterstellt, tritt Ausnabmslosigkeit
der Geltung ein.
Ein Beispiel mag diesen Gedankengang erläutern. Auf einer Kegelbahn
spielen seit Iahr und Tag dieselben Kegelfreunde, darunter Virtuosen und Stümper.
Bei Figurenkegeln, wo der sogenannte „Zufall" (als „Fur" verspottet)
eine sehr seltene Erscheinung ist, Übung, Begabung, Gewandtheit und Aufmerksam-
keit dagegen fast immer den Erfolg bestimmen, wird der Virtuose den Stümper
tausendmal schlagen. Und alle Urteilsfähigen werden bei jeder Partie die bestimmte
Erwartung hegen, der Virtuose werde den Stümper besiegen. Diese Erwartung
im Ablauf unseres künftigen Erlebens gehört nun aber der zweiten Ordnungs-
reihe, der relativen, nicht der ersten, der absoluten, an. Die Sicherheit der Vor-
aussage ist eine abgeschwächte. Der Ablauf läßt sich nicht mit der Unfehlbarkeit
derVoraussagevon Sonnen-oderMondfinsternissen bestimmen. Da der Zweck—Ge-
winn einer Figurenserie—durch verschiedene Mittel erreicht werden kann, das Spiel
der Motive also ein reiches und bewegtes ist, so könnte es sich immerhin einmal
ereignen, daß der Stümper zum 1001. Male die Partie gewänne, auch wenn die
Erfahrung, d. h. der wirkliche Ablauf der Vorstellungen, tausendmal nein
gesagt hat. Das ist auch der Grund, warum der Stümper in der Hoffnung auf
das 1v01. Mal immer wieder die Partie gegen den Virtuosen aufnimmt, ohne
daß es ihm jemals einfiele, wie der Hund den Mond anzubellen, wie terres den
Hellespont zu peitschen, wie Don Quirote den Kampf gegen Windmühlen auf-
zunehmen, vom Fallgesetz etwa für sich eine Ausnahme zu fordern oder gar zu
erwarten. Daß die Kugel so laufen muß, wie der Virtuose sie abgeschossen hat,
d. h. an der mechanischen Kausalität der ihr mitgeteilten Bewegung zweifelt auch
der Stümper nicht, wohl aber daran, ob der Virtuose neben der eingeübten Ge-
wohnheit auch noch Stimmung, Laune, Zielsicherheit gerade diesmal so in sich
vereinigt hat, wie sie erforderlich sind, um der Kugel die proportionale Bewegung
und bestimmte Richtung zur Erreichung eines bestimmten Zweckes mitzuteilen.
Der Zweifel und in seiner Folge das Hoffen des Stümpers knüpft sich nicht an
die Erwartung der Durchbrechung der mechanischen, sondern nur an die Möglich-
keit der Ausschaltung der teleologischen Kausalität.
Von hier aus übersieht man die psychologischen Ursprünge der mechanischen
und teleologischen Deutungsweisen des Menschengeschlechts. Beide drücken den

Grad der Sicherheit, die Vorausberechnung des Kommenden aus. Beide Deutung»-
weisen erweisen sich recht eigentlich nur als Geltungsgefüble für die Zukunft.
Die kausale Deutung birgt das Geltungsgefühl der Unbedingtheit, der unfehlbaren
Sicherheit, logisch ausgedrückt: des apodiktischen Urteils in sich, die teleologische
Deutung hingegen, die auf Motive zurückgeht, welche sich aller Kontrolle, somit
aller festen Vorausbestimmung entziehen, bietet nur die abgeschwächte Sicherheit
eines hypothetischen Urteils dar: wenn du diesen Zweck erreichen willst, so müßtest
du dich dieses probatesten Mittels bedienen. Aber ich brauche dieses Mittel weder
zu kennen noch zn wählen, selbst wenn ich es kennte, da andere Vestimmungsgründe
für die Wahl anderer Mittel maßgebend sein können. Aus diesem Grunde sind
menschliche Handlungen, die der teleologischen Kausalität von Zweck und Mittel
unterliegen, nie mit unfehlbarer Sicherheit, wie das mechanisch-kausale Geschehen
in der Natur, voraus zu berechnen, eben weil die Kausalität nach
Motiven unserer Kontrolle u n z u g ä n g l i cb ist. Für das
Naturgeschehen besitzen wir die sinnreichsten Apparate, die uns ermöglichen, seine
Beziehungen in der konstanten Abfolge unseres Bewußtseins zu wägen, zu zählen
und zu messen. Wir werden anderwärts den Nachweis führen, daß alles Zählen
und Messen nur identische Urteile, Feststellungen von Beziebungsgesetzen im
Ablauf unseres Bewußtseins enthalten. Gerade daher rührt ihre Sicherheit.
Nicht so die vierte Form der Kausalität, die aus Motiven entspringende teleologische
Kausalität. Hier besitzen wir nur die abgeschwächte Sicherheit von hypothetischen
Urteilen, von Wahrscheinlichkeitsrechnungen, von Regeln, Rhythmen, T«pen
menschlichen Handelns, nicht aber die unfehlbare Sicherheit von mathematisch-
logischen Gesetzen. In anderem Zusammenhange habe ich dafür die Behauptung
aufgestellt: Die Natur ist das Reicb der Gesetze, die Geschichte das der Zwecke.
Die Erklärung der Konstanzen im Ablauf unseres inneren Erlebens nach
Ursachen befriedigt das absolute Einheitsbedürfnis unseres Verstandes, die nach
Zwecken beschwichtigt unser Streben nach einer Deutung des Sinnes menschlichen
Zusammenlebens und Erfassung des Wertes menschlichen Zusammenwirkens.
Dort ist die Einheit, hier die Mannigfaltigkeit, dort die Konstanz, hier die Variabilität,
dort das Sein, hier das Tun, dort das Denken, hier endlich ist das Werten
unser Problem. Das beharrlich Zusammen- und Nebeneinander-Gedachte hypo-
ftasieren wir, nach Ausschaltung alles Unterschiedlichen, zum Substanzbegriff,
qas beharrlich Nacheinander-Gedachte und eben dadurch in ein beharrliches Durch-
einander Gedeutete abstrahieren wir zum Begriff der mechanischen Kausalität,
das durch Motive Verbundene verallgemeinern wir zur teleologischen Kausalität'

Karl Mumelter

Dr. pkil. et jur. Karl Mumelter, Wien:

Der Welt-Staatenbunü als gegenseitiger Versicherungsverein gegen üen Krieg.

Man vergleicht die Heereskosten gern mit den Kosten der Versicherung gegen Schädigungen der staatlichen Ordnung, gegen Störungen der inneren Ordnung und noch mehr gegen Eingriffe in die staatliche Ordnung durch äußere Feinde. Wir wollen diesen Vergleich einmal nicht bloß als schönrednerische Auslassung hinnehmen, sondern weiter verfolgen, auf den gegenwärtigen Krieg anwenden, um vielleicht aus ihm Nutzen zu ziehen für die Erkenntnis des Weltkrieges, für die Erkenntnis dessen, was uns allen an dem Weltkrieg am meisten nahe gebt: wie er wirklich zu Ende gebracht, wie ein künftiger Weltkrieg, überbaupt ein künftiger Krieg verhütet werden könnt?. Wir wollen die für die Einsicht in so manche Verhältnisse überaus wichtige Frage des Endes aufwerfen.

Dabei dürfen wir zum Vergleich natürlich nicht eine Versicherung gegen Elementarschäden, die überhaupt nicht oder kaum abzuwenden sind, heranziehen, sondern müssen eine Versicherung gegen Schäden wählen, die allein vom menschlichen Willen abhängen („Wille" hier im Sinne des täglichen Lebens, nicht in philosophischer Deutung gebraucht), wie es ja die Kriegsschäden sind, also etwa die Versicherung gegen Einbruchsdiebstahl.

Wie entwickelte sich diese Versicherung, wie weit ist sie heute gelangt, zu welchem Ende wird sie bei folgerichtiger Ausgestaltung kommen?

Ursprünglich, als noch der einzelne Mensch für sich oder höchstens mit der Familie lebte und wirtschaftete, war die Versicherung gegen diebische, räuberische Eingriffe des Nächsten gewiß die kostspieligste- Ieder Einzelne mußte sein Eigentum selbst bewachen, selbst sichern, er mußte trachten, stark zu werden, um diese Sicherung wirksam zu stande zu bringen, mußte sich über seine Kraft anstrengen. Und wenn ein Schaden entstand, mußte er ihn ganz allein tragen. Als dann nach und nach die Menschen sich zu Gemeinschaften zusammenschlossen, wurde der Aufwand für die Sicherung des Eigentumes verhältnismäßig, für den Einzelnen, immer geringer, da eine Sippschaft, eine ganze Gemeinde nur einen oder zwei Wächter benötigte, um die Habe aller Angehörigen zu schützen, und jeder Genosse nur ein mal in der Woche, nur einmal im Monate, vielleicht noch seltener eine Nacht wachen mußte, während er die übrigen Nächte ruhig und seiner Habe sicher schlafen konnte. Die Sicherung selbst aber wurde immer wirksamer, weil hinter dem einen Wächter die ganze Gemeinde abwehrbereit stand, weil kostspielige, für den Einzelnen uner^ schwingliche Sicherungswerke feindselige Angriffe erschwerten.

Auch die Versicherungsgesellschaften, die uns heute unser Eigentum gegen diebische, verbrecherische Nebenmenschen versichern — soweit uns nicht die staatliche Ordnung unsere Habe ohnedies sichert! — strebten seit je nach weitester Ausbreitung, nach Zusammenschluß, weil dadurch die Kosten wesentlich verringert, die Reineinnahmen vergrößert werden. Sie suchten sich auszudehnen über alle staatlichen Grenzen, sie schlossen sich zusammen, suchten den Wettbewerb möglichst semer Kostspieligkeil zu entkleiden, vereinigten sich, verteilten die größten Gefahren durch Rückversicherung. Dies Trachten, das heute schon die Versicherungsqesellschaften der verschiedensten Staaten von einander abhängig gemacht, die Versicherer der ganzen Welt zu einander in Beziehung gebracht hat, müßte schließlich dazu führen, daß eine einzige Versicherungsgesellschaft mit einheitlichen Sätzen die ganze Welt umfaßt. Wenn dann alle Menschen gegen Einbruchsdiebstahl versichert wären, wenn angenommen werden könnte, daß kein Einbruchversicherter bei einem anderen einbrechen würde, weil schon aus der Tatsache der Versicherung sein Verständnis für das Unrecht eines solchen Übergriffes gefolgert werden könnte, weil der Übeltäter ja, selbst wenn er nicht erwischt würde, den Schaden mitzahlen müßte, wenn — zur Vorsicht! — das Einbrechen durch Schutzmaßnahmen, die über die staatlichen hinausgehen, beinahe unmöglich gemacht würde, dann würde die Versicherung mit dem geringsten Aufwand und dem größten Erfolg geschehen, vielleicht schließlich, wenn das Nicht-Einbrechen durch die Versicherung noch mehr als jetzt — ich meine, vor dem Weltkriege und hoffentlich wieder nach endgültger Beendigung desselben — zur allgemeinen Sitte würde, überflüssig werden ....

Doch die Versicherungsgesellschaften brauchen keine Angst zu haben, daß diee schöne, für die Welt ach! so schöne Ende aller Einbruchsversicherung so bald eintreten wird, schon deswegen nicht, weil sich ja nie alle Menschen gegen Einbruch versichern werden, sondern nur die geringe Anzahl derjenigen, die größeres Vermögen haben, an dessen Sicherung ihnen besonderes liegt. Die große Mehrzahl der Besitzlosen oder fast Besitzlosen, der gegen ihren Besitz Gleichgültigen wird für Eigentum und dessen Sicherung nie viel Sinn haben. Diese Schlußreihe wird uns also zu keinem Ende führen.

In unserem Falle können wir aber eine Einschränkung machen, die die Frage wirklich streng umgrenzt und der Lösung näher bringt: Wir können annehmen, daß es nur vermögende Leute gibt, die Werte gegen Einbruch zu versichern haben, weil ja jeder Staat Eigentum zu schützen hat, weil es vermögenslose Staaten, Staaten, die nichts zu verlieren haben, nicht gibt. Wie würde sich die Einbruchversicherung unter dieser vereinfachenden Voraussetzung, die das Vergleicheverhältnis völlig trifft, gestalten? Wir können, um der Frage noch näher zu kommen, die weitere Annahme machen, daß die Versicherung nur durch Gesellschaften, die auf Gegenseitigkeit beruhen, bewirkt würde, durch Vereine, deren Mitglieder ausschließlich die zu Versichernden selbst wären und die nur auf den

Nutzen ihrer Mitglieder bedacht zu sein hätten. Denn auch diese Vereinigungen streben nach Erzielung des günstigsten Verhältnisses zwischen Ausgaben und Einnahmen und demzufolge nach Ausbreitung, Zusammenschluß, Verhütung oer Schäden u. s. w.

Die Versicherungsgesellschaften werden trachten, alle Wesen zu versichern, und sich zum billigsten Betrieb dieser Versicherung möglichst zusammentun, auch die Schäden möglichst einzudämmen suchen. Es würden also schließlich alle vermögenden Menschen — und nur solche würde es geben! — bei einer einzigen Vereinigung gegen Einbruch versichert sein, deren Mitglieder sie und nur sie wären. Diese Vereinigung würde alles aufbieten, um ihre Schäden möglichst zu verringern, übrigens würden — ein Umstand, der für unseren Vergleich noch besondere Bedeutung gewinnen wird! — die Versicherten selbst wohl kaum bei einander einbrechen, weil sie das zufolge der Vereinigung doppelte Unrecht solchen Tuns einsehen und Vergeltung, Gegenseitigkeit fürchten würden, auch den hierbei verursachten Schaden zumindest mitzahlen müßten. Die Versicherung«-gesellschaft würde sich also schließlich selbst überflüssig machen, die Vollkommenheit dieser Versicherung, die Herabdrückung der Schäden auf das geringste Maß, zu der insbesondere auch die Ausschaltung der möglichen Schädiger durch Erstreckung der Versicherung auf alle als Schädiger in Betracht kommenden Menschen gehörte, wäre zugleich ihr Ende.

Wie ist es nun mit det Versicherung der Staaten gegen von außen kommende Verletzungen der Ordnung, gegen kriegerische Eingriffe der Nachbaren, die gegenwärtig sehr kostspielig durch große Heere bewirkt wird? Soll diese bei dem jetzigen „guten", gegenüber dem Zustande vor Iahrtausenden guten Zustand Halt machen oder soll auch hier die Entwicklung von dem, was sie schon vor Iahrhunderten erreicht hat — Zusammenfassung der einzelnen Menschen im Staate und Sicherung derselben durch den Staat — zu Höherem, Größerem fortschreiten?

Solange jeder Staat die Kosten dieser Sicherung selbst tragen muß, sind sie am höchsten, da die Zahl der möglichen Schädiger die größte ist, da jeder Staat sich gegen jeden anderen, gegen alle zusammen, mindestens gegen alle, die ihn irgendwie mit ihren Waffen erreichen können, sichern muß. Er muß seine Grenzen nach allen Seiten befestigen, er muß in allen Grenzgebieten Heeresteile zur Abwehr halten, er muß sich gegen gleichzeitige Angriffe mehrerer Staaten rüsten, muß also trachten, ein stärkeres Heer zu halten als jeder seiner Nachbarstaaten, ein Heer, das auch zweien oder dreien bei gleichzeitigem Angriffe standhalten könnte. Daraus entsteht natürlich ein Wettrüsten, dessen Kosten und Folgen wir schaudernd erlebten und tagtäglich vieltausendmal spüren.

Wenn sich aber mehrere Staaten zu einem Bunde zusammentun, um solche Störungen der Ordnung von außen, solche kriegerische Eingriffe unmöglich zu machen, wenn sie sozusagen einen Versicherungsoerein gegen kriegerische Angriffe

bilden, so würden sie hinsichtlich der Versicherung gleich beträchtlich entlastet-
Sie brauchen sich vor allem nicht mehr gegen einander zu sichern — dieser Umstand,
der bei der gewöhnlichen Einbruchversicherung die Gefahr und die Versicherungs-
soften kaum um weniges herabsetzt, gibt hier den Ausschlag, führt hier zum Ende! —
was gleich eine große festungsfreie Grenze, große truppenentblößte Grenzgebiete
gibt. Durch Zusammenlegung ihrer Sicherungstruppen, ihrer Heere werden
diese zur Erhaltung des Friedens verbündeten Staaten wohl jedem ein-
zelnen Nachbarn überlegen, können also ihre Rüstungen wesentlich ein-
schränken, unendliche Kosten sparen. Wenn sich schließlich alle Staaten zur
Sicherung gegen äußere Feinde vereinigten, dann fallen alle zu sichernden Grenzen
weg, sie brauchen nirgends Festungen, Schützengräben, nirgends Grenzsicherungs-
truppen, es sind keine stehenden Heere noch sonstige Landwehren notwendig, es
genügt für den Fall, daß doch vielleicht ein Staat widerspenstig sein, einen anderen,
trotz des auch mit diesem geschlossenen Friedensbundes, mit Krieg überziehen
sollte, eine verhältnismäßig geringe bewaffnete Macht aller Verbündeten, so-
zusagen eine Friedenspolizei aller Staaten, um den Frevler
im Zaume zu halten. Damit wäre das Ziel, das ja jeder Staat hat, die Kosten
für die Sicherung der Ordnung möglichst zu verringern,
erreicht.

Wenn bei dieser Überlegung der andere Zweck der bewaffneten Macht, die
Ordnung im Innern des einzelnen Staates aufrecht zu halten, außeracht gelassen
wurde, so rechtfertigt sich diese Vernachlässigung durch das Zurücktreten dieses
Zweckes gegenüber dem Schutz gegen äußere Feinde. Für die Aufrechterhaltung
der Ordnung im Innern wird auch dann die Polizei genügen, namentlich wenn
sie sich auf die zum Schutz gegen äußere Feinde errichtete bewaffnete Macht, die
in ihrem Umfange einem stehenden Heere auch nicht nahekommen wird, stützen
lann.

Also auch dieser Vergleich führt zur Erkenntnis, das Verhältnis der Staaten
zu einander müsse bei weiterer Entwicklung zur Spitze eines allgemeinen
Staatenbundes zur Erhaltung der Rechtsordnung
unter den Völkern, des Friedens mit gemeinsamer Polizei,
mit einer Weltpolizei gegen friedenstörende Staaten fortschreiten, wie sich ja
das Verhältnis der einzelnen Menschen zu einander seit der Urznt zum gegen-
wärtigen Ordnungsstaate, zum Schutzstaate entwickelt hat. Die allgemeine Ab-
rüstung, die Auflassung der stehenden Heere würde mit zwingender Notwendig-
keit aus diesem Fortschritte folgen, das Schiedsgericht und andere Nebensicherungen
wohl Beigaben sein.

Und wenn schließlich diese Sicherungstätigkeit den Gedanken, daß sich ein
Staat, ein zur Aufrechterhaltung des Friedens mit allen andern verbündeter
Staat selbst helfen, einen andern mit Krieg überziehen könnte, ganz unmöglich

gemacht hätte, wenn sich das, was heute unter anständigen, recht-
lichen Menschen gilt, auch als allgemein gültiges und anerkannte«
Sittengesetz für Staaten durchgesetzt hätte, dann würde vielleicht
auch die Weltfriedenspolizei überflüssig und die Kosten der Versicherung gegen
kriegerische Eingriffe, die ja der Null zustreben, würden tatsächlich auf Null herab-
sinken. Das Ende aller Kriege, dies von der heutigen Menschheit so heiß
ersebnte goldene Zeitalter wäre da.

Ruüolf Schick, Verlin:

tohn, Unternehmergewinn unö Vergesellschaftung.

Die Art und Weise, wie sich das deutsche Volk mit dem Übergang zur ver-
gesellschafteten Wirtschaft, der ihm von der Revolution auferlegt wurde, abfinden
wird, bestimmt sicher sein Schicksal in der nächsten Zukunft. Auch in Friedens-
zeiten wäre solch Übergang eine sehr schwierige Aufgabe gewesen. Im Anschluß
an den unglücklichen Ausgang des Krieges aber hat sein Gelingen schlechterdings
lebensentscheidende Bedeutung. Das Ende des Krieges soll Anfang einer neuen
Friedenswirtschaft sein. Dabei aber hat es sich in entscheidenden Beziehungen
nle unmöglich herausgestellt, an die Vorkriegswirtschaft anzuknüpfen. So tief
griffen die Maßnahmen der Kriegswirtschaft in das überkommene Getriebe der
Produktion und Güterverteilung.

Schon zu Anfang des Krieges erwarteten viele den Zusammenbruch, den
nur das Eingreifen des Staates hintanhielt. Er trat als beliebig zahlungsfähiger
Auftraggeber auf, dessen ungeheuerer Bedarf die Fortführung der Produktion
und die Aufrechterhaltung ihres Ertrages so lange zu sichern schien, als der Kriegs-
ausgang ungewiß blieb, so lange also, als niemand über die produktive oder un-
produktive Beschaffenheit der staatlichen Ausgaben für den Krieg im Klaren war.
Jede Ausgabe war ein auf günstigen Kriegsausgang gezogener Wechsel, der sich
beute als nicht einlösbar erweist.

Es ist nicht einfach, unter diesen Verhältnissen einen Ausgleich zwischen Lohn
und Unternehmergewinn zu finden. Beide haben unter dem Einflusse des Krieges
nicht nur ihrer absoluten Größe nach, sondern vor allem in ihrem sozialen Ver-
hältnis zu einander eine tiefgreifende Änderung erfahren, weil der Staat, wie
Plenge treffend ausführt, gezwungen war, seine wirtschaftlichen Kräfte im natio-
nalen Kriegssozialismus zusammenzuraffen. „So kam der Gedanke des Sozialismus

zum ersten Male auf die Wirklichkeit herab oder, besser gesagt, so entstand auf Erden an Stelle der bisher über uns schwebenden sozialistischen Zukunftshoffnungen unter dem zwingenden Druck des Krieges der erste sozialistische Organisatione-zustand, dem aber noch die Beseelung durch einen Geist fehlte, der diesem Organisationskörper ganz entsprach. Die materielle Ordnung war da. Die Ideologie nicht. Wenigstens kam sie noch nicht zur Herrschaft."

Der Staat war der einzige Kunde der Industrie. Er allein erteilte Auftrage, besorgte Rohstoffe und Werkzeuge, übernahm die Produkte, organisierte den Absatz. Der Unternehmer erhielt die Aufträge nur, weil er im Besitze der Produktionsmittel war, und mußte sie nach Vorschrift annehmen, weil der Kriegszweck eine Ablehnung verbot und weil andernfalls sein Kapital stillgelegen wäre. Die Freiheit in der Geschäftsführung war ihm genommen. Alles, vom Bezug der Rohstoffe, deren Verteilung der Staat mittels der Beschlagnahme regelte, bis zur Qualität des Erzeugnisses war ihm vorgeschrieben. Daß seine Kalkulation unter solchen Verhältnissen nicht die frühere Bedeutung für ihn hatte, versteht sich am Rande. Erhöhte Lohnansprüche der Arbeiter konnten jederzeit auf den Staat abgewälzt werden, der schließlich dazu überging, auch den Unternehmergewinn vorzuschreiben. Adolf Günther bespricht in einem Aufsatz „Lohn und Unternehmergewinn in der Gegenwart" (Schmollers Iahrbuch 1919, 2. Heft) zwei staatliche Maßnahmen, die in hohem Grade kennzeichnend sind. Zunächst wird an die Bestimmungen der Vekleidungsämter erinnert, welche dem „letzten" Arbeiter drei Viertel des von der Behörde zu zahlenden Preises zuwendeten und den Unternehmer, gegebenenfalls zusammen mit Zwischenmeistern, auf das verbleibende Viertel verwiesen. Diese zum Wohl der Heimindustrie ersonnene Maßregel scheint günstig gewirkt zu haben. In der Praris noch bedeutungsvoller dürfte ein anderes Mittel, Lohn und Unternehmergewinn in ein bestimmtes Verhältnis zu bringen und zugleich das Unternehmerrisiko auszuschalten, geworden sein: Der Regievertrag, diese eigenartige Verkuppelung von Unternehmergewinn und Arbeitelohn, besteht in folgendem: Die sogenannten „produktiven" Löhne werden ebenso wie die Materialausgaben unmittelbar vom Auftraggeber — also im Kriege regelmäßig vom Staate — vergütet; für die Deckung der „Regie" — oder Verwaltung»-unkosten werden Zuschläge in Höhe von 100 oder meist mehr v. H. der Löhne gemacht; ferner tritt ein eigentlicher Gewinnzuschlag in Vomhundertteilen der Summe aus (Löhnen -s- Materialkosten) hinzu. Da der Regievertrag der Öffentlichkeit kaum bekannt geworden ist — obwohl diese, und zumal der Steuerzahler, erheblich an ihm interessiert ist, — liegen sehr wenig begründete Berechnungen hierüber vor, und man bleibt auf Mutmaßungen angewiesen. Iedenfalls legt die Entwicklung der Dividenden, stillen Reserven und Abschreibungen in Unternehmungen mit Regievertrag — neben den in erster Linie beteiligten Werften kamen zum Beispiel noch private Anlagen für Frontbefestigungen in Betracht — die Vermutung nahe, daß sich die Geschäftsergebnisse sehr günstig gestaltet haben.

Die Regieunternehmungen hatten ein Interesse an maßvoller Lohnpolitik, weil sie nicht dauernd auf Staatsaufträge rechnen konnten; es wird deshalb auch nicht allgemein im Regievertrag ein Anreiz zur Lohnsteigerung erblickt werden können. Jedenfalls stellt er den Schulfall für eine risikofreie Unternehmungsform dar.
Die Kapitalbildung aus dem Unternehmergewinn, die dmch Wiederver-Wendung nicht verbrauchten Einkommens in der Produktion vor sich geht, hat im Kriege ihre Bedeutung behalten. Nenn sie heute nicht mehr gelingt, so ist das weniger den sozialisierenden Zugriffen des Staates zuzuschreiben, als den ins Ungemessene gestiegenen Lehnforderungen der Arbeitnehmer. Sicher hat dazu die gesunkene Kaufkraft des Geldes beigetragen, aber restlos erklärt sie die Vorgänge nicht. Auf die seelische Verfassung unserer Arbeiterschaft sind die Kriegsgewinne nicht ohne Einfluß geblieben und die Ansicht, jetzt nach dem politischen Umsturz sei die Reihe des Gesundmachen» an die Arbeiter gekommen, hat Minderungen in der Produktion herausgeführt, deren Umfang heute kaum auch nur annähernd zu übersehen ist. Zahlen die Gesellschaften heute noch Dividenden, so sind sie in der Kriegszeit verdient worden. Denn daß heute noch Erträgnisse erwirtschaftet werden, ist ausgeschlossen. Hat doch mit der Vervielfachung der Löhne eine vielfache Verringerung der Arbeitsleistung Platz gegriffen, die in manchen Gebieten z. V. im Lokomotivbau geradezu katastrophale Wirkungen hat.
Der Lohn als Entgelt für im voraus geleistete Arbeit war bisher ausschließlich ein Produktionskostenelement. Mit dem Unternehmergewinn hatte er nichts zu tun. Hier bahnt sich eine bedeutsame Wandlung an. Das Mitbestimmungsrecht, das die Arbeiwehmer seit den Novemberstürmen des vorigen Iahres errungen haben, wird sich auf die Beeinflussung technischer Einzelheiten der Produktion nicht beschränken lassen, es wird sicher auch auf die Verteilung der Erträgnisse übergreifen — und damit eine Wirkung erlangen, die aus anderen Zusammenhängen heraus in heutigen Verhältnissen nicht mehr zu entbehren ist.
Bisher hat die Bildung und die Disziplin der deutschen Arbeiter dem Unternehmer die weitsichtige und zielbewußte Leitung der Produktion ermöglicht. Beide Faktoren, Bildung und Disziplin, sind aber, wie Hermann Schumacher in Schmollers Iahrbüchern (1919, 2. Heft) richtig ausführt, nicht vom Unternehmer gebildet, sondern von außen her übernommen worde.i. Die Bildung stammt von der staatlichen Schule, die Disziplin von dem staatlichen Heere und von der erzieherischen Arbeit der Gewerkschaften. Insbesondere das Ausland ist sich über diese weitgehende Folge unseres hochentwickelten Militärwesens klar gewesen. Wenn man den „Militarismus" so heftig bekämpfte, so wollte man damit an manchen Stellen auch diese nicht nachzumachende psychische Quelle unserer Überlegenheit, die mit jedem Fortschreiten des Großbetriebes an Bedeutung gewann, verstopfen.
Die schwierige psychologisch-sittliche Aufgabe, die bisher das Heer und die Gewerkschaften für ihn leisteten, fällt jetzt dem Unternehmer zu. Er muß aus sich heraus

Ersatz schaffen für die von anderen Organisationen bisher erborgten Kräfte des Gehorchens und Befehlens.
Hier müssen Antriebe eintreten, die den geänderten Verhältnissen angepaßt sind. Der Geist unseres Volkes ist noch nie in solchem Grade von Neid und Streben nach materieller Befriedigung erfüllt gewesen. Und diesem Streben muß die Gewinnbeteiligung Rechnung tragen.
Sie ist ein altes, vielfach untersuchtes Problem. Der Dresdner National-Ökonom Victor Böhmert hat schon 1878 Untersuchungen über die Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer veröffentlicht, die sich wie die (1902 bei O. V. Böhmert in Dresden verlegte) neue Bearbeitung auf Deutschland, Österreich und die Schweiz erstreckten. Er beschreibt 42 deutsche Gewinnbeteiligungsfirmen, deren größte die Ilseder Hütte in Groß-Ilsede bei Peine 2200 Arbeiter und Angestellte aufwies. In Osterreich hat Böhmert, bis 1878 sein Buch „Die Gewinnbeteiligung, Untersuchungen über Arbeitslohn und Unternehmergewinne" erschien, nur zwei, bei seinen im Iahre 1901 erneuerten Erhebungen nur einen einzigen Gewinnbeteiligungsfall entdecken können. In der Schweiz wurden 12 Firmen ermittelt, die die Gewinnbeteiligung für Angestellte und Arbeiter eingeführt hatten. Es waren kleine oder mittlere Betriebe, deren größter, eme Seidenweberei, 1300 Werksangehörige aufwies.
Die Gewinnbeteiligung hat vielfach eine optimistische Beurteilung gefunden, weil der Gedanke, dem Arbeiter eine gehobene Stellung einzuräumen, an und für sich sympathisch war. So hat Schmoller in seinen Beiträgen zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart ausgeführt: „Gerade in der Kombination der festen Gehälter und Löhne, die dem herkömmlichen Durchschnittsbetrag entsprechen müssen, niemals wegen des möglichen Anteils beschnitten werden sollten, mit einer schwankenden Einnahme, die auf einmal im Iahr kommend zu Sparanlagen reizt, für Ausstattung, Hauskauf und andere außerordentliche einmalige Ausgaben verwendet wird, liegt das Segensreiche der Einrichtung, liegt das Versöhnliche. Der Kommis, der Arbeiter fühlt sich nicht mehr vom Goldregen der glänzenden Geschäftsjahre ausgeschlossen."
So hochgespannte Erwartungen hat die Praris der Gewinnbeteiligung bisher nicht erfüllt. Im Ienaer Zeißwerk, dessen Arbeitsverhältnis Ernst Abbe vorbildlich ausgestaltet hat, schwankte in den Iahren 1895/96 bis 1917/18 der als Gewinnbeteiligung geltende nachträgliche Lohn- und Gehaltszuschlag von 6 v. H. bis 10 v. H. des Lohnes bezw. Gehaltes. Der höchste Zuschlag - 10 v. H. - wurde während dieser Zeit fünfmal bezahlt. Der Iahresdurchschnittsverdienst aller über 18 Iahre alten männlichen Arbeiten stellte sich z. B. im Iahr 1913/1914 auf 1844 Mark, und betrug bei allen über 24 Iahre alten und mehr als drei Iahre im Betrieb tätigen Arbeitern 2050 Mark. Geheimrat Deutsch von der Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hat für 66 über ganz Deutschland verteilte und besonders gut rentierende Industriegesellschaften errechnet, daß bei Verteilung der an die

Aktionäre gezahlten Dividenden auf die Arbeiterschaft für den Kopf stündlich nicht mehr als 11 Pfennige, also jährlich 270 Mark entfallen. Di'se Ergebnisse weichen von dem Urteile Schmollers allerdings recht weit ab.
Für die englische Praris der Gewinnbeteiligung hat Heinrich Goehring in seiner Broschüre „Erfahrungen mit der Sozialisierung in Vergangenheit und Gegenwart" (Perthes, Gotha 1919) Ähnliches festgestellt. Er schreibt: „Seitdem im Iahre 1912, beginnend mit dem Generalstreik der Kohlenbergleute, eine neue Hochflut von Streikbewegungen über England hereinbrach, hat man sich dort in intensivster Weise mit allen denjenigen Mitteln und Mittelchen befaßt, die irgendwie geeignet erschienen, die Verhältnisse zwischen Unternehmer und Arbeiter zu bessern. So auch mit der Frage der Gewinnbeteiligung der Arbeiter. Es wurde von der englischen Regierung zunächst eine amtliche Erhebung über die Resultate der Gewinnbeteiligung in England selbst angestellt. Die Untersuchung ließ aber nrit Deutlichkeit erkennen, daß diesem Mittel eine größere Bedeutung für die englische Arbeiterbewegung nicht beizulegen war. Zwar wurde eine ganze Reihe von Firmen festgestellt (133), bei denen die Arbeiter an dem Iahresgewinn beteiligt waren, doch handelte es sich mit verschwindend geringen Ausnahmen um kleine und kleinste Firmen, die auf dem englischen Arbeitsmarkte nur eine bescheidene Rolle spielen. Auf der anderen Seite aber war in nicht weniger als 163 Fällen die Gewinnbeteiligung nach mehr oder minder langer Zeit der Wirksamkeit wieder aufgehoben worden, davon in 63 Fällen, weil die beteiligten Parteien mit den Resultaten durchaus unzufrieden waren. Anschließend an diese Ermittlungen wurde dann mit Hilfe der amtlichen Vertretungen des englischen Reiches im Auslande noch eine Erhebung über die bisherigen Ergebnisse der Gewinnbeteiligung in den übrigen Industrieländern angestellt. Der zu Beginn des Iahres 1914 über die Resultate dieser Erhebung veröffentlichte Bericht zeigt, daß auch in allen übrigen Ländern von wirklichen Erfolgen der Gewinnbeteiligungsidee trotz eifrigster Propaganda seitens ihrer Apostel nicht die Rede sein kann."
Alle bekannt gewordenen Arten der Gewinnbeteiligung gehen von dem Grundsatze mechanisch gleicher Verteilung an alle Werksangehörigen aus, während zweifellos eine Abstufung entsprechend der funktionellen Bedeutung der Beteilten im Zusammenhang des Betriebes das Richtige wäre. Der Tagelöhner hat nicht den gleichen Anspruch wie der vollkommen ausgebildete Spezialarbeiter oder der Ingenieur, dessen Kopfarbeit die Werkstätten leitet, oder der Kaufmann, der den Vertrieb organisiert. Ferner darf bei einem Vergleich der von verschiedenen Gesellschaften gezahlten Gewinribeteiligung nicht übersehen werden, welch weiten Spielraum die Aufstellung der Bilanzen dem Ermessen der Geschäftsleitung läßt. Wie denn bei einer etwaigen allgemeine Einführung der Gewinnbeteiligung eine für die gesamte Industrie einheitlich geregelte Art und Weise der Gewinnberechnung unabweisbare Voraussetzung wäre.
Eine stärkere Steigerung der Gewinnanteile für die Arbeitnehmer ist aus-

schließlich durch die technische Verbesserung der Produktion möglich. So wurden in einer unserer bestgeleiteten Maschinenfabriken die Arbeitslöhne in der Zeit von 1897 bis 1912 um 45 v. H. erhöht, während der Preis des Haupterzeugnisses, Lokomotiven, nur um 15 v. H. stieg. Dabei war gleichzeitig der Preis für Roheisen um 43 v. H., für Kupfer um 49 v. H. und die allgemeinen Unkosten um 50 v. H. gestiegen. Der Ausgleich wurde durch eine Verbesserung und Verbilligung der Herstellung erzielt. Hierauf ist also vor allem Gewicht zu legen. Hier begegnen sich die Bestrebungen des Sozialismus und die unablässige Arbeit der Indust"ie, die in dieser Richtung ohne weiteres zusammengehen können.

Hingegen klafft in Bezug auf den Mehrwert immer noch ein erheblicher Unterschied in den Auffassungen der sozialistisch geschulten Arbeiter und der — bisher — bürgerlich gebliebenen Unternehmer. Der Arbeiter, der „nicht mehr für das Kapital schuften will", ist der Meinung, seine körperliche Arbeit schaffe der« Mehrwert, der sich im Überschusse des Tauschwertes über die Herstellungskosten, allenfalls nach Abzug einer mäßigen Rente für das Kapital, ausdrücke. Mangel an wirtschaftlicher Schulung und Eigennutz läßt den Arbeiter übersehen, daß die Leistung des Unternehmers schlechthin die Voraussetzung seiner — des Arbeiters — Tätigkeit bildet und der schwierigste Teil der Gesamtleistung ist.

Es kann keine Rede davon sein, daß der Lohnanteil am Verhältnis zun, Preise so gering ist, daß von Ausbeutung gesprochen werden kann. Emil Schiff, der seit langen Iahren als technisch-wirtschaftlicher Gutachter einen Namen hat, führt in seiner neuestei Schrift „Vergesellschaftung, Regelung und Besserung der Wirtschaft" lEnke, Stuttgart 1919) zu diesem Gegenstande folgendes aus^

„Die Industrie konnte im Frieden mit einem jährlichem Umsatz auf den Kopf des Arbeiters von durchschnittlich etwa dreitausendfünfhundert Mark rechnen. Hierbei ist, wie es für diese Erwägung gegeben ist, von dem Rohwerte der Erzeugung, ausgegangen; die wiederholt auftretenden Arbeitsstoffe sind also entsprechend der Zahl der Erzeugungsstufen wiederholt angesetzt. In diesem Kopfbetrage sind Herstellungslohn, Arbeitsgut, Unterhaltung und Entwertung der Arbeitsmittel, Betriebsstoffe, Betriebsführung und Hilfsleistungen, Steuern und soziale Lasten und aller Aufwand für Verwaltung und Absatz, außerdem aber Kapitalzins und Unternehmeranteil dargestellt. Bedenkt man, welchen auffallend großen. Anteil hiernach schon vor dem Kriege der Iahreslohn des Arbeiters und welchen vergleichsweise geringen Anteil die gesamten anderen Bestandteile des Preises-ausmachten, so erscheint es ausgeschlossen, daß der Lohnanteil, am Werte der Leistung gemessen, unangemessen niedrig gewesen wäre. Tatsächlich wird auch» der Mehrwert im Zeitalter unserer Technik und sozialen Ordnung längst nicht mehr vom körperlich Arbeitenden, sondern der hochentwickelten Maschine, den ausgeklügelten Arbeitsverfahren und der Organisation, also den Leistungen des Unternehmers, des Erfinders, des Technikers, des Kaufmannes geschaffen; richtiger ausgedrückt, gehört er zum Gegenwerte jener geistigen Leistungen."

Heute gibt es einen Unternehmergewinn im Sinne der privatwirtschaftlichen Vorkriegszeit — und im Sinne der Kriegswirtschaft nicht mehr. Der Arbeitslohn ober wird weiter gezahlt, nachdem längst jeder Gewinn aus der Produktion geschwünden ist. Aus welchen Fonds fließen heute noch die Lohnzahlungen? Doch nur aus den Rücklagen, die Gesellschaften und private Unternehmungen in guten Zeiten gestapelt haben, oder, wie seit dem Auswachsen der Bolschewistenherrschaft in Rußland, aus dem Staatssäckel. Solchen Zustand kann man auch dann nicht ols normal gelten lassen, wenn man die heutigen Vorgänge als Übergang zur sollen Vergesellschaftung betrachtet. Diese würde allerdings Lohn und Unternehmergewinn verschwinden lassen. Solange aber die privatwirtschaftliche Grundlage beibehalten wird — und das wird sie sicher für die nächsten Iahrzehnte, — muß die Arbeiterschaft sich mit dem Fortbestande des Unternehmergewinnes abfinden. Hingegen muß das Verhältnis von Lohn und Unternehmergewinn Ho gestaltet werden, daß dem Arbeitnehmer das Bewußtsein der Abhängigkeit vom Kapital genommen wird. Hier findet die soziale Einsicht des Unternehmertums <in weites Feld der Betätigung.

Carl Reütmann, Verlin:
die Zukunft unseres Hanüels.

.... Ich glaube, daß es mit vereinten
Kräften gelingen wird, den Weg zu einer
besseren Zukunft zu finden.

Bürgermeister Iakob Neumann, Wien.

In englischen Kreisen hatte man sich schon vor einiger Zeit dahin geäußert, daß der kommende Handelskrieg nur durch harte Arbeit gewonnen werden kann und daß der Hauptanteil des Welthandels dem Volk zufallen wird, das die besten Waren zu den billigsten Preisen herstellt. Weiter wurde ausgeführt: Die Landwirte der Welt erfreuen sich eines ganz besonderen Wohlstandes, deswegen wird auch die, Landwirtschaft in nicht geringem Maße als Käufer auftreten, aber wohl erst dann, wenn die Preise für fabrikmäßig hergestellte Waren auf ein einigermaßen normales Maß herabgesunken sein werden. 'In den großen landwirtschaftlichen Bezirken werden sich auch die Eisenbahnnetze sehr ausdehnen, während der Schiffbau zweifellos mindestens ein paar Iahre lang reichlich damit beschäftigt sein wird, die Kriegsschäden gutzumachen und die Rückstände an Handelsschiffen aufzu«rbeiten, die sich während des Krieges aufgespeichert haben. Zweifellos wird der Weltbedarf in den ersten Iahren größer sein, als vor dem Kriege, trotz verhältnismäßig hoher Preise und Geldknappheit. Weiter besteht die Wahrscheinlichkeit,

daß Deutschland nach dem Kriege einen kleineren Anteil am Welthandel haben
wird, als vorher, ein größerer Teil wird daher an Amerika und Großbritannien
fallen. Während Deutschlands Verluste an Männern ftine Konkurrenzfähigkeit
sehr schwächen werden, werden Englands Verluste, die nur geringer Natur sind,
wahrscheinlich mehr als ausgeglichen werden, durch Verbesserungen an Maschinen,
durch Ausdehnung der Fabriken und durch Frauenarbeit. Nach dem Kriege werden
die Finanzen Deutschlands wahrscheinlich so erschöpft sein, daß die bekannten
Subventionsarten nicht wieder aufgenommen werden können.
Offenkundiger und unverhüllter konnte uns nicht gezeigt werden, wie maa
u isern Handel einzuengen gedachte, und auch heute noch macht man den Versuch,
uns als Schwächeren zu verdrängen.
Zu alledem gesellt sich i.r der feindlichen Presse ein N.igstschrei vor der deutschen
Ware, wozu sich ein unparteiischer Fachmann aus dem neutralen Auslande folgender-
maßen geäußert hat: Seit 1914 ist der deutsche Handel auf dem Weltmarkt ver-
drängt und man hatte es so herrlich bequem, die Preise nach Wohlgefallen fest-
zusetzen. Und man hat diese Gelegenheit ausgenützt und die Welt an Preise gewöhnt,
die jeder Beschreibung spotten. Der Deutsche hat gewiß Fehler, aber er hat unbe-
streitbar folgende Vorzüge: rastlosen Fleiß, Geschäftsgewandcheit, hervorragendes
fachmännisches Wissen, beste Konstruktionen und erstklassige Arbeit bei mäßigem
Gewinn, also bei konkurrenzfähigem Preise. Diese wichtigen Vorzüge sind aller-
dings zum Teil im Augenblick in den sozialen Kämpfen untergetaucht, aber man
ist viel zu klug, im Auslande, um nicht mit feiner Spürnase zu wittern, daß dieser
Zustand der Arbeitsunlust und der Sucht, große Verdienste mühelos einzuheimsen,
nur eine vorübergehende Erscheinung des deutschen zerrütteten Wirtschaftslebens
sein kann, und daß der Deutsche bald seinen früheren, von niemand erreichte,,
Vorzug der Arbeitsfreudigkeit und gewerblichen Tatenlust sich wieder zu eigen
machen wird, weil er es muß. Im Auslande lebte der Geschäftsmann während
der Kriegsjahre in behaglicher Ruhe, setzte meist ohne einen anderen Grund, als
mehr zu verdienen, Woche für Woche höhere Preise an und erzählte seinen
Abnehmern schauerliche Geschichten über die riesigen Preissteigerungen
bei den Zentralmächten, ohne zu berücksichtigen, daß bei letzteren die Preise im
Grunde nur aus Waren- und Lebensmittelmangel so schwindelnde Höhe erreichten.
Der jetzt in seiner Ruhe aufgescheuchte Profitmacher rauft sich die Haare bei dem
Gedanken, nicht mehr müheloser Alleinbestimmer des Weltmarktpreises zu sein.
Da kam ihm ein rettender Gedanke: Dem Abnehmer muß der Bazillus, „Deutsche
Schundware" von morgens bis abends eingeimpft werden, bis sich dieser Name
im Gehirn des Konsumenten festgesetzt hat. In allen möglichen Bildern wird in
der ausländischen Presse die demnächstige Überschwemmung des Weltmarkte«
mit „Deutschminderwertigem Plunder" geschildert und den Abnehmern Nur
gemacht, daß derjenige, der deutsche Ware kauft, erstens nur minderwertigen,
Kram erhält und zweitens die einheimische Industrie vernichtet.

die Zukunft unseres Hanüels Carl Reötmann
Infolge dieser Propaganda sucht die ausländische Konkurrenz fieberhaft
nach Fehlem oder Minderwertigkeiten deutscher Ware. Man lauert nur auf den
Augenblick, wo man der Menge beweisen kann, daß deutsche Ware zwar billiger,
aber auch viel minderwertiger ist, um so den deutschen Erport endgültig zu ver-
nichten.
Es ist dringend notwendig, daß den Arbeitern klar gemacht wird: „Das Ausland
will gute Arbeit bei pünktlicher Lieferung!" Aus diesem Grunde muß der Arbeiter
nunmehr wieder mit Arbeitsfreudigkeit nur beste genaue Arbeit pünktlich leisten.
Wollte der Arbeiter doch auch Vernunft annehmen und endlich einsehen, daß er
durch seine Streiks und Arbeitsunlust das Gegenteil von dem erreicht, was er will,
und anderseits liegt die große Gefahr nahe, daß man jegliches Vertrauen zu deutschen
Lieferanten verlieren wird.
Anderseits ist zu beachten, daß die freie ungehinderte Wirtschaftsform unser
Vaterland zu seiner wirtschaftlichen Bedeutung emporgeführt hat, und auch nur
diese kann uns neu erstarken lassen. Da ist es also eine Vorbedingung, daß wir
den einzelnen Unternehmern, Industriellen wie Gewerblern möglichst ungehinderte
Betätigung sichern. Aber nicht allein die freie Wirtschaftsform kann den erstrebten
Erfolg herbeiführen, sondern es muß auch die wirtschaftliche Grundlage geschaffen
sein. Betriebsmittel jeder Art und Betriebsmaterialien müssen vorhanden sein.
Dann erst, wenn diese Grundlage gegeben ist, kann der Einzelne wirklich wirt-
schaften und sich betätigen. Es ist aber auch dafür zu sorgen, daß dem einzelnen
Betriebsunternehmer der Rohmaterialienbezug in der verfügbaren Menge sicher
gestellt wird.
Neben den Großbetrieben sind aber auch die Kleinbetriebe zu berücksichtigen,
die letzten Endes das wirtschaftliche Rückgrat jedes Wirtschaftslebens darstellen.
Nur so wird es möglich sein, alle wirtschaftlichen Kräfte zu mobilisieren und sie
alle in den Dienst des wirtschaftlichen Wiederaufbaues zu stellen.
Besonders wäre danach zu streben, daß die finanzielle Lage der Kleinbetriebe
ebenso gefestigt werde, wie die der Großbetriebe; durch zweckmäßige Rationierung
der Kredite und Barmittel wird es auch wehl gelingen, allen Betrieben, wie allen
Industrien die erforderlichen Mittel in den möglichen Grenzen zuzuführen.
Vor allen Dingen aber müssen wir viel Arbeit umsetzen, denn auf dieser Grund-
lage allein kann die Kräftigung der wirtschaftlichen Lage erfolgen.
Die Aufgabe des deutschen Fabrikanten muh es aber auch sein, nunmehr
durch Lieferung erstklassiger und preiswerter Waren das Vertrauen zum deutschen
Handel zu heben und unser Wirtschaftsleben auf eine gesunde Basis zu lenken.
Der Handel ist und bleibt die Seele unserer deutschen Volkswirtschaft und die
Privatwirtschaft muß wieder zu ihrem Rechte kommen, aber auch die Unter-
nehmungslust des Einzelnen kann zu einer gesunden Entwickelung führen.

(arl Reütmann die Zukunft unseres Hanüels
Für den Aufbau der deutschen Wirtschaft brauchen wir die Phantasie des Kaufmanns. Nur wenn wir den Kaufleuten die Elastizität wiedergeben, die sie vor dem Kriege ausgezeichnet hat, können sie die alten Verbindungen wiederfinden und neue anknüpfen.

Die Unterbindung des deutschen Welthandels kann nur zu einer vorübergehenden Erscheinung rechnen. Nach allen auch durch die Statistiken bewiesenen ' Erfahrungen hat sich das deutsche Wirtschaftsleben in der ganzen Welt dadurch zu höchster Blüte entwickeln können, daß bei uns, aus der allgemeinen Kultur der Deutschen entspringend, die Einsicht besteht, daß ein dauernder Erfolg im wirtschaftlichen Verkehr mit dem Auslande nur durch die Anpassung an die Wünsche der Besteller, die Güte der Leistungen und der ihnen zugrunde liegenden inge nösen Erfindung und Bearbeitung, wie nicht minder durch eine angemessene, nicht übervorteilende Preisstellung zu erzielen ist.

Wie Handel und Industrie ihre Organisationen für den Weltverkehr einrichten, wird beiden selbst überlassen bleiben müssen. Einrichtungen privater, auf Selbsthilfe gestellter Art, die in allen Fällen beiden gleichmäßig dienen sollen, werder, sich nach ihrem Wesen und nach ihrer Entwickelung in dem letzten Halbjahrhundert unvermeidliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Seit ungefähr 50 Iahren haber, sich bekanntlich die Handelsverhältnisse dadurch wesentlich verändert, daß sich die Fabrikanten direkt um den Absatz ihrer Erzeugnisse im Lande bemühten, daß sie selbst reisten oder reisen ließen, um auch sicher zu sein, daß ihre Erzeugnisse dem Zwischenhandel an allen Orten bekannt wurden. Dadurch wurde die Tätigkeit der sogenannten Kommissionsgeschäfte ausgeschaltet, deren Vertreter mit großen Musterkoffern die Händler besuchten, um die von ihnen geführten zahlreichen Artikel anzubieten. Seitdem aber haben sich auch diese Verhältnisse teilweise grundsätzlich verschoben, da sich die Industrie oft über den Zwischenhandel hinweg leider zum großen Nachteil dieses im Handelsverkehr unentbehrlichen Standes mit dem Verbraucher direkt in Verbindung setzt. Im Erporthandel ist man zu diesem Brauche nur in der Großindustrie übergegangen, obwohl auch diese der vermittelnden Persönlichkeiten, also gewissermaßen des Zwischenhandels bedarf. Der Handel mit allen übrigen gewerblichen Erzeugungen muß sich in der Ausfuhr immer noch des Zwischenhandels und zwar meistens des ZwischengroßhandeK bedienen. So stehen sich auf diesem Gebiete im Welthandel Fabrikanten und Händler als Konkurrenten in ähnlicher Weise gegenüber, wie es auf dem Kontinent der Fall ist. Aus diesem Grunde paßt für die Vertretung beider Interessenkreise keine unverantwortliche private Vereinigung, weil die Wahrung, unbedingter Unparteilichkeit zu schwierig ist, ganz abgesehen davon, daß schon die erforderliche Organisation des Ganzen unüberwindliche Schwierigkeilen persönlicher und finanzieller Art in den Weg legt, während diese Organisation zur Vertretung der Handelsinteressen des Reiches schon in unsern Konsulaten besteht und vom Reiche unterhalten wird.

Die Zukunft unseres Hanüels Carl Reütmann

Eine Werbearbeit für die deutschen Gesamtinteressen, nicht nur für die Interessen von Industrie und Handel, sondern für die allgemeinen Kulturinteressen kann nur allein Sache des Reiches sein, weil es sich hierbei um Aufwendungen in solcher Hohe handelt, die nicht anders als von der Allgemeinheit eines Landes geleistte werden können. Diese Werbearbeit soll also nicht materiellen Interessen der Nation oder eines einzelnen Erwerbsstandes dienen, sondern in erster Linie der Anerkennung unserer Gesamtkultur. Es gilt nicht bloß, die bisher bestandenen Verhältnisse gegenüber den Bemühungen des feindlichen Auslandes für die Zukunft zu sichern, sondern in der Hauptsache bei den Völkern des Erdballes die Anerkennung des hohen Standes unserer Kultur zu erreichen. Um die gebildeten Stände des Auslandes über die deutsche Kultur sachgemäß aufzuklären, was ja nur indirekt die Interessen der Weltwirtschaft, von Handel und Industrie berührt, müssen neue einschneidende, auf rein politischer Grundlage ruhende Mittel angewandt werden. Wie notwendig diese staatliche Aufklärung sowohl künftig in Feindesland als jetzt schon in neutralen Ländern ist, zeigen die unflätigen Verunglimpfungen deutschen Wesens und deutscher Art in fast allen Ländern. Es ist bedauerlich, daß es uns trotz unserer hohen Kultur nicht gelungen ist, ein diesem Zustande entsprechendes, die leidenschaftlichen Stürme eines Krieges überdauerndes Ansehen i m Auslande zu behaupten. Es ist feststehend, daß wir uns in allzugroßer Bescheidenheit mit nnserer Leistungsfähigkeit und unsern Erfolgen im Welthandel haben genügen lassen und ganz vergessen, daß zur Erhaltung dieser wirtschaftlichen Errungenschaften auch das Ansehen uüd die Achtung des Auslandes vor den kulturellen Qualitäten des Volkes gehört. Hier muß für die Zukunft gründlich Wandel geschaffen werden.

Wir wollen jedoch in den neu einzuschlagenden Wegen nicht die unlauteren Mittel unserer Feinde benutzen, sondern unsere Aufgabe muß lediglich sein, jedev erforderliche moralische Mittel anzuwenden, um die Höhe unserer Kultur für die ganze Welt ins rechte Licht zu stellen.

Wie der Kaufmann für die Sicherung und Hebung seines Geschäfts beständig bemüht bleiben muß, die Vorzüge seiner Leistungen seinem Kundenkreis bekanntzugeben, so auch der Staat. Deutschland darf nicht darauf verzichten, der Welt mitzuteilen, wieviel Gutes in seinem Volke vorherrschend ist und welche Kraft für die Schaffung praktischer und ideeller Werte für das vielgestaltige Leben der Kulturwelt in ihm tätig ist. Wer wollte leugnen, daß die Kultur eines Landes an sich schon d^r größte Werbefaktor ist, nur muß sie nachdrücklich und augenfällig genug in die Erscheinung treten. Zu diesem Zwecke muß von Seiten des Reiches viel mehr als bisher geleistet und im Ausland die Macht der Presse so viel als möglich in seine Dienste gezogen werden.

Was nun <wt tut, liegt auf der Hand: Handel, Industrie und Gewerbe müssen sich finden in dem Kampf gegen ihren Feind. Sie können ihre gute Sache sehr

1'?

rasch zum Ziele führen, wenn sie nur auf sich selbst vertrauen und sich unentwegt daran erinnern, daß Deutschland durch sie, durch ihre Arbeit allein, das geworden ist, was es vor dem Kriege war: das Land, das in der wirtschaftlichen Rangordnung der Welt an erster Stelle stand. Handel und Gewerbe müssen in ihren einzelnen Gruppen Fühlung nehmen miteinander, bis eine Liga entstanden ist, die bereit ist, mehr zu tun als Akten zu wälzen, Versammlungen zu halten, Reden zu schwingen und Resolutionen zu verfassen.

Wir müssen schnellstens auf den Märkten erscheinen, um unsere Interessen zu wahren und die Märkte zurückzugewinnen. Es muß zu diesem Zweck aber im mindesten auch die freie Handelsbetätigung unverzüglich wiederhergestellt werden. Eine Wirtschaftsführung von Staat zu Staat in Sachen des Erports kann höchstens inbezug auf Rohstoffe praktisch sein, in Fertigwaren muß aber der Kaufmann die Sache in den Händen behalten. Er kennt die Märkte, er weiß, wo er am vorteilhaftesten verkaufen kann, und hat eine durch di? Erfahrung gereifte Übersicht über alle Bedingungen, welche hier in Betracht kommen. Weil es heute weitaus schwierigere Pionierarbeit zu leisten gilt als vor dem Kriege, ist freie Bahn im freien Wirtschaftsleben unerläßlich und der weltbekannten Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns wird es schon gelingen, die schweren Aufgaben zu bewältigen.

Auch die Konsumenten haben alles Interesse daran, daß unserm Wirtschaftsleben sobald als möglich die Fesseln abgenommen werden. Die freie Entfaltung aller Kräfte muß auch dort gefordert werden, wo sie im Interesse des Volksganzen notwendig und nützlich ist, nämlich in unserer Volkswirtschaft. Dort, wo Monopole sich andeuten, wo die Gefahr vorliegt, daß die Massen Gegenstand der Ausbeulung durch Einzelne werden, dort mög^ und soll man vergesellschaften, unsere Versorgung mit Gas, Wasser, Elektrizität, unsere Verkehrsmittel sollen in den Händen der Gemeinden bezw. des Staates ruhen, im übrigen aber möge man, nicht zuletzt auch im Interesse der Konsumenten, die Hände davon lassen. Die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens bedeutet seinen Ruin und damit die Verelendung des ganzen deutschen Volkes.

Für die Regelung des Geschäftsverkehrs mit dem Auslande paßt auch die bureaukratische Behandlung so wenig, ja noch weniger, wie etwa für den Handel mit frischem Obst und frischen Fischen, hier kommt es, wie nirgendwo sonst, auf schnelle Entschlüsse, auf sofortiges Zupacken oder Ablehnen, an. Es entscheiden Stunden, ja Minuten. Es gilt daher nur zweierlei: entweder die Prüfung der Ein- und Ausfuhranträge bleibt weiter im einzelnen vorgeschrieben, dann geht es eben nicht, wenigstens nicht nennenswert, schneller als jetzt. Hierbei ist es ziemlich gleichgültig, wem die Prüfung und Entscheidung im Einzelfalle obliegt. Oder aber man gibt den Handel frei, und das ist das einzig Richtige und Vernünftige. Einmal muß ja die Freiheit des Handels doch wieder kommen, wenn wir uns nicht dauernd wirtschaftlich selbst kasteien wollen. Also warum zaudern, warum kostbare Zeit verlieren!

Hierher gehört auch, was vor kurzem einer unserer ersten Erporteute hervorgehoben hat: Die Unkenntnis der inneren Verhältnisse machen es uns unmöglich, gegenwärtig ein Bild über das zu geben, was an Erfolgen für den Außenhandel erreichbar ist. England ist noch gegenwärtig, wie Beispiele aus Südafrika und China zeigen, bemüht, auch die letzten Spuren deutscher wirtschaftlicher Betätigung auszurotten. Für England und Frankreich wird es nach Eintritt einigermaßen normaler Verhältnisse in Deutschland unmöglich sein, unsere so stark unterwertige Valuta zu ertragen, sodaß unsere Gegner auf eine Besserung unserer Valuta hinarbeiten müssen. Die beabsichtigte Planwirtschaft würde unfern Außenhandel vernichten, da der Verkehr, wie ihn die gegen uns konkurrierenden Länder mit dem Auslande unterhalten, durch die Planwirtschaft unterbunden würde. Die Beziehungen zum Osten und Südosten müssen schleunigst wiederhergestellt werden, die sich infolge der günstigeren Valutaverhältnisse für den Rohstoffbezug und infolge des dort herrschenden Warenhungers für unseren Erport sehr aussichtsreich gestalten können. Ohne Rücksicht auf die Valuta zu nehmen, müßten in größtem Umfange Nahrungsmittel zur Weckung von Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft, sowie Rohstoffe zur Schaffung von Erportwaren für Bezahlung der Nahrung und Beschäftigung der Arbeiterschaft eingeführt werden.

Im engsten Zusammenwirken von Ausfuhrhandel und Industrie ist für die Rohstoffbeschaffung ein neuartiger Veredelungsverkehr zu schaffen, für den die großen Handelshäuser ihre Auslandskredite der Industrie nutzbar machen; diese hätte durch den Ausfuhrhandel die Kredite für die bis jetzt verbotene Einfuhr von Rohmaterialien zu beschaffen und die Zahlung nach Verarbeitung eines Teil» dieser Rohstoffe für die Ausfuhr bereitzustellen, sodaß die Deckung für die Rohstoffe durch die Ausfuhr selbst erfolgt.'

Besondere Wichtigkeit hat die Wirkung der Arbeitsfreudigktit. Dem Außenhandel darf sein Arbeitsgerät, das Kapital, nicht noch weiter eingeschränkt werden, als dies bereits durch die Beschlagnahme von feindlicher Seite im Auslande erfolgt ist. Bei weiterer Kapitalentziehung würde dem Ausfuhrhandel die Möglichkeit fehlen, die großen Aufwendungen zu machen, die für den Wiederaufbau der Au«> landsorganisation und die Kreditgewährung erforderlich sind. Daher muß im Interesse der gesamten deutschen Volkswirtschaft immer wieder verlangt werden, wie dies schon eingangs betont wurde: Arbeitet, schafft Kohle, befreit den Handel von den Fessel,r, die ihm auferlegt sind, erleichtert dem Auslandskaufmann trotz aller trüben Erfahrungen die erneute Niederlassung im Ausland, nehmt mit allen Kräften den Verkehr nach dem Osten und Südosten auf, führt Nahrung und Rohstoffe in das Land, hebt die Arbeitsfreudigkeil!

Die verstärkte Freigabe der Einfuhr, die wir nicht vermeiden können, wenn wir überhaup» die Vorbedingungen für eine Wiedererstarkung der inländischen Produktivität schaffen wollen, muß natürlich auch bei vorsichtigen und in wesent-

lichen Teilen auf dem Kredit aufgebauten Finanzdispositionen zunächst zu einer weiteren Senkung unserer Valuta führen. Durch diese Krisis müssen wir hindurch, wenn wir zu einer Besserung unserer Valuta komm:i wollen. Nicht allein auf Rohstoffe, mit deren Hilfe wir unsere Produktion wieder in Gang setzen können, kommt es an, sondern auch darauf, daß der erste Produktionsfaktor, der arbeitende Mensch wieder so genährt und versorgt wird, daß er seine alte Arbeitsfähigkeit Mid Arbeitswilligkeit wiedererlangt. Wenn wir die heutige weitere Entwertung unserer Valuta als eine hoffentlich nur vorübergehende Erscheinung betrachten, so sind wir dazu durch die Tatsache berechtigt, daß sich heute schon eine Senkung der Preise für eine ganze Anzahl von Nahrungs- und Bedarfsartikeln zu zeigen beginnt. Hier muß eingesetzt und mit aller Energie erstrebt werden, die Senkung des Preisniveaus zu einer allgemeinen zu machen. Denn nur dadurch kann die inländische Produktion wieder in einen geregelten Gang kommen, die Versorgung des inländischen Bedarfes zum wesentlichen Teil wieder übernehmen und Werte für die Ausfuhr, das heißt für die Bezahlung der notwendig bleibenden großen Importe schaffen.
Amerika ist Hauptlieferant von Rohstoffen und Lebensmitteln, die Einfuhr dieser Waren wird größer, der Dollarkurs steigt, die Verschuldung nimmt zu, der amerikanische Dollar beherrscht die Welt. Es frägt sich also, in welcher Form ur»d wie weit es sich Deutschland unt?rtan machin wird. Die Dollarmänner schätz?« den deutschen Kunden und sie w'rden versuchen, semen Kredit wieder geradezubiegen, wenn Deutschland vernünftig genug sein wird, mehr an Geschäfte als an Streiks zu denken. Das wird schon deshalb nötig sein, damit eine Möglichkeit der Gleichstellung mit den anderen Schuldnern Amerikas und seiner Teilhaber besteht.
Wir müssen unsere heimische Arbeit schützen gegen den schädigenden Wettbewerb und nur solche Waren einführen, die unsern Betrieben Beschäftigung geben. Um ein Beispiel zu gebrauchen: wir dürfen nicht Mehl einführen, sondern Getreide, damit unsere Mühlen Arbeit haben. Nur durch eine weitgehende Fernhaltung von fremden Fertigfabrikaten kann unserer Industrie, unserer Volkswirtschaft und unsern Arbeitern geholfen werden.
Das wären wohl die Hauptzüge von dem, was man aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen kann. Wie der Weltkrieg selbst in verschiedener Hinsicht Überraschungen gebracht hat, so ist es natürlich auch möglich, daß uns die jetzt folgende Periode wirtschaftlichen Lebens Überraschungen bringt. Indessen, selbst wenn die ökonomischen Gesetze auch nicht Beständigkeit und absolute Gültigkeit besitzen, nie die Naturgesetze, sondern den äußern Umständen entsprechend sich ändern, so hat sich doch gezeigt, daß man mit ihrer Hilfe richtige Schlüsse aus der Vergangenheit für die Zukunft ziehen kann, soweit das Hauptprinzip der Ent-Wickelung in Betracht kommt. Und das Hauptprinzip ist, daß man weiterhin billige

Preise erwarten kann und daß diese Bewegung einen allgemeinen Druck auf das Erwerbsleben ausüben wird, der erst aufhört, wenn die Preise dasselbe Niveau erreicht haben, wie vor dem Kriege.
Nicht zuletzt ist unsere Industrie und der deutsche Gewerbefleiß der Hauptfaktor unserer Errettung aus wirtschaftlicher Not. Und er wird dies sein, wenn wir dahin wirken, daß ihm die Bewegungs- und Arbeitsmöglichkeit gesichert ist, so, wie wir es vorangegangen nachwiesen. Leistungsfähigkeit ist ja abhängig von Leistungsmöglichkeit. Geben wir unserer Industrie die Bedingungen derselben, dann wird uns geholfen sein und wir haben eine lichte Zukunft vor uns.
Semi Meger, banzig
Utopie unü Entwicklung.
Die Utopie erlebte durch den Krieg eine neue Blütezeit, eine Auferstehung, dürfte man sagen, denn utopisches Denken war im Ausgang unserer großen Friedenszeit im wissenschaftlichen Denken stark eingedämmt und wagte sich auch sonst nicht mehr so kühn hervor wie einst. Es war die Entwicklungslehre, die mit der Einsicht in die Wirkungsweise der schaffenden Kräfte, mit der Aufdeckung der Zusammenhänge von Kampf, Arbeit und Fortschritt dem utopischen Gedanken den Boden entzogen hatte. Kein Wissender konnte sich mehr der Einsicht entziehen, daß vom menschlichen Willen unbeeinflußbare Zusammenhänge am Werke sind, um das Menschheitsschicksal zu gestalten, daß die Lebenseinrichtungen, die samt und sonders Entwicklungswerk sind, niemals durch erdachte Kunstwerke zu ersetzen sein können. Die Schrecken des Krieges haben auch besonnene Geister so tief ergriffen, daß der Wunsch die Einsicht unterdrückt, und überall regt sich wieder utopische Denkweise in allen ihren Spielarten.
Entwicklungslehre und Utopie sind volle Gegensätze. Der Utopist verspricht auf gradem Wege zum Glück und zum Frieden zu führen, die Entwicklung keimt keine ungestörte Erfüllung des noch so dringenden Bedürfnisses und am Glück führt sie schon vollends vorbei. Ein Ziel zu erreichen und einen gewünschten Zustand zu vollenden, ist überhaupt nicht Entwicklungswerk und zu allerletzt ist Versöhnung ihr Weg oder winkt Eintracht am Ende einer Entwicklungsbahn, sondern je mehr lebendige Bildungen erschaffen werden im Entwicklungszusammenhange, um so mehr Gegensatz und Zusammenprull von Kräften wird sichtbar und wirksam. Nur durch Vermannigfaltigung der Gestaltungen des Lebens und durch immer erneute Umschaffung der Lebenseinrichtungen ver-

wirklicht sich in der Entwicklungsarbeit der Fortschritt. Aus Einförmigkeit zu Vielseitigkeit führt der Weg, nur in Spaltung und Widerstreit sind die Kraft-quellen des schöpferischen Waltens gegeben, wo Entwicklung am Werke ist. Und sie ist tätig im ganzen großen Gebiet alles Lebens. Das bedeutet für den Men-schen, daß er ihr unterworfen ist ebenso sehr als Glied eines geistigen Lebens-zusammenhangs wie als körperliches Geschöpf.

Alles Geisteswerk ist Entwicklungswerk. Das bedeutet, daß es nicht Kunst-werk ist, daß nicht planende menschliche Vernunft auch nur eine der Einrichtunger! ausgedacht hat, in denen sich das menschliche Leben bewegt. Sie alle sind ent-standen im Wirkungszusammenhange lebendigen Kräftezusammenstoßes, nicht durch Erfindung und Satzung, nicht nach Willkür und Absicht. Das Gesetz des Lebens gibt nicht die Menschenvernunft, und wenn jede Utopie an die Stelle der bildenden und schaffenden Lebensmächte die menschliche Findigkeit selbst setzen will, so ist kein Zweifel am unüberbrückbaren Gegensatz zur Entwicklungslehre.

Alles utopische Denken hat von jeher damit begonnen die Vernunftlosigkeit der Lebenseinrichtungen zu betonen, alle Utopisten von Plato und Moore bis zu den neuesten Glücksverheißern verwerfen wegen ihrer Unvernünftigkeit das Walten der Lebensgesetze und sie empfehlen dem Menschen selbst die Zügel in die Hand zu nehmen. Das Ziel seines Daseins zu bestimmen, sei ja gewiß nicht schwer und den Weg dahin zu führen, das müsse gelingen, wenn die Menschen nur Vernunft annehmen wollten und, statt sich zu bekämpfen, einander brüderlich die Hände reichen wollten zu gemeinsamem Wirken an den Werken des Friedens und der gegenseitigen Beglückung.

Das Wesen des utopischen Denkens liegt nicht, in der Glücksverheißung. Die Erlösungslehre der Gläubigen wird man nicht zu den Utopien rechnen, da sie den Menschen, wie er leibt und lebt, grade für untauglich hält, ein Reich der Ver-nunft zu verwirklichen, und auch die da auf den Messias harren, erhoffen das Friedens- und Glücksreich vom Eingriff einer übernatürlichen Macht. Der Utopist dagegen erklärt den Menschen für ausreichend befähigt, sein Schicksal selbst zum Guten zu wenden, wenn er sich nur seiner herrlichen Vernunftanlagen zu be-dienen endlich entschließen wollte. Unsere offenen und versteckten Utopisten, die unbewußten nicht minder wie die, die sich offen zu einer Zukunftsverheißung bekennen, sie alle halten den Menschen.für reif zur vollen und unbeschränkten Selbstbestimmung und sie alle wollen ihren Teil dazu beitragen, ihm die Straße zu wahrem und freiem Menschentum oder zu unerschöpflichen Glücks- und Reich-tumsmöglichkeiten zu weisen.

Wie weit verbreitet solche im innersten utopische Denkweise heut wieder ist, darüber belehrt jeder Blick in unser Schrifttum während der Kriegszeit. Aller-dings erleben wir eine Zeit der Umwälzung, die für Neubildung einen frucht-baren Boden bildet, und nicht zu verwundern ist es, daß in solcher Gährung die Zukunftssorge zu wohlgemeintem Planen alle die verführt, die ihr warmes Herz

eher befragen als die kalte Einsicht. Verständlich ist es, daß die kummervolle Frage, wie die furchtbaren Schäden zu heilen seien, lebhafte Geister über die Vorschläge zur Minderung der Not gleich hinausführt, daß statt Wiederherstellung auf neuen Wegen mehr erreicht werden soll, als man je besaß. Das Heilmittel, das empfohlen wird, ist aber durch alle Aeußerungen utopischer Denkweise hindurch immer dasselbe: Planmäßige Lenkung.

Ieder Utopist vereinfacht das verwickelte Gewebe der lebendig wirkenden Kräfte, das ist seiner Denkweise eigentümlich. Ieder planmäßige Eingriff in ein so unübersichtlich zusammengesetztes Geschehen, wie das gesellschaftliche Leben in allen seinen Äußerungen eines darstellt, ist auf eine Einseitigkeit angewiese r. Mag der Utopist Bedürfnislosigkeit predigen oder mag er die größten Reichtümer versprechen, mag er von der Organisation alles erwarten oder mag er vom Adel des höheren Menschen das Heil kommen sehen, immer wird er ungebührlich zu vereinfachen gezwungen sein. Wo in der Lebenswirklichkeit mannigfaltige Kräfte in unübersehbarer Verschlingung durcheinander wirken, da will der Utopist die Einförmigkeit und Einseitigkeit einsetzen, er will nichts wissen von der Keimkraft der Gegensätze. Was nicht in vernunftgemäß geordneten Bahnen sich vollzieht, da» nennt er eine Anarchie, und wenn aus dem ungeordneten Wirken im Entivicklungszusammenhange tatsächlich der Menschheit die größten Erfolge erblühten, so glaubt er bestimmt versichern zu können, daß bei Vermeidung der Kraftvergeudung des Gegensatzes und Zusammenpralls die Früchte der Menschbeitsarbeit um vieles herrlicher reifen müssen.

Wahr ist es gewiß, Entwicklung führt nie einen graben Weg und ihr liegt nichts ferner als Konflikte zu lösen und Gegensätze zu vermindern. Durch planmäßigen Eingriff, der allen Kräften gleiche Richtung gibt, wird aber demnach Entwicklung ganz ausgeschaltet. So groß ist der Gegensatz von Entwicklung und Utopie. Erlösung von allem Zwiespalt und Streit, das bedeutet nichts geringeres als Erlösung vom Leben selbst, denn die bittere Wahrheit des Entwicklungsgevankens ist die Lehre vom Lebenskampf. Nicht auf Glück und Eintracht ist das Leben gestellt, Entwicklung gleicht nie Gegensätze aus, sondern je tätiger sie ist, um so mehr vergrößert sie die Unterschiede und sie schafft immer neue Gegensatz?, da sie immer neue Kräfte aufruft zum Wettbewerb. Sie gibt ihren Geschöpfen die Lebensmöglichkeit, aber sie überläßt ihr Schicksal und ihre Zukunft einem Ringen, sie sichert ihnen nicht einmal das Dasein selbst, und den Lebensgenuß muß sich jeder Teilnehmer am Leben selbst erkämpfen.

Für die Entwicklung ist Erfüllung nichts. Ihre Wirkungsmöglichkeiten sind so unerschöpfbar, so unbegrenzt sind ihre Gestaltungskräfte, wie sie der begeistertste Utopist für sein Reich des Fortschritts nicht auszudenken vermag. Aber Wurzel, Weg und Ziel des Entwicklungsgeschehens sind grundsätzlich andre als Bauplan, Mittel und Verheißung des Utopisten. Nicht Vollendung eines Bauplans, dessen Grund- und Aufriß klar gegeben ist, ist Entwicklungsarbeit, sie führt nicht eine

gegebene Straße auf ein lockendes Ziel, sondern immer sind ihre Wege verschlungen, aber sie schafft dafür immer Neues und immer Unerwartetes, und je reicher dae Leben ist, um so mehr Bildungsmöglichkeiten eröffnen sich nur immer. Überall, wo Gleichheit besteht und wo Ausgleich stattfindet, da stockt die Entwicklung. Wo immer neue Kräfte sich regen und neue Lebensbildungen neuen Verhältnissen sich entbinden, da gibt es Fortschritt, da erhebt sich in immer neuer Gestalt sieghaft das Leben.

Das Lieblingsgebiet der Utopisten ist die Wirtschaft. Sie ist in allen Teilen entwicklungsgeschichtlich erwachsen und nicht erdacht. Die Kritik an den wirtschaftlichen Organisationen ist recht alt, immer wieder ist ihre Unvernunft gescholten worden. Aber während die Utopisten ihre schönen Pläne einer vernunftgemäßen Wirtschaftführung entwarfen, ging die Entwicklung ihre schwer übersehbaren Wege weiter und führte trotz aller Kraftverschwendung zu ungeahnten Erfolgen. Die Utopisten der Zeit des Aufgangs der neuen Wirtschaftsformen, ein Moore und Fenelon, predigen die Bedürfnislosigkeit zu derselben Zeit, w» sich der sogenannten Anarchie der Wirtschaftskräfte, die sich eben aus den Banden des entwicklungshemmenden Zunftwesens befreien, die für keinen noch so findigen Kopf ausdenkbaren Gestaltungen der modernen Wirtschaft heraüszuentwickeln beginnen. Welcher Utopist hätte wohl Bankwesen und Aktiengesellschaften vorausahnen können mit allen andern Möglichkeiten der Kräfteerschließung in unsrer kapitalistischen Gesellschaftsform?

Entwicklung läßt sich überhaupt nicht vorausbestimmen, die EntwicklungLwissenschaft kann nie zur Seherin werden. Iede Neubildung ist überraschend, ausdenkbar ist immer nur Ausbau bereits vorhandener Anlagen, Reifung der bereits entwickelten Knospen. Das Wesen der Entwicklung aber ist Neuschaffung, Neubildung von Lebensgestalten und Neugruppierung von lebendigen Kräften in immer neuen Organisationöformen. Und weil alle Einrichtungen, in denen sich unser Dasein bewegt, Entwicklungswerk sind, darum können wir nie wissen, wohin der Weg geht, denn Entwicklung ist etwas ganz andres als Ausbau und Vervollkommnung gegebener Einrichtungen und Ausnutzung alter Arbeitswege. Nur wo das wahrhaft Neue sich regt, da nur ist immer wieder Lebensraum und nur neue Wege können eine Zukunft versprechen und den Fortschritt sichern.

Alles was jemals Utopisten als Fortschritt in Aussicht stellten, alle ihre Zutunftsträume werden von jeder schöpferischen Leistung der Entwicklung geschlagen. Die Utopie kann nichts weiter versprechen, als daß die vorhandenen Arbeitsmethoden besser ausgenutzt, die gegebenen Kräfte zu weit leichter zu erringenden Erfolgen führen müssen. Darin hat der Utopist ganz gewiß Recht. Organisation zu einheitlichem Tun muß dem Ziel, das in Sicht ist, näher bringen. Aber ausgeschaltet ist in demselben Augenblick die Möglichkeit, daß neue Ziele auf neuen Wegen gesucht werden. Die vorhandenen Ansätze dürften alle schneller zur Reife kommen, aber dann ist das Schicksal die Erstarrung. Alle Keimkraft geht verloren

in der Zwangsrichtung der Kräfte. Wohl ist Harmonie und Ausgleich zu erreichen, aber nur auf Kosten aller Schöpferkraft, wohl wäre der Friede da, aber es ist der Friede des Stillstands, denn wo keine neuen Kräfte sich regen, da muß das Leben erlöschen und die Beglückung selbst wird fraglich, denn das Leben kennt keine Sattheit und kein Ausruhen.

Kräfte schaffen kann die Organisation nicht, sie kann nur die vorgefundenen in die gewünschten Bahnen lenken. Gibt sie allen einheitliche Richtung, so kann sie unendliche Kraftvergeudung vermeiden. Die Frage aber ist, ob ohne solchen Verlust das Leben denkbar ist, und wenn noch so viele meinen, es besser machen zu können, wenn noch so viele den Traum der Harmonie und des Ausgleichs träumen, sie alle verkennen die bewegenden Kräfte, sie alle denken utopisch und kennen nicht die Entwicklung, die das Leben allein beherrscht und es immer beherrschen wird.

Nur ein Kindskopf kann heute noch glauben, daß Leben ohne Konflikte denkbar sei. Auf allen Gebieten haben wir sogenannte Fragen und die Meinung ist weit verbreitet, daß wenn wir sie nur lösen durch Ausgleich und nach Billigkeit, daß dann das Zeitalter der Gerechtigkeit anbricht. Als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß es für jeden Konflikt eine Lösung geben müsse! Und als ob nicht hinter jeder Lösung mit der neuen Lage schon die neue'Frage auftauchte! Nicht für jedes Übel liegt eine Arznei irgend wo bereit. Es liegt in der Natur der Entwicklung, daß sie nicht ausgleicht, sondern nur immer neue Gegensätze schafft. So wird z. B. der Zwiespalt zwischen dem Recht der Person und der Macht der Organisation nie geschlichtet werden, so lange der Menschheit ihre Lebensform der geistigen Gemeinschaft überhaupt zu führen bestimmt ist. Undenkbar ist eine endgültige Lösung und immer wird die Wagschale schwanken zwischen der Gebundenheit und der Freiheit. Droht jetzt der Persönlichkeit eine ungünstige Stunde, so wird der Mensch um die Vorteile, die der Staatszwarg verspricht, nicht für immer seine Freiheit verkaufen und immer wieder wird dieser Kampf entbrennen. Und wie hier, so ist überall Kampf, wo Geister überhaupt sich regen, und die schlechteste aller Lösungen ist die Einschnürung der lebendigen Kräfte.

Die Mehrzahl der Utopisten neigt zum Zwangsstaat, ihr Auskunftsmittel als aller Übel Arznei ist die Staatsallmacht. Sie verspricht Gleichheit und auf Ausgleich von Unterschied und Gegensatz ist das utopische Denken nur allzu gern gerichtet. Daß aber aller Geistesbesitz, alle Geisteskräfte der Ungleichheit selbst entspringen, das bedarf keines Beweises. Auch die ungleiche Güterverteilung hat ungemein befruchtend gewirkt. Entwicklung will Unterschiede, sie baut auf Ungleichheit, Utopie will ausgleichen, so weit es denkbar ist. Alles aber, was sie dafür ersinnt, ist nichts als Bindung der von der Entwicklung geschaffenen Kräfte.

Nur vom Entwicklungsstandpunkte aus sind die großen Fragen des Lebens und seiner Zukunft zu erörtern, auch die Frage des Weltfriedens verträgt keine andre Behandlung. Den Versuch einer solchen Betrachtung habe ich in meiner eben

bei Bergmann, Wiesbaden, erschienenen kleinen Schrift: „Die Zukunft der Mensch-
heit" unternommen.
Die Zukunft gestaltet sich der Mensch nur zum kleinsten Teil nach seiner Willkür.
Entwicklung ist nicht Willensgebiet und ist nicht logisch, sondern der menschliche
Wille und der menschliche Verstand treten nur als Teilnehmer ein in ein Lebens-
ganzes von verwickeltem Aufbau und der Menschheit gibt kein Zukunftsbereiter
eine einseitige Richtung. Der Utopist glaubt an die Allmacht der Vernunft. Die
Entwicklungslehre zeigt, daß der Mensch und erst recht die Menschheit unbeherrscht
baren Mächten unterworfen ist. Damit ist freilich nicht gesagt, daß wir nichts
tun können. Wir dürfen die Hände nicht in den Schoß legen, der Aufgaben sind
unendliche, überall sind gehemmte Kräfte zu befreien. Nur Kräfte schaffen kann
die Willkür nicht, viel leichter ist es sie lahm zu legen, als ihnen ans Licht und zum
Wirken zu verhelfen.
Utopie ist Glücksverheißung, Entwicklung dagegen ist Lebensverheißung.
Das Leben aber ist nicht aufs Glück gestellt, Entwicklung fragt gar nicht nach dem
Glück, sondern sie fördert die Lebensfülle, sie erweitert, bereichert und vertieft
auch allein das menschliche Geistesleben, sie verwirklicht trotz aller Hemmungen
in ewigem Verlust und Gewinn doch am Ende den Lebensaufstieg. Unüberbrückbar
ist der Gegensatz von menschlicher Findigkeit und utopischem Denken gegenüber
der Entwicklungsgesetzlichkeit. Daß derMensch sich über das Leben stelle ist, undenkbar,
er bleibt für alle Zukunft als Teilnehmer am Leben mit allem, was ihm beschieden
ist, dem Entwicklungsgesetz unterworfen.

Dr. E. Schulhe, Leipzig:

ber Sieg ües „trockenen" über üas «feuchte" Amerika.

Seit dem 1. Iuli 1919 gibt es in den Vereinigten Staaten keinen
Alkohol mehr zu kaufen. Oder vielmehr: es soll ihn nicht mehr geben,
da ein Bunbesgesetz den Verkauf untersagt hat. Der Kampf der „Feuchten"
gegen die „Trockenen" ist dadurch zugunsten der letzteren entschieden worden.
Allein der Iubel der „Trockenen" dürfte insofern verfrüht sein, als nur ein
Zusammentreffen eigenartiger Umstände den Sieg veranlaßte.
Zunächst hat das F r a u en sti m m r e cht viel dazu beigetragen. Daß
die Mehrheit des weiblichen Geschlechts dem Alkohol feindlich gegenübersteht,
ist begreiflich. Die Zeiten, da auch Frauen bis zur Betrunkenheit zechten,
gehören fast überall der Vergangenheit an. In Europa hielt sich diese Unsitte

am längsten in Rußland, wo sich Peter der Große kindisch freuen konnte,
wenn eine der Hofdamen betrunken wie ei.ie Strandkanone unter den Tisch
fiel. Allein in Nordamerika hat die Trunksucht unter dem weiblichen Geschlecht
niemals großen Umfang angenommen. Alle anderen weißen Völker werden
darin von England übertroffen, wo man noch immer Frauen begegnen kann,
die sich, in Schnapskneipen bis zur Sinnlosigkeit bezechten. Im allgemeinen
ist das weibliche Geschlecht gegen den Teufel des Alkohols schon deshalb
widerstandsfähiger, weil es andere Reizmittel vorzieht: den Tee und ganz
besonders den Kaffee. Dagegen pflegt das männliche Geschlecht für den
Alkohol empfänglicher zu sein, sodaß man mit dem Augenblick, wo das
Frauenstimmrecht zum Siege gelangte, einen Kampf gegen den Alkohol
entbrennen sah, der in einem Lande, wo man der Frauenwelt eine so
bevorzugte Stellung einräumt wie in Nordamerika, für den Alkohol kaum
siegreich enden konnte.
Einen weiteren Bundesgenossen fanden die amerikanischen Alkohol-
gegner in den letzten Iahren vor allem in dem stürmischen Verlangen, den
Krieg zu gewinnen. Die „Sammies" tranken zuviel, und das konnte für
die Fortführung und den Ausgang des Krieges gefährlich werden. Schon
im Frieden hatte man ihmn das Trinken verboten. In den Kasernen durfte
Alkohol nicht verschenkt werden. Allein damals war die Folge nur gewesen,
daß in unmittelbarer Nachbarschaft jeder Kaserne sich eine Fülle von
Schenken auftat, sodaß die Trunkenheit unter den amerikanischen Soldaten
keineswegs sank. Ietzt aber wurde in den großen Übungslagern dafür gesorgt,
daß Alkohol nicht eingeschmuggelt wurde, und erst nachdem die Sammies
nach Europa verladen waren, begann für sie in England und Frankreich
wieder die Möglichkeit, sich zu betrinken. Wollten die Amerikaner dies ver-
hindern, so standen sie vor einer großen Schwierigkeit. Als sie nach England
eine amtliche Kommission entsandten, die Mittel ausfindig machen sollte,
um zu verhindern, daß die amerikanischen Soldaten, nachdem man ihnen
in Amerika selbst den Alkohol abgewöhnt hatte, in London oder Paris als-
bald durch Alkohol und Geschlechtskrankheiten unbrauchbar gemacht würden —
da mußte man sich sagen lassen, daß für die Verbündeten kein Anlaß vorläge,
den Alkohol grundsätzlich zu verbieten, falls er nicht auch in Amerika selbst
verboten sei.
Das war Wasser auf die Mühle der amerikanischen Alkoholgegner. Zwei
Mitglieder der demokratischen Mehrheitspartei im Kongreß, der Senator
Shepard und der Repräsentant Hobson, hatten schon im Mai 1914 auf
Verabredung an einem und demselben Tage in beiden Häusern des Kon-
gresses einen Zusatz zur Verfassung beantragt, wie er vor den Prohibi-
tionisten (den Anhängern des gänzlichen Verbotes des Alkoholverkaufs) ge-
fordert wurde: „Es soll in den Vereinigten Staaten und allem unter ihrer

Iurisdiktion stehenden Gebiet auf ewig verboten sein, alkoholhaltige Flüssigkeiten zu Getränkezwecken zu verkaufen, herzustellen, zu transportieren, einzuführen oder zu erportieren."

Damals drang die Bewegung noch nicht durch. Allein nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, beschloß der Senat Anfang 1917 mit 45 gegen 40 Stimmen ein Alkoholverbot, das indessen noch Wein und Bier ausnahm. Damit war jedoch den Alkoholgegnern noch nicht gedient. Sie wüttschten mehr zu erreichen. Entschlossen wirkten sie auf den Erlaß eines allgemeinen Verbotsgesetzes für die ganzen Vereinigten Staaten hin. Wollte man dieses Verbot in der Verfassung verankern, so war die Zustimmung von 30 der 48 Einzelstaaten erforderlich. Nun gibt es jedoch eine Anzahl von Einzelstaaten, in denen die Mehrheit des Parlaments unter den veränderten Verhältnissen für das Verbot zu gewinnen war, obwohl sie es für sich selbst noch nicht beschlossen hatten. Man rechnete, daß schließlich 37—41 Staaten für das Verbot und seinen Einschluß in die Verfassung zu gewinnen sein würden und zwar umso leichter, als seit dem September 1917 die gesamte Whiskyfabrikation in Nordamerika verboten war. Bis dahin hatte man jährlich etwa 160 Millionen Gallonen erzeugt — jetzt mußte man unter dem Drucke des Krieges in das Verbot der Herstellung einwilligen.

Wirklich ist es nun zu dem gänzlichen Verbot für das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten gekommen. Wird es aber tatsächlich von Dauer sein? Wer die Verhältnisse kennt, wird mindestens starken Zweifel äußern müssen.

Zunächst einmal werden gerade in Nordamerika die Gesetze häufig sehr schlecht gehalten. Außerdem sind Tausende von Gesetzen, weil man auf die Dauer nicht mit ihnen zufrieden war, wieder aufgehoben worden. Ganz besonders gilt dies auch für die Gesetzgebung zur Einschränkung des Alkoholverbrauchs. Das erste Gesetz gegen den Alkoholausschank wurde in Nordamerika 1851 im Staate Maine erlassen. 5 Iahre später wurde es aufgehoben, 2 Iahre danach wieber eingeführt. In den Iahren 1858 bis 1881 wurde es fast in jedem Iahre einmal geändert. Bis zum Iahre 1906 hatten unter den damals 46 Einzelstaaten der Union (heute beträgt ihre Zahl 48) im Laufe der Zeit 15 den Alkoholgenuß einmal gesetzlich verboten — nur 3 aber hatten das Alkoholverbotgesetz auf die Dauer beibehalten.

Zudem ist mancher Erfolg der „Trockenen" nicht sowohl auf die Feindschaft gegen den Alkohol an sich zurückzuführen, als auf ganz andere Gründe. Besonders gilt dies für den Süden. Man nimmt in Nordamerika allgemein an, daß der Einfluß des Alkohols auf den Neger außerordentlich ungünstig sei. Man glaubt, daß der Bodensatz der schwarzen Bevölkerung durch den Alkohol zu Verbrechen aufgereizt werde, und möchte daher die

Kneipen schlimmster Art, die der armen schwarzen Bevölkerung dienen,
aus der Welt schaffen. Deshalb beschloß die Wählerschaft derjenigen Süd-
staaten, die sich für das Verbot des Alkoholausschanks entschieden, diese
Maßregel. Meist wurde dabei stillschweigend als selbstverständlich angenommen,
daß die Weißen, die eigentlichen Herren des Landes, sich nicht unter dieses
Gesetz zu beugen brauchten, sondern daß ihnen nach wie vor Alkohol in
beliebiger Menge ausgeschenkt werden dürfe.
Dies ist der Grund dafür, daß die Prohibiticnsbewegung im Süden
der Vereinigten Staaten während der letzten 1^2 Iahrzehnte überraschend
schnelle Fortschritte machte. Andererseits hatte sich im Süden infolge der
Vorliebe der Schwarzen für den Alkohol eine Anzahl von Unternehmungen
angesiedelt, die einen ebenso billigen wie schlechten Whisky
fabrizieren. Sie machten nach Erlaß jener Gesetze die lebhaftesten An-
strengungen, ihr Geschäft nicht zu verlieren — und erzielten damit bedeutenden
Erfolg. Denn anstatt den Alkohol in einem Wirtshaus zu sich zu nehmen,
trinkt man ihn jetzt im stillen Kämmerlein. Auch der Neger weiß, woher
er sich Whisky schicken lassen kann. Die Folge ist ein bemerkenswerter Auf-
schwung des Whiskygeschäftes in den Südstaaten gewesen und eine außer-
ordentliche Zunahme des Whiskyv^rsands. Wo sonst auch Bier getrunken
wurde, da trat jetzt diese unschädlichere Art des Alkohols zurück, weil sich
der Versand und die Aufbewahrung von Bier im eigenen Hause nicht so
lohnt, wie die des teureren Whisky. Für letzteren bildeten sich große Versand-
geschäfte.
So hat man sich allmählich davon überzeugt, daß das Alkoholverbot
in einzelnen Landesteilen gar keinen Zweck hat, sondern daß
nur ein Gesetz für das ganze Land Abhilfe schaffen kann. Dies ist
nun erreicht. Ob es Erfolg haben wird? Die bisherigen Erfahrungen lassen
erwarten, daß der Erfolg durchaus nicht völlig ausbleibt, daß er indessen
keineswegs durchschlagend sein wird. Eine große Anzahl von Menschen,
die bisher Alkohol gelegentlich zu sich nahmen, werden darauf verzichten,
ober die wirklichen Trunkenbolde werden nur umso tiefer in ihrem Laster
versinken. Sie werden keinen anderen Wunsch mehr kennen, als sich das
geliebte Naß heimlich zu verschaffen. Keine Anstrengung und keine Kosten
werden sie scheuen, um ihrer Leidenschaft frönen zu können, und da ihnen
dies schwerer gemacht wird als bisher, so dürften sie sich finanziell weit
eher zugrunde richten, als wenn der öffentliche Ausschank verhältnismäßig
unschuldiger Alkoholgetränke gestattet wäre.
Wie man die Alkoholgesetze umgeht, das weiß jeder
Amerikaner genau. Da gibt es in Drogerien, in denen man vorn alkohol-
freie Getränke genießt, besondere Räumlichkeiten, zu denen der Eingeweihte
leicht Zutritt erhält, um schweren Alkohol zu genießen. Da wird auch Sonntags,

wo der Alkoholgenuß schon bisher in vielen Staaten ganz verboten war,
in Restaurants aller Art jedes Alkoholverbot munter umgangen. Da gibt
es für die ganz schweren Säufer in den trockenen Staaten sogenannte
Rum-sticks, also Schnapsstöcke, aus denen man durch Abschrauben des Griffes
den Alkohol abzapfen kann. Da braucht ,man in gewissen Geschäften nur
einen „blinden Tiger" zu fordern, um einen Schnaps zu erhalten, der nicht
mit Wasser getauft ist. Und wenn alles nichts hilft, geht man in die Apotheke
und fordert mit dem bewußten Augenzwinkern „Magenwasser". Wurde
aber etwa die Polizei gezwungen, gegen diese verbotenen Formen des
Alkoholausschanks vorzugehen, so brauchte es keine 8 Tage, bis man wußte,
daß man statt des Magenwassers nunmehr „Haarwasser" zu fordern hatte.
Zudem war eine findige Industrie mit allen Mitteln der Reklame
bemüht, ihren Alkohol, und zwar recht teuer, an den Mann zu bringen.
Alle Mittel waren dazu recht. 1916 erschien beispielsweise in der New-Porker
Times eine Anzeige:
„Wir Amerikaner haben gelernt, sorgsam mit uns umzugehen. Wir wissen, dah
Mäßigung gleichbedeutend ist mit Leistungsfähigkeit, Wohlergehen und Gedeihen.
Tarum hält sich ein fürsorglicher Mann an einen milden, vollen Whisty — aller-
orten, jederzeit —, Wilson — echter Wilson —, das ist das Geheimnis! — Pro-
spekte usw. gratis durch Wilson, New York, 5. Avenue Nr. 3l3."
Ein paar Iahre vorher hatte eine Brauerei in Newark in den Straßen-
bahnwagen für ihr Bier Reklame mit einem Plakat gemacht, das so ge-
schmacklos vielleicht nur in Nordamerika möglich ist:
„Alexander der Große trant Vier und eroberte die Welt, bevor er
32 Iahre alt geworden war. Vielleicht hätte er dies früher fertig gebracht, wenn er
kein Bier getrunken hätte, aber Sie tun gut, jedes Risiko zu vermeiden.'
Allein sofort waren die Alkoholgegner auf dem Plan. Der „Bund zur
Unterdrückung der Wirtschaften" ließ neben diesem Plakat ein anderes mit
folgendem Tert aufhängen:
„Alexander der Große starb im Alter von 32 Iahren an de nFolgen
von Trunkenheit und Ausschweifungen. Sie tun gut, jedes
Risiko zu vermeide n."
In vielen Teilen Nordamerikas hat sich ein förmliches Muckertum
der Alkoholgegner ausgebildet. Besonders arg ging es vor etwa
10 Iahren im Staate New Iersey zu. Dort erteilte das Parlament den
Stadtverwaltungen die Befugnis, Ausschüsse zu ernennen, um die Ursachen
der Trunkenheit zu untersuchen. Ieder dieser Ausschüsse sollte das Recht
haben, den Wirten eine Liste der Trunkenbolde zuzustellen
sowie der Personen, die durch den beständigen Genuß geistiger Getränke
„wahrscheinlich Trunkenbolde werden"; ferner den Wirten zu verbieten,

an Trunkenbolde oder solche, die es „wahrscheinlich werden würden", geistige Getränke zu verkaufen. Der Trunksucht-Schnüffelei wurde damit Tür und Tor geöffnet.
Ein Methodistenpfarrer in New Pork machte allen Ernstes den Vorschlag: man solle durch Gesetz bestimmen, daß jede Wein-, Bier- und Schnaps-flasche ein Giftschild tragen müsse mit dem roten Totenkopf und der Auf-schrift: „Alkohol'ist Gift". In mehreren Einzelstaaten war der Antrag ge-stellt worden: vor jedem Gasthaus, wo nur ein Tropfen Alkohol verschenkt werde, solle eine rote Laterne mit der Aufschrift „Danger!" (Gefahr!) hängen; was freilich die Herren Trunkenbolde sicherlich nicht von dem Besuch abhalten würde.
Geradezu lächerlich war es, wenn man in der Eisenbahn durch ein Gebiet fuhr, wo ein trockener Staat auf einen feuchten, oder gar eine trockene Grafschaft auf eine feuchte folgte. Der nichts ahnende Europäer wird an solcher Stelle dadurch überrascht, daß der bedienende Neger wie von der Tarantel gestochen auf ihn losfähn und die vielleicht soeben erst entkorkte Bierflasche ihm entreißt. Da das Reibungen mit den Passagieren ergab, hier und da auch der Bartender vielleicht in einer „nassen" Grafschaft den Korken nicht rechtzeitig aus einer Flasche entfernen konnte, damit der Durstige seinen Wunsch erfüllen konnte, bevor der Zug in die nächste trockene Grafschaft einfuhr, so waren die Eisenbahngesellschaften beständig in Gefahr, von Alkoholgegnern wegen Übertretung der Vorschriften angezeigt zu werden und alsdann einige Hundert Dollars Strafe zahlen zu müssen. Der Ausschank geistiger Getränke wurde daher in manchen Staaten von den Eisenbahnen ganz eingestellt; was indessen nur zur Folge hatte, daß die altehrwürdige amerikanische Einrichtung der „H üft e n t a s che n fl a sch e" großen Auf-schwung nahm. Nun müßte erst wieder die Gesetzgebung und zwar die jedes Einzelstaates eingreifen, um ein neues Gesetz gegen das Trinken in der Öffentlichkeit zu erlassen.
Dieser Schwierigkeit glauben die Alkoholgegner nun durch das vollständige Alkoholverbot für das ganze Land die Spitze abbrechen zu können. Indessen wird abzuwarten sein, ob es wirklich gelingt, was bisher noch niemals fertig gebracht wurde, nicht nur den Trunksuchtsteufel, sondern auch den unschäd-lichen Genuß bescheidener Alkoholmengen völlig zu unterbinden. Es gibt Sachkundige, die behaupten, das Ganze werde ein Schlag ins Wasser sein, und nur eine neue Hochflut jener Zivilisationsheuchelei hervor-rufen, in der es vielleicht nur wenige Bundesgenossen in der Entente mit den Amerikanern aufnehmen können.

O. PH. Neumann die geistesgeschichtlichen Srunö-

vr. Otto Philipp lleumann:

die geistesgeschichtlichen Grunülagen ües heutigen Proletarismus.

Wenn man die geistesgeschichtlichen Grundlagen des vielgestaltigen Proletarismus unserer Zeit, der verschiedene Namen trägt, Spartakismus, Anarchismus, Kommunismus, Bolschewismus, Syndikalismus usw., zurückverfolgt, so kommt man bis auf Plato. Manche wollen in der Umsturzbewegung unserer Tage gar keinen Geist sehen, sie sehen lediglich eine materielle Bewegung darin als Folge des Hungers und Elends, noch andere betrachten den Zustand als Massenpsychose. Aber es ist nicht zu leugen, daß der Proletarismus als solcher, um mit diesem Namen die modernen Bewegungen zu kennzeichnen, auch von Gedanken regiert wird. Ganz richtig betont Rudolf Steiner die Wichtigkeit der proletarischen Gedankenwelt. Daß in den Gedankengängen Utopien und Widersprüche mitlaufen, wer wüßte das nicht, aber vielleicht wurzelt die Tragik, die in den Lösungsversuchen der sozialen Frage zutage tritt, grade im Mißverstehen der wahren proletarischen Bestrebungen, die allerdings eine große Mannigfaltigkeit zeigen, sodaß man die einzelnen Spielarten des Proletarismus trennen muß. Aber das Gemeinsame zeigt sich darin, daß jede Abart sich dagegen wehrt, sie sei Utopie. Der heutige Proletarier ist klassenbewußt, d. h. er will das Verhältnis seiner Klasse zu den anderen Klassen zur Geltung bringen. Das sind alte geistige Gegensätze, die weit zurückreichen. So hat auch der heutige Proletarismus seine Traditionen. Er übernahm dieses Erbgut aus alter Zeit. Auch der Proletarismus hat seine Ideologie. Das wird beim Übertonen der realen Forderungen oft vergessen. Es sind nicht bloß politische Machtfragen und Wirtschaftsimpulse, es handelt sich auch um Vorstellungen rein geistiger Art. Viele mögen das belächeln und als graue Theorie abtun. Aber in Wahrheit ist die heutige proletarische Bewegung einer Gedankenbewegung entsprungen, welche die bürgerlichen Klassen heute schwer verstehen. Das heutige Proletariat hat sich zum Teil vom einseitigen Marrismus abgewendet, weil dieser nur eine ökonomische Theorie bildete und in der Tat das Ideale vermissen läßt. Der alte platonische Gedanke, dqß die Idee der Gerechtigkeit als Urkraft gesunder sozialer Entwickelung anzusehen ist, erschien Karl Marr, wie D. Bischoff in seiner „Sozialisierung des Geistes" sagt, als ein lebensfremdes Truggebilde. Aber der heutige Proletarismus sehnt sich nach einem höheren Geistesleben. Man weiß in proletarischen Kreisen bereits, daß der Materialismus und auch der Monismus die Welträtsel nicht löst, dem man Idealismus zuweisen will. Es hat sich im modernen Proletarismus die Ueberzeugung gebildet, daß es geistige Kräfte sind, welche die Welt regieren. Und diese

Tatsache, auf die Rudolf Steiner aufmerksam macht, die auch A. Horneffer bestätigt, führt auf die geistesgeschichtlichen Wurzeln zurück, so viel Widersprechendes auch in der Bewegung liegt. Platos Idealstaat und seine Gesetze enthalten schon sehr vieles, was heute auch gewünscht wird. Plato sagt selbst, daß der Idealstaat nur für Götter und Gottsöhne sei, deshalb müsse man auch einen erreichbaren Staat danebensetzen. Der religiöse Kommunismus geht auf die ersten Christen zurück. Aber auch bei Plato finden sich kommunistische Züge. Trennend wirkt nach Plato der Besitz, die Familie, der Beruf. Der Satz: freie Bahn dem Tüchtigen findet sich schon bei Plato. Im Idealstaat herrscht die Weibergemeinschaft, das Gemeinwesen der Gesetze ruht auf der Einehe. Der Idealstaat hat eine Art von Staatsreligion, einen geläuterten Gottesbegriff mit unpersönlichem Unsterblichkeitsglauben. Aristoteles ging einen anderen Weg. Er ging nur von den Tatsachen aus. Einer der ältesten Vertreter des Anarchismus ist Zeno. Platonische Ideen haben ihren Zug über die Erde gehalten, sie stehen immer wieder auf und nehmen neue Formen an, so bei Lassalle, Rousseau, Pestalozzi. Die Staaten sind zerfallen, die Ideen leben. An die Volkskämpfe im alten Rom brauchen wir nur zu erinnern. Proletariat und Staatsorganismus lagen in schwerem Kampfe.
An der Schwelle der Neuzeit zeichnet Thomas Morus in seinem Staatsroman Utopia das vielbesprochene Idealbild eines Staates völliger Gleichheit. Die Arbeitslosenbewegung findet sich dort schon besprochen, wie die Kriegsbeschädigtenfürsorge, Staatsmonopol, Gewinnsucht der Reichen werden kritisiert. Die Wissenschaft wird in Ehren gehalten, die Utopier haben volle Religionsfreiheit, aber sie glauben an einen geistigen, die ganze Welt erfüllenden Gott, an eine sittliche Weltordnung und an die Unsterblichkeit der Seele. Es gibt keine zwiefache Moral der Geschlechter oder der Besitzenden und Besitzlosen. Iede sieht nach dem gemeinsamen Besten. Das Privateigentum ist nach Morus der Grund alles Übels. Morus ist einer der viel verspotteten Ideologen, auf den sich der heutige Proletarismus bezieht. Denn aus seinem Hauptwerk ist die reiche Literatur herausgewachsen, die oft in spielender romanhafter Form, aber oft mit Ernst das soziale Problem behandelt und bis in die Gegenwart heranführt. In Italien schrieb der Mönch Campanella im Kerker seinen Sonnenstaat. In den Rosenkreutzern stellte I. V. Andreae einen Idealstaat auf. Vairasse schlug 1677 zuerst den achtstündigen Arbeitstag vor. Es werden von ihm kommunistische Ideen empfohlen. Vieles davon ist in spätere Schilderungen übergegangen, so hat Defoe im Robinson Crusoe eine Reihe von älteren Gedanken verwendet und Bellamys bekannter Rückblick aus dem Iahre 2(XX> fußt auf früheren Betrachtungen. Geistesgeschichtliche Wurzeln finden sich bei Rousseau. Aber auch er geht im ^antrat social auf alte Quellen zurück. Auch er legt die Summe der Schäden der Gesellschaft auf das Eigentum. Den Zweck des Gesellschaftsstaates erblickt er darin, eine Form zu finden, die durch die gemeinsame Macht die Person und die Güter eines jeden Teilhabers verteidigt und schützt und bei der doch ein jeder, indem er sich allen

verbindet, nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt, wie bisher. Rousseaus politisches Ideal gab der großen französischen Revolution die Richtung. Die Gesetze der Arbeitsteilung gehen auf Adam Smith zurück, die Bevölkerungstheorie auf Malthus, die steuerpolitischen Ideen auf Ricardo, die Industrieverhältnisse auf Cobden. liberall finden wir alte Beziehungen bis zur Gegenwart. Die neueste Nationalökonomie ist durch sie wieder angeregt und gefördert. So hat Lassalle sein Lohngesetz auf diesen alten Theorien und Gedanken aufgebaut und auf den Ideen von Rieardo und Smith beruht die Lehre von Karl Marr über den Satz, daß nur die Arbeit Werte schafft. St. Just und Babeuf wollten die Republiken von Plato und Morus leibhaftig auferstehen lassen und entwickelten einen romantischen Kommunismus, Saint-Eimon entlehnte seine Ideen alten Quellen, seine Schüler schufen aus seinen Gedanken ein System, das über Fourier und Cabet zu Comte führt. Schon die Simonisten wiesen darauf hin, daß die Unfreiheit des Arbeiters durch politische Befreiung allein nicht beseitigt werde. Die Revolution habe das größte Privilegium unangetastet gelassen, das der Geburt: das Elend sei erblich. Deshalb muß das Erbrecht abgeschafft werden. Hier sehen wir die Anfänge des Staatsfozialismus. Die Lehre von der Befreiung der Frau geht auf Enfantin zurück. Fouriers Phalansterium ist eine agrarisch-gewerbliche Idylle. Eigenartig ist die Lehre Proudhons. Auch in Fichtes geschlossenem Handelsstaat kehren frühere Gedanken wieder. Die Bodenreform geht auf Thomas Spenee und Ogilvie zurück. Karl Marr entnahm sehr viel von Owen, der in geistiger Beziehung gestand, daß es mehr Wert habe, auf die Menschheit in geistiger Beziehung einzuwirken, als durch die Praris. Grade Owen hat sich um die geistige Bildung besondere Verdienste erworben. Weitling, der erste deutsche Kommunist, schließt sich an Owen an, der ilm als den talentvollsten und mutigsten deutschen Kommunisten begrüßt. Das berühmte kommunistische Manifest hat viele Anklänge an frühere Gedankenwelten, ebenso wie das Erfurter Programm vieles aus dem Manifest wiederholt. Die Ideen der Anarchisten gehen bis auf Rabelais zurück. Godwin erwartete alles von der vernünftigen geistigen Entwickelung, vom sittlichen Fortschritt. Stirner und Nietzsche lehnen sich an Proudhon und Ree an. Auch die Syndikalisten knüpfen an früheres an. L. Stein nennt die Utopisten die Romaneiers der Völkerschicksale. Von den Selbstgesprächen Mark Aurels bis zur Gegenwart ist ein langer Weg. Vieles geistige wiederholt sich. Von den glücklichen Inseln bis zum Zukunftsstaat überall geistige Bewegung analeger Art. Es ist ganz richtig, wenn wir von einer notwendigen Sozialisierung des Geistes sprechen. Auch in das Bild des sozialistischen Zukunftsstaates werden idealistische Züge hineingewoben, spricht man doch vom kommenden Reich der Liebe und Brüderlichkeit. Es liegt die Sache heute so, daß der Idealist nicht mebr als komische Figur gilt. Viele Vertreter des Proletarismus suchen nach dem Gemeinschaftsgeist, nach dem Sinn des Lebens, den Tolstoi wollte: das Gottesreich auf Erden errichten und die egoistische haßgewollte gewalttätige Lebensauffassung

durch eine liebevolle brüderliche ersetzen. Das sind alte Wünsche, die bis auf frühere Ideen zurückgehen. Normen gibt es da nicht, die Norm ist ein Ideal, in der Praris wird es ganz anders und bis zum freien Volk auf freiem Grunde ist es noch weit. Und doch wird die Theorie von einem wahren geistigen Zukunftsstaate und seinem Bau, der einer sittlichen Weltordnung entspricht, nicht aufhören, die Menschen zu beschäftigen. Auch für den Proletarismus wird das Menschentum das Höchste sein, was es gibt. Wir haben kein Recht, dem Proletarismus seine Geistigkeit abzusprechen, wenn wir auch in der Praris anderer Ansicht sind. Es liegt doch in den geistigen Ideen, die wir kurz zurückverfolgten, ein kosmopolitisch-univer-salistisches Ideal, wonach alle Menschen sich als Bürger eines Staates erkennen und sich unter der Herrschaft der Vernunft als eine Herde fühlen. Ideale Ge-danken sind oft die Bahnbrecher realer Entwickelungen. Von bloßer Philan-thropie und Weltbürgerei ist die heutige Sozialpolitik nicht mehr beherrscht. Man stellt sie heute auf Tatsachen und doch darf neben der politischen und wirtschaft-lichen Seite die geistige nicht unterschätzt werden. Es ist ein weiter Weg von dem Sozialismus, wie ihn Diderot in seinen Briefen anschnitt, bis zur Arbeiterschutz-konferenz 1905. Die geistesgeschichtliche Entwickelung des Proletarismus zeigt eine Renaissance, eine Wiedergeburt. Zwar bat sich das Rousseausche Märchen von der Gleichheit aller, dem Nietzsche seine Herdentiermoral entlieh, als Mytho-logie entpuppt, wie L. Stein sagt, denn stets werden, auch bei durchgeführter Teilung, doch die Besten und Leistungsfähigsten herrschen, aber der Gedanke geht doch bis in die Gegenwart hinein, der seine Wurzel im 18. Iahrhundert als Aristo-kratie der Tüchtigkeit hatte. Der Gegensatz zwischen Individuum und Gattung läßt sich eben durch die ganze Geschichte der Menschheit verfolgen. Soll nun das werktätige Volk, die Arbeitermasse, die sich für die verschiedenen Formen des Proletarismus entscheidet, an der Herrschaft teilhaben, so ergibt sich daraus die Schaffung einer Arbeiteraristokratie. Sie läßt sich nicht aus dem Boden stampfen und sie muß eine geistige Entwickelung haben. Sie wird ihre eigene Ideologie sich schaffen müssen und wird an früheres anzuknüpfen haben. Ie geschulter, sittlichgeadelter und ästhetischgeläuterter sie ist,desto mehr wird sie dieVerelendungs-theorie fallen lassen. Auch der Proletarismus braucht ein soziales Ethos. Nur sozialpädagogische Werte können ihn als wertvoll für die menschliche Gesellschaft machen. Nur darf das soziale Problem nicht Parteisache sein. Dann erst können wir mit Herbert Speneer, darauf Comte fußt, von einem evolutio-nistischen Optimismus sprechen.

Die kurze Skizze zeigt, daß die geistesgeschichtlichen Wurzeln dessen, was man mit dem Sammelnamen Proletarismus bezeichnen kann, weit zurückreichen, daß vieles Soziologische sich ähnelt, daß bestimmte Gesetze sich nicht aufstellen lassen, daß aber der geistige Zusammenhang der Menschheit nicht verloren ist, sondern sich entwicklungsgeschichtlich weiterbildet. Auch in der Geschichte der Soziologie, wie wir sie L. Stein verdanken, fehlt es nicht an Entgleisungen und

Auswüchsen, an Utopien und Phantasmen. Das zeigt auch die Gegenwart. Aber die geschichtliche Erfahrung überzeugt uns auch davon, daß die nach „gesellschaftlicher Idealität verlangenden seelischen Bedürfnisse im Leben der Völker" doch den Wert darauf legen, sich zu einer moralischen Macht zu entwickeln, welche alle antisozialen Neigungen und Strebungen in Zucht nimmt. Der Ekel vor der Werrohung regt sich doch schließlich. Auch der heutige Proletarismus wird nach Reinheit und Geistigkeit Hunger verspüren. Wenn jeder Deutsche zur geistigen Sozialisierung beitragen würde, so könnten wir aus der Zeit der gegenwärtigen Wirrnisse Wegweisung und Aufrichtung gewinnen zu einer Zukunft, die uns zu besseren Zeiten führt.

Max Hochüorf:

Ein Mitbegrünüer ües europäischen Geüankens.

Fürst Karl v. tigne.

Während wir inbrünstig den neuen Geist suchen, der, einem irdischen Diener und Arzte gleich, die Zukunft der heute noch sehr kranken europäischen Seele heilend befördern und förderlich heilen soll, können nicht nur die denkenden Männer der Gegenwart angerufen werden. Europas Seele, die nicht mehr in ihrem altertümlichen Erdteil eingeschlossen bleibt, sondern auch mit sehnsüchtigem Arm zur Pampa amerikanischer Rothäute und Mischblüter hinübergreift und nicht einmal vor den kraushaarigen Negerzwergen des Kongobusches oder den mit Vogelstimme begabten Urweltanwohnern der Südsee Halt macht, will sich nicht minder an Weisheitsbornen der Vergangenheit erquicken.

Noch ist sie verworren, diese europäische Seele unserer Zeit, noch ist ihre Zärtlichkeit überdröhnt von dem Nachhall des eben erst verstummenden Kanonendonners. Noch ist sie besudelt, diese europäische Seele unserer Zeit, weil zu viel Vlutstrom mehr als vier Iahre tagtäglich bis in ihre geheimsten Falten und Rinnsale hineingewaschen hat. Aber schon spürt sie einen Frieden, der nur ewig sein darf. Schon rüstet sich diese erwartende Europaseele zu einer Freudenermunterung, die nicht überschwenglich, aber höchst erfrischend sein wird. Und da die Sorge für die allernächsten Sekunden und Minuten leis vernehmbar abschmilzt, schrecken die erlösten Geisteskräfte nicht mehr vor Lustwanderung und erbaulichem Abenteuer zurück. Wo dann entdeckt wird, daß ein angenehmer, sehr verlockender Kolonistin der Republik der europäischen Geister, ein freundlicher Herold des goldenen Feiertagswortes, ein zierlich ernsthafter Mahner für die allzu Heiteren, ein tröstend frohsinniger Erlöser für die allzu Ernsten, kurz, ein vielfach genialer Kopf schon

Geüankens. Fürst Karl v. tigne Mar Hochüorf
anderthalb Jahrhunderte vor unserer heutigen Niedergeschlagenhert und Wieder-
aufrichtung gedankensäend und fruchtbar gelebt hat. So fruchtbar, daß er
zum vornehmen Mitschöpfer jenes Gedankenkreises ernannt werden darf, den die
bescheiden stolzen Zersprenget der europäischen Borniertheit, das heißt alle auf-
richtig zerknirschten und gleichzeitig aufgebäumten Opfer diefes Weltkrieges, um
die gesamte Menschheit schmieden möchten.
Natürlich wurde dieser Mann, der belgische Fürst Karl Ioseph von
Ligne, geboren, als die Blumen des Gartens und die Pflanzen des Feldes
vom Frühling gerade den belebenden Duft und jeden ernährenden Sproß
empfinden. Es war im Mai 1735. Natürlich warf es ihn auf das Totenbett, weil
er sein bald achtzigjähriges Greisentum verachtete, um auf frostiger Winteiflroße
die Schönheit einer jungen Frau barhäuptig zu verehren. Es war im Dezember
1814 zu Wien, als der europäische Völkerbund begründet werden sollte, der aber
ein Bund eigensüchtiger Fürsten wurde. Da der Wiener Kongreß zu viel tanzte,
kam die Befreiung der seufzenden Erde nicht vorwärts.
Aber der Fürst Ligne machte sich anheischig, sogar im Verkrüppelten und
Verstümmelten die gleiche, unsterbliche Seele nachzuweisen, die einstmals das
hellenische Genie des Prariteles beherrschte. Er war ein besonderer Kopf, er
war ein eigentümlich kostbares Herz, dieser Fürst, der selber von sich sagte, er sei
zu toll für die ernsten Leute, zu ernst für die tollen, zu freimütig für die wohl-
gesitteten, zu wohlgesittet für die freimütigen, zu kühn für die Frömmler, den
ungläubigen Leuten zu fromm. Denkende Männer von derartigem Gleichgewicht
wurden in jedem Iahrhundert etwas geschmäht und geschmälert. Man liebte
immer nur die groben Tribunen, die nicht rätselhaft waren, und konnte sich vor-
läufig nicht daran gewöhnen, in Karl Ioseph Ligne mehr als einen unterhaltsamen
Plauderer zu bewundern. Man merkte noch nicht, daß dieser Mann trotz seines
sehr bewegten Reise- und Soldatendaseins stets drei Tagesstunden erobert hatte,
die er dem Grübeln über Sittlichkeit, Staatslehre und jenen weiten Gedankenkreis
widmete, der von der Liebe bis zum Tode reicht. Dabei nannte er sich einen
Franzosen in Osterreich und in Frankreich einen Österreicher. Er bemühte sich
um das polnische Bürgerrecht. Und war er zum Scherz aufgelegt, dann dröhnte
er sich selber als Halbgermanen, als Bataver und Belgier, als Teutonen und
Barbaren aus; dann rühmte er sich auch, durch Enkelkindschaft an Widukind und
Karl den Großen gebunden zu sein. Das ist ja ein buntes Farben- und Rossen-
gemisch in diesem Wallonen. Fast ganz West- und Mitteleuropa hat ihn gezeugt,
fast ganz Osteuropa, der Paß- und Steppengang zum Orient und die phantastischen
Gewässer Halb-Asiens haben ihn erzogen. Wirklich, er durfte sich schon um 1800
einen Europäer nennen. Wirklich, er war ein wichtiger und würdevoller Mit-
schöpfer aller Gedanken, die ein Iahrhundert nach ihm erst in das schwer leidende,
kriegsmüde, ruheersehnende Haupt der aufgeklärten Europäer hineinbrannten.

Er wußte, das Reich der Hölle ist allein das Reich der ungestörten Ordnung.
Nun liebte er aber einen anmutigen Wirrwarr des Denkens, nun war er aber
ein Feind jeglicher scholastischen Verschnürung und akademischen Trockenheit.
Und weil er auf das einstige Himmelreich nicht sehr hitzig rechnete, blieb er fleißig
auf unserem merkwürdig nach der Sonne gedrehten und verdrehten Erdball,
den er dreifach verwandelt bewohnen wollte: als schöne Frau bis zu seinem
dreißigsten Lebensjahre, bis zum sechzigsten dann als berühmter Feldherr, von
da ab bis — —? als ein großer Kardinal.
Derartiger Wunsch zeugte von beträchtlicher Vielseitigkeit, vor allem auch
von der Gleichgültigkeit vor einer Verengung im festen Beruf. Schon der junge
Herr verkauft die Kleinodien, die ihm Ludwig XV. an die Brust und in die Tasche
steckt. Er geht zwar mit Eifer in das Schlafzimmer der Dame Pompadour, die
so dankbar ist, daß sie dem Verfertiger ihres Nachtstuhles eine Lebensrente aus-
setzt, aber er geht nicht aus Demut und im Untertanenpodagra. Er besucht die
Marquise als ein Aushorcher und Neugieriger, was gleichbedeutend mit einein
wirklichkeitliebenden Schriftsteller ist. All seine Gaben und Neigungen treiben
ihn zu diesem Beruf, der ein Übermaß der Unabhängigkeit und Enthaltsamkeit
erfordert. Er hat schon mit zwanzig Iahren jenes Tagebuch des Witzes, der Ein-
kehr und des Aufruhrs begonnen, das seine — „Lustpfade eines entfesselten Ge-
hirns" aufzeichnete. Wie er schon so vertraulich und willkommen im Herzens-
vorzimmer der Nussenkaiserin Katharina steht, daß er bis in das zarische Schlaf-
gemach nur noch einen kleinen Schritt zu machen brauchte, wird er flüchtig. Und
warum? Nicht aus Feigheit, nicht aus Überdruß an Gelagen und Edelleuten,
die zwar mit Iuwelen bedeckt sind, sich aber nach zuverlässiger Überlieferung im
Dreck, den Schweinen gleich, gewälzt haben. Nein, er will nur für einige Zeil
ein Einsiedler sein, sein Innerstes aufschaufeln und sich so tief erkennen, wie es
nur die aufrichtigsten Wahrheitsfreunde vermocht haben. Und in solchen Tagen
der Selbstbesinnung gelangt er zu einer sittlich-geistigen Ergriffenheit, die an
Erleuchtung dem Rousseau'schen Bekenntnis nicht nachsteht, die besonders noch
vor den Menschen unserer Tage ein sehr starkes und belehrendes Zeugnis der
seelischen Wahrhaftigkeit offenbart.
Er lag zur Übersiedelung ins Ienseits auf seinem letzten Prunkbette. Die
Töchter knieten neben ihm. Da lächelte der Sterbende und sagte mit schwacher
Stimme: „Was tut Ihr denn, Kinderlein? Ich bin noch nicht heilig! Haltet
Ihr mich denn fur eine Reliquie?"
Er kann keine Reliquie sein, die dem Staube nur ausgeliefert wird, weil nach
seiner schönen Selbstverräterei sein Herz immer dem Kopfe vorauseilt. Er ent-
setzt sich über das Trostlose in fast allen Sittenrichtern und ihrer Schriftstellerei.
Er ist ein Kämpe gegen die Lauen, die sich an keine ganze Wahrhaftigkeit ge-

trauen und da meinen, daß nichts auf der Welt in geschlossener Vollkommenheit vorhanden sei. „Nur die ewig Besonnenen sind die Toren, nur die kalten Menschen sind die Brandstifter!" Das heißt: Der Nomade in hundert Geistesbereichen lemt die schwankende Charakterlosigkeit verurteilen, sobald es um die Beantwortung der menschlichen Grundfragen geht, als da sind das Meischenleid und die Barmherzigkeit und das Gefühl, standhaft mit den Lebensdingen verbunden zu sein, und der Abscheu vor der Lügnerei, endlich auch die Angst, dem Menschenbilder ein Weh anzutun.

Man erstaunt kaum, daß die empfindlichen Damen baten, der Fürst möge ihnen mit seiner behenden Feder zu einem Sondergebet verhelfen, das sie jedem anderen Rosenkranz vorzuziehen dachten. Er liebte Nonnen und Prinzessinnen, die Tragödinnen der Pariser „Comedie", die Tänzerinnen im Possentheater, die italienischen Soprane, aber auch phanariotische Frauen, Zirkassierinnen und wallachische Schönheiten. Er verstand all diese Seelen und Seelchen. So konnte er auch den göttlichen Funken und das blässere Himmelslichtlein in ihnen entzünden. Wie fem er dem Zelotismus war, und wie behutsam er die aus zehntausend Sturmlöchern bedrohte, gebrechliche Menschheit richtete, das bekunde ein derartiger Gebets-, Weisheits- und Erfahrungsspruch: „Gott, Sohn Gottes, Gott der Christen, der Gesetzgeber, der Philosophen und Ärzte, wir danken Dir, daß Du die sieben Erbsünden erfunden hast!"

Wird der Priester auf der Kanzel schreien: „Das ist Lästerung"? Vielleicht. Doch des Menschen Tun braucht eben, damit es ohne Überheblichkeit und Gezeter eingeschätzt werde, auch den Philosophen und den Arzt. Diese beiden mögen bei dem Fürsten aufmerksam in die Schule gehen. Sie werden leichtlich bei ihm jene weltgewinnende Gelehrsamkeit entdecken, die nach der Beobachtung des scharfsinnigen La Harpe durch Lachen und Witz erst ihre bekömmliche Würze empfängt. Witz beflügelt und entfesselt den Menschen von der peinlichen Schwerkraft des Alltags. Ein zündender, schmetterlingsflattriger Witz kann darum wichtiger als ein gewichtiges Buch sein.

Der witzige Fürst löst mit einer hundertfach anmutigen Wendung eine der schwierigsten Fragen, die eine geräumige Bibliothek noch nicht gelöst hat, wenn er z. B. dcls Sätzlein hinwirft: „Warum keine Weltsprache schaffen, wo doch sieben Noten die Klangeslust der ganzen Welt befriedigen?" Oder: „Die großen Fehler zerstören ein Land. Und die großen Tugenden bauen es kaum wieder auf." Man fiebert beinahe in der Vorstellung, daß die Weltgeschichte von 1918 schon vor hundert Iahren durch ein so packendes Prophetenwahrheitswort verkündigt wurde.

Darum lohnt es sich wohl, die 34 Bände der „melan^eä niilitaireZ, litterllirez et 8entimentaireä" und die Vriefsammlungen und die nachgelassenen Schriften des Fürsten noch emsiger nach überraschenden Weisheiten zu durch, suchen, obwohl die Grammatiker, jene Mörderkaste, die pflichtmäßig eines Wortes

Blüte in der Folterkammer ihres Gehirns zerquetscht und austrocknet, herausgefunden haben, daß der Fürst eigentlich mit Rechtschreibung und ähnlichen Schulmeisterschaften nicht sehr vertraut gewesen ist.
Er schreibt an Rousseau: „Gleich Ihnen sind mir die Throne und Regierungen verhaßt!" Ist solcher Satz auch nicht als revolutionäre Raserei zu verstehen, so kommt ihm doch ein tüchtiger Schuß von Innigkeit zu. Derart redet ein Mann, der mit dem Säbel in der Faust groß geworden ist, der keineswegs vor Krieg und Schlachten zurückschreckt, sondern mit vielen Neigungen ein General ist. Doch was für ein General trotz allem! Einer, der den Abenteurergeist französischer und österreichischer Soldateska noch nicht überwindet, der zum Prinzen Eugen und Conde und dem Preußenkönig Friedrich II. als Schüler emporblickt. Das ist gewiß, aber es arbeitet aufrührerisch die Erwägung in ihm, daß es etwas Besseres und Höheres als das ruhmvolle Bluthandwerk gäbe. Er hat in seiner Feldherrnlaufbahn mannigfach Augenblicke erlebt, da er ganz und gar in die Gedankenwelt der Freunde eines ewigen Friedens auswandert. Nicht nur mit einer oberflächlichen Bemerkung und in einem Weihnachtstraum, sondern mit Ernst und Beflissenheit, mit Wucht und wurmender Überlegung. Er nimmt sich vor, den Streit zu schlichten, ob die Buchdruckerkunst oder die Kanone mehr fruchtbares Geräusch in die Welt gebracht habe; und er entscheidet zugunsten der Buchdruckerkunst, die aber nur gebraucht werden soll, um die Tugend zu feienr. Ist dieses nicht seltene Anrufen der Tugend bei einem Poeten von schlüpfrigen Geschichten nur eine traurige Wortspielerei? Nein, es ist nicht möglich, den unternehmungslustigen Versejockey zu schelten. Er verfügte über mehrere Seelenkräfte, die zugleich in ihm walteten. Er wurde nicht arm, er wurde vor allem nicht weniger beredt, da er heute die reine Sittlichkeit und die reinliche Politik anpries, um morgen mit seiner mutwillig sprossenden Reimkunst einer Dame zu gefallen. Kein Ofenhocker, kein vergilbter Fanatiker, auch kein hustender Herold der Verbitterung hat den vollständig altertümlich klingenden Säulenspruch geformt: „Das Glück hat Flügel und das Leid bleierne Füße." Nein, der Weltmann, der Wisseide, der tausendfach Erfahrene und Geprüfte redet so. Er verdient desto stärkeren Glauben darum.
Man glaube ihm auch, obwohl es vor mehr als hundert Iahren geschrieben worden ist, was er über den Versuch sagt, die Moral der Kriege zu rechtfertigen. Denn es klingt heute noch, als wenn es ein berufener Feind des Krieges ausgesprochen hätte: „Man verbreitet Ströme von Tinte und Blut. Überfälle, Metzeleien, Massenkundgebungen und Predigten werden aufgeboten. Zu gleicher Zeit werden Berge von Toten und Streitbüchern aufgestapelt. Niemand liest sie, aber man schlägt sich tot, damit sie gelesen werden!" Das alte Lied, das neue Lied, ewig das gleiche Lied das Lied von der Narrheit und Blindheit irr allen Kriegen! Gegen das Urübel des Krieges entdeckten die Heutigen noch keine andere Arznei als Karl Ioseph von Ligne. Er wünscht, daß der Weltgeist ver»

Seüankens. Mst ^^ y. ^n,. M^ Hochüorf
bessert werde. Er wünscht, daß man nicht mehr die gärenden Giftkeime des Hasses und des Heßens in den einzelnen Staaten und Hauptstädten zu freiem, vernichtendem Wachstum gelangen lasse. Was man heute Schulen der internationalen Kulturverständigung nennen würde, das ist sein Traum und Plan. Denn er schlägt vor, die Menschen sollten ihrem Vaterland nicht eingegliedert werden nach dem dürren und gefährlichen Zufall der Geburt, der Hauptzug einer Seele, der Hauptzug der Einzelseele und jener der Massenseele dürfe allein entscheiden. Die Heilung eines Geistes, der schon krank ist, bietet wenig Hoffnung. Bewahrt werden muß der Geist, der noch gesund ist, vor der Erkrankung. Das ist das A und O für den Einzelnen. Das ist aber Grundsatz und Hauptsache auch für die Gesamtheit. Das ist, was heute Volks- und Völkerpsychologie hieße oder noch besser Gesundheitslehre für die öffentliche Meinung. Wie schön, dieser Entwurf für eine Schule, in der Iünglinge aus aller Welt zu Staatsmännern erzogen werden sollen! Diese Schüler siedelt der Fürst in der alten Heimat des Selon und des Sokrates an.

Manches, was die begeisterten Freunde des Weltfriedens mit Kassenschranf und Milliardärslaune erbaut haben, wurde vom Weltkrieg zerbröckelt, vielleicht zerfiel es deshalb, weil nur das Scheckbuch, nicht aber auch die Seele und ihr treibender Geist geopfert wurden. Wenn e i n Gedanke nach dem Weltkrieg nicht in Verlust und Vergessenheit geraten darf, so ist es dieser Gedanke, daß man irgendwo an einem schönen Erdenpunkt Hochschulen einrichten muß, an denen die begabte Iugend des ganzen Erdballs, die weiße und die schwarzhäutige, die arabische und die indianische auch, nach gleichen, über die ganze Welt gültigen Lehrgrundsätzen in die Weisheit und Kunst des Regierens eingeführt werde. Wer die Menschheit liebt und nicht nur das vermauerte Stück seines Landee, der reiche nun dem tastenden Urschöpfer dieses Gedankens, der kein Traum zu bleiben braucht, mit Dankbarkeit die Schwurhand zum Ienseits hinüber! Wo soll die Menschheit zum wirklichen Leben gefestigt und herangebildet werden? Gebrauchen wir die Formel des Fürsten: „Nicht in Lateinschulen, sondern in Glücksschulen!"

Der Freund und Meister der Blumenkünste, der philosopbische Gärten anlegte, in denen jeder unsterbliche Träger unverschollener Weisheit sein beblühtes und von allen Regenbogenlichtern umzaubertes Tempelchen fand, spielte als Iüngling auf dem Liebhabertheater bald den Mars, bald den Apollo. Wie es aber geschah, daß der Mann die Rolle des eisernen Gottes schnell aufgab, um nur die Gewandung des weisen Olympiers anzulegen, das muß noch geprüft werden. Denn diese Prüfung wird eine Seele noch tiefer entdecken, die unserer Menschheit um die Kriegs- und Friedenswende 1919 wertvollste Führerdienste leistet. Karl Ioseph Liane, der Feldmarschall, dem es einstmals durchaus lustig

schien, wenn türkisches und anderes Orientalenkriegsvolk aus seinen Baumver-
stecken gleich den Spatzen heruntergeschossen wurde, ging als fünfundfünfzig-
jähriger Mann mit Leidenschaft in sich, also ungefähr in dem Alter, das nach dem
schon gehörten, ausgelassen verschleuderten Witzfeuerwerk die Abkehr zur Weisheit
des Kardinalslebens einleiten sollte. Darum muß man es den undankbaren Mo-
narchen, Kriegsministern, Kabinettsräten und sonstigen Schranzen der Wiener
Hofburg danken, daß ihnen der geistreiche General plötzlich mißfiel. Sie setzten
ihn zur Ruhe und auf mageren Ruhegehalt. Die Einkünfte aus den fürstlichen
Gütern wurden durch die Zeitläufte geschmälert oder gesperrt. Karl Ioseph,
der ehemals ganz Brüssel bewirtet hatte, war gezwungen, mit Gläubigern zu
verhandeln und seine Bilder zu verkaufen. Und da zerbricht er plötzlich das
„Götzenbild des Ruhmes", das seinem Herzen so teuer gewesen ist.

Diese schnelle Bekehrung sieht nur für ein kurzsichtiges Auge wie die Ver-
wandlung eines Enttäuschten aus. Sie ist aber mehr als das. Sie ist eine Fü-
gung, die mit der Unfaßbarkeit und mit dem, was man Schicksal nennt, geheim-
nisvoll verknüpft wird. Möglich, daß der Fürst bis zu seinem letzten Atemzug
ein lächelnder Ergrübeler der genialsten Kriegs- und Mordkunst geblieben wäre,
wenn die gekrönten Verteiler der Würden und Ordensbänder und Ehrensäbel
so lange zu ihm gehalten hätten. Wen die Götter hassen, den führen sie gern
bis zur Sonne empor. Die Götter haßten Karl Ioseph von Ligne aber nicht.
Sie hatten mit ihm Besseres im Sinn. Sie wollten ihn seiner Zeit ein wenig
in den Weg stellen. Sie wollten ihn seiner Zeit auch um einige Iahrzehnte vor-
ausstellen. Man muß sich schon in solchen moralisch mystischen Erwägungen be-
wegen, um nicht zu massiv, doch mit dem richtigen Maß der Freude die Seelen-
wandelung des eben noch so schlachtenlustigen Fürsten zu bestimmen, der be-
schließt, „keine Flinte mehr abzubrennen."

Dieses Sätzlein ist ein Gemisch von Laune und Ernst. Der Freund der
Frauen und der Freund des Krieges will eine klare und gleichzeitig eine versteckte
Sprache führen. Er ist natürlich viel zu nahe noch mit all seiner Zeit, mit ihren
Redebräuchen, auch mit der erotischen Rokokoberedsamkeit verbunden, um so-
fort merken zu lassen, daß er ein Opponent seiner Mitwelt wird. Er benimmt
sich noch als ihr Erponent, er gebraucht noch die Schminke, den Zopfstil, die
Schönheitspflästerchen und die Menuettschritte jener Gesellschaft, die dem Pariser
Schaffet entschlüpft und an der Donau ansässig wird. Mit einigem Herzweh
nimmt er Abschied von dem Feldherrnlorbeer und allen Spielzeugen, die unter
der Lorbeerbekränzung so verfübrerisch aussehen. Aber sein Lebewohl ist nicht
sehr heftig und schmerzend. Sagen wir es offen, ohne ein Verdienst zu schmälern,
das die Kriegsakademien gern ins Unsterbliche steigern möchten: Er war mehr
ein schreibender und diplomatisch tätiger Soldat als ein Säbelrasseler. Voltaire
und Rousseau spuken schon viel zu früh in seinem Gehirn, als daß er sich jemals
in den Gamaschengewohnheiten des zweiten Ioseph oder der lärmenden Zarin

Katharina sehr zufrieden gefühlt hätte. Und so haben Schicksal und Charakter zusammengewirkt, damit er zu seiner wahren Seele gelange, als ihm die kaiserlich österreichischen Hartschiere den Weg zu den Salons der Hofburg für eine Weile versperren.
Dann hat der Terror ausgetobt. Man schreibt 1796. Die Menschheit will nicht mehr Zersetzung, sondem nur Aufbau. Schon rumort das Geräusch jener Weltenmeinung, die wohl einem genialen Sohn des Volkes zur kurzen Welt-Herrschaft verhilft, die aber auch ihrem Standesgenossen mit Hast und wider-standslos allen romantischen Pomp eäsarischer Tyrannei überläßt. Gerade in diesem Augenblick offenbart sich die Hellsichtigkeit des abgesetzten Generals, der eigentlich ein Weltweiser ist, und der eigentlich nur in einer glänzenden Ver-mummung gelebt hat: Der rüstige Mann, der nicht mehr donnernd kommandiert nnd eindrillt, was ihm selber nicht minder dröhnend eingedrillt und einkom-mandiert worden ist, taucht die Feder ein und rühmt die Vorzüge der schwel-zerischen Republik und ihrer Bürger. Er tut das ebenso, wie es heute häufig die Staatsphilosophen getan haben, wenn sie die Qualenverworrenheit der kriegs-kranken Europa entlarvten und das beherzigenswerte Beispiel helvetischer Ge-sundheit und Schlichtheit feierten. Wahrlich, das ist eine Gedankenwandelung, die der Einkehr um 1919 höchlichst verwandt ist!
Ietzt dauert es nicht, mehr lange, daß Karl Ioseph von Ligne, der sein Ein-samkeitshaus auf dem Wiener Leopoldsberge rosafarben anstreicht, den Willen faßt, als Beichtender seiner Herzenseingebungen und Überlegungen vor der Welt so aufrichtig dazustehen, als wenn sein Innerstes vollkommen enthüllt würde — dem Leibe gleich. Sich geistig entkleiden — diese derbe Formel der Unbesonnenheit, die Mystiker und Apostel nicht selten liebten, wird des Einsiedlers Wahlspruch. Trotzdem behagt es ihm nicht, sich gewaltsam mit Grobheit und Diogenesgalle zu umzäunen. Im Gegenteil, er bleibt der Geselligkeit nach außen hin treu. Aber es soll sich zeigen, daß er einsam in sich, im tiefen Schachte seiner Gedanken und Träume ist und bleiben möchte.
Gewähren die Gläubiger Atemfrist und Geld, tröpfelt dies und jenes aus den nie mehr gesehenen Gärten und Gütern in die magere Kasse, geschieht endlich auch nichts von alledem, sondern treibt nur die Freude am Beglücken von Reich und Arm, am Verschenken, am Bewirten der Traurigen und Eintönigen, die erst durch einige Poularden und geladene Flaschen aufgeheitert und beschwingt werden, so erhellen sich im rosafarbenen Philosophenkäfig für einige Nachtstunden wieder die engen Stiegen und Stuben. Also behauptet ein Uneingeweihter mit Recht, des Fürsten Kern sei doch die oberflächliche Lebemannslaune? Nein, mit Unrecht! Solche Rückschwenkung ist nur die gar nicht bequem gezollte Steuer an die Vergangenheit. Zur Grundstimmung erweitert sich jene ständig wachsende, nur im Wort noch pendelnde und tändelnde Ergriffenheit, die sogar einmal zu dem Rufe hindrängt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Erkannt und be-

tont wird, daß in dem Günstlings- und Soldatenreich nur die Dummhert und Gemeinheit regieren und nicht minder die Unterdrückung de» wahren Mannetwertes. Wörtlich, wortwörtlich!
Es störte den Weisen nicht mehr, daß er manchmal von jungen Tanzscnönheiten britischer und sogar griechischer Zunge bei Maskeraden und Bällen überstolpert wurde. Er konnte einhergehen unter pokulierenden Prinzen nnd schmausenden Gesandten, er konnte an sie alle seine blitzenden Wortjuwelen vergeuden, er spann doch geheimnisvoll an den Gedanken weiter, die allein i h m gehörten. So sicher fühlte er sich in diesem Weisheitswesen, daß er keine Scheu empfand, auch manchmal zu den kleineren Alltagslebensdingen abzuschwenken. Er war ein Philosoph, aber er blieb auch ein Weltmann, und man versteht sein leises Erzittern, wenn er die Greisenschultern, die schon eingeschrumpft sind, an der Schulterüppigkeit seiner Hausmagd abmißt. Der Züricher Lavater hat einstmals, Almosen sammelnd, an der Peterskirchentüre gestanden, doch nicht auf die Geldstücke, sondern auf Zeichnung und Form der spendenden Hände nur geachtet. So sehr trieb den nach Menschenkenntnis begierigen Pfarrer der eingeborene Trieb. Der Fürst, der sich auf den Pfarrer beruft, sucht ähnliche, noch tiefere, für die ganze Welt und für ihn selber gültige Seelenkenntnis und Menschenkenntnis, die von den Händen und den Schultern ausgeht, aber in den Hirnschalen endet, indem er unter Clownskleidern und Königsmänteln und Priesterkutten und Soldatenwesten und spanischen Damenkorsetts maqisch die wahren Herzen enthüllt.
Er war tot, und Goethe dichtete für den einstmals gern getroffenen Gefährten vom Karlsbader Sprudel ein Requiem, das der Erdgeist und die Sylphen und väterliche und mütterliche Stimmen beleben, alles kunstvoll verschlungen, halb hellenisch und halb orientalisch aufgeputzt. Dem „frohesten Manne des Iahrhunderts" galt der Leichengesang. Hatte Goethe recht? Wirklich nur dem frohesten Manne, der als Sammler des Lebensmutes und ewig gespornter Ritter und Erbe ältester Ahnentüchtigkeit allein gepriesen wird? Wir kennen den Fürsten Ligne heute besser. Wir sehen heule noch, was unterhalb seines Gemütes ist, das in Karlsbad nur zu lächeln schien. Wir spüren heute, daß sich mehr als der Mund eines Witzboldes, eines unaufhörlich Verliebten, eines entzückenden Spiegelfechters, eines geschickten Schuldenmachers, eines erfindungsreichen Blumenzüchters, eines üppig perlenden Schwankerzählers verschlossen hat. All das Dunkle, hie und da Schattende, all das bisher Überblätterte oder kaum Beachtete verrät, daß Kampf in diesem Manne war, ringende Inbrunst und unterirdischer Vulkanismus, der die Oberflächlichen niemals brennt. Karl Ioseph Ligne sagt nicht nur, daß er geweint hat. Er hat es bestimmt getan. Man berechne aber,

bis zu welchem Grad der froheste Mann des Iahrhunderts hingeschmolzen sein muß, wenn die Tränen bei ihm locker werden!

In solchen Augenblicken blitzt dann plötzlich so ein biblisch erregtes, evangelistisch entzündetes Wort über seine Lippen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Verloren ist dieses Wort in des Fürsten fünfzigbändiger Heiterkeit nur für den Schwachsichtigen. Aber weil es überhaupt aufgelesen werden kann, zeigt es auf eine mächtige Sammlung hin, die den ergriffenen, tiefgerührten Einsiedler auf dem Leopoldsberge nicht selten beherrscht. Es gelingt ihm in solchem Augenblick, an die Urquelle des sittlichen Genies zu gelangen. Das ist ein seltsam gutes Schicksal. Und nach derartiger Erkenntnis wird erst deutlich, warum dieser Krieger bis in die Gedankenhoheit des ewigen Friedens hineinpilgert, warum er über die Erziehung des Menschengeschlechtes, iiber Verständigung der Völker und über das Grundbündnis, das Mensch mit Mensch zusammenbindet, Unsterbliches gesagt hat, das noch heute in uns wuchtig hineinklingt, das heute wiedererweckt und angetönt werden muß, wofern es in Vergessenheit geraten ist!*)

Frieürich Schraüer:

Robert College.

Zum bulgarischen Frieden.

Der älteste aller türkischen Friedhöfe im Weichbild der Stadt Konstantinopel liegt draußen am Bosporus auf weithin ausschauender Höhe, mitten in der vom Thymian duftenden Heide und vom sachlichen Ilergebüsch überwuchert. — Dort liegen die Kämpfer, die einst von der Burg Boghas-Kessen, die dort unten an den wild schäumenden Wellen der Meerenge 1452 gegründet war, auf die Hochebene hinaufgestiegen waren, um die vom Propheten seinen Gläubigen verheißene Stadt zu erobern. Die mit Flechten überzogenen grauen Steine tragen weder Inschriften noch Turbane auf ibrer Spitze. Namenlos schlummern die Toten dem jüngsten Tage entgegen.

Die Gegend führt den Namen „Schehidler" — die für den Glauben Gefallenen. Ehe sie gegen die Stadt zogen, hielten die reisigen Krieger Mehmeds II. auf der Berghalde in der Nähe eine große Gebetfeier. Der weite Platz, im Herbst mit hohen violetten Disteln bedeckt, ist noch heute als der „Gebetsploh" bekannt — „Dua Meidani". Von seiner Höhe aus sieht man um

') Ich bereite für die -europäische Bibliothek', die bei Max Rascher in Zürich erscheint, eine Auswahl der Ligneschen Schriften vor.

die Mittagszeit das Marmarameer im Süden in der Sonne glitzern.
Die ganze Natur ist voller Pracht und Verheißung, und das stille Derwisch-
kloster der Iünger Hadschi Bektaschis, das unter den dunkelen, rauschenden
Bäumen auf der Hügelkuppe in der Nähe träumt, hütet seit Iahrhunderten
alle die stolzen Überlieferungen des streitbaren Islams.
An der grauen Begräbnisstätte vorbei ziehen tief in den Kalkschiefer
der Devonformation eingeschnittene Pfade, von dichten Hecken eingezäunt. —
Sie haben eine uralte Geschichte, diese durch das Heideland laufenden gelben
Linien. Denn dort unten, wo das Vorgebirge des Hermes in die Strömung
des Bosporus vorspringt, fanden schon die Urbewohner dieser Gegenden
eine leichte Übergangsstelle über die Meerenge, die hier am schmalsten ist.
Ich nehme an, daß diese Furt zuerst und vor allem hier den Namen „Ochsen-
furt — Bosporus" trug. Wenn der Frühling in das Land zieht oder
wenn der Sommer der Regenzeit Platz macht, wandern noch heute die
nomadisierenden Zigeuner mit aller ihrer bunten Habe vorüber, um die
Meerenge zu überschreiten. Von dem Packsattel des Saumtieres kräht lustig
der Hahn herab und die Zigeunerdirnen schwärmen keck und herausfordernd
im Gelände aus. Dort drüben öffnen sich den „Kindern des Weges" die
blumigen Täler Asiens zwischen den waldumrauschten Hügeln Bithyniens
Und hier von dieser Stelle muß es gewesen sein, daß die Heere
des Großkö'nigs Darius, nachdem sie unten am Vorgebirge über die Brücke
gezogen waren, die ihnen der Samier Mandrokles gebaut hatte, in all ihrer
phantastischen Buntscheckigkeit den Marsch zur Donau gegen die Skythen
antraten .... Dort nach Norden hin zieht sich das thrazische Hügelland
mit seinen dunkelblauen Linien. Die Gestalten einer fernen Welt beleben,
wenn man hier in der Dämmerung vorübergeht, die jetzt so öde Heide,
und der laue Wind scheint uns die heroischen Töne der Perser des Aeschylos
an unsere Ohren zu tragen. Wir glauben in all seiner orientalischen Pracht
den Großkönig, den Achämeniden Darajavus, auf seinem steinernen mit Keil-
schrift beschriebenen Thron sitzen zu sehen, den man noch in späterer Zeit
im Tempel der Artemis zu Byzanz zeigte ....
Ein paar Schritt nur nach Osten und die ganze Szene ändert sick.
Von der Hügelkrone, auf der das Derwischkloster liegt, gleiten die Pfade
hinunter über eine Berghalde zur alten grauen Burg Bogas-Kessen. „Lämo-
kopion" nenr en sie die Byzantiner. Mit ihren zinnengekrönten Mauern sperrt
sie trotzig den idyllischen Talhang, der eher als ein Tummelplatz der Nymphen
als ein grimmiges Burgglaeis dienen könnte. So üppig grünend ist hier
der Rasenteppich und so lieblich rauscht der Frühlingswind in den Pappeln
und den Lorbeerbüschen. Die braune Hochebene liegt hinter uns und über
den Uferhügeln sehen wir aus den Zypressen und dichten Bäumen Land-
häuser herausragen. Da liegt auf trotziger Felsenhöhe das Tuskulum des

früh verstorbenen türkischen Dichters Tewfik Fikret — Aschian, das „Nest" genannt,
und daneben ein anderer großer grauer Haufen von stattlichen Gebäuden.
Wenn wir an einem Sonntag hier vorübergehen, sehen wir über dem größten
der Häuser die „Stars and Stripes" flattern, — das Banner der ameri-
kanischen Union. Das ist das amerikanische Robert College, das mit der
Sanktion des Staates von Massachusets hier gegründet worden ist, um das
Licht einer liberalen und christlichen Bildung im Orient zu verbreiten.
In der Geschichte des Orients spielt das Robert College keine unbe-
deutende Rolle. Es ist es von einem alles durchbringenden Hauche puri-
tanischer Religiosität umgeben, der mit den freisinnigen Lehren der Bekta-
schiderwische dort oben auf den Hügel von Schehidler eine eigenartige Ver-
bindung einging. Als ich im Iahre 1891 in Konstantinopel landete, war
der alte Scheich des Klosters Navi Baba noch am Leben, ein türkischer
Gentleman im besten Sinne des Wortes. Ich sehe ihn noch vor mir, den
schönen Greis, wie er auf seinem braunen Maultier in ebenfalls braunem
langen Abamantel zur Stadt ritt, um seine zahlreichen Freunde zu besuchen.
Denn die Bektaschi haben eine zahlreiche Anhängerschaft selbst in den höchsten
Kreisen. Sie sind Gottsucher wie alle Derwische und Freunde der Christen.
Und im Robert College lebten auch solche Gottsucher. Der Dr. Washburn,
der Präsident des College, und Schwiegersohn seines Stifters Dr. Cyrus
Hamlin, war ein solcher. Ich glaube, er war Kongregationalist und Unitarier,
ein Mitglied jener Sekte, die die Dreieinigkeit verwirft. — Der amerikanische
Theologe verstand sich daher ausgezeichnet mit seinem mohamedanischen
geistlichen Nachbar, Navi Baba. Denn beide glaubten an den einigen Gott,
„der nicht zeugte und nicht gezeugt ward." Bei den Amerikanern war seit den
Tagen, wo der Orientalist Mr. Browne, der Verfasser eines sehr geschätzten
Werkes über die Derwischorden, Dragoman der Konstantinopler Botschaft
geworden war, das Interesse an dem Mönchtum des Islams sehr stark.
Der Sohn des Scheichs, der eine Beamtenstelle im Finanzministerium be-
kleidete, ein stiller, liebenswürdiger Mann, hatte das Robert College als
Schüler besucht. Er versäumte keinen Sonntag den Besuch der Predigt und
sprach das Englisch von Boston sehr geläufig.
Das Robert College widmete sich in jener Zeit vor allem der Erziehung
des bulgarischen Volkes. Die Armenier kamen damals erst in zweiter
Linie und ganz zuletzt die Griechen .... Die Anstalt hatte sich um die
Befreiung Bulgariens durch die Erziehung seiner jungen befähigten Leute
wohl verdient gemacht. Und diese Erziehung war, was zugegeben werden
muß, stark und gesund. Man hielt sich nicht mit Nebensachen auf, sondern
ging auf das große Ganze aus. Ich erinnere mich noch an die primitiven
Klassenzimmer, an deren Fenster der Meerwind rüttelte. An Tischen fehlte es.
Die Schüler schrieben nach altorientalischem Brauch auf ihrem Knie. Auch

stand wohl die Methode nicht auf der Höhe. Trotzdem wurden die Schüler
mit den Grundsätzen eines modernen, demokratischen Staatswesens und der
christlichen Kultur bekannt. Sie wurden außerdem zum frischen, aktiven
Handeln erzogen und haben das auch in ihrem Vaterlande gezeigt. Das
College hatte infolge dieser erzieherischen Fähigkeit Beziehungen zu den leitenden
Staatsmännern Bulgariens, von denen einige in ihm herangebildet waren.
Als erster bulgarischer Lehrer wirkte damals der bisherige bulgarische Gesandte
in Washington, Panaretoff, ein wissenschaftlich vielseitig interessierter und
energischer Mann, der später eine ebenso schöne wie liebenswürdige Ameri-
kanerin heiratete. Neben ihm stand sein auf dem Lyzeum von Galata Serai
französisch erzogener Kollege Woikoff, ein großer Bewunderer Stambuloffs.
Den Iungtürken war Robert College ein Dorn im Auge. Sie verhehlten
nicht, daß ihnen diese an einem durch ihre Geschichte geheiligten Ort liegende
fremde Schule als ein Schandfleck erschien. In diesem Sinne ließ in
den achtziger Iahren der jungtürkische Publizist und Revolutionär Murad
Bey den Helden seines Romans „Tryfanda" sich aussprechen, als er
auf der Reise von Algier, wo er erzogen war, nach Konstantinopel auf
dem Dampfer von Warna kommend bei Rumili Hissar vorüberfährt.
Und trotzdem haben die Iungtürken es nie gewagt, die amerikanische
Anstalt anzutasten oder den wahrhaft glänzenden Aufschwung, den die
Schule infolge der ihr gemachten Zuwendungen nahm, zu unter-
binden. Das großzügige Unternehmen zwang ihnen Achtung ab, so sehr
ihnen auch der Schutz, den Robert College den Bulgaren, Armeniern und
Griechen gewährte, unangenehm sein mußte. Und als der große Dichter
Tewfik Fikrer es nicht verschmähte, die Professur für osmanische Literatur-
geschichte am College zu übernehmen, zog die Anstalt auch türkische Schüler
zahlreicher als bisher an. Sie war alles in allem genommen ein wirk-
sames Werkzeug, um das Verständnis und die Bewunderung für die angel-
sächsische Kultur unter den Völkern des Orients zu verbreiten, und gerade
deshalb, weil sie bemüht war, in großen, allgemein verständlichen Zügen
zu wirken. Dasselbe läßt sich sagen von dem amerikanischen Mädchen-Lyzeum,
das früher in Skutari bestand und dann auf eine malerische Stelle zwischen
Arnautköj und Kuru Tscheschmeh verlegt wurde. Aus ibm ging die geist-
und phantasievolle türkische Romanschriftstellerin Halideh-Edib Hanum hervor,
die ihre amerikanische Erziehung trotz ihres glühenden türkischen Patriotismus
nie verleugnet hat. Die Geschichte und der Geist von Robert College kann
auch für uns Deutsche belehrend sein hinsichtlich unserer Schulbestrebungen
im Orient. Man vergesse nicht, daß der türkische Boden ein wesentlich
demokratisches, freiheitliebendes Land ist, das für den deutschen Militarismus
und die deutsche Kriegsgeschichte weniger Verständnis hat als für den Kampf
eines Volkes um die Grundrechte der Menschen. Daher fanden die Amerikaner,

indem sie die großen Gestalten Washingtons und Abraham Lineolns ihren
Schülern vorführten, einen fruchtbareren und dankbareren Boden, als wir
gefunden haben mit aller unserer pädagogischen Weisheit und wissenschaft-
licben Tiefe.
Diese demokratische Erziehung, die Robert College gab, trat besonders
in den von den Schülern am „Commeneement Day", dem Schlußaktus
dee Schuljahrs gehaltenen Reden hervor. Da erklangen in der heißen Luft,
die draußen über den alten Grabsteinen von Schehidler ruhte und durch die
offenen Fenster wogte, in allen Sprachen des Orients die großen Worte
von Freiheit, Menschlichkeit, Fortschritt, Frauenemanzipation. Die behand-
schubten Hände der eleganten Türkinnen und Griechinnen klatschten frenetischen
Beifall. Ein deutscher Pädagog würde darüber den Kopf geschüttelt haben,
aber ganz mit Unrecht. Denn jeder von diesen braunen, frischen, bulgarischen
Jünglingen zog aus der Anstalt hinaus mit den demokratischen Idealen
in der Seele, und diese Gedanken verbreiteten sich von hier bis in die kleinsten
verlorenen Städte des Balkan und des Rhodope. Sie entzündeten die
Phantasie des jungen Armeniene und ließen selbst die junge Türkei nicht
unberührt. Daher stand es für mich seit langem fest, daß Amerika seine
bulgarischen Schützlinge und Zöglinge mit seiner mächtigerl Hand durch die
Tortur der Friedenskonferenz so ziemlich unversehrt lnndurchführen werde.

Prof. Dr. w. Kroll:

Unwersitstsreform.

Als die Wogen der Revolution noch boch gingen und das Alte auf
allen Gebieten je eher desto lieber gestürzt werden sollte, erschallte auch
sofort der Ruf nach einer Umgestaltung der Universitäten, die in weiten
Kreisen längst für verzopft galten. Was man da zu hören bekam, war
im einzelnen meist unausgegoren, oft auch von den selbstsüchtigen Interessen
derer diktiert, die in der akademischen Laufbahn nicht den gewünschten Erfolg
gebabt hatten, und bedurfte nicht der Widerlegung, da der ärgste Unsinn
sicr» bekanntlich immer selbst totmacht. Allmählich trat auch bier eine Klärung
der Lage ein und ernsthafte Vorschläge wurden laut, mit denen sich auch
die Universitäten selbst befaßten; unter ihnen hatten den größten Anspruch
auf Gebor die des damaligen Universitätsreferenten im Kultusministerium,
jeyigen Unterstaatssekretärs Prof. Nr, Becker, die zuerst in der „Allgemeinen
Zeitung" erschienen, jetzt auch in Buchform vorliegen (Gedanken zur
.ö o chs ch ulref o r m. Leipzig, Quelle K Mener. Mk. 2,75).

Wie immer in solchen Fällen hat man zweierlei zu unterscheiden: die allgemeinen Erwägungen und die praktischen Vorschläge. Iene können falsch und diese richtig sein, oder umgekehrt. Man wird es Becker Dank wissen, daß er die Dinge überall von hoher Warte betrachtet, mit der treuen Liebe des früheren Professors der Universität, aber auch mit dem klaren Blick des Verwaltungsbeamten für das, was veraltet ist und umgestaltet werden muß. Daß die allgemeinen Erörterungen einen verhältnismäßig breiten Raum einnehmen, ist nur natürlich angesichts der Erschütterung unseres gesamten Daseins, die uns alle veranlaßt, uns auf die Grundlagen unserer Eriften; zu besinnen und zu prüfen, was davon lebensfähig ist. Nicht Alles erscheint mir hier gleichwertig; ich hebe hervor, was allgemeiner Zustimmung begegnen wird.

Die deutsche Neigung zum Partikularismus macht sich auf den Universitäten im Vordringen des Spezialistentums geltend. Dieses zeigt sich zwar auch in anderen Ländern, gewinnt aber nirgends einen so starken Einfluß auf den Lehrbetrieb der Universitäten: das bängt, wie ich ergänzend bemerken möchte, auch mit dem Promotionswesen zusammen, über das bei einer ernsthaften Reform ein kräftiges Wörtlein gesagt werden muß. Die Einzelheiten machen sich zu sehr breit auf Kosten der allgemeinen Ausbildung, der vom Katheder herab dozierende Professor denkt zu leicht, er habe künftige Forscher zu züchten, während er dem Staat Beamte liefern soll. Die Fühlung zwischen Lehrern und Schülern ist im allgemeinen zu gering; die Abhilfe liegt (wie übrigens längst erkannt) in der Umkehrung des Verhältnisses von Vorlesungen und Übungen: wir brauchen mehr Dialog, mehr Abfragen, damit sich die Professoren nicht, wie jetzt so oft, über das Maß der Kenntnisse ihrer Hörer täuschen und über die Köpfe hinwegreden. Da aber manche hervorragenden Forscher wenig Neigung haben werden, sich mit Anfängern herumzuschlagen, so werden diese Übungen zum großen Teil Sache der jüngeren Herren sein; namentlich wird es nötig werden, die Zahl der Assistenten zu vermehren, wie das auch im Interesse des^akademischen Nachwuchses liegt. Darüber wird gleich zu sprechen sein.

Becker beklagt, daß die Universitäten und überbaupt der höhere Unterricht bisher zu einseitig den Intellekt ausgebildet und die Charakter- und Wissensbildung vernachlässigt habe. Er erhofft Besserung von einer politischen Hochschule neben der Universität, deren Wesensart ihm selbst nur in den allgemeinsten Umrissen vorzuschweben scheint. Ich möchte hier nur soviel sagen, daß die Universität als solche immer nur auf den Intellekt wirken kann (mit der höheren Schule ist es schon anders), daß sie aber hoffentlich immer einige starke Persönlichkeiten ihr eigen nennen wird, die ihren Hörern auch als Menschen vorbildlich sein werden.

Einschneidender sind die Änderungsvorschläge, die sich auf die Organisation
des Lehrkörpers beziehen. Da sind vor allem die Forderungen der E r-
traordinarien, die schon lange vor dem Kriege erhoben und von
einer rührigen Standesvertretung verbreitet worden waren: so hatte nicht
nur die Öffentlichkeit davon Kenntnis erhalten, sondern auch die Regierung
hatte da rauf Rücksicht genommen und durch eine unzulängliche Abschlags-
zahlung (Beteiligung an Rektor- und Senatswahl) zu helfen gesucht. Becker
schlägt ein Radikalmittel vor, die Umwandlung aller planmäßigen Ertra-
ordinariate in Ordinariate. Dagegen lassen sich zwei Bedenken erheben,
ein grundsätzliches und ein finanzielles. Ienes beruht darauf, daß im In-
teresse des Nachwuchses eine Ubergangsstufe zwischen Privatdozent und Ordinarius
wünschenswert ist, es muß nur eben eine Ubergangsstufe bleiben.
Dieses machte schon in Friedenszeiten zu schaffen, da der Finanzminister
gegen alle Besserungsvorschläge geltend machen konnte, daß man für die
bisherigen Bettelgehälter (2600—4800 Mark) ja immer genug Anwärter
gehabt habe, eine Änderung also unnötig sei. Ob das bei der jetzigen Geldnot
wesentlich besser werden wird, kann man füglich bezweifeln, zumal da die
Gehälter der Ordinarien doch einer Aufbesserung bedürfen werden und die
Umwandlung der Ertraordinariate in Ordinariate dann noch kostspieliger
wird als bisher. Aber zweierlei wird sich erreichen lassen: eine stärkere Be-
teiligung der Ertraordinarien an den Fakultätsgeschäften, wie sie manche
Fakultäten bereits unbedenklich durchgeführt haben, und eine Ernennung
der älteren Ertraordinarien zu Ordinarien in noch weiterem Umfange, als
es bereits vor dem Kriege üblich war.
Völlig verändern möchte Becker das Institut der Privatdozenten,
indem er ihnen allen auf 5—10 Iahre eine Besoldung garantiert; rücken
sie dann nicht in eine Professur auf, so sollen sie in einen anderen Beruf
übergeführt werden. Die Voraussetzung ist Beschränkung der Zahl und
„Objektivierung" der Habilitation, die nicht mehr von der einzelnen Fakultät,
geschweige denn vom einzelnen Fachordinarius abhängig gemacht werden
darf, sondern der Nachprüfung durch eine Kommission (in Berlin?) unterliegen
soll. Nun liegen hier zweifellos große Ubelstände vor, die ohne einschneidende
Mittel nicht gehoben werden können. Aber es muß doch gesagt werden,
was nicht bloß für diesen Punkt gilt: die Verhältnisse sind in verschiedenen
Fakultäten ganz verschieden, und wenn sich in der medizinischen Fakultät
in Berlin, die ich gerade hier absichtlich nenne, unhaltbare Zustände entwickelt
haben, so ist nicht einzusehen, weshalb die theologische Fakultät in K.
oder die juristische in M. das ausbaden soll. Die alte rmiver8ita5 liNerarum
eiistiert leider fast nur noch auf dem Papier, und mit dem geistigen Zu-
sammenhang ist auch der der Interessen locker geworden. Die Übelstände
ergeben sich ferner zum großen Teile nicht aus der Stellung des Ordinarius,

sondern aus der des Institutsleiters, der heute seine Untergebenen (auch Enraordinarien und Privatdozenten) fast völlig in der Hand hat und seine Macht bisweilen in unzulässiger Weise ausnützt; die Schwachen in wirksamerer Weise als bisher zu beschützen wird eine Hauptaufgabe der Regierung bilden. Im übrigen aber wird man vielleicht damit auskommen, die Zahl der Lehraufträge und Assistentenstellen, sowie der Privatdozentenstipendien, deren Betrag erheblich erhöht werden muß, zu vermehren; sonst läuft man Gefahr, auch das Gute und Segensreiche, das die bisherige Einrichtung des Privat-oozententums bot, zu vernichten. Daß die Stellung der älteren Privatdozenten durch eine Beteiligung an den Verwaltungsgeschäften der Universität befestigt wird, scheint mir eine billige und unbedenkliche Forderung.
„Keine Hochschulreform ohne Umgestaltung des K o ll eg g el d w e sens!" sagt Becker mit Recht. Es geht nicht an, daß der Professor in vielen Fächern ein Interesse daran haben muß, möglichst viele Stunden zu lesen, und auf diese Weise seiner Tätigkeit eine solche Ausdehnung gibt, daß er beim besten Willen in der einzelnen Vorlesung keinen Geist mehr von sich geben kann. Es geht nicht an, daß innerhalb desselben Kollegiums bei ungefähr gleicher geistiger Bedeutung und gleichem Fleiß Unterschiede der materiellen Stellung bestehen wie zwischen dem Erperimentalphysiker oder Iuristen und dem Sanskritisten oder Ägyptologen. Andererseits wäre es doch nicht klug, den Anreiz fortzuschaffen, der im Bezuge des Kolleggeldes liegt und der den einzelnen zu möglichst tüchtigen Leistungen anstachelt, um die Zahl seiner Zuhörer zu heben. So erscheint mir Beckers Gedanke, einen Mittelweg einzuschlagen und dem Einzelnen eine leidlich hohe Kollegeinnahme zu garantieren, durchaus glücklich. Dagegen überzeugt mich sein Vorschlag, die Studenten nicht die einzelne Vorlesung, sondern ein Pauschquantum bezahlen zu lassen, für das sie dann beliebig viele Vorlesungen hören können, nicht völlig; denn abgesehen von anderen Schwierigkeiten ist es eine alte Erfahrung, daß der Mensch nur das schätzt, was er bezahlt hat. So würde vielleicht der Student eine Vorlesung, für die er nicht eine bestimmte Summe hinter-legt hat, leichter zu schwänzen beginnen, als er das jetzt tut. Vielleicht ließe sich auch hier ein Mittelweg finden.
Vielleicht den schwierigsten Punkt bildet die Reform unseres Stu-dentenwesens, das in den meisten Beziehungen arg rückständig ist.
Das liegt hauptsächlich am Korporationswesen, das immer noch die Studenten-schaft beherrscht. „Die Korporationen müssen innerlich anders werden, wenn nicht der Riß zwischen akademischer und nichtakademischer Iugend zum Abgrund für unsere Gesellschaft sich erweitern soll." Dem kann man nur zustimmen; aber man darf die große und zäb? Tradition des Korporation»-lebens nicht unterschätzen, das in der Einrichtung der „Alten Herren" fest verankert ist; Dünkel und Partikularismus feiern hier wahre Orgien, von

demokratischem Geiste ist da auch nicht eine Spur. Anderseits ist auf diesem
Gebiet mit Gewalt und Härte wenig zu erreichen, da der deutsche Student
auf seine Freiheit pocht; von dem Streikrecht hat er in der scheinbar harm-
losen Form dek. Schwänzens schon immer Gebrauch gemacht und kann jeden
Tag den Universitätsbetrieb lahmlegen. So wird es auf diesem Gebiete
noch mehr als auf den anderen der Vorsicht bedürfen, und nur wer mit Schonung
und Liebe an das Alte herangeht, wird etwas Neues aufbauen können.

Heüwig Weiß-Sonnenburg:

dreitausenü Kilometer quer üurch China.

Erinnerungen einer Deutschen aus dem Iahre 1917.

Eines Tages war es nun doch soweit, und nach langem Hangen und Bangen,
nach Tagen voll Fürchtens und Zweifels bekamen wir von Peking die letzte sichere
Nachricht: „Beziehungen mit China abgebrochen."

Nun trat also die schon lange geplante Reise über Land ernsthaft an uns heran
und machte uns allerlei Kopfzerbrechen. Wohl hatten wir schon manche Reise
ins Innere Chinas gemacht, aber nun hatten wir zwei kleine Kinder im Alter
von neun Monaten und zwei Iahren, weit über dreitausend Kilometer
trennten uns von Schanghai, die Reise dorthin, quer durch China, dauert sechs
bis sieben Wochen!

Unsere Lage war nicht gerade angenehm. Mußten wir doch die stolze
Flagge unseres Konsulats einziehen und unser mit viel Mühe und Liebe
eingerichtetes Haus, den Garten sowie uns:r ganzes Hab und Gut hinter
uns lassen, neidischer Franzosen und Engländern zur Freude und, dauerte
der .Krieg noch lange, vielleicht zur willkommenen Beute. Mußten wir es
uns doch gefallen lassen, daß eine Horde chinesischer Soldaten — ver-
lumpter Polizisten — zwei Tage vor der Abreise in unser Konsulat
drang, nach Zeppelinen, U-Booten, Sprengstoffen und angeblich versteckten Ma-
schinengewehren suchte und schließlich stolz mit der ganzen Iagdausrüstung meines
Mannes, einer Pirschbüchse und zwei Schrotflinten abzog. Acht Tage — erst hieß
es 48 Stunden — hatten wir Zeit, unsere Reise vorzubereiten, unsere ganzen
Sammlungen und Einrichtungen so gut wie möglich zu verpacken; denn nur
das Nötigste an Kleidern und Proviant konnte auf der beschwerlichen
Uberlandreise mitgenommen werden. Am 21. März war alles geordnet, und
die Reise begann.

Es war Frühlingsanfang und der Garten lag da in der heißen Pracht der
Vünnansonne. Die Wicken hingen voll frohfarbiger Blüten und dufteten so lieblich.

Rot leuchteten die Kletterrosen, und leise wiegte sich der großköpfige bun'e Mohn. Die unsichere Zukunft vor uns, wurde uns doch etwas schwer beim Abschied ums Herz. Still und beklommen blickten uns unsere Freunde nach. Wie würde sich ihr Schicksal gestalten, wo sie ohne Schutz zurückblieben.
Unsere kleine Reisegesellschaft bestand aus sechs Europäern: Mein Mann, ich, die beiden Kinder, Fräulein F., die Pflegerin meiner Kleinen, und ein ehemaliger österreichischer Offizier, der mit uns die Reise antrat. Unser chinesischer Sekretär mit Frau und einer großen Anzahl von Kindern, eigenen und gekauften, ging ebenfalls mit. Daneben unsere vielköpfige Dienerschaft: Koch mit Kochjungen, Waschmann, Boy, zwei Mafus (Pserdepfleger) und eine Amah. Wir hatten für uns drei Sänften, je zu vier Trägern; zwei kleine Sänften für Koch und Amah; unsere drei eigenen Ponys und zwei gemietete für die Diener. Zwei unserer treuen Airedale-Terrier begleiteten uns. Mit uns ging eine Eskorte von 50 Mann, vom Militärgouverneur gestellt, uns zu bewachen und auch zum Schutz gegen Räuber. Das Gepäck, ReiseausrüstunZ, Verpflegung, besonders Milch für die Kinder, wurde von über 20 Ponys und Maultieren und etwa 50 Trägern geschleppt. Und all diese Menschen, bepackt, tragend und von anderen getragen, reitend oder Ponys treibend, all diese schwer bepackten Tiere, große schwarze Maulesel und kleine bunte Ponys, in langem Zuge eins hinterm andern hertrottend, bildeten eine lange, kaum übersehbare Karawane, — vom ersten Träger an, der die Last wohl abgewogen am Tragholz über der Schulter im raschen, wiegenden Schritt das Konsulat verließ, bis zum letzten störrischen Pony, welches, vom Mafu gehalten, immer wieder, und leider oft mit Erfolg, versuchte, (unsere armen Koffer!) die lang nicht mehr gewohnte Last in kühnem Ausschlagen vom Rücken zu schleudern. Die Spitze des Zuges bildeten zwei besonders stattliche, selbstbewußte Maultiere, geschmückt mit hellen Glocken und roten wippenden Wollpuscheln, wiesen den andern Tieren der Weg und versagten auf der ganzen Reise nicht einmal in ihrem Führerdienst. Es dauerte wohl eine balbe Stunde, wenn man im flotten Trabe diese Karawane überholen wollte.
Am Abend sammelte sich alles im großen Dorftempel, unserm ersten Quartier. Die Tiere — alles Hengste — wieherten, und kaum von den Lasten befreit, oder sogar noch beladen, stürzten sie aufeinander zu, bissen sich, stiegen hoch und schlugen sich, oder sie warfen sich auf den Boden, um den müden Rücken sich hin- und herwälzend zu massieren. Die großen braunen Mafus, barfuß, mit kunstvoll gewickeltem Turban, an Ohren und Handgelenken dicke Silberringe, hatten alle Mühe, mit den ungebärdigen Tieren fertig zu werden. Die Tragkulis waren schneller fertig. Sie setzten ihre Lasten hübsch nebeneinander auf die Erde, schneuzten sich in die Finger und spuckten aus, zogen sich dann die zerlumpten Kleider über die Oberkörper und machten, daß sie fortkamen in die Opiumhöhle oder zum dampfenden Abendreis. Unsere Begleitsoldaten hatten erst Appell im Tempelhof. Sie wurden gezählt, und dann hielt der Offizier eine kleine Ansprache an sie, in der er ihnen die

l>o!)e Aufgabe klar machte, die ihrer wartete: uns ja nicht aus den Augen zu lassen
und die Karawane mutig vor Räubern zu schützen! Darauf Abtreten, und die zu
Beginn der Reise noch sauber und ordentlich gekleideten Soldaten nahmen ihre
Decken und Kochtöpfe von den Maultieren und machten es sich unter den breiten
Eingangstoren bequem.
Auch wir waren müde, staubig und hungrig und schon von der ersten kurzen
Strecke recht mitgenommen. Es war kein vielversprechender Anfang gewesen.
Besonders für denjenigen, der mit dem neun Monate alten Baby, unserm Alic'chen,
in der großen geschlossenen Sänfte sitzen mußte. Und das war ich dieses Mal gewesen.
In einem Raume, in dem man sich nicht rühren kann, mit einem Kinde auf dem
Schoße, ist schon kein Vergnügen; aber wenn es durch die aufs Dach tropisch bren-
nende Sonne glühend heiß wird, garstige Fliegen sich einfinden, wenn man das
Kindchen trocken machen und ihm die Flasche reichen muß, welche Handlung bei-
gahe die ganze von vier Kulis getragene Sänfte zum Umkippen bringt, so ähnelt
eine solche Sänftenreise mehr einem Martyrium. Und schließlich brüllt das Kleine,
weil es sich bei seiner Zappelei in dem entsetzlich engen Gehäuse den Kopf ge-
stoßen hat. Wie ich da am ersten Abend ganz steif aus der Sänfte stieg, war ich
etwas niedergeschlagen. „Vier Wochen lang!" sagte ich mir. Und doch war unser
erstes Quartier noch beinah schön zu nennen. Ein großer, einigermaßen sauberer
Tempel, noch reichhaltige Vorräte aus Mnnanfu, ^^ Zimmer für uns Damen
und die Kinder im ersten Stock mit richtigem Dach, allerdings ohne Fensterscheiben.
Und die Kinder waren brav; tranken ihre Milch, die wir kistenweise auf Maultieren
mitführten, ließen sich ruhig in ihre chinesischen Lederköfferchen legen, die wir für
Liese Reise in saubere, tagsüber geschlossene Bettchen umgewandelt hatten, und
schliefen still und ruhig, trotz dem hohlen, nie aussetzenden Husten einer alten zer-
lumpten Chinesin, die hinter einem Bretterverschlag neben uns schlief.
Am nächsten Morgen früh um fünf Uhr ertönte das Trompetensignol der
Soldaten. Wir standen im Dunkeln auf, noch etwas verwundert, uns plötzlich
auf dem niedrigen schmalen Feldbett, auf schadhafter schmutziger Diele zu befinden,
und zogen bei trübem Kerzenschein die Kinderchen an. Dann kamen die Amab
und der Boy und packten, ehe wir recht mit Anziehen, Flaschenkochen und Kinder-
säubern fertig waren, alles in Kisten und Säcke. Der Koch stellte unten in der
Tempelhalle des großen, ernst blickenden Buddahs den heißen Kaffee und die Eier
auf den Tisch, wir tranken hastig, und fort ging es in den kühlen, herben Morgen
hinaus.
Nach drei bis vier Stunden Wanderns erwartete uns der vorgeeilte Koch
mit dem großen Frühstück: Huhn, Reis, Bratkartoffeln. Auch die Kulis aßen hier,
und weiter ging's bis gegen Abend. Alle ein bis zwei Stunden wechselten wir uns
ab mit Gehe i, Reiten und Sänftesitzen. Das Baby blieb immer in der Sänfte;
aber Iutta, die Zweijährige, ritt, wenn sie gar zu ungeduldig war, vorn bei dem
Papa oder der Mama auf dem Pony. Ia, sogar einen tüchtigen Iagdgalopp ver-

schmähte sie nicht. Gegen 5 oder 6 Uhr näherte man sich dem Ende der Tageotour, und in einem armseligen Orte, umringt von schmutzigen, neugierigen Chinesen, suchte man mühselig nach einem Nachtquartier in dem Tempel.

Das war der gewöhnliche Tageslauf, aber für reichhaltige Abwechselung soraten Gegend, Witterung und Quartiere.

Etwa die ersten acht Tage zogen wir durch die Hochebene Viinnans. A^ Raps blühte und die Dörfer lagen in einem Kranze blühender Obstbäume. Es waren braune feste Erdwege, die uns durch die Ebene und über die ersten Steigungen führten. Veilchen und Tausendschönchen wuchsen am Rande, und blübende Sträucher leuchteten hell zwischen Föhren und Erlen. Da die Witterung noch anfangs trocken war, so erfreuten wir uns noch manches Mal an einem flotten Ritt, und besonders mein treues Pony, ein edelgebauter Grauschimmel, war unermüdlich und kaum davon abzubringen, jede Steigung im tollsten Galopp zu nehmen. Bald wurden aber die Wege schmaler, die ersten Steigungen begannen, und hier war es, daß dieses Pony, unser guter, aber toller Ezardas, eines Tages ein großes Unglück verursachte. Als er an einem Abgrund entlanggeführt wurde, näherte sich ihm von binten eine Chinesensänfte mit drei Trägern. Trotz aller Warnungen kamen die Leute dem Pferde zu nahe und berührten es mit den Tragestangen. Lau^ wiehernd feuerte das Tier ein einziges Mal hinten aus, und die beiden vordersten Kulis stürzten in die Tiefe. Der hinterste Träger blieb auf den Sänftestangcn liegen und konnte so die Sänfte, in der eine chinesische Frau saß,vo:m Abstürzen bewahren. Die beiden abgestürzten Kulis waren nicht tot, aber schwer verletzt; einer starb nachher. Leute stiegen mühsam hinunter und brachten sie herauf. Arn Abend dieses Tages legte man uns die sterbenden Leute vor das Tor unsere? Tempels. Später nahmen sich die Dorfbewohner der Verunglückten an, und ein chinesischer Arzt bemühte sich um sie.

Die nächsten Tage führten uns über die ersten Pässe in 2—3000 Meter Höhe. Es ging ein bis zwei Stunden bergauf, dann wieder bergab, und wieder bergauf; auf der Höhe pfiff der Wind, und Eiszapfen hingen in den Tannen am Wege. Wir begannen sehr unter der Kälte zu leiden. In Decken und Mäntel gehüllt saßen wir mit den Kindern auf dem Schoße unbeweglich in den offenen Sänften, stundenlang. Und nur auf kurze Augenblicke, wenn die Träger rasteten, oder zu unserem eigenen kärglichen Mahle versuchten wir, durch Hin- und Hertreten die Füße zu erwärmen, und hielten unsere Hände gegen das rauchige Feuer, das in den elenden Rasthütten brannte. Selbst das Reiten war, so lange es nur Schritt gehen konnte, bei dem eiskalten Winde kein Vergnügen mehr.

Nach acht äußerst anstrengenden Reisetagen kamen wir nach Tu.ig Chuan, der großen „Kupfer-Stadt". Die Bergwerke liegen aber mehrere Tage abseits der Heerstraße. Es war der erste größere Ort nach Pünnanfu. Bisher waren wir nur durch elende verschmutzte Dörfer gekommen. Ein großer Teil der geistig überaus niedrig stehenden Bevölkerung dort sind unglückliche Kretins, mit den entsetzlichsten

Kröpfen. So erinnere ich micheines zerfallenen Ortes,der inmitten derallerlieblichsten Natur einen doppelt trostlosen Eindruck machte. Rings an waldigen Hängen blühten Rhododendron und wilde Kamelien. Wir pflückten einen ganzen Busch und gingen dann durchs Dorf zu unserem Nachtquartier. An den Türen standen zwerghafte zerlumpte Wesen. Familien hockten im Staube Dt er ergriffen vor uns die Flucht, von denen auch nicht ein Kind ein einigermaßen normales Aussahen hatte, manche aber wirklich einen erschreckenden Anblick boten.' Und über den elenden Wohnstätten grünten Mandelbäume und blühten Kirschen. — Aber selbst in Tung Chuan angelangt, verzichteten wir einstimmig auf einen Rasttag. Zu wenig anheimelnd waren Ort und Quartier. Nach Tung Chuan wurden die Steigungen schwieriger, und nun kam noch hinzu, daß die Witterung feuchtkalt wurde und ein feiner Regen uns fast ohne Unterlaß auf unserer Reise begleitete. Bei trockenen Wegen konnten Mensch und Tier wenigstens kräftig ausschreiten. Ietzt aber verwandelte sich der Lehmboden in einen zähen Morast, jeder Schritt, bei dem man bis über die . - ' ei.isank, wurde zur Arbeit. Menschen und Tiere bedeckten sich durch das lange Wandern mit einer rötlichen Erdkruste; unsere Stiefel, Sänftedecken und Mäntel, überall hingen Überbleibsel der fetten roten Erde. Unsere Träger aber waren tüchtig und ihre Leistungen bewundernswert. Statt sechs Stunden waren wir bei den schlechten Wegen oft acht Stunden unterwegs. Außer den kurzen Ruhepausen gingen sie unentwegt keuchend bergauf, bergab, sich ab und zu durch ein hingeworfenes Wort, einen halb gesungenen rhythmischen Refrain beim Gehen ermunternd. Diesen sehr musikalisch klingenden Refrain liebte unsere Iutta ganz besonders, und noch lange nach der Reise pflegte sie ihn noch hin und wieder zu singen.
Müde und mit feuchten, schmutzigen Sachen kamen wir am dreizehnten Tage nach Chaotung, einer größeren Prüfekturstadt. Hier hatten wir die Hälfte der Landreise hinter uns und machten unseren ersten Rasttag. Wir wohnten in einem großen, architektonisch sehr schönen Tempel, dessen Halle, in der wir schliefen, mir aber hauptsächlich als besonders dunkel und feucht in der Erinnerung ist. Sein größter Teil diente Soldaten als Kaserne. Hier schien endlich wieder einmal die Sonne, und alles war beschäftigt, zu waschen, zu bürsten und die nassen Sachen zu trocknen. In Chaotung gelang es uns, einige Felle zu kaufen, die uns, über die Feldbetten gebreitet, gegen die kalten Nächte schützen sollten; dann ging es wieder weiter mit neuem Mut. Es kam der schwerste Teil der Reise.
Wir kamen durch wilde, zerrissene Kalk- und Sandsteingebirge, die vom Vünnan-Plateau nach Szetschuan hinabführen. Senkrecht abfallende Felswände, in den Schründen wogende Gebirgswässer und hoch an die Bergwand gedrückt, von weitem wie ein Schwalbennest anzuschauen, ab und zu ein kleines enges Dorf. Der Weg ganz schmal, roh ausgehauene Stufen oder große unregelmäßige Steine, lose Stufen und Löcher dazwischen, auf primitivste Art in Felsen ausgehauen, und immer ungeschützt am Rand entlangführend. Oft ein Abstieg von 500 Metern in einer halben Stunde, und dann gleich wieder hinauf auf einen anderen häß-

lichen Berg, ja, man haßte sie, diese grausamen Berge) die kahl und furchtbar auf uns arme Menschen höhnisch herabzulächeln schienen. Namenlos, von keinem bewundert, von keinem gekannt, wenig Vegetation auf den Höhen, am Flußlaufe Kaktus und Dornengestriipp. In den Tälern aber Wachsbäume mit traumhaft schönen, geöffneten weißen Blüten und gelben Kelchen, blaue Berglilien, am Bachrande wachsend, ja, später sogar blühende Orangen. An einem Tage hatten wir einen Aufstieg von drei Stunden, oben auf nebliger Höhe eine kurze Mittagsrast und dann einen ebenso langen, gefährlichen Abflieg. Ein andermal ging die Reise stundenlang in einem ausgetrocknTten Geröllbett entlang. An Reiten war kaum noch zu denken; wer nicht in der Sänfte sitzen mußte, ging zu Fuß, d. h. auch das ging nur rutschend, kriech'nd und kletternd. Unsere Herren gingen oft den ganzen Tag vor den Sänften her, und je einer von den Karawanenführern begleitete und stützte unsere Sänfte. Aber gerade an den gefährlichsten Stellen mußten sie zurücktreten, denn der Weg war zu schmal. Unsere armen Karawanentiere rutschten mit den schweren Koffern hin und her, schlugen hin, fielen ein paar Stufen hinab, standen zitternd wieder auf. Kam uns aber eine Karawane entgegen, so war das Ausweichen beinahe lebensgefährlich. Unsere Soldaten mußten voranlaufen und die Tiere, wenn es irgend möglich war, vom Wege auf die Felsen treiben, und dabe entstand jedesmal ein lautes Gerufe und Gescheite von allen Seiten. Es waren schlimme Stunden, die ich in der Sänfte durchmachte. Mit einer Hand hielt ich mich fest, damit ich nicht beim Bergabgehen hinausglitt, mit der anderen hielt ich das Kind. Bei jedem Schritt rutschten die Kulis; der Schweiß strömte ihnen vom Gesicht. Ganz, ganz langsam gingen sie bergab, der Fuß suchte nach einem Halt; die Wendung der Straße schien viel zu kurz für die langen Stangen der Sänfte.' So kam es, daß man oft direkt überm Abgrund schwebte, und dann gerade noch rutschte einer der vier Kulis hm und sank in die Knie. Schliefen die Kinder nicht, so mußte man immer für ihre Unterhaltung sorgen, was bei beidm sehr wichtig war. Denn die Kleine schrie sonst, und die Größere begann auch bei den vielen Stößen und Gleiten und besonders beim Bergabgehen Angst zu fühlen. Und selbst mit der Angst im Herzen erzählte ich ihr lachend allerlei komische Geschichten. Aber cines Tages glaubte ich es nicht mehr aushalten zu können, stieg aus und ließ die, Kinder den beiden ledig gehenden Karawanenführern auf den Rücken binden. Das Baby wurde wie ein chinesisches Kind in ein Tuch gewickelt. Iutta, die ältere, wurde in einer Kiepe auf dem Rücken getragen. Sie weinte erst und mochte es gar nicht,,aber sie mußte sich daran gewöhnen. Wir patschten im Schlamm und Wasser hinterher und kamen doch etwas schneller auf diese Weise vorwärts. Aber allzu lange hintereinander konnten wir die Kinder nicht huckepack tragen lassen. Es war zu anstrengend, und außerdem regnete es andauernd. So mußten wir immer wieder in die verhaßte Sänfte steigen und noch manche qualvolle Stunde und manchen harten Stoß auf die Steine durchmachen. Aber, wie schon gesagt, wir hatten auf der ganzen Reise nie über unsere Leute zu klagen. Ohne zu murren.

gingen sie Tag für Tag, wußten sie doch selber, daß sie schon einen bestimmten Ort am Abend erreichen mußten, da es vorher kein Essen und kein Obdach am Wege gab. Im Regen gingen sie, naß bis auf die Haut, in Schneesturm und Kälte barfuß. Sie verlangten keinen Rasttag, kein Ertrageld. Die Karawanenführer sorgten dafür, daß wir am verabredeten Tage Suifu, das Ende der Landreise erreichten. Und der Vertrag wurde eingehalten, denn dann bekamen sie auch die versprochenen Trinkgelder. — Rührend war es, wie sie alle voller Liebe für unsere Kinder sorgten. Besonders das Baby war der Sonnenschein und Liebling der ganzen Karawane. Immer fröhlich strahlte sie den ernstesten Chinesen an, fürchtete sie sich doch später in Shanghai vor jedem Europäer. Selbst auf dem Rücken ihres Trägers war sie vergnügt und griff lachend nach dessen Ohren. Voller Sorgfalt war der für sein Schutzbefehlenes; war die Schlafenszeit für das Kindchen gekommen, so gebot er uns Hinterherschreitenden Schweigen und sang während des Gehens das Kind in den Schlaf, während er selber über große Steine sprang und rutschte. Voller Genugtuung sahen alle anwesenden Kulis zu, wenn das Kleine seine Flasche bekam, aber schrecklich war es allen, wenn es wirklich einmal schrie, besonders an steilen Hängen und unheimlichen Felsen. „Laß es nicht schreien!" riefen sie mir vorwurfsvoll zu, „die bösen Geister lauern ringsherum!"

Die letzten acht Tage der Reise führten uns durch die Provinz Szetchuan. Hier war die Straße wenigstens stellenweise etwas besser imstande. Die Gegend war reicher: Reisfelder breiteten sich rechts und links vom Wege aus, die Dörfer wurden größer. Viele Karawanen und Träger begegneten uns, alle von Militär begleitet; es wimmelte hier von Räubern. Eines Tages sahen wir zwei erschossene Räuber am Wege liegen. Keiner der Dörfler wagte es, sie wegzuschaffen, um nicht auch für ihresgleichen gehalten zu werden. — Hier folgten wir tagelang dem Laufe eines tobenden Gebirgsflüßchens, das seinen Weg zum Vangtse sucht. Oft ging der Weg direkt an seinem Ufer hin, durchquerte ihn auf einigen losen Steinen und ging dann in schwindelnder Höhe über ihn hinauf. Endlich wurde dies Flüßchen, Henchiang genannt, schiffbar, anfangs nur für wenige kühne Boote. Doch in der Stadt Henchiang konnten wir nicht mehr widerstehen und machten von hier bis in den Vangtse eine tolle Fahrt über Stromschnellen in einer von vierzehn Mann geruderten Dschunke. Die Leute legten nicht ein einziges Mal die Ruder hin, sie sangen laut den Takt zu jedem Schlag, und in einer Stunde machten wir 25 Kilometer.

Wohl waren die Tage auf der Landreise manches Mal hart gewesen, aber das Schlimmste blieben doch die entsetzlichen Nachtquartiere. Wir hatten auf unseren vorhergehenden Reisen manches darin erlebt, doch waren wir damals allein und reisten dann meistens in abgelegenen Gegenden, wo es kaum andere Reisende gab. Dies aber war, so unglaublich es scheint, doch ein von Chinesen viel begangener Reise- und Karawanenweg. Nur ist die Gegend so armselig, die Bewohner so verschmutzt und vertiert, daß die Wirtshäuser selbst für einen etwas gebildeten Men-

schen keine Freude sein können. Für uns waren sie einfach unmöglich. Lieber hätte
man draußen vorm Dorf auf der Straße genächtigt. Da aber auch dort selbst für
unser kleines Zelt kein Platz war — und wir waren sechs Personen, zwei hatten
höchstens Platz in dem Zelt, — so blieb uns nichts anderes übrig, als in Tempeln,
Schulen oder leerstehenden Pferdeställen ein Unterkommen zu suchen. Die Tempels
sowieso in China von den Buddhisten und den Tauisten im höchsten Grade ver-
nachlässigt, dienten in dieser Gegend fast nur zur Aufbewahrung von Särgen oder
zum Unterschlupf für Bettler, die ia China meist mit eklen Krankheiten behaftet sind.
Oft war überhaupt kein Mensch darin zu finden, und nur selten waren die bunten
Lehmgötter einigermaßen instand gehalten und es fand sich ein apathischer Buddha-
schüler, der aus der dunklen, zugigen Haupthalle den jahrelangen Schmutz ein klein
wenig ausfegte. Türen gab es wenig, regnete es, so mußte man darauf achten,
das Feldbett unter einer dichten Stelle des Daches aufzustellen. Durch Aufspannen
einer Zeltwand suchten wir für uns Damen und die Kinder ein etwas abgeschlossenes-
Gemach zu erhalten. Die Herren schliefen meistens vor den Tempeltüren im Freien.
Die braven Hündchen krochen müde in einen herbeigeschafften Strohhaufen.
Unten auf dem Hofe hörte man die Pferdchen scharren, und draußen am ersten
Eingangstor wachten zwei unserer Soldaten, unterstützt von der Dorfmiliz, wild
aussehenden Gesellen mit Spieß und Luntenflinten bewaffnet. Sie fachten sich
ein riesiges Feuer an, sahen aus wie Räuber, und nie konnte man wissen, ob sie
nicht wirklich ein paar Tage später vielleicht die Gegend selber wieder als Wege»
lagerer unsicher machten. Da in Iünnan viel mohammedanische Gemeinden woh-
nen, gelang es uns zweimal, in mohammedanischen Gebetshallen ein Unter-
kommen zu finden, und zwar merkwürdigerweise nur durch die Tatsache, daß wir
Deutsche waren. Diese Gebetshallen waren mit die besten Quartiere; sie hatten
Holzwände, manchmal sogar Teppiche, und sie waren sauber. Es störte uns nur
wenig, daß in einer der Gemeindesarg aufgestellt war, in dem jeder verstorbene
Gläubige zur letzten Ruhe getragen wird.
Ein recht eigentümliches, erwähnenswertes Nachtquartier war das auf dem«
Brückenkopf einer mit Eisenketten verstärkten, wohl 20 Meter langen Hängebrücke,
die hoch über den donnernden, zischenden Henchiang hinwegführte. Das kleine
schwarze Felsennest, das hinter der Brücke lag, war von durchziehenden Karawanen
bis in alle Ecken gefüllt, und noch zwei Stunden bis zum nächsten, noch viel kleineren
Ort zu gehen, b?i einsetzender Dunkelheit ausgeschlossen. So entschlossen wir uns-
denn kurzerhand, auf den beiden Brückenköpfen unser Lager aufzuschlagen. Das-
Dach war hoch und fest, der Boden bestand aus Steinplatten. Ein paar Tische
und primitive Holzbänke wurden vom Dorfältesten geliefert. Auch sorgte dieser
dafür, daß das große Tor nach der Straße geschlossen blieb. Nach der Brücke hin
war unser Schlafgemach offen. Auf einem Brückenkopf schliefen wir mit den Kindern,
auf der anderen Seite der Oesterreicher und unsere Leute. Auch hatte der Kocl>
sich dort mit Mühe und Not aus ein paar Steinen einen Herd gebaut und briet

das kurz vorher erhandelte Huhn. Als es dann Zeit zum Essen war, trugen unsere Leute, voran der kleine Koch mit einer Fackel, Suppe, Fleisch und Kartoffeln über die schwankende schwarze Brücke zu uns herüber. Das sah malerisch genug ous.

Wir saßen gerade bei Tisch, als es an das Tor pochte. Im Glauben, es wäre der Dorfälteste, der zum Bericht über den Weg am morgigen Tag bestellt war, wurde aufgemacht. Und wer kam herein? Auf den Knien rutschend — Füße hatte er leider keine — ein elender Bettler. Nicht zum Betteln, das hätte er nie gewagt. Nein, er schlief dicht neben uns hinter der Brücke, und unsere Soldoten hatten ihm den Durchgang gestattet.

Ein anderes Quartier nannten wir später das „Verbrecherquartier". Wir batten eine lange, heiße Etappe hinter uns und kamen gegen Abend in ein größeres Dorf, auf einer kleinen Hochebene gelegen. Gerade war Markt abgehalten worden. Durch das Gewimmel der blau gekleideten Chinesen gelangten wir endlich zu dem einzigen, wie uns gesagt, leerstehenden Tempel der Stadt. Ahnungslos gingen wir hinein. Da standen an die zwanzig schwarze Särge. Das waren wir ja gewohnt, und es waren ja auch nicht immer Leichen darin. Oben war in dem einzigen besseren Raum eine Schule. Da durften unsere Kinder der Ansteckungsgefahr wegen nicht schlafen. Wir wandten uns auf die andere Seite. Da gewahrten wir voller Schreck weißgelbe vertierte Gesichter, schwarze verwirrte Haare und uns anstierende gehässige Augen. Die Köpfe zwängten sich durch einen Bretterverschlag hindurch, und Kettenrasseln begleitete jede ihrer Bewegungen. Es waren Verbrecher, die hier im Tempel, im Allerheiligsten also, untergebracht waren. Man denke sich bei uns ein Gefängnis in der Dorfkirche! Aber ein anderes Quartier war in dem von Krämern überfüllten Orte nicht zu entdecken. Wir mußten hier bleiben. Nun war zum Glück im ersten Hofe — die Verbrecher waren im dritten — ein großer, von Cypressen umstandener Platz. Dort schlugen wir unser Zelt für uns Damen und Kinder auf; die Herren schliefen unterm Türbogen des Tempeleingangs. In der Nacht erhob sich ein furchtbarer Sturm und wolkenbruchartiger Regen. Da war an Schlaf nicht viel zu denken, denn das von den Bäumen strömende Wasser hörte sich wie Trommelschläge auf dem Zeltdach an. Ich zog meinen Olmantel an und tappte bald draußen zwischen den Tauen des Zeltes umher, um diese stärker zu befestigen. Der Waschmann hatte die gestern Abend im Dorfbache gewaschene Kinderwäsche im Hofe aufgehängt, und während ich mir halblaut die für morgen bestimmte chinesische Strafrede hersagte — warum konnte der Herl nicht selber nach den Sachen sehen? — suchte ich auf dem durchweichten Boden die herabgewehten Höschen und Windeln zusammen. Das Zelt schien dem Sturme gewachsen zu sein. Ich kroch wieder hinein und sah beim trüben Kerzenscheine die beiden Kinderchen so ruhig schlafend in ihren Kistchen liegen, als wären sie daheim in einem behaglichen, stillen Zimmer.

Das schlimmste aller Quartiere aber war das, welches wir später mit dem

Namen „Pockenquartier" bezeichneten. Es war ein wenig erfreulicher Reisetag gewesen. Der Weg hatte uns über nebelkalte hohe Päße geführt. Unser Koch war so weit vorausgeeilt, wahrscheinlich sehnte er sich nach einem warmen Feuerchen, daß wir von 7 bis 3 Uhr in der Eiseskälte unterwegs waren, ohne einen Bissen zu essen. Die Milch für die Kinder hatten wir immer in der Sänfte bereit und wärmten sie auf dem Spirituskocher in einer windgeschützten Hütte auf. Den ganzen Tag über begegneten uns die von zwei Trägern getragenen leichten Berg,' sänften mit kranken Soldaten, die vom Lazarett in Suifu nach ihrer Heimat befördert wurden. Sie gehörten zu den Aimnan-Truppen, hie vor wenigen Monaten mal wieder für das Fortbestehen der Republik China gegen die anders denkenden Szetchuan-Truppen gekämpft hatten. Nun waren die verwundeten und kranken Helden als geheilt aus dem Lazarett entlassen worden. Bleich und teilnahmslos hingen die armen Kerle in ihren Sänften, unter sich das unbeschreiblich verschmutzte Bettzeug, mit den traurigen Resten ihrer billigen Uniform bedeckt. Das Furchtbarste aber war der Geruch, der diesen vorübergehenden Sänften entströmte. Sie kamen denselben Weg entlang, den wir gehen wollten, und der Gedanke, diese teils an Ruhr und Typhus kranken Menschen hatten vielleicht in denselben Tempeln genächtigt, in die wir zu gehen pflegten, machte uns erschauern. Später erfuhren wir zum Glück, daß sie sich nur in Wirtshäusern und bei Bauern einquartiert hatten.

Den kranken Soldaten folgten an dreihundert in rotes Tuch geschlagene Särge gefallener „Helden", die ebenfalls in ihre Heimat abgeschoben wurden. Diese wurden von vier Kulis getragen, die Särge der höheren Offiziere aber von acht Leuten. Obendrauf saß dann immer noch ein lebender Hahn, und unter laut gesungenem He-Ha versperrten die Träger den schon so schmalen Weg. Immer wieder erschien so ein roter Sarg um eine Felsnase vor uns, verursachte immer wieder einen Aufenthalt für uns; wir waren schon ganz aufgebracht gegen sie. Ich begreife heute noch nicht, wie bei dem gefahrvollen Ausweichen — wir blieben natürlich an der Innenseite des Weges — nicht ein einziges Mal so ein Sarg donnernd in die Tiefe gestürzt ist. Als wir dann endlich in das einzige Dorf auf dieser Strecke hinabklommen, stünden dort auf der Straße, vor den Türen, wo die Träger schliefen, wieder diese roten Särge. Mit Mühe entdeckten wir dorr^ die müden Kinder auf dem Arm, einen leerstehenden Maultierstall, der einer mehrköpfigen armen Familie gehörte. Wir richteten uns darin häuslich ein und brachten die Kinder zu Bett. Da sitzt am Fenster im Nebenraum ein mit frischen Pocken bedecktes Kind. Daß in dieser Gegend viel die Blattern herrschten, hatten wir schon gesehen; aber im selben Hause waren wir bewußt noch nie mit solchen Kranken zusammen gewesen. Was war da zu tun? Vergeblich suchten unsere Herren noch im Dunkeln nach einem anderen Unterschlupf. Auch war in dem direkt am Berghange liegenden Dorfe kein Platz für unser Zelt zu finden. Wir mußten dableiben. Zwar verschwand das kranke Kind gleich, und es wurde be°-

teuert, es schliefe nicht hier, sondern nebenan. Aber schrecklich blieb uns der Gedanke
doch, obgleich unsere Kinder kurz vorher geimpft worden waren. Wir packten
nichts aus, wagten kaum, etwas anzufassen, und mußten Iutta, die stets gern
noch vorm Schlafengehen ihre Sprünge und Klettereien machte, mit Gewalt
bändigen, da sie alles anfaßte und durchaus auf der Erde Wauwau spielen wollte.
Ich schlief kaum die Nacht. Dieses Mal nicht wie sonst vor Kälte — wir waren heut
in einem warmen schwülen Tale, — sondern der Pockengefahr und des abscheulichen
Geruches wegen, den die neben uns untergebrachten Schweine ausströmten. Wie
dankbar war ich da urserer kleinen Weckeruhr, die mir um 5 Uhr endlich ankündigte,
daß es trotz der noch herrschenden Dunkelheit Tag werden wollte.
Nach all diesen unerfreulichen Nebenumständen kann sich jeder leicht unsere
Freude vorstellen, als wir nach 28 Tagen Henchiang erreichten und von hier auf
dem Wasser unsere Reise fortsetzten. Und so kamen wir in der uns wohlbekannten
Stadt Suifu an. Schwül und dunstig, in engen, schmierigen Straßen voller Rauch
und Gerüche, mit betriebsamen Chinesen, steil zum Fluß abfallenden Steintreppen
und großen Abfallhaufen daneben, ist es eine echte Stadt des oberen Pangtse.
Hier wohnten wir drei Tage in einem äußerst malerisch gelegenen Tempel hoch
über dem Fluß und hatten in unseren Räumen sogar richtige Glasfenster, saubere
Bänke und Tische. Auf dem Markte gab es nach dem ewigen Huhn einmal wieder
Rindfleisch und Fisch zu kaufen. Hier in Suifu bekam Fräulein F. eine Halsent-
zündung mit Fieber und die Kinder einen tüchtigen Schnupfen, den ersten auf
d^'r Reise und beinahe auch in ihrem Leben. So waren wir gezwungen, unsern
Aufenthalt auf ein paar Tage auszudehnen, und mußten uns sogar an den amen-
kanischen Missiorsarzt wenden. Dieser sowie die dort anwesenden anderen ameri-
kanischen Missionare waren von ausnehmender Freundlichkeit gegen uns, ohne
jeden Haß auf Deutschland und die Deutschen, es berührte uns in dieser Zeit
wirklich angenehm.
Von Suifu bis Chungking (330 Krn) fuhren wir, da keine große Hausboot-
Dschunke zu bekommen war, in drei kleinen, je von fünf Mann bedienten Ruder-
boeten. In der Mitte sind diese Boote durch Strohmatten bedeckt und mit Holz-
»üren nach zwei Seiten versehen. In dieser Höhle spielt sich das Leben und Treiben
des Reisenden ab. Hinten am Steuerruder hockt der Koch an einem selbstmit-
gebrachten kleinen Herd und bemüht sich, auch im Winde und unter dem lange.i,
stets drohend über seinem Kopf hin- und hergehenden Ruder seinen recht schwierigen
Dienst auszuführen. Obwohl es in dieser Fahrt in den drei Booten recht eng war,
kam uns diese Art des Reifens als eine wahre Erholung gegen die Strapazen
der Landreise vor. Den ganzen Tag über wurde fleißig unter mehr oder weniger
schön klingendem Gesang von den Leuten gerudert. Bei einbrechender Dunkelheit
legte man an einem kleinen Dorfe inmitten vieler anderer Dschunken an. Am
dritten Tage gegen 9 Uhr abends kamen wir im uns altbekannten Tschungking an.
Die Landung im Dunkeln, auf dem hier besonders reißenden Strom, zwischen

Max Strauß der Vriefwechsel zwischen Sott-
den Hunderten von anderen Booten, war nicht ganz einfach und ging nicht ohne lautes Rufen und Schreien und einige gute Püffe links und rechts an unser Boot ab. Drei Tage blieben wir in Tschungking, wo wir noch in unserem Konsulat wohnen konnten. Die sauberen guten Betten, der hübsch gedeckte Tisch kamen uns hier beinahe wie ein schönes Märchen vor. Und Ditti, die sich endlich wieder frei bewegen konnte, lief wie ein Wiesel in den Zimmern und im Garten herum, sodaß die kleinfüßige Amah ihr kaum folgen konnte.

Von Tschungking machten wir die Fahrt über die Stromschnellen bis Ichang (700 Iciu) zum ersten Male in einem kleinen Dampfer. In früheren Iahren waren wir stets mit chinesischen Dschunken gefahren, das dauerte bis zu 14 und mehr Tagen; jetzt kamen wir in zwei Tagen bis Ichang. Von da ist es eine einfache Vergnügungsreise, um über Hankau nach Schanghai (1700Km) den Pangtse hinunter zu gelangen.

Es war für uns ein großer Augenblick, als wir nun wirklich eines Tages Schanghai erreichten, mit einem leibhaftigen Auto zu einem richtigen europäischen Hotel fuhren und nach all dem Schmutz und den Anstrengungen der Reise die Kultur oder vielmehr die Zivilisation genießen konnten, die dieses moderne Babylon aufzuweisen hat.

Dr. Mazr Strauß, Worms:

der Vriefwechsel zwischen Gottfrieü Keller unü Paul Hellst.

Nachdem uns in den letzten Iahren der Briefwechsel zwischen' Paul Heyse und Iaeob Burckhardt und der zwischen Heyse und Theodor Storrn geschenkt worden war, legt uns nun Mar Kalbeck den langersehnten Briefwechsel zwischen Keller und Heyse auf den Tisch. Weder Baechtold noch Ermatinger in seinem großen Kellerwerk, obwohl er fast 200 Briefe mehr benutzen konnte wie Baechtold, stand dieser Briefwechsel zur Verfügung und wir kannten aus den von ihnen herausgegebenen Briefen lediglich ein einziges Schreiben Kellers vom 7. Iuni 1878. Unsere Erwartungen sind — um es gleich zu sagen — nicht enttäuscht worden. Dieser Briefwechsel gehört zu den fesselndsten, Innerlich reichsten, ästhetisch ergiebigsten, die wir haben, und steht auch stilistisch auf einer solchen Höhe, daß man ihn ohne weiteres den Werken beider Dichter zuzählen muß. Während Kellers Briefwechsel mit Theodor Storm die Altersverbindung eines einzigen Iahrzehntes

ist und die beiden niemals in persönliche Beziehungen zu einander getreten waren, steht der Züricher Meister mit Heyse drei volle Iahrzehnte (1859^1889) in persönlichem und schriftlichem Verkehr, ihr Briefwechsel umfaßt also fast die ganze Lebensarbeit Beider, von Heyses „neuen Novellen" bis zur „Weisheit Salomos" und der „Villa Faleonieri", von Kellers Romeo und Iulia auf dem Dorfe bis zum Martin Salander. Das Bild des Menschen und Dichters Keller stand bisher schon fest und scharf umrissen vor uns, seine Briefe an den Münchener Freund runden es in mancher Beziehung ab und bringen insbesondere manchen neuen Einblick in sein ästhetisches Glaubensbekenntnis. Vor allem aber wird das von Ermatinger in seinem Kellerwerk <Band 1, Seite 538) mit auffallender Kühle behandelte Freundschaftsverhältnis zu Heyse durch de,i von wärmster und offenster gegenseitiger Zuneigung zeugenden Briefwechsel in das richtige Licht gestellt. Einen neuen und tiefen Einblick dagegen gibt uns der Briefwechsel in Heyses Wesen, Schaffen und Denken; ergreifend wirkt die Erkenntnis, wie dieser angeblich so heiter Strahlende, glücklich und erfolgreich durch das Leben Schreitende in Wirklichkeit die harmonische und abgeklärte Höhe seiner Schöpfungen sein Leben lang mit Wehe und Leid, mit dem wiederholten Verlust seiner Teuersten, mit eigner langwieriger Krankheit und mit dem Unverständnis — nicht nur der Menge — sondern auch kluger Köpfe erkaufen mußte. Diese Erkenntnis mag auch zu dem Umschwung beigetragen haben, der sich in der literarischen Wertung Heyses allmählich anbahnt; jedenfalls hat man das Gefühl, daß Männer wie Plotke, der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Heyse und Storm, und jetzt auch Kalbeck in ihrem Werturteil zu Gunsten Heyses geradeso zu weit gehen (Kalbeck z. B. läßt keinen Wertunterschied gegenüber dem großen Schweizer zu), wie seinerzeit der Naturalismus (Alberti, Kirchbach u. a.) sich in der Verdammung des Dichters nicht genug tun konnte.

Die Beziehungen der beiden Dichter setzen schon frühzeitig ein. Lange vor ihrer persönlichen Bekanntschaft hatten die Erzählungen des jungen Heyse Kellers Teilnahme und Wohlwollen wachgerufen, schon im Iuni 1854 schreibt er an Hermann Hettner: „Ich habe mich sehr gefreut an den neueren Sachen von Paul Heyse. Er steckt zwar darin ganz in strikter Goethetuerei, ohne das, was seither geschah in der Welt, bemerken zu wollen; aber der Mensch ist ja noch ganz jung; möchten doch alle, welche ihm die Zukunft absprechen, sich erinnern, was sie eigentlich in jenem Alter gemacht und nachgeahmt haben; höchstens war es Heine statt Goethe. Und dann, wer so nachahmen kann und eine solche Sprache führt, wird gewiß einmal etwas Tüchtiges aufstellen, wenn die Rinde fällt". Einige Iahre später nennt Keller in einem Brief an Ludmilla Nssing Heyse „den besten jüngeren Novellisten". , Die erste persönliche Begegnung findet anläßlich einer Schweizer

Max Strauß der Vriefwechsel zwischen Sott-
Reise Heyses im Iahre 1857 statt. Der sonst so zurückhaltende Keller ist sofort von dem geistreichen, jugendschönen Heyse begeistert, und als nun 2 Iahre später der Briefwechsel einsetzt, schreibt er schon über seinen ersten Brief „Lieber Freund". Diesem ersten Brief folgen in Kalbecks Buch über 100 weitere und Keller verstummt erst kurz vor seinem Tode; sein letzter Brief ist vom 28. Dezember 1888.

Keller wie Heyse besitzen die immer seltener werdende Gabe des Briefschreibens, das behagliche Bedürfnis eines Plauderstündchens, in welchem man sich über alles ausspricht, was einen gerade an Arbeit, Menschen, Ereignissen, Lesen beschäftigt und wobei man sich in seinen Mitteilungen gehen läßt ohne Rücksicht auf Abrundung und Feilung des Stiles. Welchen Gegensatz zu dieser Art des Schreibens bilden z. B. Kellers Briefe an H. Hettner, bei denen man das bestimmte Gefühl hat, daß sie von vornherein für die Öffentlichkeit bestimmt sind, wie denn Hettner ja auch ganze Seiten davon in seine theoretischen Schriften aufgenommen hat. Was dem Briefwechsel seinen besonderen Wert verleiht, ist die rege und tiefgehende Aulsprache über „Handwerkssachen". , Wohl vermissen wir Erörterungen über Fragen des geschichtlichen und öffentlichen Lebens, der Politik und der Philosophie, aber wie fruchtbar ist der Gedankenaustausch in ästhetischer Beziehung. Da finden wir Erörterungen über das Wesen des Dramas, des Lyrischen, des Epischen, über den Begriff des Romans und der Novelle, über das Verhältnis zwischen Dichter und Publikum, über Kritik, über Stoff und Form des Kunstwerkes, über Realismus und Idealismus in der Dichtkunst, über die Art des dichterische!; Schaffens, über Lessings Laokoon, über Wilhelm Echerer und seine^ Schule u. s. w. (man lese z. B. die Briefe Nr. 10, 33, 46, 50, 75). Das Fesselnde bei diesen ästhetischen oder theoretischen Auseinandersetzungen liegt nicht nur in den behandelten Fragen selbst, sondern insbesondere darin, wie die beiden im Grund ihres Wesens, ihrer Weltanschauung und ihres Schaffens so verschiedenartigen Freunde sich offen geben, in der Art, wie jeder den andern gelten läßt, aber auch selbst dem andern gegenüber seine Selbständigkeit wahrt und stark und sicher in sich wurzelt. Scharf umrissen zeigen sich in diesem Briefwechsel Beider Charaktere. Hier der von Goethe kommende, ästhetisch gerichtete Heyse, der sonnige Weltmann, der zärtliche Gatte und Vater, der leichtbewegliche und leichtschaffende Dichter mit seiner unerschöpflichen Phantasie, dort der ethisch gerichtete Schillerverehrer Keller, der nie mit sich und der Welt zufriedene Iunggeselle, schwerfällig und auf den Umgang mit den Gestalten seiner dichterischen Einbildungekraft angewiesen. Hier der aristokratische Tischgenosse König Morimilians, den schon als Studenten Iaeob Burckhardt mit „Euer Wohlerzogen" anredete, mit seinem oäi protaminr volFU8, dort der grobgeschnitzte Mann der Sänger — und Schützenfeste,

brummig und bis zu gelegentlichen Ungezogenheiten bärbeißig. Dieser Gegensatz mag sicherlich zur Begründung des Freundschaftsverhältnisses beigetragen haben, und wie Goethe einmal zu Eckermann sagt, Schiller habe für ihn die Ergänzung seines eigenen Ich bedeutet, so schreibt auch Heyse in dem schönen Brief vom 28. Mai 1878 (Nr. 21), in welchem er dem Genossen das trauliche „Du" anbietet: „Du hast alles, was mir fehlt, lieber Teuerster". Andererseits, wie vieles haben die beiden Dichter gemeinsam und mußten sie gemeinsam haben, um ein solch schönes Freundschaftsverhältnis zu ermöglichen und ein Menschenalter hindurch ungeschwächt zu erhalten. Ich meine hier natürlich weniger die Gemeinsamkeit des Berufes und der Interessen, wie die der Anschauung und des Urteils über die wichtigsten Fragen des geistigen und sittlichen Lebens; hier wie dort das angeborene Bedürfnis nach dem Schönen und Echten, der Haß gegen alles Hohle und Unwahre, die unbedingte Stellung unter den kategorischen Imperativ im Handeln und in ihren Beziehungen zur Welt, bei beiden der wesensgleiche Geist einer freien Weltanschauung, die bei Anerkennung aller sozialen Pflichten der Einzelpersönlichkeit das volle Recht der Selbstbestimmung zugesteht, in beiden ferner der ausgeprägte, ihren Dichtungen wesentliche, bei Keller malerisch, bei Heyse plastisch wirkende Natursinn, verbunden mit innerer, unaufdringlicher, d:r Kirche allerdings gänzlich abgewandter Frömmigkeit. Gemeinsam ist den Freunden auch die so gar nicht affektierte Bescheidenheit gegen sich selbst, mit der das sichere Gefühl für den Eigenwert durchaus nicht im Widerspruch steht.

Daß Meister Gottfried und Meister Paolo beim Abfassen ihrer Briefe ähnlich verfahren, wie bei dem ihrer Werke, darf uns nicht wundernehmen. Für Keller bedeutet das Briefschreiben fast immer eine Arbeit, er läßt manchmal einen angefangenen Brief wochenlang liegen oder schickt ihn garnicht ab oder wirft ihn in den Papierkorb. Allerdings bildet, wie Kalbeck mit Recht sagt „jedes con amore von Keller verfaßte Schreiben ein kleines Kunstwerk, häufig ein Doppelporträt des Schreibers und seines Korrespondenten. Es brachte dem beglückten Empfänger eine gute Stunde mit, die sich beim erneuten Lesen und Vorlesen auch auf Unbeteiligte übertragen ließ. Von Heyses Briefen erhält man trotz der Feinheit und Eleganz ihres Ausdrucks in der Regel den gewinnenden Eindruck der ungesuchten, natürlichen Rede. Ihm war der Weg vom Herzen zur Feder ein kurzer, naher Spaziergang, der sich bei Keller zur sorgsam vorbereiteten langen Reise in die Ferne ausdehnte". Interessant ist der Wechsel des Stils bei Keller je nach Stimmung und Laune; hat er wegen seines langen Schweigens ein böses Gewissen, so soll der gewaltsam humoristisch wirkende altertümliche Amtsstil versöhnend wirken; scheint ihm das vom Freunde gespendete Lob übertrieben, so nimmt er es mit sauer-süßer Miene entgegen (Nr. 13, 23). Heyse seinerseits schlägt von Anfang bis Ende den gleichen herzlichen Ton

an, der sich bei Höhepunkten des Schmerzes oder der Freude wohl einmal steigert (Nr. 21), im übrigen aber stets den mit warmer unbeirrter Liebe am Freunde hängenden treuen Menschen erkennen läßt. Deutlich zeigt sich in den Briefen auch der Unterschied des Temperaments in der Art, wie jeder seinen persönlichen Gefühlen dem Freunde gegenüber Ausdruck verleiht: während Heyse Keller mehr wie einmal die reinsten Liebeserklärungen macht, ist es diesem in seiner schamhaft-keuschen Zurückhaltung unmöglich, gleiches mit gleichem zu vergelten, und wir lernen sein Urteil über den Freund und seine Hochschätzung für ihn viel mehr aus seinen Briefen an Storm, Kuh, Petersen und andere kennen, wie aus den Briefen an Heyse selbst. Den gleichen Unterschied finden wir in der Art, wie jeder von ihnen die neuen Werke des Freundes bespricht. Heyse nimmt jede Arbeit des Freundes begeistert und mit bedingungslosem Lobe auf; man lese den schönen Brief Nr. 44, der den mächtigen Eindruck des Schlußbandes vom grünen Heinrich wiedergibt lBaechthold hat diesen Brief fast unverkürzt angeführt, während ihn Ermatinger merkwürdigerweise unterdrückt hat). Selten auch sind schönere Worte über den Züricher Meister geschrieben worden wie im Briefe Nr. 54 nach dem Erscheinen des Sinngedichts: „Die Welt, in der Deine Gestalten atmen, ist so gar nicht die aller Welt; ein Märchenduft, wie er aus unserer schäbigen Zeit ganz und gar verschwunden ist, umgibt Deine handfestesten Figuren und jener Goldton schimmert durch ihr Fleisch, der den Giorgione so unwiderstehlich macht." Oder der Brief Nr. 80 über Kellers Gedichte: „ich rechne sie einfach zu meinen Lebensbedürfnissen, davon ich mich nicht entwöhnen kann". Welch schönes Bild, wenn Heyse hierbei erzählt, wie er am runden Tisch sitzt und den Hausfreunden Lenbach und Kapellmeister Levi den Apotheker von Chamonir vorliest, eine Szene, die an die Weimarer Tafelrunde erinnert. Nur am Martin Salander, den er (Nr. 99) ein „politisches Erbauungsbuch" nennt, kann Heyse ebensowenig wie Theodor Storm Geschmack finden; sein offenes Urteil verschnupft den Freund derartig, daß dieser sich fast 2 volle Iahre in ein beleidigtes Stillschweigen hüllt. Dabei war Keller seinerseits mit seinem Lob wenig freigebig; wohl nennt er Heyses Gedichte in einem Brief an Storm einmal „einen Band der schönsten Gedichte", im übrigen urteilt er über die Novellen und dramatische Arbeiten meistens mit Zurückhaltung und man hat das Gefühl — übrigens aus seinen Briefen an andere Freunde auch die Gewißheit, — daß er nur ein bedingter Verehrer der Muse seines Freundes war. So kommt es, daß auch sein Lob oftmals etwas gezwungen klingt und seiner wahren Ansicht nicht immer entspricht. Geht er einmal ausführlich auf ein neues Werk Heyses ein (z. B. im Brief Nr. 38 auf „die Weiber von Schorndorf"), so geschieht dies mit soviel Zurückhaltung und der Tadel wird mit soviel Lob eingewickelt, daß der Freund mit dem

Urteil schließlich doch nicht viel anfangen kann. Mit Recht spricht Kalbeck einmal davon, wie hungrig Heyse nach Kellers Lob ist, während dieser oft nur ungerechte, lieblose Kritik für den Genossen hat (so Nr. 61). — Wie unheimlich dem Züricher Meister der Uberreichtum von Heyses Schaffen ist, lesen wir mehr zwischen den Zeilen; an Storm dagegen schreibt er cffen von einer „selbstmörderischen Fähigkeitssteigerung, ohne ein einziges Iahr Ableitung durch Amt, Lehrtätigkeit oder eine andere profane Arbeitsweise". Er, der so langsam und spärlich schaffte, mußte allerdings wohl den Kopf schütteln, wenn ihm der Freund in einem einzigen Iahr von 5, 6 und mehr vollendeten Arbeiten berichten konnte. Dieser Fruchtbarkeit des Freundes gilt das hübsche Wortspiel (Nr. 50) „Lieber Paul Heyse, machen Sie einmal eine Heilpause". War Keller dem Freunde gegenüber ein strenger Beurteiler, so darf man andererseits nicht vergessen, wie streng, ja überstreng er auch sich selbst gegenüber gewesen ist; wir wissen es aus seinen Briefen an Hettner, Storm, Kuh und andere und auch im vorliegenden Briefwechsel findet sich manches Wort strengster Kritik den eigenen Werken gegenüber. So schreibt er über die Ursula (Nr. 22) „das Ding ist einfach nicht fertig, die zweite Hälfte mit sehenden Augen nicht ausgeführt"; seine Gedichte „sind in Un-bildung und Mißleitung angefangen, was dabei herauskommt, ist nicht schwer zu deuten" (Nr. 28); der grüne Heinrich (in der Neufassung) „leidet an der unpoetischen Form der Biographie und der untypischen Behandlung der Landschaftsmalerei" (Nr. 45). Auffallend bei dieser strengen Selbstkritik ist, daß der Dichter die Einwürfe und Beanstandungen des Freundes selten als richtig anerkennt und vorgeschlagene Abänderungen für die Buchausgabe regelmäßig zurückweist.

Besonderes Interesse erwecken die — meist nur gelegentlich und kurz gefällten — Urteile der beiden Freunde über andere zeitgenössische Dichter und Schriftsteller. Knapp und doch erschöpfend spricht Keller von Mörickes „kristallener schuldlosen und doch überlegener Schalkhaftigkeit, wie sie kein zweiter hat", und köstlich ist ein Wort von dem „ewig poetisierenden Primaner Gottschall". Kellers Urteil über C. F. Meyer ist bekannt; im Briefwechsel verteidigt er des öfteren den Landsmann gegen Heyses Kritik, der z. B. die Hochzeit des Mönchs „betrüblich und durch den verkünstelten Rahmen fast ungenießbar" nennt (man lese hierzu die feine Erwiderung Meyers in seinem Brief an Heyse vom 12. 11. 1884, abgedruckt in der Meyer-biographie von Adolf Frey S. 340). Meyers Gedichte gehören für Keller (Nr. 68) zu dem Besten, was seit geraumer Zeit erschienen ist, während Heyse die Naivität in ihnen vermißt und wohl als erster gegen Meyer den Vorwurf der Manieriertheit erhebt. Während Keller das damals noch fast unbekannte und ihm in jeder Art so wesensfremde Genie eines Georg Büchner erkennt, führt ihn seine Abneigung gegen den Naturalismus dahin, den ernsten

Dichter der mächtigen Rougon-Maequart einen gemeinen Kerl zu nennen. Hierher gehört auch seine Stellung zu den großen Norwegern (Nr. 55); „ich nehme manchmal von Reclam einen Ibsen oder Björnson mit nach Hause und muß gestehen, daß mich die ewigen Wechsel- und Fabrik-affinen, kurz alle Lumpenprosa wenig erbaut, noch weniger der pseudo-geniale Iargon, der mir gar keine Diktion zu haben scheint" (Kellers Urteil über Ibsen trifft sich hier übrigens mit dem eines anderen Großen deutscher Dichtung, Wilhelm Raabe). Carl Spitteler lehnen beide Freunde ab, wenn sie auch einzelne Schönheiten der Ertramundana und des Prometheus zu-geben; Helene Vöhlau nennt Heyse ein liebenswürdiges Talent, das nur ein wenig ins Kränkliche, Verschwebelnde und hie und da Verrückte gerät und sich nebenbei aufs Kellern verlegt (Nr. 85). Auch dem tüchtigen Hans Hoffmann macht er den unverdienten Vorwurf, er habe Kellers ganze Palette gestohlen und lächerlich damit hin und her gekleckst. Daß Heyse, trotz seiner Freundschaft mit Levi ein abgesagter Feind Richard Wagners, einmal vom Götterdämmerungsschwindel spricht, kann uns nicht erstaunen. Kalbeck, der als Brahmsbiograph Heyses Abneigung gegen Wagner teilt, erzählt uns bei dieser Gelegenheit, Heyse habe geplant, in der griechisch dekorierten Vorhalle seines Hauses die Inschrift anzubringen:
/V^see? Fu^e^/im? el<7e>«,. Iedem Bayreuthbesucher ist der Eintritt verboten.
Nach Heyses abfälligem Urteil über den Mattin Salander kommt der Briefwechsel ins Stocken; Keller hüllt sich fast 2 volle Iahre in Stillschweigen, und da Heyse seinerseits dem Freunde sein hartnäckiges Verstummen übel-nahm, wäre der Briefwechsel ganz eingeschlafen , hätte nicht Meister Gottfried Heyse 1886 die Anzeige vom Tode seiner Schwester Regula zugeschickt. Es folgen dann noch einige wenige Briefe, aber Heyses Zuruf im November 1889 „verstumme uns nicht ganz" blieb unbeantwortet; am 15. Iuli 1890 ver-stummte der große Schweizer ganz. Wie er aber durch seine unsterblichen Werke als gottbegnadeter, unerreichter Dichter unter uns lebt, so erhält sein Briefwechsel mit Heyse das Andenken an zwei Freunde aufrecht, die durch Einklang der Seele zu reiner Freundschaft, zu gleichem hohen Streben und zur bedingungslosen Verehrung alles Schönen und Echten verbunden waren. Mar Kalbeck aber gebührt unser Dank nur nicht, daß er diesen Briefwechsel herausgegeben hat, sondern auch für die vorbildliche Art der Herausgabe. Die Fülle des von ihm beigebrachten literargeschichtlichen und biographischen Stoffes gibt seinen Anmerkungen einen durchaus selbst-ständigen und weit über die Grenze eines Kommentars gehenden Wert.

Dr. Vernharö Münz:

)ohn Ruskin ein Kpostel ües Evangeliums Her Arbeit.

Was Iohn Ruskin ist, dessen Name vielen unserer Landsleute unbekannt sein dürfte, sagt uns am besten der ihm seelenverwandte Thomas Carlyle, der ihn als ein wahrhaftiges Genie kennzeichnet, dessen Gedanken wie Blitze in das Herz dringen. Der heute achtzig Iahre zählende Greis ist ein großer Denker, dessen begeisterte Hingabe an die Schönheiten der Natur und die erhabenen Vorgänge in ihr, die sich zur umfassendsten Erkenntnis derselben ausgestaltete, ihn zum Dichter und Maler machte, ihm aber auch zugleich den Blick für die dringendsten und wichtigsten Fragen seiner Zeit erschloß. Durchglüht von der Weisheit Salomos, die in den Worten gipfelt: „Liebe und Wahrheit verlasse mich nicht!", welche ihm ein schützender Talisman in Zeiten der Bedrängnis waren, fühlte sich der feinsinnige Künstler und gelehrte, verständnisinnige Kunstkenner gedrängt, in die Arena der Arbeit und des mühseligen Erwerbs herunterzusteigen, um jenen, die im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot verdienen, die Heilslehren wirtschaftlicher Gerechtigkeit zu verkünden, die er erkennen lernte, während er sich dem Studium der Erscheinungen der Natur, sowie jenem der großen Kunstepoche des Cinqueeento widmete. Die Kunst, das Schöne und Erhabene ist ihm eben durchaus nicht etwa eine Eigenschaft seiner Seele, sond'.rn seine Seele selbst. Es gibt ihm keinen Weg zur Gottheit, als durch das Tun des Menschen Daraus folgt ihm mit zwingender Notwendigkeit, daß nur der bedeutende, sittlich erhabene Mensch ein bedeutender Künstler sein kann. Man muß erst selber etwas sein, d. h. ein Charakter, bevor es einem gelingt, große und bedeutende Charaktere zu schaffen; man muß in sich selber jene Hoheit der Gesinnung, jene Opferfähigkeit und Entsagung tragen, welche man seinen Gestalten soll verleihen können. Eine Trennung des Künstlers vom Menschen ist für Ruskin unmöglich, ein Unding. Es ist ihm unfaßbar, wie manche Leute in einem und demselben Individuum den Künstler verehren können, während sie nicht umhin können, den Menschen zu verachten. Er stellt es als ein Dogma hin, daß ein Talent ohne sittlichen Kern glänzend sein, aber nichts für die Ewigkeit schaffen kann. Die Kunst, soll sie den Namen der „großen" verdienen, kann nur von guten, berufenen und edlen Menschen ausgeübt werden. Den Maßstab für die Künstler hat sich Ruskin an den ersten Meistern der Renaissance gebildet und an diesen erkannt, daß sie ehrliche, treue und gottesfürchtige Männer waren. Er sieht stets

die höchsten Ziele vor Augen und verlangt daher auch, daß die Künstler
in jeder Weise würdig seien, diesen Zielen nachzustreben. Einem seiner
Aufsätze „H^e yueen ot tde air" entnehmen wir die nachfolgenden Stellen,
welche seine Anschauungen in dieser Richtung klar wiedergeben: „Große
Kunst ist der Ausdruck des Geistes eines großen Menschen, niedrige Kunst
jener des Mangels von Geist eines niedrig denkenden Mannes. Eine törichte
Person baut töricht, eine kluge vernünftig, eine tugendhafte herrlich, eine
lasterhafte schlecht. . . . Die Grundlage der Kunst ist ein moralischer Charakter . ..
Die große Kunst ist der Ausdruck der Kunstbegabung in einer reinen Seele.
Wenn die Gabe nicht vorhanden ist, haben wir überhaupt keine Kunst.
Und wenn die Seele und zwar eine richtig empfindende Seele nicht da ist,
ist die Kunst wertlos, von welcher Geschicklichkeit sie auch zeugen mag. Man
muß sich aber auch daran erinnern, daß die Kunstbegabung an sich nur
das Resultat des moralischen Charakters von Generationen ist. Ein schlechtes
Weib kann eine schöne Stimme haben. Doch die Süßigkeit ihrer Stimme
hat sie der früheren Sittlichkeit ihrer Rasse zu danken. Daß sie überhaupt
singen kann, dankt sie der Zusammenwirkung der Gesetze der Musik mit
jenen der Moralität vergangener Tage. Iede Tat, jede Regung der Tugend
oder des Lasters macht bei dem Menschen gleichzeitig einen Eindruck in
seinem Gesichtsausdruck, in der Stimme, in der Kraft der Nerven sowie
der Lebhaftigkeit und Harmonie der Erfindung. Das Beharren beim Rechten
macht nach einer Reihe von Generationen die menschliche Kunst möglich;
jede Sünde, und sei sie noch so klein, zieht gleich einer Wolke über dieses
Vermögen. Bei einem konsequent lasterhaften und vergnügungssüchtigen
Leben wird nach einer gewissen Zahl von Generationen jede Kunst unmöglich. . . .
Iede frühere Anstrengung meines Lebens, jeder Schimmer von Rechtem,
von Gutem in demselben steht mir nun bei im Erfassen der Kunst und
ihrer Erscheinung. So weit als ich mich desselben erfreuen oder es verstehen
kann, danke ich die Kraft hierzu nur dem Rechten, das in mit ist. Und
ich wage zu sagen, daß, weil ich während meines ganzen Lebens das Gute
und nicht das Schlechte gewünscht habe, weil ich vielen gut war und allen
gegenüber gütig sein zu können wünschte, weil ich mit Absicht niemand
geschädigt habe, weil ich viel und nicht selbstsüchtig geliebt, das heraufgehende
Morgenlicht auf jenen Hügeln für mich noch sichtbar ist". Ruskin schwingt
sich hier zu einer Erhabenheit der Anschauungen auf, die unserer praktisch-
nüchternen Zeit nicht nur widersprechen, sondern vielfach auch überschwenglich
erscheinen müssen. Ungetrübte Reinheit der Seele begehrt er, rm in Freiheit
und Frieden das Erhabene und Edle in der Kunst erfassen, das Nichtige
und Unbedeutende als solches erkennen und ablehenen zu lernen.
Die Bedeutung dieser zum Begreifen des Höchsten unerläßlichen An-
schauungen war ihm auf dem Wege zum Bewußtsein gekommen, den die

gottbegnadetsten Künstler gingen. Einen Dante, einen Giotto können wir uns schaffend nicht von anderen als von reinsten Absichten erfüllt denken. In ihrem sittlichen Wesen gefestigt, waren sie als Dichter und Maler zugleich Richter und Propheten, die, während sie das Unvergängliche ersannen, dem Vergänglichen aller Zeiten das Urteil sprachen. Hätten sie sich zu jener Höhe erheben können, wenn das Feuer ihrer Begeisterung nicht aus jener Reinheit entflammt wäre, die das göttliche Wort den Kindern zuschreibt?
Der Geist, der die alten Meister erfüllte, gab auch Ruskins Forschen, Sinnen und Tun die Richtung. Aus ihm schöpfte er auch den Mut, in ,/Ibe Orovvn ok wilä Olives" seinen Landsleuten zuzurufen: „Ich sage euch kühn und freimütig, daß wir Engländer innerhalb der letzten zehn Iahre unsere Sporen als eine ritterliche Nation verloren haben; wo wir nicht hätten kämpfen sollen, haben wir gekämpft um Gewinns willen; wo wir nicht unbeteiligt hätten bleiben sollen, haben wir müßig zugesehen aus Furcht. Ich sage euch, daß der Grund des Sichnichteinmischens, wie er jetzt unter uns gepredigt wird, so selbstsüchtig und grausam ist, wie der ärgste Eroberungemahn, und sich von einem solchen nur dadurch unterscheidet, daß er nicht nur boshaft, sondern auch feige ist". Heilige Zornesglut gab ihm die ingrimmigen Worte ein: „Die Engländer haben keine Idee von Kunst und kein Verständnis dafür", „Sie sind Elende, keine Nation, sondern ein geldmachender Mob".
Er war ehrlich genug, in seinen Vorlesungen zu gestehen, daß Shakespeare „mehr der Welt gehört, als uns Engländern". Unentwegt ist er immer dafür eingetreten, daß eine nationale englische Kunst nur möglich sei, wenn die sozialen Zustände des Volkes von Grund aus umgestaltet würden. In einer Vorlesung, die er 1859 in Bradford hielt, sprach er den Satz aus: „Die schönen Künste können nur von einem Volke hervorgebracht werden, das umringt ist von schönen Dingen und Muße hat, sie anzusehen. Wenn ihr eure Arbeiter nicht mit schönen Dingen umgeben wollt, dann werden sie keine schönen Dinge ersinne!". In diesen Worten ist das Programm dessen niedergelegt, was er für die Arbeiter seines Landes erstrebte, und in dem Sinne, wie er es erfaßte, im Sinne der freudigen, zielbewußten, freien Arbeit der vergangenen Tage, in denen er die Vorbilder suchte, knüpfte sich an dieses Verlangen eine Menge von dem, was wir heute als zur Lösung der sozialen Frage gehörig ansehen. Er führte in Wort und Schrift einen erbitterten Kampf gegen die eingewurzelten Anschauungen des Manchestertums, forderte die Arbeiter in Wandervorlesungen, nie er in den verschiedensten Teilen Englands hielt, zur Selbsthilfe auf und gab seiner Überzeugung unzweideutigen, rückhaltlosen Ausdruck, daß der wirtschaftliche Aufschwung, wenn er sich nur auf eine kluge Berechnung und Ausnützung der momentanen Produktions- und Konsumtionsverhält.nsse

gründet, niemals zur gedeihlichen Vereinigung der Interessen der Arbeit-
geber und Arbeitnehmer führen könne und der Widerstreit der Interessen
ein desto lebhafterer werden müsse, je mehr die wirtschaftlichen Maßnahmen
nur Resultate der Erkenntnis des Kopfes und nicht auch des Herzens seien.
Demgemäß schrie er nach „Gerechtigkeit, Mitleid und Weisheit" und erklärte
sich als Gegner der geltenden volkswirtschaftlichen Lehren. Unter allen
Verirrungen, die zu verschiedenen Zeiten das Gemüt großer Volksmassen
ergriffen haben, erschien ihm als die seltsamste, sicherlich aber als die ent-
ehrendste die sogenannte Wissenschaft der Nationalökonomie, die auf
der Idee beruht, es ließen sich nützliche Gesetze der sozialen Wirksamkeit
aufstellen, ohne den Einfluß sozialer Sympathiegefühle zu berücksichtigen:
„Die sozialen Sympathiegefühle, sagt der Nationalökonom, sind zufällige
und störende Elemente in der menschlichen Natur, Habsucht und Fortschritts-
drang hingegen wirken stetig. Scheiden wir also die veränderlichen Elemente
aus und betrachten wir die Menschen bloß als von der Habgier getriebene
Maschinen, um die Gesetze des Ein- und Verkaufes zu finden, durch welche
die größte Anhäufung des Reichtums zu erreichen ist. Sind diese Gesetze
einmal festgestellt, so steht es jedem Einzelwesen frei, von dem störenden
Element der Sympathiegefühle, so viel er Lust hat, in die Rechnung einzu-
führen und die Abweichung derselben durch die veränderten Bedingungen
sich klar zu machen". Wie es aber um die Einführung dieses Elementes
der Synpathiegefühle in das wirtschaftliche Rechenerempel steht, hat Ruskin
unverblümt ausgesprochen und an den bestgewählten Beispielen nachgewiesen,
daß der krasse Egoismus dieses Gefühl durchaus nicht zur wirksamen Geltung
kommen läßt und die wirtschaftlichen und sozialen Fragen sich so verwirren
müssen, sowie daß deren Lösung immer schwieriger wird, weil man den
seelischen Anforderungen der Arbeiter nicht gerecht wird. Er zeigt, daß
man lediglich durch die Geringschätzung und Vernachlässigung dieser Anfor-
derungen dahin kommt, die gegenseitigen Beziehungen zwischen Arbeitgebern
und Arbeitnehmern zu verschärfen, und fällt über die Macht des Reichtums,
der nur der selbstsüchtigen Vermehrungstendenz folgt, das Herz verhärtet
und zu dem Worte Veranlassung gab, daß „eher ein Kamel durch ein
Nadelöhr gehen könne, als ein Reicher in das Himmelreich", das vernichtende
Verdikt: „Die Macht des Reichtums ist an sich wie das Umarmen eines
Schattens, sie bringt keinen Trost hervor, sondern ist ihrem Wesen nach
ein Gemisch von brutaler und menschlicher Natur; menschlich weise, indem
sie Geist und Pfeil benützt, aber tierisch an Körper und Huf, indem sie
alles frißt und niedertritt".

Die beste und einfachste Versinnbildlichung des Kapitals ist ihm ein
gutgemachter Pflug. „Wenn nun dieser Pflug nichts anderes als Pflüge
polypenartig erzeugte, wie sehr auch die vervielfältigten Pflüge in der Sonne

glitzerten, sie würden ihre Funktion als Kapital nicht erfüllt haben. Sie
werden wahrhaftiges Kapital nur durch einen anderen Glanz: wenn man
si') hell in der Furche schimmern sieht; wenn sie durch die edle Reibung
stofflich sich eher vermindern als vermehren. Und die naheliegende Frage,
die sich jeder Kapitalist und jede Nation stellen muß, ist nicht: „Wie viele
Pflüge haben wir?", sondern „Wo si ndunsere Furchen?", nicht „Wie schnell
wird sich dieses Kapital reproduzieren?", sondern „Was schafft es während
der Reproduktion? Welche lebensfördernde Substanz wird es liefern? Welches
lebenbringende Werk zuwegebringen?" Wenn es das nicht tut, so ist seine
Reproduktion nutzlos oder, wenn es noch Schlimmeres tut, — denn das
Kapital kann ebensosehr das Leben untergraben als stützen, — dann ist seine
eigene Produktion schlimmer als nutzlos, es ist wie ein hypothekarischer
Vorschuß, keineswegs ein Gewinn".
Widerspruch, Hohn und Spott der führenden Kreise waren die Antwort
auf sein wirtschaftliches Glaubensbekenntnis, sie nahmen mit allen Macht-
Mitteln der Herrschenden gegen ihn in der feindseligsten Weise Stellung,
er ließ sich aber dadurch nicht beirren und fand an Carlyle einen Bundes-
genossen, der ihm schrieb: „Ich bewundere die luchsäugige Schärfe Ihrer
Logik, die glühende Beißzange, mit der Sie gewisse geschwollene Backen
und aufgeblasene Wänste anpacken. Verharren Sie die nächsten Iahre
bei dieser Arbeit und erzielen Sie dabei einen gleichen Erfolg wie in der»
Malerei. Inzwischen freut es mich, daß ich mich von nun an in einer
Minorität von zwei Stimmen befinde".
Doch die Wahrheit läßt sich auf die Dauer nicht eindämmen. Ruskins
Schriften fanden immer mehr Verbreitung, sie wurden mit immer steigendem
Interesse gelesen, ja es wurden Zeitschriften und Vereine gegründet, die
es sich zur Aufgabe machten, seine Lehren zu verbreiten, das Studium
seiner Bücher zu erleichtern.
Wie er gelehrt, so hat er gelebt. Er hat sein ganzes großes väterliches
Vermögen der Verwirklichung seiner menschenfreundlichen Ideen zum Opfer
gebracht, Bedürftigen ausreichende Unterstützungen und Pensionen gewährt
und ein ansehnliches Grundstück gekauft, das er samt den darauf befindlichen
Baulichkeiten Arbeitern unentgeltlich überließ, damit sie nach seinen Lehren
arbeiten und leben könnten. Auch hat er ein Museum gegründet und ein-
gerichtet, das viel von Arbeitern und Studierenden besucht wird und worin
er in ausgesucht schönen Eremplaren einer natur- wie kunsthistorischen Samm-
lung beste Gelegenheit zum Anschauungsunterrichte gibt. Er selbst lebt nur
von dem Ertrage seiner Arbeit, den er bei seiner unendlich einfachen Lebens-
führung nicht aufbraucht und von dem er immer noch Bedürftigen Spenden ge-
währt.

Liebe und Wahrheit waren allezeit und sind die Leitsterne des Greises,
der seit einigen Iahren in stiller Zurückgezogenheit in einem schlichten Land-
Hause am Conistersee in Laneashire seine Tage verbringt.
Kurt Walter Golüschmiöt, Verlin:
Zwischenspiele.
Ein Rückblick und ein Epilog.
Es wird noch manche schmerzliche Konvulsionen im Leibe des alten unglück-
lichen Europa geben; das noch immer nicht abgeschlossene große Weltbeben der
Revolution hat jenes andere des Krieges abgelöst, und in den Seelen der Zeit-
genossen werden die Zuckungen der Katastrophen noch lange nachzittern; der
aus allen Höllen losgelassene Geisterspuk verflüchtigt sich nicht so rasch. Wir haben
die wunderlichste nie dagewesene Kreuzung von verfeinertster Kultur, höchstem
technischen Raffinement und kriegerischer Urzeitlichkeit erlebt. In brutalen, aber
weltumspannenden Formen ist Tausenden wieder die Romantik des Abenteuers
erblüht.
Einzelne hat es ja immer gegeben, die der Abenteuerdrang ins Weite trieb,
die die erotische Sensation aus dem Gleichmaß bürgerlichen Lebens lockte —
das mochten Seefahrer, Großkaufleute oder auch einfache Desperados und
wohl gar Hochstapler sein: immer waren es aber doch vereinzelte Ausnahmen,
und wenn sie im Innersten Philister waren, so trugen sie ihre Philisterseele noch
bis in Dschungel und Urwald und kamen genau so armselig und gehaltlos, lang-
weilend und gelangweilt zurück, wie sie gegangen waren. Der Gebildete machte
wohl auch alljährlich seine kürzere oder weitere Reise, und wenn es ihm Vermögen
und Nervenkraft gestattete, so leistete er sich wohl auch den Lurus einer Weltreise
— aber alles dies waren doch nur flüchtige farbige Einsprengsel in das Grau in
Grau des Lebensbildes. Wie glanzlos verlief vollends das Leben des einfachen
Mannes, das selbst der feineren seelischen Abwechslungen, der Geistes- und Kunst-
genüsse, entbehren mußte und sich schließlich in ein paar großen, typischen, ge-
meinsamen Zügen erschöpfen ließ: in Ehe, Fortpflanzung, Ernährung, Handel
und Wandel, Tagessorgen und Tagesarbeit. Durch die Völkerwanderungen des
Weltkriegs erst wurde das Leben der Massen wie der Einzelnen unstäter, bunter,
wechselvoller, an Möglichkeiten und Erfüllungen reicher; das Alltäglichste schien
plötzlich von den Blitzen fremdartiger Landschaft, heldischer Taten umzuckt.
Unbekannte, märchenhaft versiegelte Länder erschlossen sich in Ost und West;
auf den Meeren tummelten sich neue Wikinge; die Fabelpracht des Orients

wogte greifbar-dämmernd heran. Man hat es oft als eine Art Ausgleich betrachtet,
daß der Krieg besonders dem einfachen Manne einen größeren Erlebnisreichtum
in den Schoß warf; von einem Gegenwert für die Wunden und Greuel des Krieges
zu reden, wäre natürlich ebenso töricht als frivol; aber als Nebenhergehendes
konnte man es gelten lassen ^- und wie Böses dem Besten, so ist auch dem Bösesten
hie und da Gutes gesellt; selbst der größten Negation, der des Krieges, entwuchs
noch ein kleiner positiver Begleitwert. Man hat es oft genug gesagt: wie wären
sonst Müller, Schulze, Lehmann, Schlesinger jemals nach Litauen und der Ukraine,
Mazedonien und Palästina, Flandern, Frankreich und Italien gekommen? Wir
mehr oder minder Heimgebliebenen, die wir nicht jahrelang in Blut und Dreck
ein urtümliches Höhlenleben vor und jenseits aller Kultur zu führen brauchten, —
wir hatten natürlich auch kein Recht, den märtyrerhaften Schützern des Heimat-
bodens das bißchen bunten Fernenreiz zu neiden. Wir selbst kamen höchstens bis
an die Peripherie des Krieges; wurden von seinen Glutwellen, seinen Frost-
schaudern gestreift — und durften die farbigen Wirbel seiner dramatischen Höhen-
punkte nicht auskosten. Immerhin waren wir doch nicht ganz ohne Anteil an
der Farbigkeit des Geschehens, und manches Bild blieb jung und farbe ileuchtend:
die ersten Tage der Mobilmachung hatten für uns alle, so sehr sie uns auch mit
unendlichen Schauern des Mitleids und der Verzweiflung ergriffen, doch etwa»
vom klirrenden Reiz der Ballade, und überhaupt war auch in der Heimat alles
so ganz anders, so aufgewühlt und durcheinandergeschüttelt; der Krieg gebar
damals selbst in seinen Erzwungenheiten und Einschränkungen ganz ungewohnte
phantastische Lebensformen; dazu rollte an unserer Wohnung oder unserm Büro
der Balkanzug vorbei, und eine Woge von Orientrausch schien aus dem märkischen
Alltag in unser Fenster hineinzuschlagen; in den Straßen tauchten die Lamm-
fellmützen der türkischen und bulgarischen Offiziere oder das schmucke Käppi der
Österreicher auf; an Siegestagen verschwisterten sich die Halbmondfahnen des
Islams den wehenden Wimpeln der Verbündeten, und in irgend einem mondänen
Restaurant sah man plötzlich einen ganz richtigen Scheich oder Mollah — in Burnus
und Turban, wie aus Tausend und eine Nacht entsprungen.

Doch wozu bedurfte es erst der äußeren Farbenreize? Unser Leben wurde
von innen her revolutioniert; seine seit Alters gefestigten und geheiligten Schutz-
wände wurden durchbrochen; das mochte bedauerlich und bedenklich sein; aber
da sie sich vielfach schon zu starren chinesischen Mauern ausgewachsen hatten, so
hatte es auch sein Gutes. Das Dasein gewann seine ursprüngliche, f.ießende Freiheit
zurück; die Abstempelung war nicht mehr alleinseligmachend; man ging
nicht mehr seinen abgesperrten, schnurgeraden, von Anfang bis zu Ende staatlich
überwachten Weg; der Mensch als solcher — Persönlichkeit, Talent, Bildung —
stieg im Kurs. Auf der einen Seite wenigstens; denn auf der anderen gab es im
Gegenteil einen rapiden Kurssturz aller persönlichen und geistigen Werte: die
Faust hatte schon bisher mehr gegolten als das Gehirn; jetzt aber herrschte die

Faust, und das Gehirn war das überflüssigste Organ der Welt geworden; das erwies praktisch der militärische Kommunismus, der auch dem reifsten, feinsten und höchsten Geiste brutal die stupide „Muschkoten"-Mütze auf den Kopf stülpte und die Menschheit mit ungeahntem Erfolg dem Ideal der Verherdung entgegenführte — aber auch dies trug in gewissem Sinne zur Erhöhung der Buntheit und Abenteuerlichkeit des Daseins bei; auch Erniedrigung und Demütigung können als etwas Phantastisches, als ein äußerster Gegensatz zur gewohnten äußeren und inneren Lebenslage, als eine Wollust der Bitternis empfunden, gewollt und bejaht werden. Es erinnert an gewisse märchenhaft unwahrscheinliche Verkleidungen, ja Seelenvertauschungen in Geschichten des Orients. Und je größer der äußere Druck, um so fester und innerlicher erfaßt und besitzt man sich selbst. Im Rückblick wenigstens kann noch halb und halb als ein Glück erscheinen, was im Augenblick als Schmach erschien. Iedenfalls: bunter, überraschender wurde das Leben auch so. Man ging durch neue, seltsame, traumhafte Schicksale und Berufe.

. . . Ich sehe mich plötzlich in die Aula eines Groß-Berliner Gymnasiums versetzt; von den Wänden grüßen patriotische Bilder, Klassiker-Büsten und großlettrige, zu langen Spruchbändern geschlungene Moralsätze; große Buntfenster überschimmern die mühsam, doch willig gebändigte Kinder- und Knaben-Unrube der Scholarenherde, die sich von den niedlichen, munteren Spielkarten der Vorschule bis zu den Epheben der Prima in den Bänken reiht; das Harmonium gießt mit verdiinnten Orgeltönen ruhige Weihestimmung über die Versammlung der Großen und Kleinen aus; das neue Schuljahr setzt mit gewichtigem Schritte ein. Ietzt steht ein untersetzter, schwarzbärtiger Pastor auf dem Katheder und hält mit beruflich geöltem, aber falschem Pathos eine große Moralpauke, die von den jungen Gemütern mit richtigem Instinkt und gelinder Ungeduld hingenommen wird . . . Ich sitze als Außenseiter ein wenig abseits, aber immerhin dem Lehrer-Kollegium zugeordnet, in dem ich eine kürzere oder längere Gastrelle geben soll, von der überraschenden Ungewohntheit des Vorgangs und der Umgebung noch ein wenig benommen und mit einem leisen Reste des alten Schüler-Respektes in den Gliedern, der, wie alles Früh-Erworbene, in die bildsame Kindseele Geprägte, fester sitzt als vieles Spätere . . . Im Traume kommt es öfter vor, daß man sich in frühere Stadien des Lebens und der Seele zurückversetzt wähnt, noch einmal auf der Schulbank sitzt, die Nöte des Abiturienten-Eramens wiederholt, — äfft mich im hellen Tageslicht der gleiche Traum? Aber nein: die Rollen sind ja vertauscht; denn ich bin inzwischen durch die rätselhaften Verwandlungskünste von Natur und Schicksal aus dem Schüler in den Lehrer hinübergeglitten — herüber gereift, wie das nichts erklärende Wort sagt. Es mag da irgendwie eine Art Zauberei, einen magischen Knar in meinem Wesen gegeben haben; ich fühle mir wie durch ein Taschenspielerkunststück des Daseins mein Ich entwendet und fühle mich doch noch als ein und dasselbe Ich . . . Inzwischen

hat der Pastor, der wie ein korrekt-kleinbürgerlicher Beamter missiebt und nur
durch das Schwarz in Schwarz seiner Tracht ein wenig geistliche Würde und
Feierlichkeit markiert, seinen Sermon beendet; wieder rauscht das Harmonium
dünn-psalmodierend auf. . . Ich suche immer noch im Gedächtnis das stete
entwischende Endchen des Erinnerungsfadens, mit dem ich Vergangenheit und
Gegenwart verknüpfen kann — doch der Mühe überhebt und aus Träumen und
Grübeleien reißt mich die verfeinerte Beamtenstimme des schon angegrauten
Direktors, der, eine Kreuzung von Geheimrat und Humanist, durch eine leicht
abstoßende Zugeknöpftheit immerhin eine edlere Kultur bindurchblicken läßt.
<Es stellt sich heraus, daß er einer der eingefleischtesten Anhänger und Wortführer
des humanistischen Ideals ist; sentimental gesprochen, haben sich eigentlich in
der gemeinsamen Liebe zur Antike unsere Seelen gefunden; aber ihm ist sie noch
etwas Absolutes, mir etwas Relatives, Fließendes, ein sich stetig wandelnder
und immer von neuem zu erobernder Besitz . . .) Der Direktor also stellt micb
als lebendige Krieg s-Unterrichts-Hilfe vor (Unterrichts-Ersatz?! Aber das
Wort hat unangenehme Nebentöne) — und ich bin in mein neues „Amt" ein-
geführt . . . Ich erlebe Ähnliches noch ein zweites Mal an einem anderen Grosi-
Herliner Gymnasium — was aber diesen Rahmen eines vollen Iahres füllt, das
wäre wohl nur in einer Chronik — einem Roman zu erschöpfen. Ich bin plötzlich —
trotz mangelndem Staats-Eramen, was meinem „anarchischen" Individualismus
ebenso sehr wie meiner nach dem Ungewöhnlichen lüsternen Romantik schmeichelt —
ein richtiger, bestallter kleiner Amts- und Schicksalsgott; Eltern tragen mir ehr-
fürchtig die Beschwerden und Wünsche ihres Herzens vor; wie einst der Römer
in den Falten seiner Toga, berge ich Heil und Unheil in den Spalten meines
Notizbuchs — dazu wird eine meiner zahlreichen Adern, die philologische und
pädagogische, geweckt; „gelehrt" habe ich immer gern — nur auf höchster Stufe
in der Form des akademischen Dozierens; nun hieß es die jungen Seelen nach
se zusagen sokratischer Methode behandeln. Von Serta bis Sekunda war mir ein
reiches seelisches Feld eröffnet; ich hätte ein Theophrast der Schule, ein Schilderer
jugendlicher Charaktertypen werden können; dazu sprangen herüber und binüber
alle Quellen kindlichen Humors; und man fühlte sich reich belohnt, wenn man
vor der versammelten Iugend (die das Andere, Eigene, Menschliche witterte) auf
dem Schulhof stürmisch akklamiert wurde. Es machte Spaß, das Latein erstmals
nach reformgymnasialer Methode im konversatorischen Stil einer lebenden Sprache
zu lehren; nicht minder, den Ober-Tertianern unter verfrühtem studentischem
Beifalls- und Begeisterungstosen Schillers „Tell" und Heyses „Colberg" vor-
zulesen oder mit der kleinen, schon höheren Interessen zugewandten Auslese
von ihnen ästhetische Prebleme zu erörtern — und man verfuhr ja — gerade im
Gegensatz zum Durchschnitts- und Berufslehrer — „selektoriseh"; man bielt
sich an das wertvollste und einzig lohnende persönliche „Material".

Kaleidoskopie des Kriegsschicksals! — Im Handumdrehen ein ander Bild —
eine Folge unwahrscheinlichster Bilder! Man steht mit anderen Opfern vor kahlen,
rohen symmetrisch blutroten Ziegelgebäuden im Hofe des Bezirkskommandos
(in der „General-Pappkarton-Slraße", wie der Volksmund ebenso witzig als
bildhaft sagt) und wartet auf seine „Verladung" . . Man wird in Berliner Stabt-
bahnzügen, mit alten Berliner Landsturmleuten jeden Berufes zusammenge-
pfercht, nach einer Garnison des fernen deutschen Ostens geworfen; die Fahrt
würde normaler Weise acht Stunden dauern, aber man ist volle 26 Stunden unter-
wegs; stundenlang irrt man im Helldunkel der Bahnhofsnächte auf fremden
Stationen umher; Groteskes mengt sich mit Brutalem und Widrigem. Ia, die
Natur in ihrer unendlichen Güte — oder vielmehr: „Wurschtigkeit" (nur der
ruppige Gassenausdruck ist der oft besungenen Allmutter würdig!) gibt da»
ästhetisch Reizvolle, ja das Überschwänglich-Herrliche des Schaubilds noch als
Dreingabe dazu: am Morgen nach durchrollter Nacht, die man, in die Kupee-Ecke
gedrückt, verdämmert hat, strahlt die Himmelslandschaft in blendend-kalter Rein-
heit eines winterlichen Kristalls; Wolkengebirge türmen sich, aus luftigen Massen
scheinbar zu festem Kern geronnen, in wallend-wechselnder Gestaltung in die
letzten Winkel des Himmels hinein; ein Leuchten fliegt von ihnen aus, wie vorn
silbrig frischen Schmelz des Firnenschnees; ja die Täuschung ist vollkommen,
und die Fata Morgana ist nicht länger mehr ein Monopol der tropischen Wüste:
auch in unsere soldatische Wüste, die uns schon nahe streift, die sich noch unabsehbar
vor uns dehnt, grüßt ein holdes Trugbild, die leibhaftige Spiegelung einer Hoch-
gebirgslandschaft hinein . . . Dann aber wieder: die rauhe Wirklichkeit der
Kasernennächte in Gesellschaft halbwüchsiger Burschen aus Rirdorf — allerdings
nur eine kurze Episode, da man sehr bald sein eigenes Zimmer beziehen und
wenigstens Nachts wieder Herr über sich selbst sein durfte . . . Marschierübungen
auf dem Kasernenhofe: das war immerhin spaßhaft und gesund. Und man hatte
wieder das Gefühl, sich märchenhaft nach rückwärts statt nach vorwärts entwickelt
zu haben; das Gedächtnis suchte von neuem Anknüpfungen in den entlegensten
Kammern des Gehirns — richtig: man sah sich noch in kurzen Hosen in der Turn-
stunde ähnliche Übungen ausführen, und man mußte heimlich über diese rück-
verwandelnde Neckerei des Schicksals auflachen; weniger erheiternd freilich waren
die Greuel der widrigen Kantinen, der Massen-Speisungen, -Duschungen,
-Impfungen . . . Doch als Zwangs-Sanatorium konnte man sich's gefallen
lassen; nur kam der Zwang und Ekel des Zuchthauses und die Groteske des „Drills",
der minutiösen Ehrenbezeugungspossen hinzu, mit denen ja nun die Revolution
aufgeräumt hat . . . Aber einige Bilder sind auch hier geblieben: es gab
Morgen und namentlich Abende, an denen die den Platz umschließenden Kasernen-
bauten (die immerhin eine den Zwecken adäquate rohe Stillinie zeigten) in geradezu
phantasmagorisch zarten Rosa-Dufttönen verschwammen: Kaserne — und ?2t»
morMUa: paradorer und deutlicher konnte sich die Antinomie des Daseins nicht

ausdrücken! — Oder ich gedenke des Ausmarsches ins Übungsgelände noch ganz
im Nebeldämmer der frühesten Morgenfrühe — wenn in den industriellen Anlagen durch die Halbnacht noch die Fenster glühten und die Schlote feurig
qualmten; ich gedenke endlich des Wegs durch eingeschneiten, von Frost gleichsam
brennenden, zu Kristall erstarrten Winterwald zum Schießplatz hin, auf dem ich
als „Schreiber" Zahl und Art der Schüsse buchen sollte; im Wald-Innern
prasselten da die Reisigfeuer, an denen sich vermummte Gestalten wärmten —
und wieder griff man sich an den Kopf, kramte in der Erinnerung, fühlte sich in
ein früheres, kindliches Stadium zurückverzaubert. Was war's doch gleich? Ia,
Lederstrumpf ....

Wenige Monate, ja Wochen später ist wieder alles verändert. Ich stecke zwar
noch in der Soldatenjacke, und es ist garnicht abzusehen, wann ich jemals wieder
der Menschheit und Freiheit zurückgegeben werden könnte ^- aus meinem Spiegel
sieht mich oft zu meinem Staunen das Bild eines Fremden an, und ich kann nicht
glauben, daß i ch es bin, der mir da unter der Mütze entgegennickt — aber irgendeine launische Fügung hat mich plötzlich unters Sanitätspersonal gewirbelt.

Ich figuriere offiziell als Militärkrankenwärter und sitze im Geschäftszimmer
eines Gefangenenlazaretts; führe die Listen über die Armen, die ihre Gebresten
aus den Bergwerken in diese Schnellbeilanstalt schleppen, und schreibe Mebl-
und Fleischrechnungen aus. An Scheußliches muß ich Blick und Herz gewöhnen,
wenn ich bei den ärztlichen Untersuchungen die Befunde protokolliere. Hinter
dünnen Scheidewänden hausen diese wildfremden Menschen, Russen, Serben,
Rumänen, Franzosen, wie ebensoviele Schicksale, über denen allen das eine große
Massenschicksal steht. Und alle drei, vier Tage liegt draußen auf dem Korridor,
mumienhaft in Laken gehüllt, kaum mehr als Person erkennbar, nur noch ein
Stück form- und seelenloser Materie, die Leiche irgend eines Namenlosen, eines
-vw oder -lisch, eines von jenen, die einen Tags mit hartem, wundem Tierblick
umwimmeln; es ist allerlei fremdartiges Menschengewächs darunter: z. B. ein
mongoloider, mohammedanischer Fischer aus Astrachan, der einen Hauch von
östlichen Märchenwelten mit sich bring t . . . Das Lazarett ist übrigens in den
städtischen Konzert- und Theaterräumen untergebracht; über ein paar Stufen,
durch ein paar Korridore weiter — und „der Soldat der Marie" oder ähnlicher
Hopsa-Blödsinn modemer Tanz-Operetten wirbelt unter Iubelstürmen über
die nahen Abgründe von Schicksal, Tod und Krieg. Mir aber liegt noch der Schrei
der armen Gefangenen bei ärztlichen Operationen im Ohr; ich verstehe zumeist
ihre Sprache nicht, aber diesen Schrei der Kreatur. Und er begleitet mich auf
stumpfsinnigen Ordonnanzgängen, die ich, oft in Begleitung kleiner Botenmädel,
zwischen Post, Apotheke, Lazaretten und Zeitungs-Erpeditionen machen muß —
schon dumpf ergeben und kaum noch fragend, wann dieser Tage Ende dämmern

wird. Hätte ich nicht auch hier Fontane, Franee, Dostojewski) gelesen; hätte ick nicht mit einem Gelegenheitskameraden zu Gunsten unseres Regiments vor überfüllter Aula klassische und neuere Dichtungen gesprochen und später in der Loge einer Nachbarstadt aus eigenen Arbeiten vorgetragen — es hätte sich keine geistige Linie ins Bild dieser Zeit gegraben. Immerhin wäre selbst sie in all ihrer schwerflüssigen Eintönigkeit nicht ganz verloren gewesen; an Eindruck, Erfahrung, Menschenkenntnis hatte ich gewonnen; in viele Häuser, Schicksale, Seelen hatte ich Einblicke „zum Totweinen und Totlachen" getan; mich selbst hatte ich in eine harte, stählende Schule nebmen müssen — nie kehrt die leidende, reifende Seele ganz ertraglos heim.

Erlösung! Nach mehr als einem halben Iahre Garnison versetzt mich ein „ehrenvoller Ruf" an eine Kommandobehörde nach Berlin zurück zu geistiger Tätigkeit (soweit der Krieg das Wörtchen „geistig" nicht eben überhaupt aus dem Lerikon der Zeit gestrichen hat). — Eine neue Evolution und Metamorphose: Zensor mit Rotstift und Stempel, also in richtiger amtlicher Bestallung und Würde, nichtsdestoweniger aber mit gewissen allmonatlichen Erinnerungen an den „Commiß" und dem fürstlichen (besonders für diese Zeit fabelhaften!) Landsturmhonorar von 80 Mark im Monat. Im übrigen brauchten sich die pathetischen Freiheitsbarden nicht zu entrüsten: ich bin kein „Scherge", der den freien Gedanken „knebelt"; ich habe überhaupt mit den Gedanken, die im Lande selbst laut werden, nichts zu tun; ich überwache nur die Bücher und Zeitschriften, die ine neutrale und verbündete Ausland sollen — und ich bemühe mich, ein liberaler, weitherziger Wächter zu sein, der an seiner bescheidenen Stelle Gutes stiften, allzu straffe Zügel lockern möchte. Es ist selbst nicht ohne Behagen und Gemütlichkeit, wenn früh im Büro die grünbeschirmte elektrische Stehlampe brennt, der Hilfsdienstgreis ein halb Dutzend Zeitungen vom „Vorwärts" bis zur „Deutschen Tageszeitung" bringt, die dickbauchige Iournal-Mappe erscheint und die zärtlich beäugelten und gestreichelten Bücher auf den Tischen sich türmen (Berliner Neuheiten schon in Umbruch oder Korrektur). Dazu ist man unter (im tieferen Sinne des Wortes) „gebildeten" Menschen und bereichert seine Persönlichkeitsgallerie; sogar die engeren Fachgenossen von der Feder fehlen nicht; ein Romanschriftsteller ist da, ein Dramatiker, ein fein-skeptischer Professor; Iuristen, Techniker, Chemiker. Eine galgenhumoristische Lausbubenstimmung schlägt durch alle Wirr- und Trübsal der Zeit; die Luft ist mit Scherz und Witz geladen; gutmütige Ironien prasseln; Gelegenheitsverse fliegen hin und her. Aber die Sache hat auch ihre hochpolitische Seite: man sitzt sozusagen an der Quelle; man hört das Gras wachsen; man sieht hinter die Kulissen des Systems — man sieht ibm auch gehörig auf die Finger. Eigentlich war man allzu narzissushaft in sein bißchen Ich verliebt gewesen; diese Selbstliebe hatte ihren Sättigungspunkt erreicht,

und man wünschte sich im Grunde auch einmal von jenem anderen Leben, dem Ällgemeinleben der Geschichte, zu kosten, das sonst ein Monopol einiger weniger politischen Lärmmacher und erklusiven Kasteng ötter war. Ach, die Wirklichkeit nahm uns nur zu sehr und zu buchstäblich beim Wort — der Militarismus brachte uns am eigenen Leibe eine sehr schmerzhafte Geschichtslektion bei. In Amt und Würden aber lernten wir eigentlich auch nichts weiter hinzu als eine Bestätigung des alten Orenstierna-Wortes, mit wie wenig Weisheit doch die Welt regiert werde . . . Und so lebte ich denn ein wenig zwciseelenhaft, mit leichtem Reiz zur Seekrankheit, als mein eigener Doppelgänger weiter — von 5 Uhr nachmittags an Mensch, Bürger, Zivilist; Abends zumeist auf dem Katheder. — Bis dann an jenem denkwürdigen 9. November 1918 das Ganze krachend zusammenbrach und das System glatt und automatisch aufhörte. Das erschütternde Schauspiel, eines Welt-Untergangs — einer Welt-Neugeburt? !
Und die nächste Evolution und Metamorphose? — Minister? — Bettler? -
Unter der dünnen Oberfläche der Not-Ordnung schäumt das Chaos — und alle Möglichkeiten sind wieder frei geworden

Paul Knotel Opfer
Paul Knötel:
Opfer. Aus üer Geschichte einer Famille.
Fortsetzung.
Inzwischen war ich an die Kgl. Kriegs- und Domänenkammer meiner
lieben Stadt Breslau versetzt worden und habe dort noch meinem Könige
und Staate meine Dienste geleistet, bis ich nach dem unglücklichen Kriege
von 1806/07 meinen Abschied genommen und in Pension gegangen bin.
Was ich in diesen und den folgenden Iahren an Unglück gesehen und z. Th.
auch selbst erfahren habe, kann ich Dir gar nicht beschreiben, wirst es auch
wohl, wenn Du dieses liesest, in anderen Schriften und durch Erzählungen
älterer Leute schon selbst vernommen haben. So will ich darüber hinweg-
gehen — fürchte, daß ich nach Art der Greise schon zu lange mich verweilt
habe, da ich Dir doch von Deinem lieben Vater erzählen wollte. Es war
mir eine große Freude, daß er sich auf demselben Gymnasio wie ich einst
selber den Studien widmen konnte, und war er immer einer der ersten,
sodoß er fast in jeder Klasse ein Prämium erhielt. Im Iahre 1808 mußte
er allerdings diese Schule verlassen, da ich beschlossen hatte, in Hirschberg
im Riesengebirge meine letzten Lebensjahre, die mir der Herrgott schenken
würde, zu verbringen. Damals war es nur mein Gedanke, daß ich hier,
wo ich dies schreibe, mich mehr als in dem großen Breslau der Natur er-
freuen und Gottes Allmacht in der Schöpfung der Riesenberge anbeten
mochte. Heute aber danke ich es ihm noch aus vollem Herzen, daß ich
diesen Beschluß gefasset und ausgeführt, weil Dein lieber Vater solchen
reichen Segen von dem Wechsel des Aufenthalts davon getragen hat. Er
blieb nach wie vor unter den ersten Schülern, daneben aber kräftigte er
nun seinen Körper in mancher Wanderfahrt auf das Gebirge. Wenn ich
mit ihm mehr als einmal bis in den Warmbrunner oder auch die alte sagen-
berühmte Ritterburg Kynasth gefahren bin, bis wohin ich mich wegen meines
Alters begnügen mußte, hat er mit lieben Gesellen das Hochgebirge bestiegen
und ist in Rübezahls Reich Tage lang gewandert, hat auch von da manch
schönes Andenken, das Blümlein Habmichlieb, Rübezahls Bart und Veilchen-
steine mitgebracht. Also wuchs mein Christian zum Iüngling heran und konnte
von meinen und der Herren Lehrer Segenswünschen begleitet die Hochschule
beziehen. War so zuerst 8tuäioLU8 iuris in Halle, dann aber in Breslau,
wohin 1811 durch des Königs Gnade meine liebe alte 2I111a Mater VlaäiiuH
von Frankfurt aus war verlegt worden.

Do er eifrig im Studium war, so verhoffte ich schon, ihn binnen kurzem
im Dienste unseres Vaterlandes zu sehen. Aber auch hier galt, was ich schon
so oft in meinem langen Leben erprobt, daß Gott es anders schicket, als
wir blinde Menschen es uns vorstellen. Wie hätte ich auch denken können,
daß ich meinen Christian vor mir ins Grab sinken sehen sollte, wenn er
in der Vollkraft der Iugend vor mir stand. Aber ehe dieses so unsäglich
Traurige und doch auch so Erhebende eintrat, war es ihm noch vergönn!,
des Glückes der Liebe zu einem edlen Mädchen sich zu erfreuen.
Es war im Sommer des Iahres 1811, als Dein Vater mit seinem guten
Freunde Martin einen Ausflug ins Hochgebirge machte. Als er am Spätnachmittag
des folgenden Tages wieder in mein Zimmer trat, merkte ich, daß sein
Anzug so aussah, als ob er im Wasser gelegen hätN, und fragte ihn darum.
Da wurde er roth im Gesicht wie ein junges Mädchen und erzählte mir
dann, wie sie am Morgen dieses Tages von der Hampelbaude aus an den
kleinen Teich herunter gestiegen seien. Dort sahen sie ein paar Damen,
die sich im Grase niedergelassen hatten, eine aber, eine schöne junge Demoiselle,
war über ein paar kleine Steine auf einen großen Block gestiegen und stand
nun für einen Augenblick auf diesem wie eine Fee aus dem Märchen —
das waren Deines Vaters eigene Worte — und schwenkte ihren Begleite-
rinnen ihr schneeweißes Taschentüchlein zu. Aber der Steinblock mochte
glitschig sein; im nächsten Augenblick schwankte sie und fiel in den See
hinein, von dem die Leute sagen, daß er keinen Grund und Boden habe.
Da sprang mein Christian sofort in das Wasser hinein und trug die De-
moiselle auf seinen starken Armen hinaus. Voll edler Bescheidenheit meinte
er, es wäre keine Gefahr dabei gewesen; das aber hinderte nicht, daß alle
Damen, vor allem die gerettete Iungfrau, ihm ihren herzlichsten Dank
aussprachen und ihm zu erkennen gaben, daß er ihr das Leben gerettet
habe. Dann sind sie alle zusammen auf Hampels Baude gestiegen, wo sie
und mein Sohn sich mit den Kleidern der freundlichen Wirtsleute bekleideten
und noch einige frohe^ Stunden verlebten, bis ihre Anzüge am Herdfeuer
getrocknet waren.
Auf diese Weise lemte mein guter Sohn die kennen, die dann in dem
großen Iahre der Befreiung seine Gattin werden sollte. Zu seiner Freude
hatte er erfahren, daß die Demoiselle Karoline Schemkin, wie sie hieß,
mit ihrer Mutter auch auf der Pfortengasse, nur wenige Schritte von uns
entfernt, wohnte, konnte also hoffen, sie öfter zu sehen. Gern hätte er ihnen
seine Visite gemacht, wie ich bald bemerkte, aber er scheute sich doch davor,
damit es nicht aussähe, als ob er sich nochmals seinen Dank holen wollte.
Ich mußte ihm erst lange zureden es zu tun, tat es auch gen., da ich er-
fahren hatte, daß die Damen aus guter Familie seien und Karolinens Vater
als Hauptmann in dem französischen Kriege 1794 gefallen war. Als mein

Sohn an einem der folgenden Sonntage seine Aufwartung gemacht hatte, kehrte er ganz glücklich zurück und wußte mir zu erzählen, wie freundlich die Madame Schemkin mit ihrer liebenswürdigen Tochter ihn aufgenommen und wie er sich dort gleich wie zu Hause gefühlt habe. Da merkte ich, daß ich doch wohl voreilig gewesen, als ich Christian zu dem Gange ermuntert hatte, da er doch erst 8tti<llc)äU2 iuri« war und noch Iahre vergehen konnten, ehe er seine Eramina gemacht und Anstellung gefunden hätte. Deshalb brachte ich auch öfter das Gespräch darauf, vermeinend ihn davon abzubringen, daß er sich nicht von Liebesbanden umstricken lasse, und glaubte auch, daß ich ihn, wenn er schon solche Gedanken gehabt, davon abgebracht hätte. Bald kehrte er auch nach Breslau zu seinen Studien zurück, und ich konnte, wie ich meinte, beruhigt sein. Der Zufall wollte es,— oder soll ich sagen Gottes Schickung, — daß ich nicht lange darauf die Demoiselle Schemkin selbst bei einer bekannten Familie traf, wußte zuerst gar nicht, daß sie das liebenswürdige Mädchen war, das sich so edel vor mir neigte. Dann aber begann sie selbst von meinem lieben Sohne in einem Tone zu sprechen, daß es mir zu Herzen ging, und bedankte sich nochmalen bei mir, daß er ihr das Leben gerettet habe. Der Unfall habe ihr fast gar nicht geschadet, wenn auch ihre liebe Frau Mama sie zu Haus bald ins Bett geschicket habe. Allerdings fiel mir auf, daß sie dann und wann ein weniges hüstelte, aber sie wollte es nicht Wort haben, daß es von jenem unfreiwilligen Bade herkomme. So machte es sich denn, daß ich, da ich nun die Demoiselle kannte, sie öfter auf der Straße traf und anredete, auch ihre liebe Frau Mutter kennen lernte. Ich hütete mich wohl, meinem Sohne etwas davon zu schreiben, damit nicht die Flamme, die vielleicht erloschen war, von neuem in ihm emporlodere, glaubte auch, als er zu den nächsten Ferien heimkehrte und kein Wort von den Damen sprach, daß er sie vergessen habe. Doch war es nicht zu vermeiden, daß wir zusammen die Madame mit ihrer Fräulein Tochter trafen und sie ansprachen. Da merkte Dein Vater, daß wir schon gute Bekannte waren, und freute sich sichtlich, daß auch ich an der jungen Demoiselle Gefallen fand. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß sie ihn aufforderten, seinen Besuch zu wiederholen, und ihre Erwartung aussprachen, daß auch ich ihnen die Ehre geinn würde. Also kam, was da kommen mußte, dachte auch daran, daß, was Gott zusammen gefügt, der Mensch nicht trennen dürfe. So sah ich dein wie die beiden Menschenkinder, die sich beide so lieb hatten, einander im Geiste immer näher kam:n, merkte aber auch, daß, all mein Sohn wieder Abschied nahm, das entscheidende Wort, das beide band, noch nicht gefallen war.

Du wirst, mein lieber Enkelsohn, wenn Du dies liesest, schon erfahren haben, welche traurige Zeit damals für unser liebes Vaterland Preußen und fast für di: ganze Welt war. Gerade im Iahre 1812 rüstete der Korse

ein Heer, wi? es die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Fast alle Länder Europas mußten ihm Truppei stellen, darunter auch unser Staat, der so schwer an der Fremdherrschaft und den unglückseligen Folgen des Krieges von 1806 und 07 trug. Ietzt sollte noch Rußland bezwungen werden, und wenn das geschah, dann war die Herrschaft des französischen Kaisers auf dem Kontinent begründet, und niemand war mehr da, der ihm hätte Widerstand leisten können. Aber der liebe Gott sorgt schon immer dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und so geschah es dann, daß das gewaltige Heer, darunter auch leider viele Deutsche, auf den Eisfeldern Rußlands in dem strengen Winter von 1812 zu 1813 gänzlich zu Grunde ging. Einige von den Unglücklichen, denen die Glieder abgefroren waren oder die an der Lungensucht litten, sind wohl auch hierher in die Lazarette gekommen, sonst haben wir nichts gesehen, aber umso mehr wußten einige Studenten und Musterreiter, die von Dresden und Glogau hierher kamen, davon zu erzählen, wußten nicht genug zu schildern, was das für ein Elend war. Einer brachte auch ein Liedlein mit, das haben sich viele, darunter auch ich, abgeschrieben.

Es lautete:

Was sind das für bescheidne Krieger, Muß denn die Kavallrie zu Fuße
Die dort so still vorüberziehn? Mit Sätteln auf dem Rücken gehn?
Es sind die stolzen Weltbesieger, Die Pferde sollen sie nicht drücken;
Die weislich vor den Russen fliehn. Drum ließ man sie in Rußland stehn.
Ei, sind das jene bösen Gäste, Sagt nun, wenn alles ist verloren,
Die uns im Sommer so gequält? Wo e- die stolzen Garden ließ?
Es sind nur ihre Überreste, Sie haben Nas und Ohr erfroren
Die weislich Flucht für Tod gewählt. Und holen Salben aus Paris.

Die Knaben auf den Gassen aber sangen:

Napoleon der Schustersihn,
Der sitzt nicht fest auf seinem Thron.

Überall auf den Plätzer. und Gassen standen die Leute zusammen und sprachen von nichts anderem als von dem Rückzuge der Franzosen und fragten einander, was nun werden sollte. Ich bi,r sonst eigentlich nie in Wirtshäuser gegangen, las lieber zu Hause in den Schriften unserer großen Dichter, damals aber litt es mich nicht in meinen vier Wänden. Darum ging ich öfters in die Neinstuben von Schultz-Völcker an der Ecke des Ringes und der Kirchgasse, wo alltäglich eine Anzahl Herren meines Alters um die Dämmerstunde herum saßen. Da brachte manch einer eine neue Nachricht, wie der alte General Pork mit den Russen einen Vertrag abgeschlossen habe und wie der König arg erzürnt auf ihn sei und anderes mehr. Das

waren bange Tage der Erwartung. Dann aber kam die Kunde, daß unser geliebter Herrscher sich nach Breslau begeben, daß er dort am 3. Februar einen Aufruf zur Bildung freiwilliger Iäger-Detachements erlassen habe. Da atmeten wir alle auf, das mußte doch den Krieg bedeuten, den Krieg gegen die Franzosen und ihren fürchterlichen Kaiser; dann aber würde unser Vaterland wieder frei werden. So waren unsere Gedanke.i, dahin ging unser Beten und Sehnen.

Am Abend des 12. Februar brach!e der alte Gerichtsrat Klose die Nummer der Schlesischen Zeitung vom 8. des Monats mit, in der der Aufruf enthalten war, und las ihn uns vor. Wie wir da jubelten und auf das Wohlsein des guten Königs tranken! Wie ich nun nach Hause komme und Licht geschlagen habe, sehe ich auf meinem Schreibtische eiien Brief liegen, dessen Aufschrift die Hand meines Sohnes verriet. Was er schrieb, magst Du selbst lesen; ich werde den Brief an dieser Stelle einheften lassen. — —

Voll Erwartung des Inhalts ließ Hans zuerst seine Blicke über die Zeilen schweifen, dann begann er, erst etwas stockend, da ihm die Schrift Mühe machte, zu lesen, während seine Großmutter sich mit der Rechten über die Augen fuhr. Der Brief aber lautete:

Breslau, den 9. Februar 1813.

Mein lieber herzensguter Vater!

Kaum kann ich die Feder halten, kaum Worte finden, um das zu schreiben, was mein Herz in diesen Augenblicken bewegt. Wenn ich noch so alt werde, werde ich doch nie vergessen, was ich in diesen Tagen erlebt habe, werde ich dem Himmel dankbar sein, daß er mir gegönnt hat, jetzt hier in Breslau zu weilen und zu sehen und zu hören, was das Herz frob macht. Sie werden schon gehört haben, guter Vater, daß unser lieber König hierher gekommen ist. Welch' ein Iubel, als er einzog. Alles schwenkte die Mützen und alles schrie: Gegen Frankreich! Und doch gab es nock» viele, die daran zweifelten und darauf hinwiesen, daß wir noch im Bunde mit den Franzosen seien. Tag für Tag zogen Truppen, Kanonen, Munitione-kolonnen durch die Stadt. Aber niemand noch wußte genau, gegen wen sie ziehen würden. So vergingen die Tage in atemloser Spannung. Da gehe ich' gestern so zwischen 10 und 11 Vormittags die Schuhbrücke hinunter, um mich ins Kolleg zu begeben. Mir fiel gleich auf, welch' eine Bewegung unter den Leuten war, wie hier der eine stehen blieb und den und jenen entgegenkommenden anhielt, wie sie die Köpfe zusammensteckten, wie sich dann einer wegwandte und wieder zu neuen Ankömmlingen sprach. Nun blieb auch ich bei einer Gruppe stehen und hörte, daß der Herr Professor Steffens, der über Naturwissenschaften liest, seinen Hörern mitgeteilt habe, daß er um 11 Uhr über einen bald erscheinenden Aufruf des Königs sprechen

werde; sie sollten es allen mitteilen, denen sie wollten. Nun wird es Krieg,
sprachen manche. Einer aber sagte, wer weiß, was in dem Aufruf steht.
Gerade da aber trat ein Student, den ich vom Mittagstisch im Vitterbier-
hause kenne, hinzu und erzählte uns, daß der Herr Professor gesagt hätte,
der Aufruf sei an die Iugend gerichtet, sich freiwillig zu bewaffnen. Dann
wollte er sich eiligst entfernen, da, wie er sagte, dal Auditorium sich sicher
bald füllen werde. Ich schloß mich sofort an. Vor dem Konvikt Sie
werden sich erinnern, lieber Vater, daß es gegenüber der Iesuiterkirche
liegt — war schon ein großes Gedränge, und es war schwer, einen Platz in
dem Auditorium zu bekommen. Alle Bänke waren schon besetzt. Wir anderen
standen Kopf an Kopf dichtgedrängt. Um 11 trat der Herr Professor Steffens
ein. Im Augenblick wurde es still. Zuerst fiel mir seine etwas fremdartige
Auesprache des Deutschen auf — er soll aus Norwegen stammen bald
aber merkte ich nichts mehr davon. Ich hing nur an seinen Lippen und
sog seine Worte in mich hinein. Wenn ich sie Ihnen doch wiederholen
könnte! Aber «s ist mir unmöglich; ich weiß, obgleich ich sie gestern erst
hörte, kein einziges Wort mehr, das aber weiß ich, daß wir alle hingerissen
wurden, von dem, was er sagte. Den Namen des Korsen hat er nicht
genannt, aber es war uns allen klar, daß nur gegen ihn alle Worte ge-
richtet waren, daß sie uns zum Kampfe bis aufs äußerste, bis aufs letzte
aufforderten. Wie war mir das Herz voll, 'als ich mich mit den übrigen
hinausdrängte, als ich mir Bahn machte, durch die Menschenhaufen, die
noch auf der Straße vor dem Gebäude standen. Am Nachmittage des
Tages aber ging der Aufruf des Königs schon von Hand zu Hand. Ietzt
wurde es klar in uns: auch Du mußt eintreten in ein Iägerdetachement,
auch Du bist berufen für Deines heiligen teutschen Vaterlandes Befreiung
zu kämpfen. Noch habe ich bisher, mein gütigster Vater, nichts Wichtiges
unternommen, ohne ihren Rath, ohne ihre Erlaubniß zu erbitten. Auch
jetzt soll und darf das nicht geschehen. Und so bitte und flehe ich Sie an,
erfüllen Sie meinen Hertzenswunsch, lassen Sie mich in ein Iägerdetachement
eintreten. Sie haben mir erst im vergangenen Iahre vertraulich mitgeteilt,
daß das Vermögen, das meine liebe Mutter hinterlassen, von Ihnen für
mich allein gut angelegt sei. Wenn es auch nur weniges sein sollte, so
wird es wohl hinreichen, daß ich mich ausrüste und beritten mache, und
daß Ihnen dafür keine Auslagen erwachsen. Darum noch einmal, geben
Sie mir die Erlaubniß und machen Sie damit zum Glücklichsten der Sterblichen
Ihren Sie herzlichst liebenden

treu ergebenen

Sohn Christian.

I>. 5. Einen herzlichen Gruß bitte ich auch meiner alten Babette auszurichten

- Voll widerstreitender Gefühle sank ich in meinen Schreibtischsessel^
als ich den Brief meines Christian gelesen hatte. Ich weiß, Du wirst es
nicht verstehen, mein lieber Enkelsohn, denn Du bist das Kind einer anderen
Zeit, als ich Dein alter Großvater. Gewiß liebte ich mein preußisches
Vaterland, wie es nur irgend einer lieben kann, und den furchtbaren Korsen
haßte ich aus ganzem Herzen, wenn ein solches Gefühl uns Christen menschen
überhaupt erlaubt ist. Und Tag für Tag habe ich für unseren König und
unseren Staat zum lieben Herrgott da oben gebetet, daß er die Schmach
der Knechtschaft von unserem Volke nehmen und ihm die Freiheit wieder
schenken möge. Aber ich habe auch unser Soldatenwesen von früher gekannt,
und Du wirst es Deinem alten Großvater im Grabe nicht übel nehmen,
wenn er bei dem Gedanken zitterte, daß sein einziger Sohn gemeiner Soldat
werden sollte. In der folgenden Nacht habe ich kein Auge zugethan und
einen furchtbaren Kampf mit mir selbst gekämpft und Gott um Erleuchtung
in meines Herzens Nöthen angefleht. Da hat mir dann der himmlische
Vater seinen Trost geschicket, und als ich am nächsten Morgen mit mattem
Leibe, aber voll Zuversicht in meiner Seele aufgestanden bin, habe ich mich
an diesen meinen Schreibtisch, wo ich dies alles für Dich niederschreibe,
gesetzet und habe meinem teueren Sohne geschrieben, daß er in Gottes
Namen der Stimme seines Herzens folgen, und für das Vaterland zu den
Waffen greifen möge. Mein Segen und der seiner lieben verstorbenen
Mutter werde ihn mit Gottes Hilfe in alle Noth und Fährlichkeit begleiten.
So hatte sich das Schicksal Deines Vaters entschieden. Mit guter Ge-
legenheit schickte ich ihm außer diesem Briefe 150 Thaler preuß. Courant,
damit er sich vorläufig bekleiden könne, und wartete voller Sehnsucht der
Antwort. Aber meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Von
Breslau und überall her kam Nachricht über Nachricht, wie sich das Volk
erhob, wie Hunderte aus allen Ständen zu den Waffen eilten, und ich
wußte nun, daß ich recht gehandelt hatte, wie ich mich dem Plane Deines
Vaters nicht widersetzte. Aber eine Nachricht von ihm traf nicht ein, und
mein Herz war voll Betrübnis.
So dauerte es bis zum 30. Märtz des Iahres 1813. Was aber da
und den folgenden Tag geschah, das muß ich Dir ganz genau schildern,
wie es mir noch vor Augen stehet, als wäre es gestern geschehen oder
ehegestern. Es war um 1 Uhr des Nachmittags. Die gute Babette hatte
eben das Essen vom Tische geräumet, und ich hatte mich, wie es meine
Gewohnheit ist und es mein Alter wohl erlaubt, auf das Sopha in meiner
Stube gelegt, um ein paar Zeilen in unseres Goethe Wilhelm Meister zu
lesen, den ich fast auswendig kenne, und dann ein Stündchen zu schlafen.
Schon war ich halb entschlummert, da höre ich draußen auf der Treppe
bekannte Schritte und den gewöhnten Ruf der Babette Iesus Maria Iosef.

Kaum aber habe ich mich, halb noch vom Schlaf befangen, aufgerichtet, da öffnet sich die Thür, und herein stürmt mein lieber einziger Christian in stattlicher grüner Uniform, wie Du ihn wohl schon gesehen haben wirst auf dem Bilde, das ich von dem Herrn Mahler Schultze habe später an» fertigen lassen,

In freudigem Schreck versagten meine alten Glieder, und ich konnte mich nicht aufrichten. Schon aber kniete Dein herrlicher Vater zu meinen Füßen und bedeckte meine Hände mit Küssen innigster Dankbarkeit. Ich aber nahm sein Haupt zwischen die Hände und schaute ihm in die Augen, die von heiliger Gluth leuchteten. Gesprochen haben wir zuerst kein Wort, haben auch auf nichts geachtet und gar nicht bemerkt, daß die Babette in der halboffenen Thüre stand und ihre vorquellenden Thränen mit der Küchenschürze abwischte. Da erhob sich mein Sohn und reichte ihr, die ihn von Iugend auf gepflegt hatte, seine rechte Hand; ich aber schaute mit Stolz auf den schonen Iüngling, den ich meinen Sohn nennen durfte und der nun das Rechte getroffen hatte, indem er sich das Schwert zum Kampfe gegen den Erbfeind umgürtet hatte. Dann aber setzten wir uns neben einander auf das Sopha, und nachdem er von dem Weine getrunken, den ihm unsere Eurykleia gebracht hatte, erzählte er mir von all dem Köstlichen, was er in Breslau miterlebt hatte, und machte mir das Herz so warm und jung, daß ich am liebsten selbst mit ihm hinaus gezogen wäre zum Kampfe für unseres Vaterlandes Ehre und Freiheit. Als er aber seine Erzählung beendet hatte, und ich ihn fragte, wie er hierher nach Hirschberg gekommen wäre und wie lange er Urlaub habe, da merkte ich, daß er noch etwas auf dem Herzen habe und sich nicht recht getraue, es mir zu sagen. Denn ich wußte von seiner Kindheit an, wie schwer es ihm meistens fiel einen Wunsch zu äußern und wie er einen solchen oft lange mit sich herumtrug, ohne das rechte Wort zu finden, und wie er dann still und scheinbar zerstreut wurde. Also sah ich ihm in seine lieben blauen Augen und fragte ihn, ob er noch einen Wunsch habe. Wenn es angehe, so solle er ihm erfüllt werden, da er sich noch nie Thörichtes gewünscht hätte. Da traten heiße Thränen in seine Augen, er drückte meine Hand und sprach — ich kann seine Worte fast getreu wiederholen, so sind sie mir im Gedächtnis haften geblieben —: „Mein lieber Vater, Ihr Haus ist, verzeihen Sie dem thörichten Sohn, nicht das erste, das ich heute hier betreten habe.

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
u

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Die Aufhebung der Blockade hat die wirtschaftliche Lage Deutschlands kaum verbessert. Vielmehr deuten alle Anzeichen auf eine weitere Verschlechterung der allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse hin. Für mich ist die Fortentwicklung unserer Wirtschaftskatastrophe immer nur wieder ein neuer Beweis dafür, daß in der Vertiefung einer allgemeinen Wirtschaftskunde noch tüchtige und eilige Arbeit geleistet werden muß. In unserm Wirtschaftsleben wird noch immer zuviel herumerperimentiert, weil eben im großen und ganzen das auf periodischer und systematischer Beobachtung beruhende Wissen über die wirtschaftlichen Grundgesetze fehlt. Hierbei kommt es in ganz besonderem Grade auf die Ausgestaltung und wirkliche Brauchbarmachung der Wirtschaftsstatistik an, die ja eigentlich so gut wie garnicht besteht. Der Landwirtschaftsminister Braun hat gewiß recht, wenn er im Hauptaueschuß der preußischen Nationalversammlung sagt, daß die Ergebnisse der Statistik heute nicht mehr als zuverlässig erscheinen. Die bisherigen Ergebnisse insbesondere unserer landwirtschaftlichen Statistik stimmten aber noch nie — auch nicht nur annähernd — mit der Wirklichkeit überein. Hoffentlich aber folgert der Landwirtschaftsminister daraus, daß eine Verbesserung und Ausgestaltung des statistischen Dienstes notwendig ist, und nicht, daß die Statistik nur eine unnütze und zeitraubende Arbeit ist, die man sich sparen konnte. Mit der Erfassung der landwirtschaftlichen Produktion muß gerade der Anfang zu einer allgemeinen und systematischen Wirtschaftssta'istik gemacht werden.

Die Landwirtschaft hat, wie aus dem vorigen Bericht hervorgeht, in diesem Iahre eine annehmbare Mittelernte zu verzeichnen. Besonders die Haferernte verspricht gute Erträge. Um dem vielfachen Dränge« nach dem freien Handel und der ungebundenen Wirtschaft doch erblich einmal stattzugeben, ist die Freigabe d>.s Hafer-

verkehrs erfolgt. Der ausgehungerte
Konsum stürzte sich selbstverständlich
mit Hast auf das Warenangebot, wo-
durch Preissteigerungen unvermeidlich
blieben. Nach ungefähr 14 Tagen
aber war der Hauptdedarf gedeckt,
die Angsteinkäufe ließen nach und
Preissenkungen traten auch bereits ei,r.
Das Interesse an dem freien Hafer-
geschäft lenkte aber die Landwirte
von den Pflichtlieferungen in Weizen
und Roggen ab, sodaß schließlich der
Reichsgetreidestelle die erforderlichen
Mengen Brotgetreide fehlten. Das
Brotgetreide fehlte umsomehr, als die
sonst gewährten Frühdruschprämien in
diesem Iahre anfänglich nicht gezablt
wurden, naüirlicherweise ging da des
Hauptinteresse, auf den freien Hafer-
verkehr über. Nach lcngem Wider-
streben setzte der Ernährungsminister
nun wieder Druschprämien fest, da
aber diese Maßnahme allein als nicht
wirksam genug erschien, wurde gleich-
falls ein Druschverbot für Hafer er-
lassen. Obwohl nun offiziell der Hafer
eigentlich frei gebandelt werden kann,

muß er doch Schleichhandelswege benutzen, da selbstverständlich die geringen Mengen, die bereits ausgedroschen waren, schnell in den Konsum gelangten und die Preise naturgemäß in die Höhe gingen. Nun ist noch ein größerer Anreiz vorhanden, sodaß Hafer trotz des Verbotes in nicht unerheblichen Mengen gedroschen wird. Wir haben somit wiederum einen Akt der amtlichen Wirtschaftspolitik erlebt, der einfach gegen die Natürlichkeit des Wirtschaftsprozesses verstößt und somit auch nur negativen Erfolg haben konnte. — Wie schon vielfach verlautete, ist mit den nächsten Monaten mit einer weiteren Verschärfung des Fleisch- und Fettmangels zu rechnen. Es ist dies auch nur die naturnotwendige Folge der gesamten Wirtschaftsentwicklung. Da von Mitte Oktober ab eine Herabsetzung der Ausmahlungssätze für Getreide in Kraft tritt, ist zu boffen, daß die sich ergebenden Rückstände (Kleie) einen brauchbaren Teil an Viehfutter abgeben werden. An eine nennenswerte Aufbesserung der Fleisch- und Fettversorgung ist aber unter de!! gegenwärtigen Verhältnissen nicht zn denken.

In der Kohlenlage ist keine Besserung eingetreten. Die Förderung hat zwar im allgemeinen keine Einbuße erlitten, doch konnten infolge des außerordentlichen Wagenmangele nicht die sonst möglichen Mengen zum Versand gebracht werden. Auch die Kahnleerräume im Ruhrrevier nehmen, wie berichtet wird, erheblich ab. Ende September ist nun abermals eine erneute Heraufsetzung der Kohlenpreise erfolgt, sie beträgt für Kohlen 10,50 und für Koks 15,75 Mark für die Tonne. Bezeichnend ist hierbei, daß in der Presse noch bis vor wenigen Tagen eine Absicht der Zechenbesitzer, eine Erhöhung der Preise zu fordern, abgeleugnet wurde, obwohl bereits beim Reichswirtschaftsministerium die Anträge vorlagen. Die Belastung des Wirtschaftslebens mit den erhöhten Preisen ist abermals eine sehr beträchtliche.

Die Produktionsverhältnisse in der Eisenindustrie leiden erheblich unter dem Kohlenmangel, wozu sich weiter noch ein Mangel an gebranntem Kalk fühlbar macht. Allerdings hat die Erzeugung nur gegenüber dem

Iuli eine Einbuße erlitten, der eine erfreuliche Aufbesserung der Eisen- und Stahlgewinnung zu verzeichnen hatte. Die Produktion entwickelte sich folgendermaßen:

191!r	Roheisen	Flußstahl	Walzwerks-erzeugmsse
April	434 328	426 717	365 093
Mai	524 986	598 377	507 063
Iuni	527 035	643 780	500661
Iuli	580 819	796 381	622 016
August	568 785	739 683	605 179

Da leider für die Kohlenversorgung keine besonders günstigen Aussichten vorhanden sind, so muß mit einem weiteren Rückgang der Eisenerzeugung, die sich schon leidlich erholt batte gerechnet werden. Nach den letzten Preiserhöhungen für Kohle und Keks werden auch alsbald wieder die Eisenpreise Herabsetzungen erfahren.

Die Säge- und Hobelwerke weisen eine gute Beschäftigung auf, die der Kistenfabriken ist ausreichend, wogegen die Holzwarenfabriken ungenügend beschäftigt sind. Bei den Sägewerken herrscht starke Nachfrage nach Brettern, die infolge des geringen Angebots leicht Preisaufschläge erzielten. Wichtig für die Holzindustrie ist die Tatsache, daß jetzt der Zeitpunkt für die Einfuhr schwedischer und finnischer Schnitthölzer für die Hobelholzherstellung heranrückt. Auch die Freigabe der Holzausfuhr aus Polen ohne besondere Erlaubnis ist bedeutungsvoll. In der Möbelindustrie laufen nach wie

Runüschau

vor so zahlreiche Aufträge ein, daß sie nicht bewältigt werden können. Da aber erneute Preiserhöhungen in Kraft getreten sind, hat das Drängen auf Lieferungen etwas nachgelassen. Gut beschäftigt ist ferner die Korbwarenindustrie, wo der Absatz den reichlichen des Vorjahres noch überstieg.

Die Verhältnisse am Arbeitern a r k t weisen eine Besserung, wenigstens den Zahlenergebnissen nach, auf. Auf je IIX) offene Stellen meldeten sich arbeitsuchende Männer:

	'1914	1919
Januar	234	169
Februar	217	148
März	174	168
April	161	155
Mai	173	169
Juni	168	154
Iuli	157	151

Nach den neuesten Meldungen nimmt die Arbeitslosigkeit bereits wieder zu.

Der Geldmarkt brachte Anfang des Monats September die Aufhebung der Devisenordnung. Wie ungeheuer unsere Finanzwirtschaft durch diese Bestimmungen gefesselt wurde, zeigten bereits die ersten Tage des freien Devisenverkehrs, die eine ungeahnte Steigerung der fremden Werte brachten. Nunmehr macht sich aber wieder eine völlig gesunde Senkung der Kurse bemerkbar. Ietzt sind vor allem die Grundlage gegeben, daß tatsächlich der natürliche Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage automatisch einsetzen kann. Nachstehende Aufstellung gibt ein Bild der Bewegung der fremden Werte an der Berliner Börse: (Die Devisenordnung wurde am 8. September aufgehoben.)

	30. 8.	8. 9.	11. 9.
Holland ...	»02	837	91?
Dänemark . .	45b	485	540
Schweden . .	511	541	596
Schweiz . . .	372^	392^	437/,

1059
949
864
589 r 4
539r4
499r.,
680r^
614V;
569r4
509/,
439'/,

38?
18. 9. 23. 9. 27. V.
Holland .
Dänemark
Schweden
Schweiz .

Mit der "Aufhebung der Devisen ordnung mußte natürlicherweise der sonst in aller Offenheit einsetzenden Kapitalabwanderung ein Riegel vorgeschoben werden. Wir haben somit das Gesetz gegen die Kapitalflucht bekommen. Eine künstliche Verhinderung der Kapitalflucht ist aber gerade in der heutigen Zeit sehr schwierig, es kommt noch hinzu, daß unsere Westgrenze, das sogenannte „Loch im Westen", durch die Vesatzungszone eine Anzahl Lücken aufweist, die allein von deutscher Seite unmöglich verstopft werden können. Ehe es nun zu einer endgültigen Abmachung mit der Entente kommt, werden weitere nennenswerte Summen ihren Weg ins Ausland gefunden haben. Auf keinen Fall aber konnte die Nichtausübung der Devisenordnung auf die Kapitalabwanderung günstig einwirken. — Die Bewertung der deutschen Valuta im Auslande bereitet sonst nach wie vor eine Hauptsorge. Die deutschen Devisen weisen folgende Bewegung auf:

Amster-
Kopen-
Stock-
-,.
dllM
hagen
holm
Ouricr,
3.
Iuli
18.15
32.-
29.25
39.25
16.
,
—
29.-
27.50
37.50
3l,
15.37'/,
26 75
22,50
32.^5
7.
Au«.
15.35

26.80
23.50
32.75
15.
,
13.90
23.75
2l-
29,25
^'«.
11.77/,
2,,20
19,25
86,70
1>.
Sept.
„
10.30
17.75
16.50
—
lK,
,
11M
19.75
17.50
25,-

In den letzten Tagen zeigt sich an den fremden Börsen gegenüber der deutschen Valuta ein steigendes Vertrauen.

Der Warenmarkt fristet noch immer ein kümmerliches Dasein. Im allgemeinen macht sich ein erneutes Anziehen der Preise aller wichtigen

Bedarfsartikel geltend. Schon gehen wieder Erörterungen durch die Presse, die sich mit der Frage einer neuen Brotpreiserhöhung beschäftigen. Durch oie Verschlechterung der Konsumver-Kältnisse, die noch verschärft werden, durch die hohen Steuern, die auch die unteren Schichten aufbringen sollen, ist für den Winter mit einer außer-ordentlichen Verschärfung der allge-meinen politischen Krisis zu rechnen. Auch die Wohnungsnot zeigt keine Symptome einer Besserung.

Völlische Rundschau.

Von vr Hachenburg-Mannheim.

EugenF uchs: Um Deutsch-tum u n d Iudentum. Ge-sammelte Reden und Aufsätze. (Frank-furt a. M., Verlag v. I. Kauffmann 1919.)

,,OnM 5ve Kuo'? tu« m«,u3 kes-
IMF ll3>?e!l 28 tdeÄutdoi8ttiolißbt8.
— bov? inter«»tii!F ru<i8t dook«
woulä de "

An diese W^rte Thackerays mußte ich denken, als ich das Buch, das uns die Tätigkeit Eugen Fuchs' im Zentral-verein vor Augen führt, beendet hatte. Wir können die Empfindungen und den Charakter des Mannes aui seinen Reden und Schraten erschließen. Auch wer Eugen Fuchs nicht persönlich kennt, muß ein volles und klares Bild des Menschen gewinnen. Wir sehen seine rastlose Tätigkeit. Er beginnt am 16. April 94, mit dem Bericht der Rechtsschutzkommission übei' Rechtsschutz und Rechtsfried'n. Dem damals nuchernden Antisemitismus galt Kampf und Abwehr. Das Buch schließt mit dem Aufsatz: „Was nun", aus dem Iahre 19. Eine neu? anti-semitische Front ist im Werden. Unver-zagt steht Fuchs im Vordergrunde der Streiter für das Recht. Das zieht sich wie ein r)ter Faden durch sein Lebenswerk und durch sein ganzes Wesen. Er empfindet tief das Unrecht, das seinen Stammes- und Glaubens-genossen angetan wird. Der Kampf gegen den Antisemitismus ist für ihn der Kampf um das Recht überhaupt. Nicht nur, wo es die Interessen des Iudentums gilt, schafft und wirkt er, redet und schreibt er unermüdlich. Das Recht, das ihm das höchste, idealste Gut des Volkes ist, ist gekränkt. Indem er für das Iudentum in die Schranken tritt, kämpft er für das Recht über-

haupt. Man greife irgendeine seiner
Recen oder einen oer Aufsätze heraus.
Man wird immer wieder auf die
gleiche Quelle seines Empfindens und
seines Handelns stoßen. In dem
schon erwähnten Bericht über Rechts-
schutz und Rechlsfrieoen gibt er eine
Blutenlese der Lügen und Verleum-
dungen der antisemitischen Presse. Der
trockene Bericht gewinnt Leben in
seiner Hand, Überall bricht der allge-
meine Gedanke durch, daß es sich
um mehr hanoelt, als um einen straf-
rechtlich zu würdigenden Einzelfall.
Überall ist i icht der jeweilige Beschwer-
deführer, von dem er erzählt, der Ge-
troffene; die gesamte Iudenschaft
ist es, deren Recht gebeugt wird und
deren begeisterter Sachwalter Fuchs
ist. Und das Gleiche sehen wir in
dem Vortrag vom 12. Februar 1912
„Zur Iahrhundertwende des Eman-
zipationsediktes". Er streitet gegen
Treitschke und Eduard von Hartmann.
Sie sind ihm aber auch wieder nur
Typen. Nicht die Menschen greift
er an. Das Iudentum und das in
i!,m verletzte Recht gelangt zum Worte.
Man blättere beliebig weiter. Man
lese den Vortrag: „Iüdische Notare
und Konitzer Ritualmord". Wieder
rollt Fuchs die Rechtsfrage auf, wieder
zeigt er die Verletzung des Rechts.
Es klingt wie bittere Ironie, wenn
er sagt, daß schließlich „ja auch der

Iustizminister ein Iurist ist". Und
wenn er sich in den jüngsten Tagen
mit den Neubildungen, wie sie die
Revolution hervorruft, auseinander-
setzt, wenn er Verständigung sucht,
oder wenn er sich mit den Vertretern
anderer Meinung scharf auseinander-
setzt, immer und immer ist cs wieder
der gleiche Ausgangspunkt, den wir
erblicken: das Rechtsempfinden und
sein Kampf für das Recht. So werden
seine Arbeiten für das Iudentum zri
eirem Streit für das unzerstörbare,
im Menscher, lebende Gefühl für Recht
rmd Gerechtigkeit.

literarische Rundschau

Von Prof vr Heinrich Brömse.

Man kann in der heutigen Er-
zählungskunstzwei Stilrichtungen unter-
scheiden, einen ruhig-sachlichen Stil,
der etwa in den altitalieiischen No-
vellen, in Goethes späteren Prosa-
w:rken, in Kleids besten Erzählungen
sein Vorbild hat, und einen aufgeregtes,
lyrisch-dramatischen, der im Grunde
.nlt der Ich-Erzählung a igemessen ist,
in „Werthers Leiden" (noch sehr maß-
voll) herrscht und in unserer Zeit als
Herzenserleichterui g verhinderter Ly-
riker und Dramatiker immer mehr
in Aufnahme gekommen ist.

Für beide Richtungen hier je ein
bezeichnendes Beispiel:

Epische Ruhe vereinigt sich in den
Erzählungen von Wilhelm von
Schol z"„D ie Beichte" (München,
Georg Müller, 1919) mit einem Zug
zu mystischer Versunkenheit, durch den
der Eindruck der Gelassenheit und
Abgeklärtheit noch verstärkt wird. Ge-
rade bei leidenschaftlichen Stoffen übt
der leidenschaftslose Vortrag gute
Wirkung aus, bei weniger bewegten
erscheint er gelegentlich etwas matt.
Was diese Erzählungen bieten und
wie sie es tun, kann mit einem Satz
aus dem Buche umschrieben werden:
„Und nun sprachen die Herren von
merkwürdigen Augenblicken aus ihrem
Leben, nicht oberflächlich-gewandt,
fordern die Worte suchend und mit
vielen Pausen, wie es immer kommt,
wenn man das Selbstverständliche, das
Leben, einmal vor andern in Zweifel
zieht und für Augenblicke die Über-
einkunft aufgibi, es als das Sicherste,
Gegebenste anzusehen." So suche
man hier nicht flotte Unterhaltung,
sondern grüblerische, aufrichtige und

im ganzen schmucklose Versuche, an seltsamen Erscheinungen des Seelenlebens dessen verborgenen Grund zu erspähen und andern sichtbar zu mache i. Das Herkömmliche wird in Frage gestellt. Wie Schlafwandler werden die Menschen vom Unbewußten geleitet Mehr noch als in den breiter ausgesponnenen Novellen, unter denen die Titelnovelle wie auch „Fähnrich von Vraunau" und „Charlotte Done" hervorgehoben seien, zeigt sich die Eigenart des Verfassers in kürzeren Skizzen, so in der „Begegnung mit Hebbel". Das Buch enthält reife Gaber. für reife Leser.

Von philosophischen Gedanken ist auch der /hinterlassene Roman „Ein Namenloser" von GustavSack (Berlin, S. Fischer, 1919) durchzogen, aber er ist so weit entfernt von philosophischer und epischer Ruhe, daß er vielmehr in sturmgepeitschter Leidenschaft überhaupt nicht zu Ruhepunkten, sondern höchstens zu Augenblicken der Ermattung und Erschöpfung kommt. Wenn diese Ich-Erzählung von der völligen Knechtung eines geistig hochstehenden Mannes durch die Liebe zu einer Dirne einigen Wert hat, so hat sie ihn fast allein durch die Art, wie der Held sein Wesen und Tun mit scharfem Blick erkennt, zerfasert, bie ins Kleinste und Niedrigste sich selbst

;u schmerzlichem Genuß bloßlegt. Nur
scheint mir das Ganze nicht „tragische
Kraftvergeudung" zu bezeichnen, wie
die Witwe des Verfassers im Vorwort
sagt, sonderi, eine unausgeglichene Verbindung weichlichster Charakterschwäche
und schärfster Selbstbeobachtung, nicht
das Bild eines gesunden, starken
Menschen, sondern das eines seelisch
Erkrankten. Rührend stehen in der
Verwüstung ein paar Stell m von lyrischer Zartheit und metaphysischer Tiefe.
Von neuer Lyrik ist an erster Stelle
eii Buch von Ernst Lissauer
zu nennen. „Die ewigen Pfing
ften. Gesichte und Gesänge" (Jena,
Eugen Diederichs, 1919). Ein einheitlicher Leitgedanke herrscht darin. Es
ist ein Preislied auf den schöpferischen
Geist, wle r sich in der Natur, vor
allem aber in den großen schaffenden
Männer.« ffenbart; am schönsten und
kräftigsten erklingt es dort, wo der
Zusammenhang dieser Männer mit
der Natur den Gipfel des Gedichtes
bildei. Luft und Licht, Wiesen und
Wässer, Wald und Berg helfen Luther
bei seiner Arbeit auf der Wartburg.
Durch Goethes Haupt, getragen von
schimmernder Wilde starkatmigem
Auge, fahren Licht und Gewölk und
Himmel in breitem, unendlichem Zuge.
Beethoven steigt zum Waldberg auf
am heißen Tag. Gewitter umtobt ibi.
Gotc ruft ihn an.
Veeihoven fuhr empor.
Die Hände hielt er hoch und schrie.
Der Schall war aufgewacht in seinem
Ohr.
Urgroß durchs Haupt ihm wegte
Symphonie.
Zuweilen wird die Stärke zu
strotzendem Barock. Im ganzen zeigt
Lissauer auch in diesem Werk wieder
auf dem ihm besonders eigenen Gebiet
zusammengeballter Situationslyrik eine
Meisterschaft, in der ihn kaum jemand
erreicht.
Christian Morgensterns
ausgeprägte Eigenart verleugnet sich
auch nicht in dem aus seinem Nachlaß
herausgegebenen Werk „Der Gingganz" (Berlin, Bruno Cassirer,
1919). Der Vers in den „Galgenliedern", aus dem der Titel stammt,
Ich g i n g ganzin Gedanken hin . .
Du weißt, daß ich ein cnrdrcr bin
kennzeichnet gut den Inhalt. Holder
Blödsinn, aus dem plötzlich tiefsinnige

Weisbeit hervorleuchten kann. Der Ulkmacher, der im Grunde ein andrer ist. So mischt sich in Witziges gelegentlich sehr ernsthaft.- Philosophie, die nur die Mast> der komischen Muse trägt. Neben den drei Winkeln, aus denen die drei Winkeladvokaten stammen („Doch zählst du sie zusammen, so sind es zwei rechte bloß") steht die Geschichte von dem Droschkengaul, der im Futtersnck nie die letzten Bodenteilchen erreicht und sich zum Troste sagt, daß es so auch mit dem Erdenwissen stebt. Im ganzen mögen hier nicht so viel Schlager wie in Morgensterns früheren Werken beisammensein, aber seinen zahlreichen Freunden sei das Buch doch gern empfohlen.

Hingewiesen sei auch auf die Gedichte von E u g e n G u t t m a .1 n („Weite n k l ä n g e", Heidelberg, Saturn-Verlag, Hermann Meister," 1918), der in diesen Blättern mehrfach als Lnrifer zu Wort gekommen ist.

Mehr anspruchsvoll als gehaltreich, wmn auch zum Teil witzig ist der „Karneval der Liebe" von Ernst Feist-Wollheim (Ein Viertelhundert Liebesgedichte. Berlin, Otto von Holten).

Höchstens im Stoff erregen hier und da Teilnahme die Gedichte eil.es Feldgrauen „Leben, Lieben, Sterben" von Kurt Wahlmann (Verli i, Verlag Ora).

Runöschau

Über einen Rundgang durch die pädagogische Provinz von der Kinderstube zur Hochschule kann hier nur kurz berichtet weroen. Hanna Gräfin von P e sta l oz z a spricht über „Die Grenzen der Erziehung" (Langensalza, Bener K Söhne, 1919), nicht über die Grenzen, hinter die sich bequeme Lässigkeit flüchtet, sondern über die, die auch von inbrünstigen Erziehern empfunden und nur schwer überwunden werden. Besonders den Müttern sagt di: Verfasserin so gut begründete und anfeuernde Worte, daß ihre Ratschläge, ernsthaft gelesen und verständnisvoll befolgt, Segen stiften können. Liebe und Erkenntnis sind bier in schönem Bunde.

Unter den Schulreformen, ist M. Luserke einer der entschiedensten. Sein Buch „S ch ulg e m ei n d e. Der Aufbau der neuen Schule" (Berlin, Furcho-Verlag) ist voll revolutionären Geistes mit all der erfreulichen Begeisterung und der unerfreulichen Unklarheit, die diesem eigen zu sein pflegen. Er fordert Autonomie als soziale Grundlage der Schule, erkennt Autorität nicht als Macht von Personen, sondern nur als Autorität der Sache an, lehnt (mit Recht) die bleße Vorbereitung auf das praktische Leben als Inhalt der Schulbildung ab, fordert (mit Unrecht), daß der Lehrplan die Wiedergabe einer dogmatischen Weltanschauung werde („Nur der Dogmatismus kann Sozialismus erzeuget,), setzt an Stelle einer stetigen Höherentwicklung den „Rhythmus" als pädagogischen Leitbegriff, „dauernden Wechsel von bewegtem Anstieg und ruhiger Ausbreitung, ven heftigem Anstieg und wirklichem Rücksinken", und entwickelt den Entwurf einer neuen Verfassung des Schulwesens, das aus Kinderschule, Mittelschule und Oberschule bestehen soll. So fruchtbar einige Anregungen auch sein mögen, im ganzen scheint mir doch bei Anwendung der mehr angedeuteten als einzeln klargelegten Grundsätze eine Verflachung unseres Bildungswesens zu drohen.

Der Vorkämpfer der Schüler-Selbstverwaltung, Gustav Wyneken, hat seine pädagogischen Abhandlungen und Vorträge aus den letzten Iahren gesammelt und legt sie vor nnter dem

Titel „Der Kampf für die
Iugend" (Iena, Eugen Diederichs,
1919). Die Sammlung bildet eine
Fortsetzung und Ergänzung seines
Werkes„ Schule und Iugendkultur".
Wenn die Forderungen zum Teil
märchenhaft, die Angriffe oft maßlos
sind, so wird man vielen Ausführungen
doch Anschaulichkeit, Frische und Ein-
dringlichkeit nicht absprechen können.
Wenn die Fragen nicht überzeugend
gelöst sind, so werden sie doch mit
aller wünschenswerten Schärfe gestellr.
En Blick auf Vergangenes, aber
noch immer Fruchtbares: Herbarts
„pädagogische Jugendschrif^
ten" werden in Auowabl von Georg
Weiß herausgegeben (Leipzig, Pb.
Reelam). „Der Hintergrund eigenen
Erlebens" für Herborts pädagogische
Wissenschaft wird hier gezeigt. Diese
ist nicht bloß theoretisch erdacht, sondern
beruht auf eigener Erfahrung und
Erprobung. Der erste Terl enthält
Briefe und Berichte aus der Haus-
lehrerzeit Herbarts, der zweit» die
pädagogischen Schriften aus der Bremer
Vorbereitungszeit und dem Anfang
der Göltinger Wirksamkeit.
In der von W. Rein beraus
gegebenen Sammlung „Di e deut-
sche V o > ts h o chschul e" (Langen
salza, Hermann Beyer K Söhne) sind
mehrere neue Hefte erschienen, die
einer guten Sache gute Dienste tun
können. Obwohl sie im ganzen den
selben Gegenstand behandeln, sind sie
doch von verschiedenem Standpunkt
21»

aus, auf Grund verschiedener Ge-
dankengänge und Erfahrungen ver
faßt und ergänzen sich wirksam.
Artur Buchenau erörtert in
seiner Schrift „Die deutsche
Volkshochschule nach Idee
und Organisation" grundsätz-
liche Fragen. Er entwickelt zum
Teil im Anschluß an Natrop den
Begriff der Volkshochschule als einer
„ständigen örtlichen Organisation zur
freien, doch gemeinschaftlichen, unver
pflichteten, nicht schulmäßigen oder
beruflichen Bildungspflege der Er-
wachsenen" und entwirft in großen
Linien einen Grundriß der Aufgaben,
die von ter Volkshochschule zu erfüllen
sind: „den Menschen wollen wir bilden ..
aus der Erkenntnis heraus, daß wichtiger
als alle Sachgüter die Güter unk
Werte der Persönlichkeit si.io". Er
zeigt, wie Natur- und Geisteswissen
schaften, Weltarschauungsfragen, so
ziale und geschichtliche Erkenntnis,
Fragen der ästhetischen und religiösen
Kultur hier zur Geltung kommen
können. Mit Recht warnt er vor einer
Überschätzung des Politischen, besonders
des Parteidegmas auf diesem Gebiete.
„Weder Kapitalismus noch der ein-
seitige und dogmatische Sozialismus
vermögen zu wahrer Kulturarbeit zu
führen; beide sind zu überwinden
durch den Humanismus, der in erster
Linie nach der geistigen und seelischen
Gesundheit, nach der Würde des
Menschen fragt."
Niedriger sind die Ziele, die
Heinrich Harms für die Volks-
hochschule aufstellt („D ie deutsche
Volkshochschule. Lehrplan
und Lehr weise"). Wertvoll ist
seine Schrift besonders deshalb, weil
er über langjährige Erfahrungen als
Leiter einer ländlichen Volkshochschule
verfügt. Dankenswert ist unter andern«,
was er über die Pflege der plattdeut-
schen Sprache sagt. Seine Meinung aber,
daß diese „die Mutter der hochdeutschen,
der englischen, der dänischen und der
schwedischen Sprache" sei,ist ein Irrtum.
Bruno Clemenz („F rie '
den — Heimat — Volkshoch-
schul e") betont vor allem warmherzig
die Forderung, daß als Hauptfächer
für die Volkshochschule nur solche
Wissensgebiete gewählt werden, die
völkische Werte enthalten. Verständnis
und Liebe für alles Vaterländische

und Heimatspflege in weitem Sinn
sollen ihre wichtigsten Ziele sein.
Am unmittelbarsten in den wirk'
liehen Betrieb führt das Buch von
Hermann Lietz „Das deut<
sehe Volkshochschulhei ni.
Warum und wie es werden muß".
Auch dieser Verfasser stützt sich auf
reiche Erfahrung. Begeisterung für
die Sache gibt dem Vortrag oft fast
dichterischen Schwung. Die Aussprache
über den Unterricht und besonders
über das Leben in dem ländlichen
Volkshochschulheim, in dem die Teil-
nehmer viereinhalb Monate zusammen
wohnen sollen, wirkt in hohem Maße
anregend, ja anfeuernd. In zab>'
reichen Einzelausführungen, unterstützt
durch Berichte von Mitarbeitern, er-
läutert der Verfasser seinen groß
zügigen Plan.
Ie nach der Umgebung wird die
Volkshochschule verschiedene Formen
annehmen. Daß sie im Zuge der
Zeit liegt und — wie einst nach 180lr
die preußische Volksschule — zun«
nationalen Wiederaufbau wirksam bei-
tragen kann, ist nicht zu bezweifeln.
Wertvolle Anregungen zur Aus-
gestaltung kann immer wieder ein
Blick auf die blühenden Volkshoch-
schulen Dänemarks gewähren. So
mag auch hier auf ein älteres wohl
unterrichtendes Werk hingewiesen wer-
den, das ihrem Begründer und seiner
Lebensarbeit gewidmet ist: „Grundt -
vig und die dänischen

Runüschau
^Volkshochschulen" von Run-
de r g Moosen (Langensalza, Her-
mann Beyer K Söbne). Werner
Mahrholz will in seinem Buch
„Der Student und die Hoch-
schule" (Berlin, Furche-Verlag) eire
Einführung in die Fragen und Auf-
gaben der heutigen Hochschule geben.
Er verbindet mn der Darstellung scharfe
Kritik und weit ausschauende Besfe-
rungsvorschläge. Die Mischung von
Nomantik und „realistischer Arbeits-
leistung" im heutigen Universitätsleb^n
wird gut gekennzeichnet, alles Grund"
sätzliche und Allgemeine groß und hin-
reichend klar entworfen, wogegen die
Auskunft über die Einzelheiten ge-
legentlich im Stich läßt. Die Vorschläge
für Reform der Hochschule aus dem
Gedanken beraus, die akademische Frei-
heit voll zu verwirklichen, sind wohl
erwogen und erwägenswert, die Kritik
der bisherigen Zustände gewiß vielfach
übertrieben. Gute Worte werden
über den Studenten als politisches
Wesen gesagt. Unzulänglich ist der
Abschnitt über die studentische Gemein-
schaftsbildung. Besonders wertvoll
sind die Vorschläge für Neugestaltung
der Lehrpläne, Vorlesungen, Seminar-
Übungen, Praktika aller Art.
Man sollte meinen, daß die Volks-
kunde, vor allem die Kunde von
der Art und Sitte des eigenen Volkes,
eine an Alter und Bedeutung ehr-
würdige Wissenschaft sein müßte. Sie
ist eine der jüngsten und hat erst viel
Mißtrauen überwinden müssen, bis
sie als voll anerkannt wurde. Wird
sie es schon überall? Nun sucht sie
auch die Schule zu erobern. Von den
„Arbeiten aus dem Kreise
des Deutschen Germani-
sten-Verbandes", die diesem
Zwecke dienen, sind drei neue Hefte
zu nennen (Berlin, Otto Snlle, 1919).
Zwei sind von Paul Herrmann
verfaßt, „Glaube und Brauch
der alten Deutscheu im Unter-
richt auf der Oberstufe höherer Schulen"
und „Einführung in die
deutsche Mythologie auf
höheren Lehranstalten". In beiden
knüpft der Verfasser an die Lesestoffe
der Schule an; auch gibt er Fingerzeige
für den Anschluß an andere Unter-
richtsfächer. Seine Betrachtungen
bieten eine große Fülle guter Anre-
gungen und verwerten vorsichtig und

weitblickend die Ergebnisse der Forschung. Größer ist der Umkreis der behandelten Fragen in dem Heft „Deutsche Heimat und Sta in-
nre sarr im Unterricht an höheren Schulen" von Oskar Weise. Ist
der Verfasser auch oft genötigt, nur Andeutungen zu geben, so schreibt
er doch so fesselnd und bietet namens lich in den zusammenfassenden Ausführungen über die einzelnen Stämme so viel Wissenswertes, daß seine Schrift auch über der, unmittelbaren Zweck hinaus Leser zu finden verdient.
Vom deutschen Bauernstand handelt ein umfangreiches Werk von Ioseph Weigert „Das Dorf ent-
lang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum" (Zweite und dritte vermehrte Auflage, Freiburg im Br., Herder, 1919). Er ist nicht ein unbedingter Lobredner, er verschweigt nicht die Schattenseiten, aber den Grundton bildet ei^e große Liebe, und der Zweck des Buches ist nicht nur Darstellung des Bestehenden, sondern auch das Streben, zur Erhaltung und Entfallung der Eigena't des Bauern beizutragen. Nicht trockene Gelehrsamkeit wird gebeten. Anschaulich und oft lustig zu lefen ist das Werk, und viele Beispiele erläutern den Vortrag. So werden reiche Gemälde entworfen vom Bauernleben, von der Bauernarbeit, vom Bauerncharakter und von der Vauernfamilie. Besonders wird das

Runüschau

Landleben in katholischen Kreisen berücksichtigt.

Schmerzlich, aber wichtiger als je ist das Kapitel vom Deutschtum im Ausland. Laßt es uns nicht vergessen ! Die „Mitteilu ng en d e s Bundes der Sprachinsel-
freund e", herausgegeben von N l - fred Baß (Leipzig, Fischer K Co., 1919) sind in Heft 1-3 den „Sieben Gemeinden" gewidmet. Was wird von diesem fernen Posten deutschen Volkstums übrig bleiben! Wenigsten» für die Wissenschaft soll gerettet iVerden, was zu retten ist. Zahlreiche „zimbrische" Sprachproben aus jenen Gemeinden mit Erläuterungen und hochdeutscher Übertragung werden hier mitgeteilt. (Mit den alten Kimbern Kaben die Sprachinselbewohner natürlich nichts zu tu?:; es sind Nachkommen von bayrischen Ansiedlern des Mittelalters.) Auch die „V i t 1 i og ra p h i e der deutschen Sprach-
inselnin Südtirol und Ober-
ita 1 i e n" von A l f r e d V a ß (Leipzig, Fischer K Co., 1919) ist sehr willkommen.

„Das deutsche Volks-
schauspiel", eine Flugschrist des Dürerbundes, verfaßt von Eugen K. Fischer (München, Georg D. W. Callwey), verfolgt vor allem praktische Ziele. Sie will dazu beitragen, das Volk zu künstlerischem Erleben und Schaffen zurückzuführen. Kulturgeschichtliche Bemerkungen unterstützen diesen Zweck i.i anregender Weise. Die Art der Bühne, des Kostüms, der Aufführung wird besprochen. Den .Yauptteil bildet ein Überblick über die erhaltenen Terte von Volksschauspielen mit Angaben über den Heimatsort, die Stelle, wo die Dichtungen gedruckt vorliegen, und allerlei praktischen Hinweisen. Welch Gewinn wäre es für das Volksleben, wenn diese verdienstvolle Schrift ihr Ziel erreichte!

Geschichtswissenschaftliche Rundschau.

Von vr Willi' Cohn.

Noch immer leidet die Wissenschaftliche Arbeit unter den Schwierigkeiten, die sich gegenwärtig dem Druck und der Herstellung größerer Werke entgegenstellen, und mit Sehnsucht wartet der Historiker auf den Augenblick, in dem alle die so verheißungsvoll begonnenen Unternehmungen zur Er-

schließung der Quellen der Vergangenheit ihre Fertsetzung finden werden. — Trotzdem aber können wir in unserer heutigen Rundschau eine Anzahl bedeutsamer Werke anzeigen, was ein Beweis dafür ist, daß die wissenschaftliche Forschung sich durch kein Hemmnis aufhalten läßt. —

» » »

Ein Buch vell feinsten Verständnisses für geschichtliches Werden ist das des zu früb verstorbenen Siegb:rt Elkuß: „Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung",*) welches Franz Schulz herausgegeben hat. Mit einem gradezu universellen Wissen begabt, versteht es Elkuß, die Hauptmotive herauszuschälen und der Forschung neue Wege zu weisen. Eine Forscherporsönlichkeit von feinster Differenzierung hat bier aus dem Reichtum ihres Innenlebens das Beste gespendet, und wir können nach dem Lesen des Buches mit dem Herausgeber darin übereinstimmen, daß diese Untersuchungen „die reife Bekundung einer wissenschaftlichen Persönlichkeit sind, die in ihrer Vereinigung eines über alles Fächerwerk einer Einzeldisziplin hinausgreifenden Wissens mit wahrhaft geistesgeschichtlichen Fähigkeiten sobald nicht ivieder begegnen dürfte. "— Wir bedauern nur, laß wir auf das so anregungsreiche, zu manchen

'> Verlag R. Oldenburg, Berlin-München, geb. M. »,—.

brennenden historischen Problemen
Stellung nehmende Buch nicht näher
eingehen können.
» » -
Der Freiburger Historiker Gustav
Wolf führt uns in einem groß-
zügigen Überblick durch die Geschichts-
schreibung des 19. Jahrhunderts, die
sich unter seiner glänzenden Darstellung
zu einer Geistesgeschichte dieses Zeit-
raumes erweitert.*) „Dietrich Schäfer
und Hans Delbrück. Nationale Ziele
der deutschen Geschichtsschreibung seit
der französischen Revolution" nennt er
sein Buch, das zeigt, in welch' ver-
schiedener Weise die Historiker zu den
nationalen Problemen ihrer Zeit
Stellung genommen und sie mit ihrer
Arbeit verschmolzen haben. — Eins
wird aus diesem Buch immer klarer,
Laß die Geschichtsschreibung noch vor
25 Iahren eine tiefere Stellung im
Leben der Nation einnahm als heute,
wo andere Wissenschaften im Volks-
leben stärkere Wurzeln geschlagen haben.
Vielleicht, daß gerade eine zu starke
Beschäftigung mit den jew?ils ver-
schiedenartig gefaßten nationalen Zielen
die Ursache hierzu gewesen ist und die
Rückkehr zu Ranke die Forderung
für die Zukunft sein müßte. Denn
oie Erforschung der Vergangenheit, nicht
der Hinweis auf die Zukunft ist die
erste Pflicht des Historikers.
Man wird Wolfs Buch, dessen
reicher Inhalt hier nicht in dem Maße
gewürdigt werden konnte, wie er es
verdiente, mit dem Gefühl einer ge-
wiß- und anregungsreich verlebten
Stunde aus der Hand legen.
Wenn wir in diesem Zusammenhang
das von 'Mühlau und Rose**) zu-
sammengestellte Werk: „Carl Ientsch,
von ibm selbst nach seinen Werken"

') Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

"> Carl Ientich, von ihm selbst nach
seinen Werten, Eine Lese, zuiammenge-
stellt von Etudienrat Dr. Alois Mühlau
und Dr. nbr>. Anton Heinrich Rose. Leip-
zig, yr. Wilhelm Grunow 1918.

erwähnen, so geschieht das aus doppel-
tem Grunde. Denn einmal ist Carl
Ientsch ja selbst Mitarbeiter dieser
Zeitschrift gewesen, der er feinsinnige
Beiträge geliefert hat, dann aber ent-
hält der vorliegende Band zwei schöne
historische Aufsätze, die von dem großen
Verständnis Zeugnis ablegen, das der
Verstorbene für die Geschichte gehabt

hat. Besonders ist es der Aufsatz „Deutsches Mittelalter", der Kunde gibt von seinem Einleben in die deutsche Vergangenheit. Aus diesem Aufsatz aber, überhaupt aus dem ganzen Werk spricht die Persönlichkeit des Menschen Ientsch, der dem Leser immer lieber wird, je mehr er sich mit ihm beschäftigt.

Interessante Studien zur Geschichte der Kaiserkrönung und Weihe teilt Eva Sperling in einer Erstlingsschrift mit.*) Die Art, in der die mittelalterlichen Kaiser gekrönt wurden, ist ja bezeichnend für die jeweilige Machtstellung, die sie inne hatten, und deshalb ist es von Bedeutung zu verfolgen, in welcher Weise sie gekrönt wurden. Vielleicht hätte die Verfasserin durch Hinweis auf die Zeitgeschichte ihre Untersuchung noch etwas farbenprächtiger gestalten können.

Die Grenzen deutschen Volkstums zeigt Dietrich Schäfer**) in einer kleinen Schrift, die auch dem geschichtlich orientierten Leser manches neue bringt und einen willkommenen Einblick in die Entwicklung der deutschen Sprachgrenzen gewährt, deren Kenntnis eine unmittelbare Voraussetzung für das Verständnis der deutschen Geschichte ist.

- - »

Das Ledc,,:sb!ld ??i Theodor Körncrs Braut, der bekannten Toni seiner Dichturg, entwirft Hans Zimmer in einem vielfach mit

') Ltutigart, Wilhelm Violet.

") Verlag, ltarl Curtius, Berlin (1919.) geheftet M. 1.80.

Bildern geschmückten Bande.*) Das
Büchlein wird durch die Ausdehnung
auf die Ah^en Antonie Aoambergere,
und mit der Durchführung bis zu
ihrem Tode zu einem Zeitbild, das
sich über ION Iahre erstreckt.
Der Verfasser versteht es trotz der
vielfach gelehrten Vorarbeiten, die es
nötig gemacht hat, doch in anmutiger
Neise das Leben jener Schauspielern,
die eii schlichter, gerader Mensch war,
zu erzählea. — Antonie Adamlerger
ist durch die Ehe mit Ioseph von
Arneth die Mutter des berühmten
österreichischen Historiker? geworde,,
dabei hat sie das Andenken Theodor
Körners bis zu ihrem Lebensende
pietätvoll gepflegt.
In einem kleinen Büchlein plaudert
Arno Richter anziehend von
Löwen, der Perle Brabants. **) Ur-
sprünglich zu praktischen Zwecken, den
Feldgrauen ein Führer und Lehrer
zu sein während der Besetzung der
Stadt, geschrieben, ist es un? auch
beute wegen der i>' ihm enthaltenen
Zusammenfassung der Geschichte der hi-
storisch wichtigen Stadt willkommen.
Sie tritt ja im Iahre 891, als Arnulf
aus dem Stamme der Karolinger
die Normannen aufs Haupt schlug,
zum ersten Mal in den Kreis historischer
Erkenntnis und hat nun noch einmal
zu Beginn des Weltkrieges, also 1000
Jahre später ihre besondere Rolle
qespielt.
ü< » »
Recht lesenswert schildert B.
Schmeidler die Entwicklung de»
teulschen Seeschiffahrt „Vom Wikinger-
schiff bis zumHandelstauchboct".***)
')2tuttaart, Greioer und Pfeiffer, geb,
7.50 M. 2. Auflage.
"> Verlag Aurora, Tresden-Weinböhla,
Preis geb. 3.50 H.'.
"'< Leipzig, Quelle und Meyer, 1,2b M.
(Sammlung „Wissenschaft uuo Bildung'.)
Bringt das Büchlein auch keine neuen
Resultate, so ist es doch eine äußerst
geschickte Zusammenfassung unseres bis-
herigen Wissens auf diesem Gebiete.
Bei der geringen Kenntnis der See-
geschichte in weiteren Kreisen ist es
aufs wärmste zu begrüßen, daß die
Sammlung „Wissenschaft und Bildung"
diesen Band gebracht hat; sie nirt
damit das Interesse an den eigen-
artigen Problemen, die sich im Hinblick
auf die Geschichte vom Meere ableiten,

verbreiten helfen.
In eine verschwundene Welt führt uns Klem'ns August Eickholt in seinen packend geschriebenen Erinnerungen „Roms letzte Tage unter der Tiara".*) Er schildert uns seine Erlebnisse als päpstlicher Artillerist in den letzt'n Iahren des Kirchenstaates und bei den Kämpfen, die sich an den Toren Roms abspielten, ehe sich die italienische Armee den Eingang erzwang. Das Buch, das mit hübschen Bildern geschmückt ist, die uns die heut längst verschollenen, päpstlichen Uniformen zeigen, wird manchem ein willkommener Führer in eine vergangene Geschichtsperiode sein, die uns recht weit entrückt scheint, obwohl sie ja eigentlich noch gar nicht so fern liegt. — Obgleich Eickholt seinem Empfinden nach auf päpstlicher Seite steht, ist er doch bemüht, die Kämpfe selbst objektiv darzustellen. Flüssig gesehrieben bietet uns das Buch neben mancher Belehrung willkommene Unterhaltung und wird auch sicher weiter viele Leser finden.

» « »

Für immer gehört der Geschichte eine Persönlichkeit wie Iean Iaurös an, dessen Eigenschaften als Sozialisten und Staatsmann M. Beer

') Freiburg, Herder. 3,80 M, geb. 4.80M 2. und 3. Auflage.

eine Studie widmet, die wir allen
warm empfehlen können, die ihr historisches Wissen nach der sozialen
Seite erweitern und vertiefen wollen.*)
Ein Mann wie Iaures ist ja zweifellos
eine der bedeutendsten Erscheinungen
der Geschichte des 19. Iahrhunderts
gewesen, und wir möchten heut schon
den Historiker um die Aufgabe beneiden, dem es einst vergönnt sein
wird, sein Leben abschließend zur Darstellung zu bringen. Heute ist ja die
Zeit dazu noch nicht gekemmen.

» » »

In einer die großen Zeiträume
der alten Geschichte überschauenden
Darstellung gibt Wilhelm Weber**)
Mitteilungen zur Geschichte der Monarchie, besonders fällt auf die Regierungen Trajans und Hadrians dadurch neues Licht, wie auch die Aleranders des Großen neue Ausblicke vermittelt. Dem Volksstaat aber wird
der Verfasser nicht gerecht, und mit
seiner Schlußbetrachtung, daß auch
unserem Reich der Erlauchte bald
kommen möchte, vermögen wir uns
dmchaus nicht einverstanden zu erklären.

Ein brauchbares, aber auch lesbares
Nachschlagewerk ist die Weltgeschichte

') Berlin 19!8, Verlag für Sozial-Wissenschaft, G. m. b. H. Vierle vermehrte
und verbesserte Auflage. Kart. 2.50 W., geb.
4.- Malt.

"> „Zur Geschickte der Monarchie',
Rede zum Antritt der ordentlichen Professur der alten Geschichte a„ der Universität Tübingen 19t«. Preis 1.50 M.

der neuesten Zeit <19li2—1918) von
Hellmuth Schmidt-Breitung, die zugleich einen Teil des
4. Bandes des Lehr- und Handbuch»
der Weltgeschichte von Weber-Baldamus darstellt.*) Doch hat das Buch
seinen durchaus selbständigen Wert und
wird besonders all denen willkommen
sein, die sich über irgend einen Punkt
der letzten so ereignisreichen Iahre
rasch und zuverlässig orientieren wollen;
das Wagnis, das der Verfasser unternommen hat, nämlich die Darstellung
bis unmittelbar an die Schwelle der
Gegenwart fortzuführen, kann man
als durchaus gelungen bezeichnen; das,
was an Geschehnissen in den letzten
Iahren über die Menschheit hereingebrochen ist, ist so ungeheuer, daß
auch der Kundigste einen Führer

braucht, um sich hindurchzufiider. — Andrerseits ist aber auch das Bedürfnis nach Belehrung in der allerneuesten Geschichte so groß, daß wir überzeugt sind, daß das vorliegende Buch gut seinen Weg gehen und vielen ein lieber Freund werden wird. Einschritt kend müssen wir allerdingo sagen, daß wir nicht immer alle Anschauungen der Verfassers zu teilen vermögen, vor allem seine Darstellung des Verhältnisses von Kaisertum und Demokratie nicht in allem sachlicn begründet finden. Doch wird sich ja immer in Fragen der neuesten Geschichte ein Auseinandergehen der Meinungen und Weltanschauungen nicht vermeiden lassen.

') Leipz'g 1919. Verlag Wilhelm Vngelmann. Preis 4 80 Mark.

Unverlangte Manuskripte fendeu wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
herausgebe!, und Lhefredatteur: Prof, »7 Ludwi» Stein in Berlin >V I«, Lich»»ufer 5«, <Telel»n Bnlt Kurfürst Nr, tUO»,) — Berantwortlicher «ebalteur: Ur. Syluius Bruck in Breslau. - Für den ooltsloirt. fchaftllchen Teil: Dr. jur. «imll Erich höllcher, Berlin.Zehlendorf, Sophie.Lharlottestrahe 20. «Fernruf: Hehiendorl I»l?) — Für den Inseratenteil: Heinrich YNittmann, Breslau III. — Verlag der Tchlesilchen Buchdruckerel v. «2. Schottlaender, A.-<3., Breslau III.
Druck von 2H. Schätzt» G. m. b. h., Breslau »l, Beut Graupenstraße I>.

Inseraten ^nnanme
6ureli un»«i'« Q»olizlt5«t«lle, L«rlin ^.10. I^ütiovwl«!' b»; 6ureli nii««rn
V»rl»z, Lr«I«m III; lsrner 6ur«:li si« ?irm«,: Nuäoll Üo»« iill<l 6i«
bell»nnt«ll ^nnoneen-Lxpeäition«».
lnsertlol>»pr«l»: pro 48 mm breit» 2«il« <Nu6liIl llo»«'» Iform»!»
2elleiun»8Sl I^o. 0) ?0 ?l.

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift von Geh. Obermeoizinalrat
Professor Dr. von WaIdeyer-Hartz,
SetretÃ¤r der Akademie der Wissenschaften.

(

l^

Eine öeuOeMmatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlefische Buchdruckerei,«^»<Kunst- und Verlagsaustalt
v. S. Schottlaender, A.,G., Breslau.
leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
«. ». «i«w«»«l. ««rt»«ld «Ml». «r«1ch«».».Hostuchh<»U. «l»l«» » b»ss«lb«lch
Stockholm Christionia Konstantinopel
l.«, Fritz«, l,!di»ll!« »»7»!«. I»l»b Vyb»»» «uchhdlg, Inl«rn»l, Nuchhandl. 0tt» »«II.
fl!r »!« pr»»In,«n I» Lch»«d« «»d w D«n«m»r»: »«»», «»,. U»H»» »«ch»«l««», ««»««d««««.
fllr dl« sch»««,: «»»»««. «nti<n»- u. «»«»«»»lu«« H«nn. V»»«, 3»»ich I.
««n«r»loelrr«!un, für tz»ll»!r»: «.<p. »o»«w«lu» »n» ««h», H»««, «ultnchoizs.
4tl. Jahrgang. Band 171. tzeft 5il3. Dezember 1919

In der zeitlichen Abfolge geht die teleologische Deutung der kausalen voraus. Der anthropomorphisierenden, mythologisierenden und personifizierenden Denk- «eise der alten Kulturen lag es unvergleichlich näher, die Verallgemeinerungen der inneren Erlebnisse nach persönlichen Motiven, denn nach unpersönlichen Ur- sachen oder Zuständen zu vollziehen. Die von innen gesehene Kausalität, die Motivation, wird anthropomorphisch in ein Außen projiziert, und so entstehen Fetischismus, Totemismus, Animismus, Naturbeseelung, Traumverkörperung als religiöse, Hylozoismus und mikro- wie makrokosmische Deutungen als erste philosophische Welterklärungen. Der Kausalbegriff selbst hat ja von Hause aus einen stark persönlichen Beigeschmack; er bildet sich allmählich an der Hand mythologischer Figuren, wie Mona oder Awnke, heraus, bis er im Begriff des unpersönlichen Naturgesetzes seine Abkunft aus Göttergestalten nach und nach verleugnet. Erst im Begriff des Naturgesetzes, wie er im 17. Iahr- hundert die Eierschale des Mythologisch-Persönlichen endgültig zerbricht, ringt sich die vollendete Form der Kausalität zur Erkenntnis durch, nach welcher Natur- gesetze keine ewigen Befehle sind, denen man gehorcht, sondern ewige Zustände, denen man unterworfen ist.

Erwägungen ganz anderer Art haben Alfred Vierkandt (Naturvölker und Kulturvölker, 1896, S. 380 und 464) zu ähnlichem Ergebnis geführt. Nach Vier- kandt geht im wissenschaftlichen Leben die teleologische Denkweise der kausalen zeitlich voran. Beide sind Widerspiegelungen des als ruhend und unveränderlich gedachten Ich. Das Altertum denke vorwiegend statisch, die Neuzeit kine - matisch. Nur sollte man dabei nicht vergessen, daß das statische Denken von Parmenides und Demokrit, das kinematische von Horaklit seinen Ausgangspunkt genommen hat.

Daß die Begriffe „wirkende Ursache" und „Zweck" ursprünglich gleicher- weise von amnestischen Vorstellungen abstammen, hat übrigens Mach klar gesehen. Einen tiefgehenden Unterschied zwischen teleologischer und kausaler Untersuchung läßt Mach gar nicht gelten; er sieht vielmehr in der erfteren eine vorläufige, in der letzteren eine endgültige Erklärung. Den Ursachenbegriff möchte Mach lieber

durch den Funktionsbegriff ersetzen; er hat aber gegen die „empirische Teleologie" im Sinne Coßmanns keine Bedenken.

Wir sehen in Ursachen sowohl als auch in Zwecken Denkbehelfe zur Orientierung in der Außenwelt — Ausflüsse unseres Sinnes für Ordnung. Um im bunten Wechsel des Geschehens und in der Mannigfaltigkeit der inneren Erlebnisse feste Orientierungspunkte zu gewinnen, schafft unser Einheitsbedürfnis — das Ich-Bewußtsein ^ auf dem Wege der Subsumtion, wie auf dem der Abstraktion, synthetisch zuerst, sodann analytisch, anfangs provisorische, späterhin definitive Ordnung. Die provisorische Ordnung kommt unter dem Gesichtswinkel des Zweckes, die definitive unter dem der Ursache zu Stande. Wie Archivare oder Bibliothekare Dokumente oder Bücher einreihen, so ordnet das wissenschaftliche Denken Erlebnisse. Das vorwissenschaftliche Denken steht der Natur ebenso hilflos und läppisch gegenüber, wie ein Laie, der das British-Museum in London beträte, wenn durch Brand- oder Wasserschaden alle Bücher, Manuskripte und Dokumente wirr und chaotisch durcheinander gerüttelt wären. Wie der Laie hier auf gut Glück dieses oder jenes Buch herausgreifen und sich darin festlesen würde, ohne die Übung und die Kraft zu besitzen, die gewaltige Bibliothek wieder nach Rubriken, Zetteln, Alphabeten, kurzum nach Ordnungsprinzipien herzustellen, so steht der naive Denker der Universalbibliothek der Natur ratlos und unbeholfen gegenüber, bis Philosophie und Naturwissenschaft einen Katalog der Natur anfertigen.

Auch die Bibliothekare haben verschiedene Methoden, in die Vielheit Einheit, in den unübersehbaren Wust Plan und Zusammenhang zu bringen, indem sie Zettelkasten, alphabetische Methode, Fächereinteilung, Numerierung u. s. w. nach einander ausprobierten, bis sie Methoden fanden, die sich als die besten und erprobtesten bewährten, um alsdann von der Bibliothekswissenschaft endgültig akzeptiert zu werden. Ganz ähnlich erging es menschlichem Denken und Wissen, als es das kühne Wagnis unternahm, in den scheinbaren Zufall des Naturgeschehens Zusammenhang, in die unübersehbare Wirrnis Ordnung, in die verwirrende Vielheit Rubriken, Klassifikationen, Einteilungsformen, Prinzipien, zuletzt Eine Einheit, endlich in das unenträtselbar scheinende Chaos den Kosmos zu deuten. Was dort Zettelkasten und alphabetische Ordnung leisteten, brachten hier Animismus, Anthropomorphismus, weiterhin Teleologie und Kausalität zu Wege. Selbst die Einheit des Ich erscheint Mach (Analyse der Empfindungen, 2. Aufl., S. 22) als Zweckeinheit. Auch nach Aristoteles ist die Seele eine Entelechie oder Zweckeinheit. Ebenso hieß die Monade bei Leibniz ursprünglich Entelechie oder Zweckeinheit, bevor Leibniz den Terminus Monade fand.

Iede Methode ist genau so viel wert, als sie zureichende Erklärungsgründe für alles Geschehen in und um uns zu bieten vermag. Die biologische Aufgabe der Wissenschaft, sagt Mach (a. a. O., S. 26), ist, dem vollsinnigen menschlichen

Individuum eine möglichst vollständige Orientierung zu bieten. Der geringste Grad von Ordnung ist offenbar der Arterhaltung förderlicher als völlige Unordnung. Und so stellen sich denn Kausalität und Finalität als die beiden großen Ordnungsprinzipien, gleichsam als Wissenschafts-Register alles Geschehens dar. Das eine Register — heiße man es, wie herkömmlich, Kausalität, oder mit Mach Funktion — ordnet alles Geschehen in Natur und Geist, in der organisierten wie in der nicht-organisierten Materie, in der belebten wie i<- der unbelebten Natur nach strengen Gleichförmigkeiten, nach immer in derselben Reihenfolge wiederkehrenden und in ui'serem Bewußtsein mit unfehlbarer Konstanz assoziativ ablaufenden Empfindungs- oder Vorstellungskompleren. Diese Ordnung nennen wir eine unbedingte, keinerlei Ausnahme zulassende, also von außen gesehen eine naturnotwendige, von innen gesehen eine denknotwendige, kurz: eine definitive Ordnung.

Neben dieser endgültige,, (kausalen oder funktionellen) Ordnungsserie läuft indes ein zeitlich älteres, aber minder wirksames Ordnungsmi^tel einher: die Einreihung alles Geschehens unter den Gesichtswinkel des Zweckes, sei es unter den ei.ies persönlich gedachten Endzweckes der Substanz oder der Gottheit, und dann entsteht Finalität, sei es unter den unpersönlicher, mehr zusiändlich gedachter Naturzwecke, und dann entsteht empirische Teleologie. Dort sollen dieAbsichten der Urkraft metaphysisch ergründet, hier nur die tatsächlich nach Zwecken sich vollziehenden Prozesse im Naturgeschehen gesammelt, registriert, neben einander gestellt und zusammen geordnet werden, um künftigen Forschen eine Handhabe zu bieten, wie sie bestimmte Erscheinungen, insbesondere Lebenserscheinungen am besten zu deuten und am sichersten auszumitteln vermöchten. In der Finalität soll also die Zweckbetrachtung eine definitive, in der empirischen Teleologie dagegen eine nur provisorische Ordnung aufstellen. Mi' dieser Einschränkung läßt auch Mach (a. a. O. S. 66,67) die teleologische Betrachtung als Hilfsmittel der Forschung gelten. Gelänge der Nachweis einer Finalität oder des „Weltzweckes" fürs Universum ebenso lückenlos, wie für die Geltung der mechanischen Kausalität, so wäre damit, mit Kant zu sprechen, ein konstitutives Prinzip gewcnnen, und nicht bloß ein regulatives oder gar nur ein heuristisches Prinzip.

In Wirklichkeit ist dieser Nachweis nie zu führen. Der große Lebenstraum aller an Leibniz orientierten Metaphysiker, es müsse dereinst gelingen, alle Kousalität nur als Spezialfall der Finalität aufzudecken, alle mechanischen Ursachen also in ewige Zweckgesetze aufzulösen, ist und bleib; ein Traum. Zweckmäßigkeit ist, wieder mit Kant zu sprechen, nur eine Betrachtungsferm, kein konstitutives Prinzip, oder eine provisorische, feine definitive Feststellung, wie Mach zeigt.

In der Welt der organisierten Materie, insbesondere innerhalb der Sphäre der lebendig organischen Natur, hat diese Zweckbetrachtung wie ihre l psychologisch-assoziativen Ursprung, so auch ihre unübersteigliche Grenze. Die Betrachtungsweise nach Ursachen stellt eine absolute Ordnung innerhalb alles Weltgeschehens, die nach Zwecken nur eine relative Ordnung innerhalb

des lebendigen Plasmas dar. Ausnahmslosigkeit der Geltung und unbe-
dingte Sicherheit der Erwartung kommen daher nur der ersten, kausalen Oronungs-
serie, nicht der zweiten, teleologische-! zu. Nur die Ordnungsserie der Kausalität
oder Funktion bietet uns Notwendigkeit und strenge Allgemeingültigkeit: Gesetze.
Die zweite Ordnungsserie, die teleologische, die nur auf Lebenserscheinungen
anwendbar ist, hat heuristischen Wert und eben darum nur empirische Geltung.
Sie liefert uns Rhythmen des Geschehens, auffallende Übereinstimmungen in
den Lebensäußerungen, kurzum Typen und Arten, aber keine Gesetze des Ge-
schehens.
Mechanismus und Teleologie sild nach alledem nicht auf ein 2Ut>2ut, sondern
auf ein vel-vel gestellt. Für die nicht organisierte Materie lehnen wir, genau so
wie Descartes und Spinoza, richtig verstanden sogar auch wie Anaragoras und
Leibniz alle teleologische Betrachtung grundsätzlich ab. Sie hat sich dort als un-
zulänglich, mindestens als müßig und unnütz, wenn nicht geradezu als schädlich
erwiesen. Wo wir, wie bei der nach mechanischer Kausalität begreiflich gemachten
unbedingten Regelmäßigkeit der Bewegungsgesetze, die erste Ordnungsserie
lückenlos anzuwenden vermögen, wäre es töricht, den minder sicheren und weniger
zuverlässigen Denkbehelf der zweiten Ordnungsserie zu Rate zu ziehen. Teleologie
ist eben nichts anderes als abgeschwächte Kausalität, abgeschwächt darum, weil
sie eine Kausalität nach Motiven ist, diese aber sich unserer strengen Kontrolle
entziehen. Unsere Femrohre und Mikroskope weiten und schärfen uns zwar
den Blick für die Welt des unendlich Großen und unendlich Kleinen; aber für
den Mechanismus des tierischen Trieblebens oder menschlichen Motivspieles
im Anpassen seiner Bewegung an das stärkste Motiv besitzen wir keinerlei technische
Behelfe.
Die Betrachtungsweise der Zweckmäßigkeit orientiert uns also nur dann
über die Zusammenhänge des Geschehens in und um uns, wenn wir sie dort
anwenden, wo wir sie erwarten dürfen. Ein Handeln nach Motiven dürfen wir
aber nur erwarten, wenn und wofern Rudimente von Bewußtsein hervortreten,
wie bei den Protisten. Schon in der Pflanzenwelt bringt uns die Zweckbetrachtung
nicht gar weit, obgleich die empirische Teleologie, wie Coßmann gezeigt hat, in
der Botanik noch etwelche Dienste zu leisten vermag. Hier aber findet die An-
wendbarkeit der teleologischen Methode ihre äußerste, unllbersteigliche Schranke:
Plasma und Zelle heißen die Grenzpfähle, welche den Geltungsbereich der teleo-
logischen Betrachtungsweise für immer einschließen. Ienseits dieser Grenze ist
nur noch für die erste, konstitutive Ordnungsserie, die nicht nach der un-
kontrollierbaren Abfolge von Zweck und Motiv, sondern nach der unverbrüchlichen,
in der bisherigen Erfahrung wenigstens noch niemals durchbrochenen Kausalreihe
von Ursache und Wirkung Raum vorhanden.
Wir gelangen somit zu folgendem Ergebnis. Von den beiden Ordnungs-
serien des menschlichen Intellekts, welche uns eine Orientierung in uns selbst

und in unserer Umwelt ermöglichen, hat die erste, die kausale, konstitutiven Charakter, gilt notwendig und allgemein, und nimmt den Rang eines unausweichlichen Denkzwanges oder Gesetzes ein. Es verschlägt dabei wenig, ob man Kausalität mit Kant als apriorische Kategorie des Verstandes ober mit Hume als Denkgewöhnung begreift. Was für Naturmenschen einst bloße Denkgewöhnung war, ist uns durch Selektion und Vererbung Anschauungs- oder geradezu Denknotwendigkeit geworden, somit psychologisch notwendig und logisch allgemein gültig. Die zweite Ordnungsserie, die teleologische Betrachtung, ist zwar als Denkbehelf älter, aber in ihrer Anwendbarkeit enger, in der Gütigkeit ihrer Urteile oder Aussagen beschränkter, in der Sicherheit ihrer Voraussagen minder zuverlässig, als die erste Ordnungsserie. Der Grad der Sicherheit beträgt dort KX)°/o, hier — infolge der Unberechenbarkeit der Motive — selten über 95"/o der Voraussagen. Durch kausale Ereignisketten sind wir befähigt, Sonnen- und Mondfinsternisse mit apodiktischer Sicherheit vorauszusagen, durch teleologische Ereignisreihen sehen wir uns bemüßigt, mit der annähernden, also abgeschwächten Sicherheit von Wahrscheinlichkeitsrechnungen fürlieb zu nehmen, uns also bei hypothetischen Urteilen zu bescheiden.

Dr. w. H. Eüwarüs:

Machtorganisation.

Eine historische Studie zur Beurteilung des Völkerbundes.

I.

Während vor Ausbruch des Weltkrieges auf fast allen Gebieten des grundsätzlichen Denkens eine auffallende Ode herrschte — sie wurde im Zeitalter einer vorwiegend ungeistigen, dagegen ausgesprochen technischwirtschaftlichen Kultur als Problemmüdigkeit bezeichnet — stellte der Weltkrieg mit allen seinen historischen, ethischen und sozialen Folgeerscheinungen erneut die bedeutsamsten grundsätzlichen Anschauungsfragen zur Erörterung. Sowohl die innerstaatlichen als auch die zwischenstaatlichen Macht- und Rechtsbeziehungen wurden dabei zum Gegensiande theoretischer und praktischer Neugestaltung gemacht.

Diese Neugestaltung, die — wie alles in unserer oberflächlichen und schnelllebigen Zeit — in Schlagworten Ausdruck finden mußte, schuf den inhaltslosen Begriff einer Synthese von „Macht und Rech t." Da mit der begrifflichen Koordination von Macht und Recht auch bei der Schaffung des Völkerbundes ein politisches Spiel getrieben wurde, das bei Vorwalten falscher begrifflicher

und historisch-politischer Vorstellungen zu einer großen Gefahr werden kann, ist es an der Zeit, auf die historische Wechselwirkung beider Begriffe in ihrer Einflußnahme auf die Gestaltung der Grundlagen von Staat und Gesellschaft einzugehen.

Der uralte Dualismus von Wirklichkeit und Schein, von Inhalt und Form hat wohl auf keinem anderen Gebiete menschlicher Betätigung solche verhängnisvollen Folgen für die Menschheit und die Kulturentwicklung gezeitigt, wie auf dem Gebiete der politischen Geschichte. Die politische Geschichte aller Länder, was ist sie anders gewesen, als das Epos jenes unaufhörlichen Kampfes der sachlichen Begriffe mit den unsachlichen Vorstellungen der Völker, jenes 'itanischen Ringens der objektiv vorhandenen organischen Entwicklungstendenzen mit unorganischen von außen suggestiv wirkenden Einflüssen?

Dieser Dualismus von Begriff und Vorstellung erschließt uns erst bei der Aufhellung seiner Entstehung das Werden der Geschichte. Ob man den Geschichtsauffassungen von Ranke, Marr oder Lamprecht zugetan ist, immer wieder offenbart sich dasselbe Rätsel in der politischen Geschichte: Warum hat ein Volk, ein Geschlecht, eine Regierung, ein Parlament eine klar sichtbare selbstverständliche sachliche Entwicklungsmöglichkeit verpaßt, übersehen oder ausdrücklich abgelehnt? Die üblichen Erklärungsversuche, wie mangelnde Einsicht, historische oder politische Unreife und unhistorisches Denken, erfassen alle den Kern der Sache nicht. Sie würden nur in dem Falle einen bedingt richtigen Hinweis auf die Ursachen des Versagens des historisch-politischen Sinnes zu geben vermögen, wo der Nachweis geführt werden könnte, daß der schuldige historisch-politische Faktor in der Regel oder fast immer dieses Unverständnis bekunde oder bekundet habe. Bekanntlich sollen sie nun aber keineswegs eine Regelmäßigkeit im Versagen des historischen Denkens erläutern, sondern sollen im Gegenteil nur einen abnormen Einzelfall dieses Versagens erklären.

Dann müssen aber gerade alle diese attributiven Behauptungen versagen, da sie samt und sonders eigenschaftlich orientiert sind. Wechselt der einzelne Mensch die wichtigsten Eigenschaften seines Verstandes und seines Charakters nur langsam und schwer, wie viel langsamer müssen sich solche Wandlungen erst bei einer Gesamtheit, einem handelnden Volke, das in seiner führenden Spitze stets eine Mehrzahl handelnder Menschen vereinigen wird, vollziehen. Die unhistorische Einzelhandlung kann also nicht auf eine Eigenschafttwandlung des bisher normal handelnden Machtfaktors zurückgeführt werden. Es ist vielmehr nicht mit einer Veränderung des Eigenschaftsbestandes, sondern mit einer Hemmung der Eigenschaftswirkung zu rechnen. Wie entsteht und verläuft diese? Wie wird die Organisation der Staaten — der Völkerbund hier einwirken?

Ausgangspunkt unserer Untersuchung ist die ungehemmte normale Eigenschaftswirkung. Dazu ist allgemein zu sagen, daß sie bei physischen Personen, die

Gesamtheiten vertreten, und bei Körperschaften*) des Rechts, der Wirtschaft und der Politik gleichmäßig nur dann zur Geltung kommen kann, wenn ihre Handlungstendenz gewissen normativen Gesetzen unterliegt. Diese, die Gesetze der historisch-politischen Entwicklung der Kulturvölker sind
der Rahmen des gefahrlosen Wirkungsspielraumes differenzierter Handlungsmöglichkeiten in einer gegebenen Lage. Diese Gesetze unterscheiden sich von ähnlichen naturwissenschaftlichen Normen durch die Eigenschaft, nicht, wie diese, durch die Auslösung einer Wirkung ein bestimmtes Geschehen zu bedingen, sondern als Folge einer bestimmten Handlung ein bestimmtes, vielfach der Handlung als Motiv und Zweck zugrundeliegendes Ereignis oder Ergebnis unmöglich zu machen. Wenn ich einen Stein von 1 K3 Gewicht senkrecht aus einer Höhe von 5V m fallen lasse, erreicht er in einer genau bestimmbaren Zeit und zwar unter bestimmter Ablenkung von der lotrechten Fallrichtung den Erdboden. Wenn dagegen ein Regent die Einkommen der Bürger konfiskatorisch besteuert, muß 3r wissei, daß nach einer Spanne Zeit die Einkommen nicht gewachsen sein können, weil er die Zugänge zum Sparfonds und somit die Neubildung von Kapital unterbunden hat. Die naturwissenschaftlichen Gesetze bringen funktionelle Kausalitäten, die historischen Gesetze dagegen kausale Erklusionen zum Ausdruck.
Dieser Eigenart entsprechend sind die naturwissenschaftlichen Gesetze nur als Quantitätsgleichungen zu fassen und zu verstehen, während die historischen Gesetze nur in der Form von Ungleichungen zwischen qualitativen Kombinationen von Ursachen, Folgen, Mitteln und Zwecken zu bestimmen sind. Während die naturwissenschaftlichen Forscher aus der Beobachtung einer Anzahl gleichartig isolierter und verlaufener Fälle für den betreffenden Typus des physischen Geschehens die regelnde Norm — das Gesetz — festlegen, muß der Historiker das Regelnde durch die jedesmalige Feststellung des Nichteintretens bestimmter Folgen oder des Nichterreichens bestimmter Zwecke, also durch Bestimmung eines spezifischen Elementes im einzelnen historischen Vorgang, festzulegen suchen.
Wenn die Bedeutung der historischen Gesetze — der sogenannten Lehren der Geschichte — nicht in der Verallgemeinerung einer aktiven Kausalität in der Vergangenheit besteht, scheidet für sie das Erperiment und die Massenbeobachtung als Ableitungsgrundlagen aus. An ihre Stelle treten analytische Betrachtungen über die Wechselwirkung des individuellen und des sozialen Handelns auf die Geschicke des Machtfaktors. Und damit haben wir die Ableitungsgrundlage und den sachlichen Kern der historischen Gesetze gewonnen. Die historischen Gesetze sagen aus, wann historisch-politisch wirksam werdende Individualhandlungen

') Sie sollen in den folgenden allgemeinen Netrachtungen, die nicht nur für den modernen Staatöbegriff gelten, durch die Bezeichnung »sozialer Körper' zusammengefaßt werden. (Hanse, italienische Städtebünde, Rheinbund, Völterdund.)

als Vorstellungserreger Eigenschaftshemmungen im Leben und in der Entwicklung
des von ihnen betroffenen sozialen Körpers darstellen.
Der erste Fall ist der, wo eine Verwechslung von Begriff und Vorstellung
der in einem sozialen Körper vorhandenen und auslösbaren realen Erpansivkraft
platzgreift. Die allgemeine Folge ist eine Unterbrechung der aus den sachlichen
Eigenschaften des betreffenden sozialen Körpers gegebenen positiven Ent-
wicklung. Ob dieser Einschnitt zu einer Katastrophe führt (von Hannibals Zügen
zum Schicksal Karthagos) oder nur zur Stagnation infolge Erschöpfung des
Kräftevorrats (Holland am Ende des 17. Iahrhunderts), jedenfalls führt er zur
Verschiebung des Kräfteverhältnisses zu Ungunsten des überanstrengten sozialen
Körpers.
Seit dem Altertum ist derselbe Verlauf dieser Verwechslung von Begriff
und Vorstellung zu bemerken. Zuerst baut ein kleines Land, eine kleinere Stadt
oder eine kleinere politische Gruppe systematisch und organisch die Kraft-
quellen dieses sozialen Körpers aus. So lange wie sich dieser Prozeß organisch
d. h. zur Sicherung und Entwicklung des Zweckes des Staates — oder
im allgemeinen des sozialen Körpers — vollzieht, handelt es sich um die posi -
tiven sozialen Auswirkungen der Gesamteigenschaften dieses Körpers
(Preußen unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich d. Großen). Nun zeigt sich
aber, daß infolge der ungleichmäßigen Entwicklungstempora der zur selben Zeit
vorhandenen anderen sozialen Körpe.' nie von einem gleichzeitigen Maße ober
gleicher Vollständigkeit der sozialen Entwicklung bei ihnen allen gesprochen werden
kann. Zeichnet sich also ein sozialer Körper durch ein Höchstmaß an Vollständigkeit
des Ausbaus seiner politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Kräfte aus, so
bedingt dies ohne weiteres fast immer ein Abstechen gegenüber den anderen sozialen
Körpern. Dies findet in der kraftvolleren und glücklicheren Wahrung der eigenen
Rechte, der vollständigeren Erreichung der erstrebten eigenen Ziele seinen positiven
und in dem von Neid bedingten feindlich gegen den in der Entwicklung befind-
lichen sozialen Körper gerichteten Koalitionsbedürfnis der andern sozialen Körper
seinen negativen Ausdruck. Es ist dies die mit gesetzlicher Gewißheit immer wieder
auftretende Knsis in der Entwicklungsgeschichte aller Schrittmacher des Fortschrittes,
wo der fortgeschrittenste soziale Körper entweder zur uferlosen Erpansion be-
ziehungsweise als Staat zum Imperialismus übergeht, oder bei schärfster Er-
fassung seiner ihm gegebenen natürlichen Zwecke, diese inneren organischen Grenzen
als Rahmen der weiteren Betätigung ansieht. In Personen gefaßt verkörpern
die richtige Entscheidung: Karl V., Richelieu, Friedrich der Große und Disraeli.
Es trafen die falsche Entscheidung u. a. Franz I., Ludwig XIV., Napoleon und
Gortschakow.
Aus der Gegenüberstellung der Träger richtiger und falscher Lösurgen dieser
im Leben aufstrebender Völker unvermeidlichen und sich in den verschiedenen
Phasen des Aufstiegs wiederholend m Krisen sind die Problemstellung der Krisis

und die Arten ihrer Lösung schon ersichtlich. In dem Augenblick, in dem der Neid der anderen sozialen Körper sich zum Kampfe gegen den als Schädling und Bedrohung empfundenen Träger des Fortschritts vorbereitet, erwacht im fortgeschrittenen sozialen Körper ein vielfach an das Unerträgliche grenzendes Selbstbewußtsein. Es ist entweder, wenn es richtig genutzt wird, eine unversiegliche Quelle einer konzentrisch nach innen wirkenden Kräftesammlung (England unter Cromwell; Iapan bis 1904) oder es ist der geeignete Hebel persönlicher oder unsachlicher nationaler „Aspirationen." Die Situation, ein Starker, der seine Kräfte kennt und schätz», von vielen, wovon jeder einzelne ihm unterlegen ist, feindlich umlauert, bringt einen wirksamen Anreiz für die Berufung eines starken Mannes als Führer und für die Heiligung des Präventivkrieges als besten Selbstschutz. Wählt der soziale Körper diesen Ausweg oder läßt er ihn sich von einer Eroberernatur aufzwingen, so erliegt er einer Vorstellung seiner erpansiven Kraft. Er verfällt der Machtanbetung. Anders, wenn der Führer oder die Führung die innere Stärke besitzen, über die Möglichkeit eines außerordentlich glücklichen Zufalls hinaus, nur an das zu denken, was diesem sozialen Körper an sich sachlich gebührt. Dann wird die Auswirkung der eigenen Kraft durchdacht, durchdacht vor allem im Hinblick auf die stets sorgfältig zu wahrende Möglichkeit, das schon Erreichte auch in einer absehbaren Zukunft unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen sichern zu können. (Bismarcks „cauctielnar 6e8 coalitiou8"). Das Ergebnis dieses Gedankenganges sind Handlungstendenzen, die dem sachlich erfaßten und gewonnenen Begriffe von der lebendigen Kraft des sozialen Körpers als seines Rechtes in der Weltgemeinschaft entsprechen. Die Anerkennung der persönlichen Vorstellung von der Kraft des sozialen Körpers unterwirft das Ausmaß der sozialen Betätigung der individualen Willkür. Die Behauptung des allgemeingültigen Begriffes der Kraft enthält einen sozialen Maßstab für die Betätigung des sozialen Körpers. Individuale Willkür schaltet somit den organischen Einfluß des sachlichen Eigenschaftskompleres aus, während der soziale Maßstab dessen vollständige Auswirkung sichert.

Die zweite Norm im historischen Geschehen formuliert die Beobachtung, daß eine allseitige organische Entwicklung eines sozialen Körpers sich dann nicht ungestört vollzieht, sobald in seinen Lebensäußerungen eine bewußte Substitution einer Vorstellung für den Begriff von der Art und Beschaffenheit seiner Eigenschaften Platz greift.

Iedes Volk, jeder Staat, jede Stadt und jede Partei stellt eine Summe einheitlicher und kompensierter Eigenschaften dar. Die einheitlichen Eigenschaften sind in der Regel als Erbteil der vorwiegenden Rasse und des darin allein am stärksten zur Geltung gekommenen Milieusanzusehen.

Die kompensierten Eigenschaften sind solche, die dem geographisch, soziologisch oder historisch abgegrenzten Einzelobjekte als spezifische Kennzeichen und als Unterscheidung von nur in den Grundlagen gleichgearteten anderen Objekten

anhaften. Sie sind die norddeutsche und süddeutsche Nuanee im deutschen Germanentum, sie sind die mittel- bezw. norbeuropäische Nuanee im gesamten Germanentum. Ie nachdem seitens einer Persönlichkeit oder seitens einer scharfumrissenen Kultur- oder Wirtschaftsbewegung auf die eigenschaftliche Entwicklung und dadurch indirekt auf das historisch-politische Handeln des sozialen Körpers eingewirkt werden soll, zeitigt die Beeinflussung der einheitlichen bezw. der kompensierten Eigenschaften andere Folgen. Sie setzt auch andere Methoden und Merkmale des Substitutionsvorganges voraus. Die Einwirkung auf die einheitlichen Eigenschaften kann durch Täuschung und Wesensentfremdung aber nicht nur durch begriffliche List und Tücke erfolgen, während eine Einflußnahme auf die kompensierten Eigenschaften im Wege der Störung eines zeitweilig erreichten Ausgleiches im Kampfe verschiedener Einflußquellen erfolgt.

Bevor die Substitutionsverfahren und ihre historisch politischen Ergebnisse betrachtet werden können, müssen Bildung und Ausprägung von Begriff und Vorstellung von den einheitlichen und kompensierten Eigenschaften geklärt werden. Ieder Begriff muß an eine materielle oder transzendente Erfahrung anknüpfen. Die Erfahrung bezw., wenn sie unter bestimmten Bedingungen gesucht wird, die Beobachtung ist der primäre Ausgangspunkt der menschlichen Auffassungskraft. Ieder Niederschlag im menschlichen Denken hat stets einen objektiven konkreten Untergrund, der auf einer bewußten oder unbewußten Grenzbestimmung des menschlichen Wirkens beruht. Die Erfahrung pflegt nämlich erst dann nachdrücklich zu wirken, wenn sie in der Form der Feststellung auftritt, was man mit einem gegebenen Mittelvorrat nicht kann oder was damit nicht zu erreichen oder zu erlangen ist. Mittel ist hier durchaus nicht nur mit Gütem oder physischer Kraft, sondern im weitesten Sinne mit Leistenkönnen zu identifizieren. Was man gewohnheitsmäßig kann, gilt nicht in dem Maße als Gegenstand bemerkter und bewerteter Erfahrung, sondern nur als Selbstverständlichkeit der Eristenz wie Licht und Luft. Ie mehr das Leisten an die Grenze des Nichtmehrkönnens herangeht, desto schärfer hebt sich der Mittelaufwand und der Nutzen bezw. die sittliche Genugtuung von dem Eindruck der sogenannten „alltäglichen" Leistung oder Arbeit ab. Überschreitet die Anforderung das Leistenkönnen, so tritt bei individual und bei sozial handelnden Menschen eine bedeutsame Krisis ein. Sie ist durch einen Konflikt des Willens und des Verstandes gekennzeichnet. Der Verstand stellt beim Nichtleistenkönnen einfach eine Grenze fest und ist damit der Ausgangspunkt der Begriffsbildung über Art und Umfang der Wirkung bestimmter Eigenschaften. Der Wille sträubt sich gegen die Anerkennung des Ergebnisses der Erfahrung, er zweifelt die Grenze an, er glaubt an die Dehnbarkeit des Leistenkönnens.

Der entbrennende Kampf dieser psychischen Faktoren nimmt nun immer eine von zwei sich gegenseitig ausschließenden Formen an.

Die eine Form stallt einen suggestiven Willensdruck dar. Der Wille sucht

das Leistenkönnen derartig zu heben, daß es in Übereinstimmung mit dem bisher versagten Leistensollen tritt. Der Wille sieht das Nichtleistenkönnen als eine Wirkung eines nach Intensität und Dauer unzureichenden Mittelaufwandes an. Der Wille beschleunigt oder beständigt dann durch einen psychischen Prozeß die vollständigere Ausnutzung des Mittelaufwandes. Diese Willenseinwirkung sieht das Nicht' leistenkönnen erst dann als Grenze des Leistens an, wenn sich Mittelaufwand und momentan verfügbarer Mittelvorrat decken. Alle Wechselwirkungen liegen im Willensträger selbst.

Die zweite Form stellte eine Willensums chaltung dar. Der Wille erkennt zwar auch in diesem Falle nicht die Absolutheit des Nichtleistenkönnens als Erfahrung an, aber er sieht sich doch veranlaßt durch die Wiederholung der Leistungsproben auf anderen Gebieten den Grad der allgemeinen Bedeutung der Einzelerfahrung festzustellen. Er sucht die typischen und zufälligen Bedingungen in den empirischen Erfahrungsfällen voneinander zu trennen. <Rußland nach 19l>5). Form und Ziel der Willensäußerung werden als unwesentliche äußerliche Faktoren in Rechnung gesetzt.

Beide Formen des Kampfes zwischen Willen und Verstand — wobei der letztere natürlich einfach zur Annahme der empirischen Erfahrung Veranlassung gibt — führen zu wesentlichen Grenzbestimmungen der Eigenschaftswirkungen. Sei es, daß der intensivierte Mittelaufwand sich in Annäherung mit dem Mittel-Vorrat deckt, sei es, daß sich die für den wirkenden Eigenschaftskompler rationellste Wirkungsrichtung und Äußerungsform ausbildet, es finden immer Annäherungen an psychische Grenzen bezw. an psychologische Konstanten statt. Das Auffinden dieser Grenzen ist aber die Voraussetzung der Begriffsbildung*) über die Eigenschaften der sozialen Körper.

Die sozialen Körper können offenbar keine Eigenschaften haben, die ihre Bestandteile nicht besitzen oder nicht besitzen köinen. Die sozialen Körper können in ihren Lebensäußerungen dagegen wohl manche Eigenschaften vermissen lassen, die sich bei zahlreichen ihrer Bestandteile vorfinden. Denn in Anerkennung der dynamischen Wirkung der Massenkonzentration ist zwar dem Satze zuzustimmen: jede Masse ist mehr als die Summe ihrer einzelnen Teile — aber nur der Kraft. Zugleich ist dieser Satz aber zu ergänzen durch den Komplementarsatz: Jede Masse weist eine geringere Differenziertheit ihrer Eigenschaften auf, als die Gesamtheit der bei ihren Bestandteilen feststellbaren Eigenschaften.

Es werden dem sozialen Körper in erster Linie die Eigenschaften anhaften, die den Menschen zum sozialen Lebewesen bestimmt haben. Ausgeschlossen bleiben dagegen alle asozialen Eigenschaften der einzelnen Menschen. Die Eigenschaften der sozialen Körper haben also alle das Begriffsmerkmal einer sozialen Bedeutung

') Die Vegriffsbildung selbst kann hier nicht erörtert werden, da sie ein Problem d« Soziologie ist. Wir müssen die Eigenschaft begriffe also hier voraussetzen.

oder Wirkung. Iede Substitution einer Vorstellung für den vorhandenen Begriff von den Eigenschaften eines sozialen Körpers hat hier eingesetzt. Der Begriff, der verdrängt werden sollte, war in Erfüllung seiner logischen Vollständigkeit dem Begriff des Sozialen untergeordnet. Die für ihn als Ersatz eingeführte Vorstellung mußte als Ausfluß eines Individualwillens jenseits dieser U Verordnung des Sozialen, also in die Machtsphäre jenseits der Rechtspshäre fallen, sie mußte, um ihren Zweck zu erfüllen, asozialen Motiven entspringen und asozialer Natur sein. Denn ihr ist ja gerade die Aufgabe bestimmt, die organisch entstandene Gesamtheit der Begriffe der Eigenschaften des sozialen Körpers so umzugestalten, daß derselbe eine andere künstlich bewirkte Tätigkeit unter Hemmung und zeitlicher Veränderung der Betätigung seiner gegebenen Eigenschaften aufnimmt. Nun ist es aber ohne weiteres offenbar, daß ein sozialer Körper, der weniger sozial ist, als ihm soziale Entwicklungsmöglichkeiten gegeben sind — bedingt durch die Zahl seiner (nur sozialen) Eigenschaften — in der Vollständigkeit und Vielseitigkeit seiner organischen Entwicklung behindert wird.

II.

Richtet sich die Substitution der asozialen Vorstellung für einen sozialen Eigenschaftsbegriff gegen eine einheitliche Eigenschaft, so wird diese geschwächt — sie wird, wie wir noch weiter unten sehen werden, zur kompensierten Eigenschaft — aber nicht etwa ausgeschaltet. Im Gegenteil, sie wird nun als reaktives Prinzip gegen die Lebensäußerungen des sozialen Körpers, der ihrem Einfluß widerstrebt, wirksam. Me inneren Spaltungen in historisch bekannten sozialen Körpern können ausnahmslos auf den reaktiven Umschlag der Wirkung eines verdrängten Eigcnschaftsbegriffes einheitlicher Struktur zurückgeführt werden. Bei kompensierten Eigenschaften tritt gewöhnlich in dem Sinne eine Störung der Kompensation auf, daß sich die asoziale Vorstellung mit dem asozialen Element der abgeglichenen Eigenschaft zu einem kompleren asozialen Triebe verbindet. Diese Folge der Substitution ist durch Wesen und Entstehung der kompensierten Eigenschaften gegeben. Diese sind nämlich keine sozialen Neutralisationsüberschüsse, sondern Resultanten aus Parallelogrammen psychischer bzw. geistiger Kräfte.

Iegliche Bildung eines sozialen Körpers— also auch die Gründung des Völkerbundes — bedingt bei seinen menschlichen Bestandteilen eine Wirkung auf ihre Entwicklungs möglichkeiten. Bewußt oder unbewußt, sei es durch die Frage des Beitritts, sei es durch die instinktive Flucht vor der Organisationsform, müssen sich die Menschen darüber klar werden, ob sie ihrer: sozialen oder asozialen Trieben folgen werden. Diese Klarheit ist, wie jeder noch heute bei der Berufswahl oder bei der Entscheidung für eine bestimmte politische

Partei bei sich und seiner Umwelt beobachten kann, selten eine restlose, nie eine kampflos errungene Überzeugung. Dieser Rest an Unklarheit, an Bedauern über das gebrachte Opfev setzt sich bei dem Einzelnen in eine Beschränkung des Vertretungsvermögens des sozialen Körpers um. Es ist daher eine alte Erfahrung, daß die Glieder immer nur bis zu einer für sie individuell vorhandenen Grenze voll und ganz für Handlungen und Lebens-äußerungen ihres sozialen Körpers eintrete.. Bei gewissen Betätigungsformen leihen sie jeweils dem sozialen Körper entweder keine Hilfe mehr — wie etwa in Kriegszeiten bei der Innehaltung von Kriegsvorschriften und Höchstpreisen — oder sie lehnen sich offen gegen ihn auf (Gewissenszwang in Glaubensfragen). Diese Erfahrung findet ihre Reaktion in der Gestaltung der Kollektiveigenschaften des sozialen Körpers, in dem derselbe nur in den Richtungen - also durch die einheitlichen Eigenschaften — seine volle Kraft entfalten kann, die im Bereiche des Minimalbedarfes a i sozialer Betätigung liegen. Was auf diesen Gebieten geschieht, gilt allerseits als notwendig, da es stillschweigend als die selbstverständliche Erfüllung des Hauptzweckes der Bildung des sozialen Körpers aufgefaßt wird. Diese Zwecke werden mit der gesamten Kraft aller sozialen Eigenschaften gefördert. Sobald der soziale Körper, der stets als ,nne Mehrheitsbildung aufzufassen ist, über dieses Minimalprogramm hinausgreift, muß das Widerstreben der jeweiligen Minderheit überwunden werden. Der Weg bleibt ewig derselbe, der soziale Körper muß einen Teil der Folgerichtigkeit seines Handelns preisgeben. Was er besser, vollständiger und gründlicher besorgen könnte, muß er zum Teil dem Individuum überlassen, da-mit dieses den nicht in der Gemeinschaftsarbeit aufgehenden Teil seiner Eigen-schaften und Kräfte nicht gegen den sozialen Körper richte^, sondern zur sozialen Fortbildung seines Ichs gebraucht.

Während nun die einheitlichen Eigenschaften ohne weiteres sozial wirken, können die kompensierten Eigenschaften des sozialen Körpers immer erst über die Erweckung der geistigen und materiellen Selbstsucht des einzelnen zur sozialen Wirkung gelangen. Der soziale Zweck ihrer Betätigung erfährt erst dann eine volle Unterstützung, wenn seine Erfüllung zugleich die Befrie-digung asozialer Triebe bedingt. Kann man nur durch Förderung sozialer Zwecke asoziale Triebe überhaupt oder besser befriedigen als durch asoziales Handeln, so sagen wir, daß diese Handlungen durch kompensierte Eigen-schaften ihren Antrieb, ihr Motiv erhalten.,'

Nichts ist nun leichter, als dieses übertragene oder indirekte soziale Handeln umzusetzen. Es genügt nämlich, den sozialen Trieb aus seiner Bindung zu be-freien, indem ihm als Befriedigung nicht die individuale Erfüllung eines sozialen Zwecks, sondern die kollektive — nicht soziale — Erfüllung, besser Befriedigung, eines asozialen Instinktes vorgestellt wird. So ist die Idee der Produktivgenossen-schaften aus der Struktur des sozialistischen Staates in der Pariser Kommune

zu einer von der Habgier diktierten Beraubung der Besitzenden umgewandelt worden. Während die Produktivgenossenschaft in dem betreffenden sozialen Körper durch Sozialisierung der Herstellung der Unterhaltsmittel für alle Glieder eine gleichmäßigere und ausreichendere Versorgung der individualen Bedürfnisse aller Mitglieder sicherstellen wollte — also als kompensierte Eigenschaft einen sozialisierten Arbeitswillen wirken lassen wollte — wurde diese Wirkung des sozialen Eigenschaftsbegriffes durch die Vorstellung von der Berechtigung eines Kommunismus der Tat ausgeschaltet. Statt sozialisierter Arbeit wurde kolles tivistisch betriebener, aber dennoch asozialer Raub das Befriedigungsmittel der menschlichen Bedürfnisse. Und die gesetzmäßige Folge für die geschichtliche Entwicklung des französischen Staates und des französischen Volkes blieb nicht aus: kein Staat und kein Volk hat seit der Blütezeit Roms so bewußt und einseitig den Schutz des Eigentums und überhaupt aller wirtschaftlichen Machtpositionen zum Betätigungszweck und zur Betätigungsgrenze des sozialen Körpers gestempelt wie gerade Frankreich.

Begriff und Vorstellung können in der Geschichte sozialer Körper nicht nur durch die Vorgänge der Verwechslung und Substitution, sondern auch durch Suggestiveinflüsse ihre Rollen tauschen. Wird ein Begriff suggestiv durch eine Vorstellung verdrängt, so liegt der Wirkungsfall des dritten historischen Gesetzes vor. Erliegt ein Begriff vom Zweck des sozialen Körpers der suggestiven Ein< wirkung einer Vorstellung von diesem Zweck, so stehen Art und Umfang des Zweckes im Widerspruch zum geistigen und politischen Kulturstande der bewußten Träger des Erhaltungswillens dieses sozialen Körpers. Österreich unter Ioseph II. und seinem Nachfolger und alle Gegenrevolutionen sind Beweise und Anschauungsobjekte zugleich für die Herrschaft dieses Gesetzes. Dieses Gesetz — wiederum negativ fundiert, denn es verkörpert die Formulierung der Verneinung der absoluten Macht eines unorganischen Willens oder Wollen sin der Geschichte — erschließt uns erst die letzten Folge rungen aus der wechselnden Herrschaft von Begriff und Vorstellung als Triebkraft in der Geschichte der sozialen Körper.

Ieder soziale Körper ist ein Zweckgebilde. Obwohl wir bisher über Entstehungsursachen und Bildung der primitivsten sozialen Körper nicht genau unterrichtet sind, müssen wir, sei es, daß wir die Kulturgemeinschaft, sei es, daß wir die Wehrgemeinschaft bezw. als Potenzierung der Kohäsion beide als sogar gleichzeitig wirksame Vereinigungsgründe ansehen, immer bewußte Zwecke als soziale Klammern annehmen. Von diesen Zwecken können nun Begriffsreihen oder Vorstellungsreihen ihre entwicklungsgeschichtlichen Ausgangspunkte haben. Ie nachdem, ob der soziale Körper aus einer Art primitiven oder systematischen Selbsthilfe, also aus einem unmittelbaren kollektiven Betätigungsbedürfnis, oder aus einem organisatorisch von ciner Führernatur oder einem Führerstande — der sich im Embryonalzustande des sozialen Körpers

nur als eine Mehrzahl gleichgesinnt« und befähigter Führernaturen offenbaren
kann — ausgenutzten Kollektivtrieb (Hordeninstinkt) entstanden ist, liegt von
vornherein mehr eine begriffliche oder mehr eine vorgestellte Zweckauffassung
?or. Ist der Begriff von vornherein mit genügender Klarheit vorhanden, so kann
sich — da der Zweck nicht unwandelbar ist, sondern im Maße seiner Erfüllung
sich erweitern und ausgestalten muß — eine rein begriffliche Zweckentwicklung
anschließen. Sie setzt stets das sozial gleichmäßige Wachstum der Begriffs-
fähigkeit der Glieder des sozialen Körpers voraus. Diese — die sozialorganische —
Entwicklung unterliegt einer bedeutsamen Störungsmöglichkeit. Sie erfährt
sie und kann sie nur erfahren von der suggestiven Einwirkung eines
in einer Persönlichkeit verkörperten Individualismus.

Die tragischen Helden, die Idealgestalten ,der deseriptiven Geschichte, sind nicht
die Kinder einer neuen organischen, sondern die Vertreter einer von ihnen er-
regten unorganischen Entwicklung. Sie sind somit auch keine Handlanger, sondern
nur Unterbrecher der organischen Entwicklung.

Die Eingangspforten ihres Einflusses sind immer Vertrauens- oder
Treueverhältnisse der Glieder des betreffenden so-
zialen Körpers. Nor durch den Bestand solcher Verhältnisse gelingt ihnen
die Abziehung der Glieder von dem sachlich begründeten Begriff des Vereinigungs-
zweckes. Die Abziehung selbst erfolgt durch eine doppelte Idealen-
tran sposition. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt in der Entstehung des
Vertrauens- oder Treueverhältnisses der Glieder oder der Mehrzahl der Glieder
eines sozialen Körpers zu einer Person.

Ist der Begriff vom Zweck des sozialen Körpers auch mit aller erforderlichen
Schärfe herausgearbeitet — sei es in der Konvention oder in der Satzung —
so handelt es sich doch immer nur um die logisch scharfe Umschreibung eines
menschlichen Strebens. Der Mensch kann seine Ziele und ihre Erfüllung
zwar soweit objektivieren, daß er sie unabhängig von sich und seinen Eigenschaften
denkt, er kann sie aber nie in seinen Gedanken von der Erfüllung und Vertretung
durch Menschen frei machen. Da nun jeder Mensch erfahrungsgemäß weiß,
daß die Menschen sich verschieden entwickeln bzw. zu den spezifischen Arten ihrer
späteren Betätigung verschieden entwickelt werden können, verbindet er die
Erfüllung dieser Zwecke mit der Tätigkeit von Menschen, die so entwickelt worden
sind oder sich so entwickelt haben, als ob sie nur für diese Aufgabe bestimmt worden
wären.

Hieraus entsteht in der Begriffsgeschichte zuerst die
uralte Forderung oer Menschen nocb Idealtypen ihrer
Gattung.

Die Idealmenschen sind also keineswegs isoliert auftretende Heroen, und
die Geschichte der Menschheit kann deswegen auch niemals eine registrierende
Sammlung von Heldenchroniken sein, sondern die ideale Auffassung des Mensch-

lichen ist ein Ausdruck für die höchste zweckmäßige geistige Zielstrebigkeit des Menschengeschlechtes, und seine Geschichte ist der Ausdruck des Maßes des Erreichten. Dies ist der sich stets wiederholende grundlegende Vorgang in der Geschichte. Sein äußerer Verlauf bietet durch die bei der Mehrzahl der Menschen fehlende Abstraktionsfähigkeit ihnen ein anderes Bild.

Die Glieder eines sozialen Körpers sind sich — sei es durch Erfahrung, sei es aus grundsätzlichem Denken -^ über die Grundlagen des Vereinigungszweckes klar geworden. Der soziale Körper kann nun offenbar seine Zwecke nicht durch gleichzeitiges Wirken der Totalität seiner Glieder erfüllen. Er bedarf derHand - lungskonzentration, um zu einer wirkungsvollen — meist rein rationalen - - Handlungstechnik zu gelangen. So entsteht die Macht delegation an einzelne Mitglieder zum Zwecke -der politisch- und militärisch-strategischen Machtdirektion zu Rechtszwecken. Diese Delegation ist primär stets nach Gesichtspunkten einer abgeschätzten Eignung erfolgt. Die Abschätzungskriterien sind teils der sachlichen Anforderung der Aufgabe, teils der empirischen und individualen Erfahrung der die Notwendigkeit der Delegation einsehenden Glieder entnommen. Da es sich um die Erfüllung sozialer — also nur allgemein bestimmbarer — und nicht etwa genau berechenbarer mechanischer Ziele (Nutzeffekte) handelt, tritt nach den Handlungen der Delegierten entweder der Erfolg oder der Mißerfolg ein. Letzterer bedingt den Delegationswechsel. Der Erfolg braucht sich nun aber, da er aus einer dynamischen Wirkung des sozialen Körpers hervorgeht, nicht eng mit den in Aussicht genommenen Zwecken zu decken, sondern es genügt, wenn er ihre Erfüllung in sich enthält. Wie setzt sich nun aber die Gemeinschaft mit einem Überschuß an Erfolgen auseinander? Hier greift nun der erfolgreiche Führer als Vermittler ein. Er versöhnt die Glieder des sozialen Körpers mil der von ihm getätigten bewußten oder unbewußten, vermeidlichen oder unvermeidlichen Auftragsüberschreitung durch den Nachweis, daß die dünn'" mische Wirkung entweder nur weniger als den erwarteten oder den erreichten z u großen Erfolg erzielen mußte. Zu diesem Zwecke bedient er sich einer einfachen Transposition der Ideale. Was i h m vor Beginn seiner beauftragten Handlungen als das Ideal des Höchstmaßes der Wirkung des betreffenden sozialen Körpers erscheint, läßt er den Gliedern als die selbstverständliche und vollständige Erfüllung des begrifflichen Iahaltes ihrer vor seiner Aktion nur konkret »nd meist äußerlich gefaßten Erwartungen erscheinend <Der junge Napoleon, Bismarck und Iules Ferry ir, der französischen Kolonialpolitik.)

Die Entwicklung aller sozialen Körper führt von der vorübergehenden zur dauernden oder ständig wiederholten Machtdelegation, denn der Zweck der sozialen Körper ist mcht konstant und endlich, sondern variabel und unendlich. Die oben geschilderte Differenz zwischen Zweckerfüllung und ungewollter Zweckerweiterung ist schon in den primären Stadien der Entwicklung, sozialer Körper aufgetreten. Sie hat zur Personalisierung der Zwecke des sozialen

Hörpers geführt. Diese Reaktion findet darin ihren Ausdruck, daß die Glieder des sozialen Körpers auf eine selbständige Fortbildung der Zwecke der Gesamtheit verzichten, indem sie die individuale Gestaltung dieser Zwecke in den Ideen und Zwecken derjenigen Person oder Personen übernehmen, die ihnen angeblich oder tatsächlich den Nachweis erbracht haben, mindestens ihren Begriff von den Zwecken ihrer Vereinigung rezipiert zu haben.

Hier ist nun wiederum ein kritischer Wendepunkt in der Geschichte jedes soziale» Körpers gegeben. Wie vollzieht sich die Entwicklung des rezipierten Begriffes im Rahmen der psychischen Individualität und Entwicklung der Fiihrernatur? Vollzieht sich die zweite — im umgekehrten Sinne also vom Führer zur Gesamtheit der Glieder des sozialem Körpers erfolgende — Transposition der Ideale noch im Rahmen der Begriffsentwicklur. g oder greift hier schon die suggestive Verdrängung des sozialen Begriffes und seiner organischen Entwicklungsergebmsse durch unorganische — im Bezug auf die gegebene Entwicklung des sozialen Körpers - Vorstellungei. vom Zwecke des sozialen Körpers Platz? Ob sich der Führer, den sich auch d:r Völkerbund wird wählen müssen, in diesem Stadium als Vollstrecker anonymer geschichlicher Entwicklungstendenzen — dem Lebensrecht des sozialen Körpers — oder «ls Gestalter seines Machtwillens fühlt, entscheidet darüber, ob der soziale Körper in seiner Geschichte Recht schafft oder nur anorganisch Macht verwendet und Machtgebote dynamisch vollstreckt.

Dr. Siegfrieü:

Zur Kohlennot.

In Deutschland herrscht Kohlennot. Obgleich Deutschland das verhältnismäßig kohlenreichste Land der Welt ist, herrscht dennoch Kohlennot. Rohstoffe anderer Art sind tatsächlich nicht vorhanden, können nicht beschafft werden; dennoch war und ist ihr Mangel erträglich, er pocht nicht annähernd mit so drohender Gebärde an die Tore von Deutschlands Zukunft, wie gerade die Kohlennot. Ein erschütterndes Schauspiel: Deutschland droht tatsächlich der Untergang für sein Volk und seine Kultur, aber nicht von Feindesland, nicht vom Mangel an Nahrungsmitteln, die tatsächlich keine Macht der Welt in ausreichender Menge uns beschaffen könnte, sondern aus Mangel an einem Gute, das wir ausreichend besitzen. Man muß sich das einmal vor Augen stellen: Wir haben Überfluß und doch Mangel; sinnlos klingt es und doch ist es wahr. Wir brauchten nur hinzugehen, die Schätze zu heben, die wir haben, dann wäre alle

Gefahr von uns gewendet. Aber es gebt keiner hin und hebt sie, oder doch wenigstens nicht genug.
Freier Handel und damit unbegrenzte Preissteigerungsmöglichkeit, also genügend „Anreiz zur Erzeugung" sind nicht imstande gewesen, die Kohlen-förderung auch nur annähernd dem Verbrauch entsprechend in Gang zu halten.
Alle Mittel, die sonst bisher angegeben wurden, die Erzeugung zu steigern, sind ebenso unzureichend, sind vor allem nicht sofort zu beschaffen: weitere Kürzung der Arbeitszeit, bessere Wohnungen, billigere Lebensmittel usw.; und doch brauchen wir so dringend noch in diesem Winter Abhilfe der furchtbar drohenden Not.
Die schlimmste Not, die durch den Kohlenmangel entsteht, ist die: es werden soundsoviele Betriebe stillgelegt, d. h. die in ihnen beschäftigten Arbeiter werden beschäftigungslos und damit brotlos. Zwar fühlt der Arbeiter, dank der heut noch zu zahlenden Erwerbslosenunterstützung, nicht die entstehende Not, aus seinen Reihen kann daher der Gedanke zur Abhilfe nicht geboren werden; dennoch dürfte auch ihm der hier vorgeschlagene Weg, der zugleich seiner Not und der Kohlennot steuert, willkommen sein. Dieser Weg ist folgender: Ein Teil der von Arbeitslosigkeit fraglos bedrohten Städter zieht freiwillig hinaus und schafft sich die fehlenden Kohlen selbst. Natürlich würde ein einfacher Aufruf zu frei» williger Meldung wenig Erfolg haben. Aber der Volksvertretung sollte man den Mut zutrauen, daß sie solches Opfer ihren Volksgenossen auferlegt. Das könnte am gerechtesten geschehen in der Form der Einführung der allge-meinen Arbeitspflicht mit der Kohlenschippe. Ein Reichs-gesetz besagt: Jeder Deutsche von 19 oder 20 Iahren, ganz gleich welcher Geburt, hat 1 Iahr mit der Kohlenschipp.' dem Vaterlande zu dienen.
Man schreibt in dieser Zeit so viel von den Pflichten des Staates gegen den einzelnen Bürger; vo.i den Pflichten des Einzelnen gegenüber dem Staat ist leider nie die Rede. Bekanntlich hat das Erfurter Programm diese Seite des Staatslebens ganz vergessen, es belrachtet das Staatsleben durchaus einseitig, an dieser Einseitigkeit wird es zugrunde gehen — wenn wir diese verhängnisvolle Lücke nicht erkennen und ausfüllen. Das geschieht durch das Gesetz einer allgemeinen Arbeitspflicht und zwar gerade auf dem Gebiete, auf dem die allerdringendste Not herrscht.
Ist dieser Grundsatz erst einmal anerkannt, dann wiegen Einzelbedenken nicht mehr schwer; z. B. wo sollen diese Arbeiter wohnen? Baracken sind ge-nügend in Deutschland vorhanden; und wenn sie auch nicht gleich morgen stehen, so können junge Leute in diesem Alter vorübergehend auch in Bürgerquartieren untergebracht werden. Im übrigen kann ein Teil der eingezogenen Leute zum Wohnungsbau verwandt werden.
Die Entente mag sich vielleicht gegen die Einführung eines Gesetzes der all-gemeinen Arbeitspflicht sträuben; wenn man ihr aber sagt: wir sind andernfalls

außerstande unsern Verpflichtungen auf Kohlenlieferung nachzukommen, dürfte sie sich damit einverstanden erklären.
Doch die Arbeitslosigkeit von Hunderttausenden ist nicht die einzige Gefahr, durch die gerade die Kohlennot so schwerwiegende Folgen für uns hat; ebenso ernst ist der Stillstand oder gar Rückgang der landwirtschaftlichen Erzeugung.
Unsere wertvollste Bodenfrucht ist die Zuckerrübe. Zuntz gibt an: Ein Ka, bebaut mit Zuckerrüben, liefert 7340 Ernährungstage, mit Weizen bebaut hingegen nur 2700. Der Wert für Kartoffeln bewegt sich etwa in der Mitte zwischen diesen beiden. Am besten nutzen wir also den Boden durch Zuckerrübenanbau.
Nun ist die Zuckerrübe gerade diejenige Bodenfrucht, welche den meisten Stickstoff braucht; ohne sehr reichliche Stickstoffdüngung ist der Rübenanbau zwecklos. Bekanntlich waren schon am 1. April 1916 so viele Stickstoffabriken in Deutschland in Betrieb, daß sie den gesamten Salpeterbedarf unserer Landwirtschaft aus der Zeit vor dem Kriege decken konnten. Diese Fabriken haben mit dem Tage der Revolution großer Teils still gestanden — wegen Kohlenmangels.
Fachleute haben behauptet: Schon die Ernte im Iahre 1920 würde Deutschland von überseeischer Einfuhr von Lebensmitteln unabhängig machen, wenn die Landwirtschaft in dem Winter 1918/19 genügend Stickstoff erhalten hätte. Leider war dies nicht der Fall; d. h. also: Wir müssen noch im Ernteiahre 1920/21 hungern, weil wir nicht genügend Kohlen gefördert hatten.
Allerdings ist dieser Ausfall nicht der Kohlenförderung allein zur Last zu legen, sondern in noch höherem Grade der Kohlenverteilung. Es ist für einen denkenden Mensch einfach unbegreiflich, daß Stickstoff-Fabriken nicht hinreichend Kohlen erhielten. Nach den wenigen hier dargelegten Tatsachen bedarf es keiner weiteren Begründung, daß Stickstoffabriken in der Kohlenbelieferung unbedingte Vorzugsstellung einnehmen müffen. Bei der ungeheueren Zahl der Kohlenverbraucher würde der Einzelne den geringen Abzug, welchen er selbst durch Vorbelieferung der Stickstoffabriken erlitte, überhaupt nicht merken. Das Gleiche gilt für die Zuckerraffinerien. Wir leiden heut Mangel an Zucker, nicht etwa weil nicht genügend Zucker gebaut oder geerntet wäre, sondern weil die geerntete Rübe nicht auf Zucker verarbeitet werden kann — wegen Kohlenmangels. Daß auch hier nicht die geringe Kohlenförderung Schuld ist, sondern falsche Verteilung, liegt nach dem Gesagten klar auf der Hand.
Diese Ungeheuerlichkeit, daß bei unserer grenzenlosen Lebensmittelknappheit die genannten Betriebe nicht unter allen Uniständen ausreichend Kohle erhalten, kommt ganz natürlich zustande: Die Betriebe gelten nicht als landwirtschaftliche, sondern als Industriebetriebe; folglich ist der Landwirtschaftsminister nicht zuständig bezw. nicht verantwortlich, daß gerade sie um keinen Preis stillstehen. Im Gegenteil, der Reichskohlenkommissar darf den einen Industriezweig nicht besser stellen als den andern. Schwer mag die Verständigung zwischen den beiden verantwortlichen leitenden Stellen sein, dennoch glaube ich, darf die Allgemeinheit

verlangen: so wichtige landwirtschaftliche Betriebe wie Stickstoffabriken und Zuckerraffinerien dürfen niemals über Kohlenmangel zu klagen haben.
Die Kohlennot ist da und ist groß; aber alle Schwierigkeiten, auch die größtenß sind nur dazu da, um überwunden zu werden. Und sie können auch überwunden werden, aber nur durch Handeln, und zwar durch richtiges Handeln. Daß die Kohlenförderung durch die vorhandenen Arbeiter sich steigern ließe, ist eitle Hoffnung; denen goldene oder noch schönere Berge versprechen, ist kein Handeln. Handeln heißt, neue Kräfte in Bewegung setzen. Mögen sich Männer finden, welche den Mut haben, den Gedanken der Arbeitspflicht aufzugreifen, auf Grund der vorhandenen Not. Heut noch können wir die Dienstpflicht freiwillig auf uns nehmen; die Not von morgen zwingt uns die Dienstpflicht vielleicht auf als katastrophales Naturgesetz.

Carl Reütmann:

die Wirtschaftslage in Europa.

Man kann wohl sagen, daß Europa auf einem Vulkan lebt, in allen Ländern verursacht die finanzielle Lage nicht nur Kopfzerbrechen, sondern tatsächliche Sorgen. Bezeichnend ist es, daß selbst in England der Finanzminister einen Staatsbankerott prophezeit hat, falls die Handelsbilanz nicht bald eine Besserung erfährt. Frankreich, Italien und Belgien kämpfen mit noch größeren Schwierigkeiten, von den Mittelreichen gar nicht zu sprechen. Dieses Gefühl der allgemeinen Unsicherheit hat auch dem Geschäftsleben, den Börsen und auch den so empfindlichen Valuten seinen Stempel aufgedrückt.
Die politische und wirtschaftliche Lage der Welt ist verwirrter, denn jemals^ man kämpft in allen kriegsgewöhnten Ländern mit dem Problem, wie die ungeheuren Lasten des Krieges ohne einschneidende wirtschaftliche Maßnahmen bewältigt werden können, während in den neutralen Ländern der Rohstoff- und Brennstoffmangel noch immer zu gewerblichen Störungen Anlaß gibt.
Während sich der Kursstand in der ersten Hälfte des Monats August ziemlich behaupten konnte, trat in der zweiten Monatshälfte eine nicht dagewesene Verschlechterung ein. Von nicht unwesentlichem Einfluß wäre sicherlich eine wirtschaftliche Propaganda gewesen, die eine Hebung des Markkurses zweiffellos herbeigeführt hätte, statt dessen werden aber Nachrichten in die Welt gesetzt, welche von schädigendem Einfluß auf unsere Valuta sind, wie z. B. die Nachricht von der Abstempelung der deutschen Banknoten.

Wenn bei Beginn der Börsennotierungen für Mark an den Ententebörsen, die nun schon seit einigen Wochen im Gange sind, eine geschickte Propaganda zugunsten des Markkurses eingesetzt hätte, wäre sicherlich zu einer vorläufigen Besserung der Anfang gemacht, so aber müssen wir diese Versäumnis teuer bezahlen.

Erfreulicherweise haben sich während der letzten Wochen die Anzeichen gemehrt, daß der deutsche Erport in absehbarer Zeit eine erheblich größere Rolle als während der Kriegsjahre spielen wird, was schließlich, wenn auch zunächst nur relativ wenig, eine Beeinflussung der deutschen Handelsbilanz zu ihren Gunsten und damit auch eine Festigung der Valuta zur Folge haben muß. Von maßgebender Seite ist früher schon ausgeführt worden, daß der niedrige Stand der deutschen Mark auf die Dauer unbedingt als eine Art Vacuum für den Erport wirken muß, und in Verbindung hiermit hat man bereits mehrfach das Interesse der Entente an einer baldigen Festigung des Markkurses betont, um die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit deutscher Erzeugnisse auf dem Weltmarkt in Verbindung mit dem Valutastand nicht allzu stark in Erscheinung treten zu lassen. Jedenfalls wird der niedrige Stand der deutschen Valuta im Auslande gerade einer der stärksten Faktoren sein für die erneute Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie im Auslande, wenigstens bei allen jenen Erzeugnissen, deren Herstellung vollständig oder zum größten Teile mit in Deutschland gewonnenen Rohstoffen erfolgt.

Hierzu schreibt der Pariser „Temps" unterm 25. August: „Die Entwertung des deutschen Papiers ist sehr groß, aber leider nicht geschaffen, um uns betreffs der Entwertung unseres eigenen Papiers zu trösten. Während des Krieges konnten wir uns über die Baisse der Mark freuen, da sie das Kaufvermögen des Feindes im Auslande verringerte und ihn zur Verminderung seiner Goldbestände zwang, ihn damit materiell und moralisch schwächte. Der Sieg und der Friedensvertrag haben uns Rechte gegeben, haben Zahlungen in Aussicht gestellt, die in Gold gemacht werden müssen, diese Lasten sollen nach Ansicht maßgebender Zinanzkreise die Grenzen des Zahlungsvermögens unseres Schuldners darstellen. Es würde interessant sein, zu wissen, ob nach ihrer Meinung die jetzige Entwertung der Mark als vorübergehend und im Jahre 1921, wenn der eigentliche Zahlungsbeginn von Kapital und Zinsen der deutschen Schuld einsetzt, bereits merklich gemildert sein wird. Nach dieser Richtung hin haben wir ein zweifelloses Interesse daran, daß die Entwertung der Mark nicht die Lage unseres Schuldners verschlechtert und seine Lasten über die seitens unserer Finanzmänner festgelegten Grenzen erschwert, damit Deutschland nicht der Verwand gegeben wird, betreffs seiner Verpflichtungen erneut zu diskutieren. Der Friedensvertrag hat zwischen Frankreich und Deutschland auf finanziellem und wirtschaftlichem Gebiet eine zweifellos vorhandene Solidarität geschaffen. Bekanntlich besitzt Belgien etwa 7^ Milliarden Mark deutscher Banknoten. Durch die Uebernahme von

Elsaß-Lothringen haben die französischen Marktbestände eine Summe erreicht, die, ohne zu übertreiben, etwa 4 Milliarden Mark erreichen wird. Unser Interesse, den Kurs der Mark in die Höhe zu bringen, ist nach dieser Hinsicht nicht anzuzweifeln."

Auch die „Times" legte kürzlich in einem Artikel die Gefahren dar, welche infolge der Entwertung der Mark für den englischen Markt gegeben waren. Die außerordentliche Verschiedenheit der Währungswerte von Geld, das in seinem Ursprungslande Immerhin mehr oder weniger noch die gleiche Kaufkraft hat, eröffnet Möglichkeiten einer Art „Dumping", deren Bekämpfung den Engländern noch nicht so ohne weiteres leicht erscheint. Auch der französische Handelsminister betonte neulich, daß die niedrige Markvaluta faktisch eine den deutschen Industriellen gewährte Erportprämie bedeutet, der man entgegentreten müßte. Der Minister empfahl den Vertretern der französischen Erportinteressenten die zur Untersuchung dieses Problems ein besonderes Komitee gebildet haben, die günstigste Lösung folgender drei Möglichkeiten: Entweder Handelsfreiheit für Frankreich mit genügendem, aber nicht übertriebenem Zollschutz, oder ein zentraler Einkaufsorganismus mit durch den Staat kontrolliertem Importmonopol und staatlicherseits festgelegten Verkaufspreisen, oder eine staatliche Einkaufsorganisation ohne Monopolbesitz. Der „Temps" schließt seinen Artikel: Das Wechselkursproblem ist sowohl für Deutschland wie für Frankreich in der gleichen Art und Weise, mit den gleichen Symptomen und der gleichen Dringlichkeit der Bewältigung gegeben. Sieger und Besiegte sind aus dem Kampf zu Tode verletzt und geschwächt hervorgegangen.

Man sieht, daß man sich in Frankreich selbst über die Schwere der Wirtschaftskrise keinerlei Illusionen mehr macht und die frühere Befriedigung über die schlechten finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands vollständig verschwunden sind; im Gegenteil, Frankreich wünscht in wohlverstandenem, eigenem Interesse jetzt eine möglichst baldige und durchgreifende Hebung des Wirtschaftsorganismus Deutschlands.

Für einen großen Teil von Osteuropa ist die Valuta ein so unsicherer Wert geworden, daß der Handel in großem Umfange im Austauschverkehr gegen andere Waren stattfindet, wie dies in früheren Zeiten der Fall war. In ganz Europa besteht anderseits ein derartiger Bedarf an nichteuropäischen Lebensmitteln und Rohstoffen, dem nur ein geringer Erport gegenüber steht, um diese Einfuhr zu bezahlen. Die nichleuropäischen Erportländer, von denen die Vereinigten Staaten bei weitem die wichtigsten sind, finden den Wechselkurs so sehr zu ihrem Vorteil, daß es für sie schwer ist, ihren Erport, ausgenommen durch Kredite, zu finanzieren. England nimmt hierbei eine besondere Lage ein. Der Wechselkurs mit New Pork ist sehr zum Nachteile Englands, dagegen mit Paris, Brüssel und Italien entschieden zum Vorteil Großbritanniens. Zwar hat sich die Handels-

bilanz zwischen England und Amerika in letzter Zeit durch die Wiedereinführung des freien Marktes für südafrikanisches Gold etwas gebessert, aber um eine durchgreifende Wiederherstellung zu erzielen, wird Großbritannien seine Produktion und seinen Erport viel mehr steigern müssen. Die frühere Festigkeit des Pfundkurses wird nicht eher zurückgewonnen werden können, als wenn England aufhört, weniger einzuführen, wie jetzt der Fall ist.

Zu welch eigenartigen Verhältnissen der jetzige Stand der Wechselkurse geführt hat, illustriert die in der holländischen Presse gebrachte Mitteilung, daß ein großes englisches Konsortium ein Übereinkommen mit einer holländischen Handelsfirma getätigt hat, um Produkte der deutschen Metallindustrie für direkten Erport nach England in großem Maßstabe einzukaufen. Diese Transaktion ist interessant, weil aus ihr hervorgeht, wie durch die fortgesetzte Steigerung des Dollarkurses in London und die wachsenden Schwierigkeiten auf industriellem Gebiet in England die dortigen Händler gezwungen werden, sich für den Bezug von Waren an den Kontinent zu wenden. Ein weiteres Beispiel betreffs des Einflusses der Wechselkurse wird von der „Times" gebracht: Ein großer in Holland abgeschlossener Vertrag von Konstruktionsmaterial wurde durch eine deutsche Firma zu viel niedrigeren Preisen, als von englischen Firmen notiert, angenommen, und zwar soll die betreffende Differenz 20 Pfd. St. pro Tonne betragen haben. Der seitens der deutschen Firma notierte Preis für das herzustellende Konstruktionsmaterial soll selbst noch niedriger gewesen sein, als die zur Zeit in England gültige Notierung für Rohstoffe, welcher Unterschied für die britischen Konkurrrenten ein Rätsel war. Die englische Firma sucht die Erklärung in dem Umstand, daß der Wechselkurs zwischen Holland und Berlin zur Zeit etwa dem Satz von 25 bis 30 Schillinge für 100 Mark entspricht.

Trotz dieses Umstandes erscheint es angebracht, die Möglichkeiten der deutschen Ausfuhr nach England nicht allzu gewaltig einzuschätzen. In „Ironmonger" lesen wir einen Artikel über die deutsche Stahlwarenausfuhr nach England, woraus zwar ersichtlich ist, daß die englische Produktion trotz aller Selbständigkeitsbestrebungen während des Krieges jetzt den Bedarf nach deutschen Erzeugnissen nicht völlig zurückdrängen kann, doch ging aus dem Artikel die viel wichtigere Tatsache hervor, daß der Gedanke des Protektionismus zum Schutze der inländischen Industrie in dem alten Freihandelsland England tatsächlich tiefe Wurzeln geschlagen hat. Bei der Einfuhr ausländischer Waren wird heute stets gefragt, ob auch die inländische Industrie sie nicht liefern kann, und wird nur, soweit dies nicht der Fall ist, die Einfuhr deutscher Erzeugnisse zugelassen und sozusagen „entschuldigt". Früher kaufte England seine Waren dort, wo es sie am besten und vorteilhaftesten beschaffen konnte. Es sah in der ausländischen Konkurrenz die wirksamste und zweckmäßigste Kontrolle seiner eigenen Industrie, doch ist nach dieser Richtung jetzt offenbar eine merkliche Veränderung in der Mentalität der britischen Handelswelt eingetreten.

Die auffallende Schwäche der französischen Franc setzt sich in den letzten Wochen fort; ein Beweis dafür, daß Frankreich noch auf wachsende Einfuhren zur Deckung seiner Bedürfnisse angewiesen ist. Auch die neutralen Devisen zeigen eine Neigung zur Aufwärtsbewegung, da diese.Länder gleichfalls zur Wiederanfüllung ihrer verbrauchten Lager gezwungen sind und dieserhalb ausländische Devisen benötigen.

Um gemeinsamen Interessen zum allgemeinen Aufbau zu dienen, hat man die Einberufung einer internationalen Valuta-Konferenz in Aussicht genommen, zu der man aber nicht alle Vertreter einzelner Länder einzuladen gedenkt; es kann aber nur etwas Dauerndes zum Nutzen der Allgemeinheit geschaffen werden, wenn Mark, Krone und Rubel auf dieser Konferenz unbedingt vertreten sind.

Für eine neue Regelung des internationalen Verrechnungsverkehrs bestand bekanntlich schon vor dem Kriege eine Strömung. Die Lösung wird von ihr gesucht in der Eröffnung von Krediten im Auslande und gleichzeitig in der Abschaffung des Goldes als Wertmesser, als Medium für internationale Verrechnungen; gerade wie seinerzeit in Deutschland das Silber entthront wurde, soll es auch mit dem Golde geschehen, wenn man auch den Gedanken nicht los werden kann, daß man langsam späterhin wieder versuchen wird, dem Gold erneut seine vollen Funktionen als internationales Verrechnungsmittel ausüben zu lassen.

Die ganze Schwere der europäischen Valutakrise ist in den Vereinigten Staaten offenbar erst in neuerer Zeit mit der nötigen Klarheit erkannt worden und es ist zu befürchten, daß ein eingehendes Studium der europäischen Währungsverhältnisse auf der kommenden internationalen Valutakonferenz die etwa noch bestehende Neigung für Kredite völlig verschwinden lassen wird, zumal sich in den Vereinigten Staaten selbst ein wachsender Kreditbedarf abzeichnet und die Amerikaner in allererster Linie zuerst an sich selbst denken werden. Die Gewährung von Warenkrediten größeren Stils ist aber nur möglich, wenn man in absehbarer Zeit mit einer Gegenleistung des Kreditnehmers rechnen kann. Die Möglichkeit hierfür ist jedoch nur dann gegeben, wenn die Produktivität des Schuldners sich hebt und keine Erschlaffung eintreten wird, wie sie nur allzu häufig vorgekommen ist. Nur durch eigene rastlose Arbeit kann Deutschland zu dauerndem Kredit gelangen und mit Hilfe dieses Kredites wird man sich dann schneller als sonst aus seinem Elend herausarbeiten können. Fallen die Produktionsziffern Deutschlands jedoch weiter, so können auch fremde Rohstoffe oder gar fremde Fertigfabrikate auf die Dauer nichts nutzen; im Gegenteil, der Kredit, mit dem Deutschland sie vorläufig bezahlen müßte, würde das deutsche Volk nur noch hoffnungsloser in den Defizitsumpf hineinreißen.

Wie von amerikanischer Seite geäußert wird, müsse jedoch die vielbesprochene Organisation des europäischen Kredits vorläufig zurückgestellt werden, bis eine gewisse Klärung der sozialen und Produktionsverhältnisse der europäischen Staaten

eingetreten wäre; dann müsse eine genaue Aufstellung der Quantitäten Waren und Kredite gemacht werden, für welche in den europäischen Staaten unbedingter Bedarf vorläge, und schließlich sei eine besondere Geneigtheit der europäischen Regierungen, die von amerikanischer Seite eventuell möglichen Kredite anzunehmen, wegen der Tragweite der dann zu übernehmenden Verpflichtungen vorläufig noch nicht festzustellen.

H. Seipp:

Wirtschaftliche Grunülagen ües Völkerbunües.

Durch den Krieg ist der Völkerbund von einem sittlichen Ideal auch zu einem wirtschaftlichen Ideal geworden. Es dürfte wohl kaum einen Einsichtigen geben, der an dieser Wahrheit zweifelt. Die wirtschaftlichen Zustände aller Völker führen heute dafür den Beweis. Die Überzeugung von der Notwendigkeit der Errichtung des Völkerbundes hätte sicherlich auch vor dem Weltkriege größere und schnellere Fortschritte gemacht, wenn das Schwergewicht der Propaganda nicht allzu ausschließlich auf die sittliche Seite dieser Forderung gelegt wäre. Leider hat sich auch hier wieder, und zwar in unendlich verstärktem Maße gezeigt, daß Völker nicht durch Vernunft, sondern durch Katastrophen regiert werden. Es bedürfte einer Neltkatastrophe, um unter anders Völker l die Idee einer Neuorganisation der wirtschaftlichen Beziehungen, wie sie nur im Völkerbund möglich ist, erstehen zu lassen. Nachdem nun von den verschiedensten Richtungen her die wirtschaftliche Seite des Völkerbundsproblems untersucht worden ist, stellt sich heraus daß in der Tat unter Berücksichtigung der heutigen unlösbaren weltwirtschaftlichen Verpflichtungen aller Völker die Neuorganisation und Verbesserung der Weltwirtschaft nicht nur eine schöne und begrüßenswerte Beigabe des Völkerbundes ist, sondern seine notwendige Voraussetzung und Grundlage. Unter den Völkern des Kontinents verdient erwähnt zu werden, daß besonders Deutschland und England die hierher gehörenden Wirtschaftsprobleme am gründlichsten erforscht und geklärt haben. In Deutschland hat sich vor allem der Handelsvertragsverein (Berlin) darum verdient gemacht. Schon seit Herbst 1917 ist er für die Begründung eines Völkerbundes mit allem Nachdruck eingetreten, unter Hinweis auf die unbedingte wirtschaftliche Notwendigkeit eines solchen, und zwar nicht nur im Interesse Deutschlands und seiner Verbündeten, sondern im Interesse aller Völker, die alle gleichmäßig a.r der Wohlfahrt der Weltwirtschaft interessiert sird.

Dabei ist leider zu konstatieren, daß die bisher veröffentlichten Völkerbunds-
entwürfe dieser Verschiebung des Schwerpunktes vom ethischen in das wirtschaft-
liche Gebiet nicht genügend Rechnung trugen. Vielmehr waltet bei weitaus den
meisten das ethisch-juristische Moment vor, in keinem findet man Einrichtungen
vorgesehen, welche systematisch die weltwirtschaftlichen Beziehungen der Völker
von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus zusammenfassen und organisieren.
Auch in dem bekannten und von der deutschen Gesellschaft für Völkerrecht aus-
gearbeiteten Entwurf für die Verfassung des Völkerbundes ist die untrennbare
Eicheit der wirtschaftlichen Beziehungen willkürlich auseinandergerissen und
allein nach juristischen Momenten geordnet worden. In logischer Folge dieser
Zersplitterung der wirtschaftlichen Fragen ist denn auch nirgends eine Zentral-
organisation vorgesehen worden. Die organische Einheit ließe sich nun leicht dadurch
wieder herstellen, wenn, diesen Entwurf ergänzend, die Errichtung eines
Weltwirtschaftsamtes gefordert würde. Hierdurch könnte alsdann
automatisch die ganze Materie, die an und für sich in hervorragender Weise aue-
gearbeitet worden ist, umorganisiert werden. Alle wirtschaf.lichen Fragen, Ab-
kommen u. s. w. fielen alsdann in den Bezirk des Weltwirtschaftsamtes, während
alle reinen Rechtsfragen und die Gerichtsbarkeit sich zwanglos in einem Völker-
rechtsamt zusammenfassen ließen. Die ganze Anordnung der Materie würde
dadurch an Klarheit gewinnen und der wirklichen Sachlage der Dinge entsprechen.
Denn da der Völkerbund nichts weiter sein soll und sein kann als eine Über-
tragung der Prinzipien des Einzelstaates auf die Gesamtheit der Nationen, so
müssen in gleicher Weise wie im Einzelstaate auch im Völkerbund die politischen
Momente, Fragen und Organisation getrennt werden von den wirtschaftlichen.
Wir werden im Völkerbund genau so wie im Einzelstaate künftig Organisation?-
zentren für Rechtsfragen einerseits und Wirtschaftsfragen andererseits benötigen.
Aus beiden wird die künftige Weltpolitik, in der das Wohl und Wehe jedes einzelnen
verankert ist, erwachsen. Daraus ergibt sich ferner, daß das Völkerrechtsaml und
das Weltwirtschaftsamt der Völkerbundsorganisation einander koordiniert fem
müssen und daß sie in ihrer orga n'schen Verknüpfung die Gesamtheit des Völker-
bundes darstellen.
Das Wirtschaftsamt hätte nicht nur als Abrechnungsirstitution zu wirke,,
sondern von sich aus die Neuorganisatio r der Weltwirtschaft zu beginne.! und
ein?« gerechten Ausgleich zwischen dem politischen Nationalismus und dem wirr-
schaftlichen Internationalismus zu schaffei. Die Bewirtschaftung der Güter
des Weltmarktes kann und darf eben künftig nicht mehr allein nach dem ökono-
mischen Prinzip erfolgen, das der verflossenen Epoche des mechanischen
Nebeneinanderlebens der Menschen entstammte, sonder." muß sich ferner-
hin .nach dem von Vemunft durchleuchteten Prinzip unparteiischen Rechtes,
welches dem Grundprinzip der neuen Menschheitsgemei.nschaftsform: des or-
ganischen Zusammenlebens entspricht, vollziehen. Diesen Prin-

zipi:nwechsel: Recht an Stelle von Gewalt, welcher durch die Wel^revolution
nicht nur in den einzelnen Staaten, sondern auch in der Gesamtheit der Mensch-
heit ausgelöst wurde, bedingt auch einen Umbau in der Wirtschaftsmoral. Nicht
mehr der augenblickliche Nutzen des Einzelnen oder einer Volkswirtschaft allein
darf das Leitmotiv des Handels und des Handelns sein. Dies gilt für die unwider-
ruflich abgeschlossene Epoche mechanischer Lebensordnung, aus deren Trümmer^
feld wir heute mit allen Kräften herausstreben in das lichtere Gefilde organischer
Lebensordnung, aus der Herrschaft willkürlicher Gewalt in die unparteiischen
Rechtes, von den groben Prinzipien mechanischer Entwicklung zu den feineren
organischer Entfaltung. — Und weiter: Mißernten oder Überproduktionen einzelner
Länder oder ganzer Erdteile dürfen künftig nicht mehr in schweren Krisen die
ganze Weltwirtschaft erschüttern oder durch Spekulation von einigen wenigen
ausgenutzt werden, sondern sind durch das Weltwirtschaftsamt im Interesse aller
so weit als möglich auszugleichen. Die durch den Weltkrieg im größten Stile
organisierte Verteilung aller Rohstoffe der Welt muß beibehalten — aber statt
unter dem Gesichtspunkt ertremsten Wirtschaftskrieges unt^r dem unparteiischen
Rechtes, das nach besten Willen und Kräften den Interessen jeder Nation Rechnung
trägt, erfolgen. Nur so kann den jeden Völkerbund zerstörenden Folgen eines
planmäßige/i Wirtschaftskrieges oder dem bisher üblichen Handel nach dem öko-
nomischen Pri lzip des „1,a1ä5^2 laire" begegnet werden. Wir können in der Welt-
wirtschaft fernerhin weder anarchistische noch kriegerische Zustände dulden, wenn
wir nicht wollen, daß das Gefüge der Welt immer wieder v m neuem zusammen-
bricht.

Reinholü Lorenz:

von üer Perfiüie üer Zahl.

Jede Zeit hat ihren Herrscher. Einmal glaubt man an gottgewollte Autorität,
dann bäumt sich wieder ein Geschlecht auf und kämpft um den Triumph des eigenen
Willens. Die Gesellschaft will aus sich selbst heraus neue Grundlagen ihrer Or-
ganisation finden. Nur das eigene Recht darf ihr Pflichten gerieten. Was regiert
nun in Kultur und Politik heute mehr als das Majoritätsprinzip? Vier Menschen-
alter nach der Großen Revolution von 1789, mit der wir die neueste Geschichte
beginnen lassen, sind wir angelangt bei der Monarchie der Zahl! Was
damals der Staatsstreich philosophierender Gleichheitsschwärmer war, ist uns
in der Gegenwart als die Frucht einer verdorrenden Alltagskultur zuteil geworden.
Wenn wir vor einigen Monaten das Gedächtnis an Iames Watt, den Er-
finder der Dampfmaschine, erneuerten, so hätten die Revolutionäre von 1918

und 1919 in ihm ihren Wegbereiter feiern können. Die Fabriken haben dieWirtschaft revolutioniert, ihre Arbeiter wurden die Sturmtruppe für den politischen Umsturz. Das Wahrzeichen der Maschinenkultur, Zusammenballung der Massen, wurde überhaupt das Charakteristikum unserer Zeit! Von überallher strömten hundert tausende Mänaer und Frauen in die Stadt. Des Zusammenhanges mit der Heimat-erde verlustig, oft einander fremd an Volkszugehörigkeit und Religion, Werder, sie ohne Rücksicht auf ihre Persönlichkeit durch ein Arbeitsverhältnis zusammen-gehalten, das gleichbedeutend mit Verlust des frohen, allein schon Werte schaffenden Gefühls der Unabhängigkeit ist. Nicht Auswertung deiner Individualität, heißt es da, sondern dasselbe leiste wie Dutzende oder Hunderte andere. Natürlich folgt daraus Einreihung deines Könnens in die Mehrheitsleistung, wenn damit der Dutze.idware auch der Stempel sachlicher Schablone aufgedrückt wird. Maschinen und Arbeiter müssen einander ergänzen, bei beiden geht Quantität vor Qualität! — Was ist das anderes als Organisatio «durch die Zahl?! Der Einzelne ist nur das Glied einer langen Reihe, er selbst würde unnütz, wenn nicht so viele andere von seiner Art da wären, denn die Präzision dieser Wirtschaft besteht gerade darin, ohne „Imponderabilien" es fortwährend mit Summen und Pro-dukten zu tun zu haben! 12 ganz gleichgebaute Maschinen leisten genau Vi« mehr als 11; ebenso kalkuliert der Unternehmer mit Menschen. Will er etwa die doppelte Leistung erzielen, nimmt er einfach doppelt so viel Arbeiter. Die Be-herrschung der Massen durch die Zahl eröffnete dem Kapitalismus Ausblicke in unbegrenzte Möglichkeiten. — Doch nur bei der Maschine stimmt die Rechnung, die Menschen werden trotz allem wieder lebendige Größen
Heute wollen die Massen selbst herrschen nach dem G e -
wicht ihrer Zahl. Das vom Unternehmer zu seinen objektiven Zwecken organisierte Proletariat kämpft jetzt um den eigenen Vorteil. Die Waffe ist gegen den Schützen gekehrt worden . . . Heute ist nach beider Ansicht menschliche Arbeitskraft käufliche Ware, deren Bewertung tarifmäßig festgesetzt werden muß. Das Schema, das den Arbeitern recht und billig scheint, erzwingen sie sich kurz, und bündig. Die Legionen der Arbeitsbienen schließen sich zur kampfbereiten Front, wo niemand ausspringen darf. Beständе individuelle Konkurrenz darin, sich an Geschicklichkeit, Tatkraft und Intelligenz zu messen, so setzen die Ziffern alles durch, indem sie solange streiken, bis der Beweis wieder einmal erbracht ist: Auch die größte Zahl gilt nichts, wenn die Nullen wegfallen. . . . Wir haben damit eine soziale Bewegung vor uns, die ohne ähnlichen Vorläufer in der Ver-gangenheit, der geschichtlichen Voraussicht spottet. Kein Wunder, wenn am ehesten die Iünger einer rücksichtslos materialistischen Weltanschauungslehre es unternehmen wollen, dieses schwerste aller Rechenerempel nach ihrer Methode zu lösen
Wer könnte sich ganz der Zahlenkultur entziehen? Keiner, dem Nahrung und Kohle, womöglich Wohnung und Kleidung „nach Kopf und Tag" —

wie der neue Amtsstil fordert — rationiert und rayoniert wird. Wie lange noch
und selbst die Bannerträger der Zivilisation, Kunst, Literatur, Wissenschaft werden,
in die Netze der Zahl vei strickt, zu Falle kommen? Die Bücher sind schon Kapitals^
werte, die mit Reklame in Mode gesetzt werden, um möglichst hohe Auflagen^
ziffern zu erreichen. Bald wird für das Drama — bei der Operette sind wir's
ja schon gewohnt — die Aufführungszahl und das Kassenbudget der sicherste Wert-
maßstab sein. Die Früchte wissenschaftlichen Forschungsfleißes jedoch werden
möglichst entschädigungslos „sozialisiert", indem den „geistigen Arbeitern" bedeutes
wird: Gemeine oder andere Ziffern gelten heutzutage gleichviel . . . Die
Gerechtigkeit der Majoritäten kennt kein Ansehen der Person, sie hält mit ver-
bundenen Augen die Wage in der Hand und findet den Haufen Spreu schwerer
als das Weizenkorn

Diese Grundsätze einer erakten Gerechtigkeit beherrschen, Gottlob, nunmehr
auch die Politik. Der Staat darf ihre Urteile bloß sanktionieren. Als vor
l3NIahren der tierzetat die Abstimmung „nach Köpfen" durchsetzte und. die somit
aus den alten etats ßeueraux hervorgegangene „Konstituante" das gleiche Wahl
recht aller „Aktivbürger" beschloß, schien dies dem übrigen Europa eine Ausgeburt
des hitzigen gallischen Nationalcharakters, nun ist es Gemeinplatz aller Realpolitiker
geworden. Das unbedingte Recht der Mehrheit, das längst für Vereine, Innungen,
Stände u. s. f. selbstverständlich war, überträgt man einfach ins Große. Kein Al^
geordneter, der nicht Zehntausende, kein Minister, der nicht eine Partei von
Millionen hinter sich hat. Und nun das Resultat aller dieser Additionen und Propor
tionen?! Stimmt die Rechnung, müßte es eine lührende Übereinstimmung zwischen
Volk und Regierung, ja ein Verschwinden dieses historischen Gegensatzes sein!

Wer aber nicht davon überzeugt ist, daß wir es so herrlich weit gebracht hätten,
der möge sich fragen: Ist es ausgemachte Tatsache, daß alles, was im Kleinen
billig, in riesenhafte Perspektiven übertragen auch nur vernünftig und annehmbar
ist? Wird einer, der seine Berufs- oder Standesinteressen trefflich wahri, immer
ebenso dem Staat mit Weitblick und Selbstverleugnung gerecht werden? Bleibt
endlich das Verantwortungsgefühl, ja selbst die Verantwortungsmöglichkeit
eines Wühlers gleich, wenn seine Stimme in beschränktem Kreise von allen gehört
wird oder sie etwa 1/50 UNO der Wahlziffer darstellt, an deren Zustandekommen
noch dazu eine raffinierte Massensuggestion mitwirkt? Die Konstituante von 1789
hatte dem neuen Problem einer allgemeinen Volksvertretung

eine Lösung gegeben, über die ivir trotz der dazwischen liegenden Erfahrung und Er-
nüchterung nicht hinausgekommen sind. Das Volk ist eine Gemeinschaft, die eben in
der Eigenart ihrer Gliederung in intellektuelle und moralische, soziale
und wirtschaftliche Gruppierungen, wozu geschlechtliche Trennung und Verbindung
kommt, die Gewähr ihres Bestandes, die Berechtigung ihrer Eristenz findet. Und
doch sollte seine Vertretung dadurch zustande kommen können, daß Man die Stimmen
unterschiedslos in eine Urne wirft wie Nummern eines Glücksspiels? ! Nein.

Die Gleichung Schuster-Schuster mag noch hingehen, aber Wäbler-Wähler ist
ein falscher Ansatz, der zu schlimmen Rechenfehlern führen muß . . .
Die einen sprechen vom Zeitalter des Kapitalismus, andre von der Epoche
des Sozialismus, die dritten von der — angeblichen — Demokratie, und doch
sind das nur die Wandlungen desselben materialistischen Iahrhunderts, Aus
drucksmöglichkeiten, in denen sich eine Kultur erschöpft, in der die Zahl durch die
Majorität regiert. Darüber kommen wir nicht hinaus, bis die Rechenkünstler
in der Politik und sonst im Leben es selbst eingesehen haben werden: Es ist nicht
ökonomisch, sich durch Rechnung mit Zahlen das Denken auf lebendige Menschen
ersparen zu wollen

iuüwig Reiners, München:

Zur Psychologie üer Stäbe.

Die Zeiten sind vorüber, wo sieb das Militärische immer von selbst
verstand. Wo vor dem Hinweis auf militärische Notwendigkeiten jede Be
schwerde verstummte und sich an die Heerführung keine Kritik heranwagte.
Undankbar lind vermessen wäre es damals dem Bürger erschienen, hätte
man es versucht, ein Bild von Aufbau und Wesen der Stäbe zu entwerfen,
das auch ihre Schattenseiten nicht hätte verschweigen können. Memmsene
„Götzenanbetung des Erfolges" grassierte.

Und dennoch gab es schon damals eine Menschengattung, die von der Hehler-
freiheit unserer Heerführung nicht so restlos überzeugt war wie die Abonnenten:
das war der Frontsoldat. Der spürte jeden Fehler am eigenen Leibe und schimpfte
Mord und Brand, wenn er pro Tag 5 Befehle erhielt, wenn wieder einmal eine
Anordnung in drei Stunden viermal umgeworfen wurde, wenn die Ablösung
ausblieb oder der Nachschub stockte. Der war im stillen überzeugt, daß die In
telligenz mit der Entfernung vom Graben quadratisch abnehme und daß man
insbesondere in den höchsten Stäben die auserlesensten Trotte! der Armee ver^
sammelt hätte. Und vor allem, daß die Stäbe ^ von der Brigade an
nannte er sie Etappenschweine - Die fetten Leiber behängt mit allen Orden
und Ehrenzeichen, im trauten Verein mit Hilfdienstpflichtigen, Noten Kreuz
Schwestern und Französinnen alle Tage herrlich und in Freuden lebten,

Dem war nicht so. Ein Urteil, bei dem Neid und Unkenntnis Schwächen
vergrößerte, Vorzüge vergaß. Gewiß: die Stäbe aßen und tranken gut,
denn — seßhafter als die Truppe - konnten sie sich Vieh und Geflügel
halten, Gärten bewirtschaften, Wein aufspeichern und Lebensmittel aus
vem Lande aufkaufen; gewiß: ungerechtfertigt viel Orden blieben da hängen,

wo sie verteilt wurden; gewiß: manch Liebelei wurde dort abgesponnen. Alles Dinge, oie man unbedingt hätte unterbinden müssen, weil sie, ge^ lchäftig verzerrt und übertrieben, die Truppe erbittern mußten. Der Soldaten- witz, eine Ordonnanz habe eine nach 5 Gängen schon gesättigte Erzellenz ermahnt: „Durchhalten Erzellenz bis zum 6. Gang!" legt von der in der Truppe hierüber herrschenden Meinung klar Zeugnis ab.

Aber man vergaß die Kehrseite, denn man kannte sie nicht. Kenn- zeichnete das Leben in der Front Gefahr und Entbehrung, so das bei den Stäben Arbeit und Verantwortung. Eine Sinekure war der Stab höchstene für persönliche Adjutanten, Etabsapotheker, Feldprediger und Kriegsgerichts- räte; die entscheidenden Stellen hatten auch in ruhiger Zeit den Tag ihre lN—12, in schweren auch 20 Stunden täglich unermüdlich zu schreiben, zu beraten und zu telefonieren. Und die knappen Schlafzeiten, die der nnermüdliche Fernsprecher gönnte, beschnitt und störte das bange Gefühl schwerer Verantwortung.

Nicht nur der Laie, sondern auch der Frontsoldat machen sich von Ari ilnd Umfang der Arbeit bei den Stäben selten ein zutreffendes Bild. Ein Beispiel: 15 Minuten aus dem Leben des Nachschubgeneralstabsoffizier? eines Generalkommandos während einer Offensive. Die linke Flügeldivision reilt durch Fernsprecher mit, daß die Munition knapp werde, Nachschub fei unmöglich, weil alle Straßen unter Feuer lägen. Der Kommandeur der Munitionskolonnen beschwert sich, bei dem Futterzustand seiner Pferde lehne er die Verantwortung für den Nachschub ab. Der Kraftwagenhaupt- mann schickt seinen Adjutanten, um zu melden, daß das AOK nicht genug Benzin liefere, er werde den Betrieb einstellen müssen. Ein Fernspruch trifft ein, die Nachschubbahn des Korps sei durch Fliegerbomben unter brochen. Der Gendarmerierittmeister erbittet Auskunft, wo morgen der Hauptverkehr sein werde. Der Korpsarzt stürzt ins Zimmer, er brauche sofort eine Kraftwagenkolonne zum Transport von Sanitätsmaterial, auch hätte sich der Korpshygieniker da und da über schlechtes Trinkwasser beklagt, da müsse eine Wasserkolonne gebildet werden. Eine Division meldet schriftlich, ihre einzige Straße sei zerfahren und unpassierbar. Das Armeeoberkommando will sofort eine Übersicht über alle Nachschubmittel und ihre Verwendung tiabeu. Die Kartenstelle verlangt schleunige Auskunft, wo morgen die Mu nitionsausgabestellen sein würden, um sie einzeichnen zu können. Die Operationsabteilung braucht sofort einen Plan über die Verteilung der Nachschubstraßen für den kommenden Tag; die Befehlsempfänger müßten abreiten. Der Artilleriekommandeur teilt mit, daß nach Gefangenenaus sagen links ein Gegenangriff bevorstünde, ob die Munitionslage ein längeree Vernichtungsfeuer gestatte. Ein Truppenteil beschwert sich über Mangel <m Hufeisen, ein zweiter über schlechtgearbeitete Schnürschube, ein dritter

über klemmende Infanteriepatronen, ein Munitionslager über Fehlen von Taschenlampen. Der Stabschef befiehlt sofort Vortrag über die gesamte Nachschublage. Das ist ohne Übertreibung ein normaler Verlauf. Alle Ent^ scheidungen müssen umgehend getroffen werden; eine Verzögerung von einer halben Stunde kann entscheidend sein. Iede Arbeit wird von 10 An fragen, Wünschen und Beschwerden unterbrochen. Fernsprechleitungen sind unterbrochen oder überlastet. Gelingt es trotzdem, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, was von 10 Fällen neunmal der Fall ist, so merkt der Fronte soldat nichts und kann nichts merken. Den zehnten Fall aber, wo irgend eine Schwierigkeit triumphierte, den vergißt er nie. als einwandfreien Beweis für die Unfähigkeit der Führung. Er ahnt nicht, daß fast stets die Verhält- nisse die Schuld tragen, bisweilen das Snstem, nur selten die Menschen. Und deren Fehler zog das System groß.

, Wie unterscheidet sich militärische Organisation von ziviler? Dreifach: durch den Grundsatz widerspruchsloser Disziplin, durch den Verzicht auf das Prinzip der Wirtschaftlichkeit und dmch ihre Eigenart in der Regelung der Verantwortung. Während dieser dritte Grundsatz, daß nämlich der Führer für jeden Mißerfolg in. seinem Machtbereich — er mag an ihnr mitschuldig sein oder nicht — verantwortlich ist, während dieser Grundsatz eine unnötige Überspannung traditioneller Pflichtbegriffe war, rühren die beiden anderen nicht aus Willkür oder Zufall her. Es war sehr billig, wenn Reserveoffiziere spotteten, jedes Privatunternehmen, das nach den Grund- sähen des deutschen Heeres arbeiten wollte, wäre in einem Vierteljahr pleite, vorausgesetzt, daß der Direktor nicht schon vorher unter Kuratel gestellt worden wäre. Die Heeresleitung kann den Spieß getrost umdrehen: nie käme sie zum Ziele, wollte sie mit kaufmännischen Geschäftsgrunbsätzen arbeiten. Für Koulanz und Gefälligkeit kann im Kreise ihres Wirkens kein Raum sein. Der Kaufmann, der Stadtmagistrat, die Regierung haben Zeit zu Erwägungen, und ihre Geschäfte beruhen auf gegenseitigem Vorteil. Wc> es sich aber darum handelt, Menschen zum äußersten hinzureißen, das letzte aus jedem herauszuholen, in verwickelten Situationen stündlich neue Eni^ schlüsse zu fassen und sofort durchzuführen, da müssen die Befehle unum stößlich, die Mittel hart, und der Ton herbe sein. Das Vetorecht des Re- gimentskommandeurs gegen den Korpsbefehl, des Gefreiten gegen den Kompagnieführer ist eine Unmöglichkeit. Nur Disziplin, das altpreußische „Was befohlen ist, wird gemacht" hielt die Truppe im Trommelfeuer zu- sammen, wenn Vaterlandsliebe und Eidestreue, ja selbst der Ehrgeiz ihren Einfluß auf den Menschen eingebüßt hatten.

Die Vorzüge dieser Organisationsform sind ungeheuer. Der militärische Führer braucht nicht die Hälfte seiner Kraft und Arbeitszeit auf Überredung, Bitte und Feilscherei zu verwenden, nicht bei jeder Maßnahme auf 10 In-

ieresfenten Rücksicht zu nehmen, 5 Genehmigungen einzuholen, Kompromisse zu suchen, Reibungen auszuschalten, Widerstände zii beseitigen, bis schließlich jede Tätigkeit in Wurstelei versandet: er braucht nur zu befehlen, und es geschieht. -

Die Frage ist aber, ob man nicht diesen gesunden Grundsatz überspannt hat. Das hat man. Die unerhörte Erleichterung, die das Prinzip widerspruchsloser Disziplin für jede Organisation bedeutet, wurde ihr Verhängnis. Man war um des Prinzips willen autokratisch, auch wenn es die Sache nicht erforderte. Namentlich im Stellungskrieg ermöglichte es die Gleichförmigkeit der Kampftätigkeit und die Sicherheit der Verbindungen, jede Einzelheit durch Befehle zu regeln. Ein Übermaß von Befehlen, die berüchtigte deutsche Überorganisation, beengte Entschlußkraft und Verantwortungsfreudigkeü der Unterführer. Ie mehr der äußere Feind Ruhe gab, desto erbitterter griff der innere an. Oft fehlte den Stäben auch das Ver ständnis für die Mehrarbeit, die der Truppe aus manchen Befehlen erwuchs, und man ahnte nicht, mit welcher Verachtung der Kompagnieführer den Berg von Befehlen, Anfragen, Terminmeldungen entgegennabm, den ihm die Meldegänger tagtäglich in den Unterstand schleppten.

Vergebens wandte sich Ludendorff i.r scharfen Erlassen gegen das „Papierlrommclfeuer von rückwärts": die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz antwortete, neben dem Generalintendanten mache niemand soviel Schreib' arbeit wie der Generalquartiermeister. (Ludendorff hatte Humor genug, das Schreiben, in dem diese Antwort stand, ruhig nach unten, ich glaube bis zu den Divisionsstäben weiterzugeben). Aber die „Befehlsfreudigkeit" der Stäbe war nicht mehr einzudämmen. Die Folgen der überspannten militärischen Ausleseprinzipien machten sich geltend: ein Drittel aller Befehle wu^de nicht um der Sache willen gegeben, sondern „um sich zu decken" oder weil es von oben verlangt wurde, und man sich nicht zu widerspreche,' traute. Machte man aber gegen einen ohne hinreichende Sachkenntnis ge gebenen Befehl triftige sachliche Gründe geltend, so kam nicht selten eine Antwort nach dem Schema: das Armeeoberkommardo hat keine Veranlassung, feine einmal getroffenen Dispositionen zu ändern. Die Sorgen, Wünsche und Beschwerden der Frontsoldaten gelangten nur schwer an das Ohr der entscheidenden Stellen; kluge Divisionen verboten ihre Äußerung gegenüber besichtigenden Vorgesetzten und verwiesen hierfür auf den Dienstweg, den Dienstweg, dessen unendlicbe Länge seit jeher ein Ziel des Soldatenspotts und anscheinend doch nicht zu kürzen war.

Dazu kam die zweite Schwäche militärischer Organisation, der Aus schlüß des Prinzips der Wirtschaftlichkeit. Im Gegensatz zum Kaufmann wurde die Entschlußkraft des militärischen Führers nur wenig durch dir ErnHgling gehemmt, ob das Ergebnis die Kosten lobnen werde. Freilich

war diese Erwägung für ihn meist schon deshalb unmöglich, weil sich der Wert des Ergebnisses, e<wa eines Patrouillenvorstoßes, nicht in Geld te rechnen ließ. Die Gewohnheit, an die Kosten zu allerletzt zu denken, ver leitete ihn oft zu Maßnahmen, die dann das Entsetzen kaufmännisch geschulter Reserveoffiziere erregten. Die Ursache, dieser Schwäche war, daß man siel^ in einem aller Voraussicht spottenden Kriege plötzlich vor die gewaltigsten Aufgaben nicht nur strategischer, sondern auch verwaltungstechnischer Natur gestellt sah und sie mit den alten Mitteln, Befehl und Meldung, und vor allem mit den alten, ganz an blinden Gehorsam, Drill und Durchgreifen gewohnten Organen lösen wollte.

Wie sah nun der Apparat aus, der nach diesen Grundsätzen arbeitete?

An der Spitze die Erzellenz. Meist zwischen 60 und 70, bisweilen schon etwas beleibt, gelassen und müde, den ?aur le merite am Kragen. Es gab manche, die alles wissen und alles selber machen wollten, aber sie waren die Ausnahme. Die meisten beschränkten ihre Tätigkeit auf Repräsentation und Verantwortung. Ein Beruf, der ganz auf Initiative gestellt ist, ist nichts mehr für dieses Alter. Besichtigungen abhalten, Vorträge entgegen nehmen, Unterschriften leisten: das war alles. Das andere machte der Chef des Genera!stibes.

Der ist das Hirn des Stabes, das Hirn der ihm unterstellten Truppen, ^»n seinen Händen liegt Allmacht; keine Parlamente, Kommissionen, Ge neralversammlungen beschränken seinen Willen, sein Wort entscheidet über' das Schicksal von Tausenden. Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht an denl breiten Schreibtisch, auf dem ein halbes Dutzend Fernsprechapparati,' stehen. In seinem Vorzimmer drängen sich die Dezernenten, um ihm zu berichten, Entscheidungen zu erbitten, Befehle durchzusetzen. Kein Schriftstück gelangt an den Stab, das er nicht gesehen hätte, kein wesentlicher BefeKl geht heraus, den er nicht gezeichnet hätte; über die taktische Lage, de« Nachschub, das Nachrichten material, die Unterbringung, die Straßenver hältnisse, die Bahnen, die Munitionslager, die Verpflegung, den Stellung? ausbau muß er unterrichtet sein, muß er die Entscheidung fällen. Zu ibrn kommen auch Intendant, Korpsarzt, Feldpostmeister und Kriegsgerichtsiai mit Meldungen und Wünschen und erbitten Befehle. Für alles, was irn Korpsbereich geschieht, trägt der Chef des Generalkommandos die Ver antwortung vor Gott und dem Armeechef; jeden Fehler in seinem Machl bereich büßt er mit seiner Karriere. Während der kaufmännische Organisator, sobald er sich überlastet fühlt, einen Teil seiner Arbeit an andere, nötigenfalle neu zu schaffende Stellen weitergibt, ist das dem Stabschef unmöglich, er muß alles wissen. Das birgt schwere Gefahren. Ist der Führer überlastet, so droht aus Schaffen Erledigung, aus Initiative Kontrolle zu werden; ein glänzender Beweis für die persönlichen Fähigkeiten unserer Führer ift

es, daß sie trotzdem ihren Aufgaben gerecht wurden: nie höbe ich einen nervösen Stabschef gesehen. Nicht die beiden Kronprinzen, Herzog Albrecht, Mackensen, Marwitz und Below gewannen in Wahrheit unsere Schlachten, sondern die Loßberg, Geeckt, Bronsart, Klüber, Miaskowski u. s. w.
Dem Stabschef zur Seite stehen seine Generalstäbler. Der Mann mit den Siegellackbeinen ist oder war wenigstens ein Menschenschlag für sich. Die noch in Friedenszeiten Ausgesiebten waren Intellektuelle ohne die wider wärtigen Fehler des Literaten. Schon im Aussehen: meist schlank, sehnig, durchgearbeitet, bartlose energische Züge, bisweilen mit Monokel, eine seltsame Mischung von Intellektuellem, Sportmann und Gent. Unliterarisch, nicht selten aber von vielseitigem Wissen, körperlich erstaunlich leistungsfähig und ausdauernd, straff, klar, pflichteifrig, psychologischen Erwägungen abgeneigt, rücksichtlos, ehrgeizig: preußische Renaissancenaturen. Oft leise Neiguna, zum Ieu und zum Erzählen schweinischer Witze, sehr selten zum Alkohol.
Die Kriegsware, namentlich in der Ära Falkenhayn, wurde erheblich schwächer. Die Auswahl war nach den Verlusten des aktiven Offizierskorpe während der ersten Iahre nicht mehr groß; Vetternwirtschaft und Adels bevorzugung verengten den Kreis noch mehr. Auch rächte es sich bitter, daß man im Frieden zu Gunsten gesellschaftlicher Qualitäten die geistigen Anforderungen an das Offizierskorps zu tief geschraubt hatte; intellektuelle Begabung schien damals belanglos, wo nicht verdächtig. Reserveoffiziere in Generalstabsstellen zu berufen, wich von jedem Schema und schien un-denkbar; sie wären durch ihren engeren Zusammenhang mit dem tätigen Leben dazu oft durchaus befähigt gewesen und hätten manchmal sachlicher d. h. ohne Furcht um ibre Karriere arbeiten können.
Denn schwer belastet war der Generalstäbler durch die Unerbittlichkeit militärischer Auslese, die, ganz auf den Erfolg gestellt, Mißerfolge mit Verlust der roten Hosen beantwortete. Iede Maßnahme mußte zweimal abgewogen werden: im Hinblick auf ihre sachlichen Folgen und auf ihren Eindruck bei der vorgesetzten Dienststelle. Nicht selten entschied die zweite Erwägung. Im Iuli 1918 sagte mir ein Generalstabsoffizier, nachdem er in tagelang« Arbeit einen grundlegenden Nachschubbefehl für eine bevorstehende Offensive zusammengebracht hatte, aufatmend: „Ietzt bin ich bloß gespannt, was der Chef dazu sagen wird." Auch unterblieb, um sich nicht selbst zu dis kreditieren und die Karriere zu gefährden, manche Weitergabe nach oben, namentlich wenn sie von der Stimmung der Truppe ein ungünstiges Bild gemacht hätte. Noch im August 18 hatte die O. H. L. kein klares Bild davon, daß die Kriegsbegeisterung und die Entschlossenheit zum Durchhalten bei den Fronttruppen schon weit geringer war als bei den Armeeober-kommandos.

Unbedingt vermeiden mußte der Generalstäbler ein Risiko. Gegen Herkommen und bisherige Befehle verantwortungsfreudig einen neuen Weg einzuschlagen, konnte er, auch wenn er erfolgversprechend schien, bisweilen nicht wagen, um nicht seine Laufbahn zu gefährden.
Daß dagegen bewußt Unternehmungen vorgeschlagen oder Angriffe unternommen wurden, um dem Ehrgeiz oder dem Ordenshunger der Führer zu dienen, erscheint jedem, der die preußisch pflichtbewußte Struktur dieser Leute kennt, undenkbar; aber im Unbewußten mögen sich bisweilen Ideale und Interessen zu unentwirrbaren Knäuel verfilzt haben. Im Schatten de» einst zu erhoffenden lour le in^nte oder einer höheren Stelle schien manchmal «ne Situation günstiger, eine Angriffsaussicht hoffnungsvoller, als sie es war.
Denn die in Hunderlen von Befehlen gepredigte Fühlung mit der Truppe war und blieb locker. Wer lange im Stabe, namentlich im höheren, gearbeitet !'at, verliert leicht den Blick für das Wirkliche und Mögliche, gewöhnt sich an allzu abstraktes Denken und gibt Befehle, die nur die Akten bereichern.
Denn das Befehlen wurde zur Manie. Auf jedes Ereignis, auf jeden Ein oruck, auf jede Eingabe reagierte der Stab fast reflerartig mit einem Befehl. Es mochle kommen, was wollte, der Generalstäbler griff nach Bleistift und Papier und sagte: „Da müssen wir wieder einmal einen Befehl geben".
Wollte er ein übriges tun, so forderte er Meldungen ein, insbesondere Terminmeldungen. In anderem Zusammenhange habe ich kürzlich für diese Weltanschauung, daß man alles durch Dekrete regeln könne, die Bezeichnung Oekretinismus gelesen.
Es bildeten sich feste Formeln, ein überall gleichbleibender Befehlestil: „Es besteht Veranlassung, erneut darauf hinzuweiser" bis „Die Durchführung ist bis zum so und sovielten zu melden". Die Akten schwollen ins Unge messene, die Abneigung der Truppe gegen den Stab wuchs, der mit An fragen und Befehlen überhäufte Kompagnieführer fühlte sich zum Schreiber berabgewürdigr. Woran es fehlte, waren Augenschein und Austausch. Der Stab befahl, die Truppe gehorchte. Eine Einwirkung der Truppe auf den Stab gab es nicht. Eingaben von unten kamen zu den Akten, man vergaß, daß jede Organisation auf Wechselwirkung beruht; es war eine ausgezeichnet arbeitende Maschinerie, kein Organismus; es gab Vorgesetzte, aber nur selten Führer. Der Grundsatz, daß mit dem höheren Gehalt stets auch die größer? keines Rats bedürftige Begabung verbunden sei, das Evangelium vom allein seligmachenden, höheren Dienstalter wird aber doppelt gefährlich, wenn, wie es beim Militär der Fall ist, die Besetzung der Stellen nicht lediglich nach der Befähigung erfolgt. „Die Truppe", wie man in bezeichnender Loslösung sagte, blieb eine abstrakte G.öße, der man Dank und Fürsorge, vor allem aber Anleitung und Befehle schuldete. "
In einer Hinsicht war diese Kluft segensreich: fast stets herrschte bei

den. Stäben eine gelassene Auffassung der Situation: „Trommelfeuer liegt auf dem linken Flügel? Und rechts hat er schon angegriffen? So, so! Wie n«it ist er denn gekommen? Ist der Gegenstoß schon angesetzt?" Man empfand im Augenblick kaum noch, daß man von Dingen sprach, die über Leben und Tod von Menschen entschieden. Aber diese Hundeschnäuzigkeit ist weder leichtsinnig noch frivol; sie ist die unerläßliche Voraussetzung gelassen abwägender Führung. Zynismus, Frivolität und Cäsarenwahnsinn habe ich nirgends gefunden. Wohl aber grassierte in manchem Stab ein leiser Zug von Überheblichkeit. Man war Generalkommando, man brauchte nur zu schreiben und zu telefonieren, und die Truppen marschierten, die Kanonen donnerten und die Züge rollten. Wie man sprach, so geschah es, wie man gebot, so stand es da. Ein schlagendes Beispiel dieses Machtrausches gab uns einmal ein Stabschef, der als eine der großen Kanonen Ludendorffs zu Beginn einer Offensive zu uns kam und alles neu einteilte, selbst die Zimmer der Offiziere. Als hierbei ein Major zu remonstrieren wagte mit dem Hinweis, daß eine andere Einteilung besser zu den Zimmern passen würde, erhielt er zur Antwort: „Nicht ich richte mich nach den Zimmern, sondern die Zimmer richten sich nach mir!" Ließ eine Wand wegreißen, eine andere neu bauen, und die Zimmer hatten sich nach ihm gerichtet. Bisweilen zeugten auch Wirklichkeitsfremdheit und Machtdünkel Rücksichts losigkeiten gegen die Fronttruppe. Der alte Generalstabsgrundsatz, daß die Wertschätzung eines Führers bei seiner Truppe der beste Maßstab seines Wertes ist, trat zurück. Befehle wurden im letzten Moment gegeben und sollten dann im Nu durchgeführt werden. Das berüchtigte Wartenlassen wurde zur Gewohnheit. Geradezu krankhaft aber mußte dem Frontsoldaten die Neigung scheinen, jeden Befehl 5 mal umzuwerfen. Schuld daran war meist nicht Unfähigkeit oder Nervosität der Führung, sondern die dauernde Änderung der kriegerischen Situation und die tausendfache Verflechtung der einzelnen Organisationsgebiete. Griff der Feind heute in der Champagne unerwartet an, so mußten Truppen abgelöst, Reserven verschoben, Artillerie verladen, Munitionslager verlegt, Belegungen geändert, Magazine aus-geräumt werden, und jede Veränderung zog drei weitere nach sich. Wurde er morgen zurückgedrängt, so konnte man alles wieder rückgängig machen. Zu Unrecht warf dann der Frontsoldat, der die Zusammenhänge nicht übersah, der Führung Planlosigkeit vor. Gesteigert wurde aber dies Unheil bisweilen durch die zur Abstraktion und zum Dekretinismus neigende Struktur des Generalstäblers, die Änderungen vornahm, sobald sie irgend Vorteile ver^ "sprachen, ohne die mit ihr verbundene Mehrarbeit und Verbitterung der Truppe in Ansatz zu bringen. Nammtlich wenn ein neuer Herr auftrat, huldigte er gern der Ansicht, daß „die Schweinerei jetzt eine andere werden müsse". „Dort haben Sie den Graben gezogen? Nein, den müssen wir

unbedingt 200 Meter näher an das Dorf heranrücken". Heranrücken sagt
der Generalstäbler euphemistisch; selbstverständlich muß ein ganz neuer Graben
ausgehoben werden. Aber der Mann mit den roten Beinen sah oft genug
nur Karten mit blauen Linien, Meldungen über Ausbau der Reservestellungen,
und nicht Spaten, Hacken, schwitzende Menschen und fluchende Armierung»-
soldaten.

Diese typischen Eigenschaften stuften sich ab nach dem Range. Im
Keim vorhanden waren sie schon bei den Unteroffizieren der Stäbe: stolz
auf ihre Machtstellung, begabt mit ausgezeichneter Kenntnis der Akten,
wohlgeschult im Papierstil militärischer Befehle, mit geringem Verständnis
für ihre Kameraden an der Front, wirkten sie manchmal fast wie Karikaturen
ihrer Vorgesetzten. Dann kam der weite Kreis der Hilfsoffiziere, sehr oft
ehemalige Kriegsfreiwillige, meist fleißig und befähigt, weil die Stäbe Un
geeignete rücksichtslos austauschten und andere aus den unterstellten Truppen
emporholten. Ihre WirNichkeitsfremdheit ist durch ein engeres Verhältnis
zur Front, aus der sie hervorgegangen, ihre Befehlsfreudigkeit durch dir
Begrenzung ihrer Macht gemildert; ihre Einbildung oft durch Jugendlichkeit
gesteigert. Dann die Generalstäbler, belastet mit der Hypothek des Ehrgeize«,
energisch, autokratisch, eingleisig, ganz auf Tat gestellt, die Verkörperung
des Antiliteraten. Es ist möglich, daß dieser Typ, dessen Schwächen die
Fehler seiner Tugenden waren und oft mehr im System als in den Menschen
lagen, im neuen Zeitalter dem Untergang geweiht ist. Aber ich glaube,
daß dann einmal ein Tag kommen wird, wo wir ihn, um ein Wort Hebbel»
abzuwandeln, mit den Fingern aus dem Grabe kratzen werden.

0r. Rob. Krzet:

Mefiko.

Das Geschick dieses Landes ist ohne Parallele Es konnte gelegentlich tragisch
genannt werden, heute verdient es diese Bezeichnung nur insofern, als die Ursachen,
die es an einer wirklich dauerhaften Wiederhelstellung des politischen und
wirtschaftlichen Gleichgewichts hindern, in der Hauptsache außerhalb des Lande«
zu sucher sind. Revolutionäre Völker müssen sich von innen heraus erneuern.
Diese Möglichkeit wird Meriko dadurch versagt, daß fremde, den Interessen des
Velkes unbedingt entgegengesetzte Kräfte im Kampf um die Vorherrschaft in
wirtschaftlicher Hinsicht ein Intriguennetz spinnen, aus dem sich herauszuarbeiten
die eigene Kraft nicht ausreicht. Mit allmählich erkennbarer Tendenz werden
von New-York aus Nachrichten über die Welt verbreitet, welche den Zustand

Merikos als chaotisch und für eine Intervention reif hinstellen. Unaufhörlich
wird die Kenntnis über das Land getrübt durch Tendenzberichte vor Trusts, poli-
tischen Gruppen u. s. w. Sofern Deutschland an Meriko ein Interesse hat ^
und dies wäre stärker als für irgend ein anderes erotisches Land gerechtfertigt
— so handelt es sich darum, unverzüglich Klarheit zu erlangen über alle Vor-
gänge und besonders über die Stellung, welche das noch vorhandene Deutschtum
im einsetzenden Wettlauf um die reichen Hilfsquellen des Landes einnehmen wild.
Auch die letzte Revolution, deren Auswirkungen unter den Schlägen des
Weltkrieges verhallten, hatte ein zweifaches Gesicht. Das Rasseproblem spielte
wie immer eine gewisse Rolle. Das Volk kann auch heute noch nicht als ein solche?
im staatsrechtlichen Sinne bezeichnet werden, es ist ein Konglomerat von Einzel
rassen ohne klar erkennbare Entwicklungstendenz. Vor der spanischen Eroberung
gab es Dutzende von einheimischen Rassen mit ausgesprochenen und schwerwiegenden
Unterschieden. Das Eindringen der Spanier stempelte die Einheimischen zu Sklaven,
später jedoch wurden diese frei, aber nur um zu zeigen, daß sie nicht fähig waren,
die politischen Geschicke des Landes zu lenken. Die sich herausbildende Mestizen
Bevölkerung gestaltete das Rassenproblem nur noch komplizierter, jedoch mit der
Einschränkung, daß sich Weiße mit Mestizen einerseits und letztere mit eingeborenen
Indianern anderseits leicht zu vermischen pflegten, was sich nach und nach in dem
Ausbau einer ausgesprochenen sozialen Schichtung bemerkbar machte. Die Klassen
gegensätze, die auch hinsichtlich des Besitzes und der Erziehung hervortraten, er-
schwerten wiederum die Bildung von tatkräftigen Regierungen. Nach der Ver
treibung der Spanier adoptierten die Merikaner eine Staatsfoim, ähnlich der
jenigen der Vereinigten Staaten, mit der Hoffnung, dadurch den Klassen- und
RassenZegensätzen gerecht zu werden. Diese Regierungsform erwies sich jedoch
nicht als wirksam, vielmehr zeigte es sich in der Folgezeit, daß nur Despoten dem
Land eine gewisse Dauerruhe gewährleisten konnten. In neuerer Zeit spielt die
Einwanderung europäischer und ostasiatischer Rassen eine bedeutsame Rolle für
den sozialen Aufbau des Landes. Es soll nachher gezeigt werden, daß die Ein-
wanderungsfrage für die Zukunft des Landes vielleicht von maßgebendem Einfluß
sein wird.
Die reine Rassenfrage aber erklärt die viele» Revolutionen — und auch die
letzte — in Meriko nur zum Teil. Wichtiger war stets die Frage der kulturellen
Entwicklung. 80"^ der Bevölkerung sind Analphabeten. Die verschiedenen
Regierungen — vielleicht mit Ausnahme der heutigen — waren sich der Tragweit«,
vieser Frage nur zum Teil bewußt und der katholischen Kirche, welche vier Iahr
hunderte lang die Vorherrschaft in den Erziehungsfragen genoß, kann der Vcrwurf
öich» erspart bleiben, daß sie ihre Aufgabe nach modernen Begriffen schlecht er.
füllt hat. Dic Trennung von Staat und Kirche wurde somit auch in Meriko zum
Schlagwort der Revolutionen. Noch wichtiger für die Beurteilung der heutige«
Zustände ist die geschichtliche Entwicklung der Agrarpolitik. Geographische und

ethnologische Eigentümlichkeiten begünstigten die Bildung von großen und kom
Pakten Gütern teilweise in der Hand der Kirche besonders im 18. und in der ersten
Hälfte des 19. Iahrhunderts, dann aber auch in der Form von Staatskonzessionen,
Hanoi« Hand damit entwickelte sich eine zunehmende Hörigkeit der Landarbeiter^
Peonen-Klasse. Wenn man von den jüngsten Bandengeplänkeln absieht, so hatte
die letzte Revolution die Zerstörung des großen Grundbesitzes zum Hauptzweck,
^nd da dieses Ziel nicht oder nur unvollkommen erreicht wurde, kann auch die
letzte Phase der politischen Entwicklung nicht als endgültig bezeichnet werden.
Die Gesetzgebung Carranzas sucht diesen revolutionären Forderungen nach Mög^
lichkeit Rechnung zu tragen: der Artikel 27 der neuen Verfassung vom Iahr 1917
könnte kaum radikaler gedacht werden. Da gerade in diesem Teil der Verfassung
die amerikanischen Interessen zum größten Widerstand absetzen und hierin zweifellos
die ersten Ursachen der nordamerikanischen Interventionspolink liegeti, so lohnt
es sich, kurz einige Angaben darüber zu machen. Der betreffende Artikel bestimmt
in der'Hauptsache, daß weder ausländische Gesellschaf!en, noch ausländische Einzel-
personen gesetzlich Bergwerke, Ölquellen oder Grundeigentum in Meriko erwerben
oder besitze-? können, es sei denn, daß sie ihre Siaatsangehörigkeit aufgeben. Für
bereits bestehende Gesellschaften ist die Ablösung der Rechtstilel durch Schulte
verschreibungen der einzelnen Provinzen, in welchen sich das Eigentum befindet,
vorgesehen. Weilerhin darf keine Gesellschaft im Besitz ein's Bergwerks, einer
Ölquelle, einer Fabrik oder sonst einer industriellen Anlage mehr Land besitzen
oder erwerben, als für die unmittelbaren Zwecke unbedingt erforderlich ist. Endlich
darf keine ausländische Gesellschaft oder Person Landbesitz erwerben oder halten
innerhalb 60 Meilen von der Staatsgrenze oder 30 Meilen von der Seeküfte.
Eir weiterer Absatz bestimmt, daß alle Mineralien d?r Nation gehören uid alle
auf der alten Verfassung beruhenden Rechtstitel hinfällig sind. Auch alle Kon-
trakte, welche sich auf den Erwerb von natürlichen Hilfsquellen der Landes be-
ziehen und seit dem Iahr 1876 abgeschlossen worden sind, sollen der Revision
der jetzigen Regierung unterliegen und können für null und nichtig erklärt werden.
Bezüglich der Landgüterist es der Revolution zum großen Teil gelungen, die Besitzer,
wenn auch noch nicht rechtlich, so doch praktisch zu vertreiben. Sie sitzen zum größten
Teil in den Vereinigten Staaten und in Europa und warten auf bessere Zeiten,
die ihre Rückkehr ermöglichen. Für diese Besitzer blüht das Heil nur in der Inter
vention der Vereinigten Staaten, da hiermit auch die gründliche Revision dei
Verfassung verknüpft wäre. Die durch Zertrümmerung der Güter fre ige wordenen
Peonen sind eine Häuptstütze der jeweiligen Armeen oder Banden.
, Im Gegensatz zu den Großgrundbesitzern haben die großen Bergwerks- und Ol^
gesellschaften ihren Kampf gegen die Nationalisierung der Hilfsquellen in den
letzten Iahren erfolgreich durchgefochten. Sie verstanden es nicht nur, zur rechten
Zeit gegen di- Regierung Stimmung zu machen, sondern wußten sich auch selbst
zu schützen, sei es durch Selbsthilfe in Form von kleinen Truppenkontingenten

oder durch Anrufung des rordamerikanischen Schutzes. Nach der Befestigung)
der Regierung Carranzas waren die wiederkehrenden Unruhewellen in gewissen
Grenzprovinzen Merikos zum großen Teil Begleiterscheinungen des seit vier
Jahren tobenden Kampfes zwischen der Regierung und den industriellen Trusts^
Die meisten sogenannten Grenzzwischenfälle, die Ermordung von Fremden u. s. w.
waren, wenn auch nicht immer inszeniert, so doch willkommener Anlaß für die
Regierung der Vereinigten Staaten, den Kampf der Trusts gegen Carranza auf
eine, nach außen hin legal-politisch erscheinende Grundlage zu stellen. Di? mit
staunenswerter Energie durchgeführte Sozialisierung zugunsten der einheimischen
Bevölkerung, die auf eine intensivere und dem nationalen Wirtschaftsleben dien-
lichere Ausbeutung der großen Bodenschätze hinauslaufen soll, ist den fremden.
Kapitalisten ein Dorn im Auge. Seit Iahren arbeiten die Olkonzerne mit allen
Mitleli gegen diese Bestrebungen, mit dem Ergebnis, daß nach einem vorläufigen
Bericht des Senats eine Abänderung der Verfafsung dahin zu erwarten stehi,
daß die B'sitzrechte der Gesellschaften, welche vor der Festlegung der Verfassung
bereits im Betrieb waren, nicht angetastet werden sollen, Das wäre ein voller
Erfolg der Trusts, denn die meisten ihnen angehörigen Gesellschaften wurden
schon vor Iahren begründet und erfreuen sich des größten Wachstums. Die Merican-
Petroleum Company, welche allein 500000 aeres Land kontrolliert, erwarb ihren
Besitz in der Hauptsache vor etwa 20 Iahren. Die Standard Oil Company und
die Meriean Eagle Company, welch letztere kürzlich in. die Hände der Royal Dutclv
überging, datiert ihren Erwerb gleichfalls auf Jahre zurück. Die Nachrichten von
der Erschütterung der Stellung Carranzas lassen vermuter, daß sich Carranza
im Senat einer wachsenden Opposition gegenübersteht, welche bedenklich «m Sinne
der Vereinigten Staaten arbeitet. Auch hinsichtlich der Steuern und Abgaben^
welche die Olgesellschaften mit 1 Million Dollar monatlich belaste.r sollen, wird
die Regierung Carranzas lästig empfunden. Das hindert jed?ch nicht, daß Pro
vuktion und Ausfuhr von Ol sich seit 1917 heben und, ständig neue Rekordzifferu
erreiche!!. Im Jahr 1918 betrugen die Erportzifferr, 63 M'llionen. Faß, verglichen
mit 55 Millionen Faß im Iahr 1917 und 39 6U0 000Faß im Iahr 1916. Auch
die Reineinnahmen der meisten Gesellschaften weisen Rekordhöhe auf,
Da die Höhe des von den Trusts vertretenen Kapitals den Wirkungsgrad
oer Maßnahmen gegen die Regierung Carranzas bestimmt, erhält der Ver
trustungsprozeß in der gegenwärtigen politischen Lage einen neuen
Anreiz. Die Königliche Shellgruppe und die Standard-Oil-Gesellschast befinden
sich bereits im Erdstadium des Wettkampfes um die Beherrschung des merikanische»
Olreichtums. Eist vor kurzem sind die Meriean Petroleum Company of Delaware,
die Merican Eagle Company und die Corona Gruppe an die Shellgruppe über-
gegangen, sodaß auf diese gegenwärtig mehr als 50 Prozent der gesamten men-
kanischen Olproduktion entfallen. Die Standard Oil Company ihrerseits hat
jich einen beherrschenden Einfluß in der Dccheny, Mestres und Penninsular-Merican

Fuel Company gesichert und beteiligt sich mit besonderer Energi.' an der Er
schließung von Ölfeldern, die neuerdings i, der Nähe von Mapimi in der nördlichen
Hälfte des Staates Durango gesunder worden sind. Im ganzen gibt es z. Zt.
^irka 190 Olgesellschaften, die zum weitaus überwiegenden Teil in fremdem Besitz
sind. Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang, daß die Regierung
Carranzas in letzter Zeit bedeutende Konzessioner an japanische Unternehmer
gewährt hat.
Diese Zusammenballung der Interessen beherrscht auch die Bergwerks-
Industrie, an der nordamerikanische Kapitalisten ziemlich mit einer halben
Milliarde Dollar beteiligt sind. Entgegen den tendenziösen Nachrichten, daß die
Bergwerke ungeheuern Schaden erlitten hätten, muß auch hier wieder betont
werden, daß die hohen Metallpreise während des Krieges die Aufrechterhaltung
der meisten Betriebe ermöglichten. Der Stand der größeren merikanischen Berg-
Werksgesellschaften ist sogar so günstig, daß sich besonders der englische Kapitalmarkt
neuerdings in außerordentlichem Maße für sie interessiert. Die englische Einfluß
sphäre hat besonders im August eine erhebliche Erweiterung erfahren. Mit einen«
Kapital von 1 Mill. Pfd. Sterling wurde die „Meriean Corporation" zum Zweck de?
Erwerbs und der Ausbeutung von Erzlagern an verschiedenen Stellen des Lande«
unter den Auspizien der führenden merikanischen Bergwerksg'sellschaften ge
gründet. Nach Angabe der englischen Finanzpresse handelt es sich um einen Konzern,
der zu den einflußreichsten dieser Art gehört. In Meriko kristallisieri sich das Unter
gehmen um die beiden alten Bergwerksgesellschaften Camp Bird und Santa
Gertrudis, welche ein Kapital von 3,6 Mill. Pfd. Sterling vertreten. De Beere,
Consolidated Gold Fields, Consolidated Mines Seleetio,i Co., Erploratlon Co.,
die Imperial K foreign Corporation, die Central Mining Corporatior, tie Lake
View-Gruppe und die Lena Goldfields stehen in mehr oder weniger enger Fühlung
eiit der neuen Gesellschaft und erweitern die finanzielle Grundlage auf mindestens
mne halbe Milliarde Mark. Der Vormarsch auf die unerschöpflichen Bodenschätze
Merikos ist also mit dei stärkster Waffen geplant. Hi^r stoßen die englischen und
amerikanischen Interessen besonders auf die japanische Konkurrenz. Iapans
Bemühungen um den lateinamerikanischen Markt während des Krieges sind
bekannt. Mit dem Erwerb des Eisenberges von Durango hat sich Iapan eine
Erzbasis geschaffen, welche es befähigt, den Kampf um die Vormachtstellung auf
den ostasiatischen Eisenmärkten erfolgreich und gegen die nordamerikanische
Konkurrenz durchzuführen. Carranza begünstigt offenbar das Eindringen der
Japaner in jeder Form, um ein Gegengewicbt gegen die englisch-amerikanischer!
Bestrebungen zu schaffen.
Unbekümmert um die in politischer Hinsicht prekäre Lage Merikoe bereiten
die amerikanischen Finanzleute mit großer Energie die wirt-
schaftliche Durchdringung Merikos vor. Der Plan der Gewährung einer finan-
ziellen Unterstützung an Carranza in Form einer 90 Millionen Dollar-Nnleibe

ist als unproduktiv und als der gegenwärtigen Sachlage nicht entsprechend auf'
gegeben worden. Dagegen ist unter Führung der maßgebenden nordamerikanischen
Banken eine merikanische Finanzierungsgesellschaft gegründet worden, welche
als Trust der englischen Gesellschaft in mehr als nur im Titel ähnelt. Die Errichtung
der „Meriean International Corporation" ist für die Erpansionsmethoden der
Nordamerikaner bezeichnend. In allen Teilen des Landes sollen Bankfilialen
eröffnet werden, die sich den jeweiligen und lokalen Bedürfnissen möglichst an-
passen und dem Auslandskapital die Wiederbetätigung in Meriko erleichtern
sollen. Die Gründerbanken arbeiten mit Mitteln von mehr als 2 Milliarden
Dollar. In den letzten Monaten haben die National City Bank of New-Pork und
die Guaranty Trust Company, um die es sich handelt, nicht weniger als zirka
'l> Filialen in allen Teilen der Welt, ganz besonders aber in Latein-Amerika,
aufgemacht. Während über die Möglichkeit einer Finanzierung der Ausfuhr nach
Europa sich die tüchtigsten amerikanischen Geschäftsleute die Köpfe zerbrechen,
deweist die letzte Gründung zum Zwecke der rücksichtslosen Eroberung des meri-
kanischen Geldmarktes, daß der Schwerpunkt der nordamerikanischen Finanz
Probleme noch keineswegs nach Europa hin tendiert. Das Vorgehen der amen
kanischei Banken erfolgt in einem Augenblick, wo Carranza, die finanzielle No!
seines Landes erkennend, dem Senat eine Vorlage über die Umgestaltung des
gesamten Bank- und Kreditsystems unterbreitet. Die Vorlage sieht die Errichtung
von Spezialbanken für die wichtigsten Industrie- und Handelszweige vor, um
den verschiedensten Bedürfnissen der einzelnen Produktionszweige gerecht zu
werden. Die Regierung behält sich natürlich ein weitgehendes Kontrollrecht vor.
Von diesem Bankgesetz erwartet die Regierung eine heilsame und der Entwicklung
des heimischen Wirtschaftslebens dienliche Befruchtung des Kapitalmarktes.
Während Earra iza damit allerdings die Aufsaugung und Verteilung nord
amerikanischen Kapitals n, vielen einzelnen Adern erreichen wird, kann er ander-
seits kaum verhindern, daß diese Entwicklung wieder in erster Linie den Trusts
^ugutekommt , deren Interessen nie mit der Politik eines durch und durch revo
iutionäre.i Landes zusammenfallen werden.

Das Tragische in der Zwangsläufigkeit der jetzigen Entwicklung ist also er
sichtlich. Um aus dem Dilemma herauszukommen, braucht Meriko Kapital; dieseo
kann nur von einer Seite kommen, welcher der Weltkrieg eine Monopolstellung
eingeräumt hat, nämlich aus den Vereinigten Staaten oder in bedingtem Maße
aus England. Die Wirkung der Finanzierung Merikos wird also ganz bestimmt
mit den nordamerikanischen Interessen übereinstimmen, gleichgültig auf welchen
Umwegen dies geschieht. Ebenso bestimmt aber werden diese Interessen die Sozia
lisierungspolitik der gegenwärtigen Regierung durchkreuzen. Die Dynastie Diaz
war allerdings eine glänzende, aber sie war eine einseitige im Sinne des nord°
amerikanischen Kapitals. Die letzte Revolution war der Aufschrei des Volkes
gegen dieses Regime und der Ablauf des revolutionären Gedankens ist noch nicht

vollkommen. Angesichts der heutigen KräfteveK eilung und der aggressiven Politik der Vereinigten Staaten erscheint eine endgültige Regelung noch weit entfernt. Wie auch die Fortsetzung des Kampfes sich abspielen wird, immer wird das „Volk" als Träger der Revolution eine Enttäuschung erleben, weil dieses Volk in seiner Zusammensetzung und seiner Leistungsfähigkeit nicht der Größe und dem Reichtum des Landes entspricht. , i

Eine Rettung gäbe es nur durch eine intensivere Besiedlung des Landes mit urwüchsigen bodenständigen Menschengruppen. Dem Land mangelt es nach der Zerschmetterung der großen Landbesitze an innerlichen Kräften. Die Einwanderung und Besiedelung des Landes ist eines der vitalsten Probleme. Seit Friedensschluß ist bei Carranza eine Unzahl von Anfragen bezüglich der Möglichkeit einer Einwanderung eingegangen. Die Regierung begünstigt die Einwanderung und ist auch in der Rassenfrage nicht ängst.ich. Es ist also nicht nur möglich, sondern wcchlscheinlich, daß sich mit der Zeit auch die deutschen Brennpunkte in Meriko wieder erweitern werden. Wir wissen, daß noch in der zweiten Hälfte des Krieges das Deutschtum in hohem Ansehen stand und jetzt nur auf den Augenblick wartet, wo die alten Fäden mit der Heimat wieder aufgenommen werden können. Der deutsche Einwanderer ist der Regierung insofern am genehmsten, als er sich am besten assimiliert, abgesehen von den Spaniern, Italienern und Arabern, welche sich leicht mit der einheimischen Bevölkerung vermischen, aber in weltpolitischer und wirtschaftlicher Hinsicht nicht die Bedeutung wie die Deutschen beanspruchen. Der amerikanische Einwanderer wird selten Merikaner; in 95 Prozent aller Fälle bewahrt er in sozialer, ethischer und politischer Hinsicht seine amerikanische Eigenart. Auch der Engländer bleibt seiner Eigenart treu. Hierin liegt der Kernpunkt des politischen Problems. Die Vereinigten Staaten erkennen die Gefahr, welche ihnen in der Besiedlung Merikos mit leicht assimilierbaren Rassen droht. Auch England bangt vor einer solchen Entwicklung und befürwortet — soweit ein Blick hinter die Kulissen diesen Schluß erlaubt — mit ganz besonderem Nachdruck eine Intervention. Dabei fällt ins Gewicht, daß Englands Prestige in Meriko in den letzten Iahren einen starken Stoß erlitten hat. ^ .

Für das Deutschtum wird eine Intervention in keiner Weise von Vorteil sein. Die auf amerikanische Intervention folgenden politischen Etappen sind bekannt. Es gibt dafür in Westindien schlagende Beispiele. Die Intervention würde Einführung einer neuen Despotie bedeuten, welche der Monroedoktiin nicht mehr bedürfte, um Meriko unter Ausschluß aller Rassen, die bisher das Fettnent der nationalen Wirtschaft bedeuteten, dem Amerikcmismus mit Stumpf und Stiel zu überliefern.

Man darf auf die kommenden Ereignisse gespannt sein. So wie die Dinge heute liegen, scheint die revolutionäre Welle gegen diesen Amerika»ismus nocl» nicht am Ende ihrer Auswirkung zu sein; die Haltung der Vereinigten Staaten lmd Englands kann sie von neuem entflammen. Die Problemstellung hat sich nocl>

nicht geändert; sie wurde von dem merikanischen Finanzminister Luis Cabrera anläßlich einer Sitzung der „Ameriean Academy of Political and Soeial Seience" im November 1916 in markanter und von ehrlicher Offenheit zeugender Weise in folgenden Sätzen festgelegt: ,/lde vrodlem tor Mexico i5 t,o tmä tlie wa^ in ^vtuck loreißn mone^ s,uc1 ünlui^rlmtH can treel^ corue to ^Vlexie» anä contiibute t.o der praßre88 wirliout decomüiF 2 privile^eä claä8. InZteaä ol deconünß 2, ßiovnnß menace to tne soverei^nt^ ot Nexico^ tke^ 8kou16 contridute to tlie consoliclQtion ot Iier 8overei^nt.^ anä ner inäepenäence 22 2, Nation."

Dr. Hans Sieüler:

Aufruf an alle Schaffenüen in deutschlanü.

-Nur in einer geschlossenen Phalanx der
Ersten und Allerersten tonnte die ganze Schön-
heit des Gedantens verwirklicht werden. Jeder
Beitrag bedeute Opferung. Aber zur Opferung
sind nur die wahrhaften Priester von jeher zuge-
lassen, jene, denen es heilig ist mit dem Pfund,
das ihnen anvertraut ist/

Anton Wildgans.

Ein unerhörtes Schauspiel hat den letzten Akt entrollt. Nach Reihen schimmern-der Taten wird der heldische Ringer entkräftet in Fesseln geschlagen. Im Triumph-zug führt ihn die glorreiche Siegerwelt auf, während sein Antlitz, schon Stein und Geschichte, bereit ist für das grenzenlose Staunen ferner Enkel.

Uns Lebenden aber, die der Blitz der Granaten verschont hat, ersteht die unausweichliche Pflicht, durch Taten des Friedens die schmachvoll zerbrochene Säule der Weltachtung eines Volkes wieder aufzurichten, das Hochmut zuhause und Neid von außen zum Absturz brachte. Nur die Tempel der Ahnen türmen sich über die Trümmerfelder vergessener Epigonen und haben Bestand. Türmen auch wir denn Tempel, Städte von Tempeln über die ewigen Grabmale unserer Toten. Mag sein, daß auch wir dann bestehen! —

Die Stunde für Programme muß vorüber sein!

Verdurstend ruft ein Volk in Not nach Taten. Geschahen schon solche? Sicher! Man hat uns — blutenden Herzens — den Frieden gegeben. Mit dem Mute Verzweifelnder wird zum Aufbau gerüstet. Es gilt als erstes Bedürfnis ent-kräftete Körper erneuern. Aber schon marktet man fast nur um Werte desLeibes. Und doch -nur die innere Stärke, die Stärke der Seelen, ent-scheidet am Ende das Schicksal der Völker. Kulturen und Völker schwanden dahin, die den Tanz ihrer Wünsche allein um den F?tisch des Goldes schwangen. Man

nahm uns den Schimmer der Weltmacht, nahm viel und wenig. Es liegt ja bei
uns, unsere Seelen zu schmücken, wie sich Helden der Vorzeit zu ruhmreichem
Schwertgang kränzten. Es liegt ja bei uns, den Neidingen Deutschlands die
Hoffnung zu rauben, als lasse die Sucht, uns der leiblichen Not zu erwehren, uns
geistig verarmen.
Erneuerungspläne, vor allem solche mit geistigen Zielen, sind dem Spiel
eines Kindes am Abgrund vergleichbar, solange sie sich auf Mittel des Staates
gründen. In der Ohnmacht des Sturzes ruft Deutschland nach jenem Gedanken
um Hilfe, der befähigt ist, aus sich selbst zu keimen und Frucht zu treiben.
Was möchtet ihr aber Lieberes wirken, ihr vielen Gestalter, ihr
Denker uad Dichter, ihr Künstler und jeglichen Schöpfer-
geister, als mitzuschaffen am seelischen Wohlsein des Volkes, aus dem auch
eueres Könnens Saat entsproßte? !
Oder wollt ihr nur wenigen tausend Erwählten zuliebe den Pinsel, die Feder,
den Meißel führen?
Du Meister des Liedes,
die schlichteste Weise, womit du verhärtete Herzen aus Fristen zu Menschtum er-
weichtest;
Du Bildner der Linie,
des Wortes, der Farbe,
was du immer »n Schönheit im Antlitz niederer Stumpfheit entfachtest;
Du vielfacher Forscher,
der Funke Lichtes, beii dein zündender Geist in den Dämmer verdüsterten Alltags
sprühte — — — —
Es ist von allem, was du je schufst, dein Bestes gewesen. Abgründige Täler
des Lebens durchbrach der Blitz deiner Liebe. Von Schönheit und Helle, von
Güte und Kraft des Erbarmens ward der letzte aus deinen Brüdern durch dich
empfangen. Seht hin, welch ein Heerzug geschändeter Seelen! Wie viele sind
brüchig und morsch geworden in diesen Iahren! Nach Baumeistern ruft man.
Ihr seid sie!!
Aber es ist schon so viel geschehen!
Was wird nicht alles an Volkshochschulen, in Kunstausstellungen, Führungen,
Vorträgen, Volksbildungskursen geboten! Sicher!! Unendliche Reichtümer,
kostbare Schätze, befruchtende Quellen ^ bis heute verstopft und verborgen —
sind dienend erschlossen. Wie vielen wird al>3r geholfen damit? Ist die Einrichtung
überall möglich? Hat jeder Zeit zum Besuch? Und es ist doch so wichtig,
den letzten, den Dumpfheit umkrallt hält, aufzu-
rütteln.

Aufruf an alle Schaffenüen in deutschlanü Hans Fieüler
Ein Ausweg, ein Einfall: die Presse!!
Erschreckt nur!
Natürlich ist es die Monatsschrift, die Halbmonatsschrift, die Wochenschrift, — wie ihr wollt.
Um wenige Pfennige ist sie im dürftigsten Buchladen kaufbar. In allen Lesehallen liegt sie mehrfach auf. Die Post fördert sie in den entlegensten Winkel ferner Provinzen. Ieder kennt, jeder liebt dieses Heft, jeder liest es. Nicht jeder! Aber Tausende, Zehntausende, Hunderttausende. Alle!!
Warum ?
Vorerst ist alles gediegen hinab bis zur letzten beim Druck verwendeten Letter. Mit freundlicher Kunst ist der Umschlag verschönert. Auf „Kunst" liegt der Nachdruck. Vom erhabenen Zeichentisch eines der Formengewaltigen Deutschlands begann jene selige Reise ins durstende Flachland. Er fand sich zu der kleinen Gabe mcht zu groß. Im Gegenteil macht es ihm Freude vom reichen Füllhom seiner Kunst alljährlich einmal, zweimal sein Scherflein beizusteuern. Der Entwurf zur Umschlagzeichnung ist nämlich gespendet. Umsonst ist auch der garze bunte Inhalt aus dem Stift, dem Pinsel, der Feder von Männern (und Frauen^ geflossen, die — ein jeder in seiner Art — als Führer erkannt sind. Niemals ist Kapital zu besserem Zweck gestiftet worden. Niemals haben die trefflichsten Geister ihr Können zu besserem Werke dargeboten.
„Spende sei nicht nur das Titelblatt! So weit müßte es kommen, oder besser gesagt: damit müßte angefangen werden, daß es Ehrung bedeute, zur Suende aufgerufen zu werden". Anton Wildgans.
Es wäre vergeblich, den Inhalt der Hefte schon heute umschreiben zu wollen. Ihr köstlicher Reichtum wird niemals in undurchdringlichen Nebeln verborgen liegen. Denn Augen sind da, nicht ahnend des Lichtes, dem Licht entfremdet, getrübt vom beizenden Staub mühseliger Lebensstraßen — begriffschwere Massen im Kindheitsalter, dieNähe, nicht Ferne suchen. Nicht Feme — doch Höhe! Höhe, zu der man aus Klüften und giftigem Sumpfland emporschaut. Höhe, um die das steingewordene Grauen der Städte in angst- und notbefreiten Lüften brardet. Höhe, dahinter die Sonne erwacht und die sie noch sinkend purpurn vergoldet. Und so werden die Hefte den Bettlern am Tisch der Knechte nicht minder ersehnter Besitz sein wie denen, die rings um die Tafeln der Schönheit schwelgen. An ihrer Mitarbeit wird kein Schaffender fehlen, dem die Gabe ist, Menschliches menschlich zu deuten, er sei Dichter, Künstler, Politiker, Arzt, Gelehrter, Priester, Kaufmann. Zu freudigem Beitrag werden sie alle bereit sein. Und aus der Spendenfülle von Schönheit und Wissen erwecke die Hand eines Meisters die tönende Stimme, auf daß sie die Mauern verstockter Herzen mit Donnerstärke durchdröhne, die aber in Demut

und Einfalt sich übten, empor zu den Gipfel.i der Schonheit leite. Es brenne Prometheusqual und Dädalussehnsucht den Menschen bei ibren Klängen? Und rückwärts zu schauen und vorwärts zu stürmen belehre sie ihn'. In allem verkünde sie aber kristallklar sei^i eigenes Abbild, des nichts Schöneres ihm zur Heimat geschaffen wurde.

Genugsam enthüllt sich das Rätsel der magischen Wirkung. Das Unerhörte ruft sich lockead aus. Aus jedem Zug, aus jeder Zeichnung, jeder Zeile blickt lieb- reich einer der unnahbar Besten Enterbten ins Antlitz. Kein spielerisch Schau» gepränge eine Spende, ein heiliges Opfer und um den Opferaltar der Stolz der Nation — die Priester der Schönheit, der Kraft, de5 Lebens.

Die Tat, die man fordert von euch, ihr Geistigen Deutschlands, ertönt mit der Kraft der Posaune. Darunter versinkt ohne Spur aller Durchschnitt und Alltag. Sie kann nicht verhallen. Vereinigt ist euer Wille ein brausender Sturmwind. Selbst der Taube und Blinde erahnt seine Wirkung. Man muß euch hören. Und auch jenseits der schwarzrotgoldenen Pfähle begänne man staunend auszuspähen^ wenn dem Leib des zerschmetterten Riesen verjüngt seine Seele entstiege. Und die lau und entfremdet dort drüben der Mutter vergaßen, und die sich dort nacl> deutschen Lauten mächtig sehnten, und die vielen, die dorthin noch wandern müssen, — werden sie dann nicht alle dem Licht dem großen flammenden die Brust entgegendrängen?

Noch ist es ein goldenes Traumbild. Vielleicht nur der Wille zum Leben erfüllt uns im Augenblick alle mit gleicher Stärke. Aber Wille zum Leben bezeuge sich durch Taten. Helft mit, daß der todmatte Aar leine Schwingen zu neuen. Flügen weitet! Empor die Klinge!

Zustimmungsadressen (zu Inhalts- und Geldbeiträgen) sind unter Auf-- schrist „Die Schaffenden" zunächst zu richten an: Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt, v. S. Schottlaender, Akt.-Ges., Breslau III.

Ieder Beitragende wird zugleich den Namen der Persönlichkeit nennen, die er in den Aktionsrat gewählt wünscht. Der so zustandekommende Areopag wird^ dann die Fundierung des Werkes, die Auswahl der Beiträge u. s. w. vornehmen. Der Areopag als Ganzes wird das Recht der Zuwahl besitzen. —

Mlma von Hartmann:
die Kriegsbriefe ües Großaümirals von tirpitz.
Ergreifend sind die als Anhang gegebenen Briefausschnitte des Tirpitzbuches,
das soeben im Verlage von F. A. Köhler in Leipzig erschienen ist, aus dem Haupt-
quartier bis zum 27. August 1915, wo Tirpitz nach Berlin zurückkehrte. Am
21. August 1914 schreibt er aus Coblenz: „Wie hätte ich persönlich gewünscht, diesen
Hrieg nicht zu erleben. Ich kann es immer noch nicht begreifen, daß wir mit Ruß-
land nicht auf einen mcxluZ vivenäi kommen konnten .... Werden wir das
Weltennetz zerreißen, welches das perfide Albion um uns gesponnen hat?" Immer
wieder tritt der Gedanke auf, daß England auch gegen uns gewesen wäre, wenn
wir keine Flotte gehabt hätten, und wenn wir weiter mit der Flotte gewesen wären,
hätte England es nicht riskiert, gegen uns zu gehen.
Hier ist der Großadmiral voreingenommen. England wollte unsere Ver-
nichtung unseres wirtschaftlichen Aufschwunges wegen, mit oder ohne Flotte,
der Krieg mit ihm war also nicht zu vermeiden. Ia, wenn wir einen großen Bundes-
genossen gehabt hätten, auf den wir uns so fest verlassen konnten wie England auf
Amerika, dann hätten wir den Krieg um unsere Eristenz nicht nötig gehabt. Aber
bei unserer gefährlichen geographischen Lage, eingekeilt zwischen angriffslüsternen
und eroberungssüchtigen Nachbarn mit zweifelhaften und schwachen Bundesge-
nossen, war unser Untergang vergewaltigen Übermacht gegenüber vorauszusehen.
Das Heldentum unseres Volkes konnte ihn aufhalten, aber nicht in Sieg oder in
<inen auch nur halbwegs erträglichen Frieden umwenden.
Ende August 1914 sieht Tirpitz die Sachlage etwas tröstlicher an. Die Kraft
der französischen Armee sei schon fast gebrochen und es sei daher möglich, wenn
ouch nicht wahrscheinlich, daß es bald zum Ende komme. Nur England steht da-
zwischen. Unsere Truppen — hoffentlich Brandenburger! — stehen im Kampf
mit zwei englischen Divisionen. „Wolle Gott die Erzschurken vernichten, die unser
Kultureuropa in Flammen gesetzt haben, kalten Blutes, aus schnöder Herrsch-
und Geldgier." Trotzdem die Armee von Sieg zu Sieg schreitet, bleibt er sorgen-
,voll, weil er die Hartnäckigkeit der Engländer kennt. Daß er so gar kein Verfügungs-
recht über die Flotte hat, empfindet er schwer. Er steht den Anordnungen des
Flottenchefs Ingenohl kritisch gegenüber, aber er will nicht im einzelnen rechten.
Nur ein Hinausschieben der Flottenschlacht fürchtet er. Der Kaiser sei gegen ihn
fcharf gemacht, Aethmann bearbeite Pohl, daß die Flotte nicht eingesetzt werde.
„Das wäre der Tod unserer Flotte nach dem Kriege. Er und die ganze Bande
Don Diplomaten will die Flotte verkaufen beim Friedensschluß mit England. Das
ist das ganze Geheimnis." Mit Sorge vernimmt er, daß die Hauptarmee der
Österreicher sich nicht glücklich geschlagen hat, was wegen der Rückwirkung auf den

Klma von Hartmann die Kriegsbriefe ües
Balkan schlimm sei. Aus Longwy hat er sich Dum-Dllmgeschosse mitgebracht als Beweis dafür, daß das französische Kriegsministerium dies angeordnet hat. Am 4. September 1914 aus Luremburg, wohin das Hauptquartier verlegt worden ist, neuer Stoßseufzer: „Ich fürchte den Kanzler und seine Leute; ich bin davon durchdrungen, daß sie der großen Zeit nicht gewachsen sind und, wie sie den Krieg nicht verhindert haben durch ihre Politik, so werden sie auch einen jämmerlichen Frieden zustande bringen. Die Engländer niederträchtig, brutal als Nation — als einzelne Persönlichkeit sind sie zu achten. Sie haben sich in hundert Iahren eine Moral zurechtgemacht, an die sie glauben. Alles ist gut, gerecht, religiös sogar, was ihnen Nutzen bringt. Alle Völker sind ihre Auspreßobjekte nach Gottes Rat» schluß." Die Waffe der Lüge und Bestechung, die England gegen uns anwendet^ empfindet er furchtbar. Als der Abgeordnete Paasche im Reichstag einen Antrag zur sofortigen Verstärkung der Flotte einbringt, hält Be/thmann Tirpitz natürlich für den intellektuellen Urheber. Am 10. September verzeichnet er, daß die Frauen in England besonders wild auf uns seien. Dem Kaiser müsse man das große Vere dienst lassen, daß er die Wehrmacht nicht habe einschlafen lassen. Am 12. September 7 „Das ist es ja eben, daß wir Englands Zustimmung zu einem Frieden nicht bekommen werden, in welchem wir uns schadlos halten dürften. Dieser Separatfrieden ist eben unmöglich. Wenn wir also nicht unterliegen und ausgelöscht sein wollen als großes Weltvolk, so bleibt uns keine Wahl als durchhalten." Flaumacherei stärkt nur England. Die Siegestollheit in Berlin macht
ihn bestürzt, ebenso das Hilfegeschrei der Österreicher bei Lemberg. Der Sieg Hindenburgs in Ostpreußen könne das nicht ausgleichen. Nur „auf den ungeheuren moralischen Schwung, mit dem unsere ganze Nation den perfiden, brutalen Fehdehandschuh aufgenommen hat, kann man wahrhaft stolz sein und daher hoffen, zu einem guten Frieden zu kommen. Es ist aber viel zu früh über die Art desselben zu sprechen." Am 19. September teilt er mit, daß Admiral v. Hintze, der soeben aus Meriko angekommen sei, die Ansicht ausgesprochen habe, daß der Mangel an Führung die herrschende Klasse, einerlei ob Sieg oder Niederlage, um ihre Stellung bringen müsse, und daß sofortiges großes Entgegenkommen, z. B. eine Wahlrechtsreform in Preußen und die Berufung von Sozialdemokraten zu hohen Posten, das einzige Mittel wäre, den ungeheuren Schwung der Nation in sichere Kanäle zu geleiten. Über den Start des ganzen Krieges sei er außer sich gewesen. Am 20. September fügt Tirpitz hinzu: „Vielleicht rettet uns das Volk und seine Kraft. Mit dem bisherigen Klassen- und Kastenwesen ist es vorbei. Sieg oder Niederlage, wir bekommen die reine Demokratie." Die Schaukelpolitik Rumäniens beunruhigt ihn, die Landung von hunderttausend Iapanern in Schantung zeigt ihm, daß Tsingtau, welches er gewissermaßen als seine Schöpfung betrachtet, verloren ist. Unmittelbar nach dem Kriege will er seinen Abschied nehmen. Pohl, Müller, Bethmann und der Kaiser halten die Flotte zurück. „Ich glaube jetzt, daß sie keinen Schuß abgeben wird, und mein Lebenswerk endet mit einem

Minus." Mit Bethmann spricht er nicht mehr, obgleich die Herren in demselben
Saale essen.
Das Hauptquartier siedelt nach Charleville über. Am 4. Oktober: „Dieser
Krieg ist wirklich der größte Wahnsinn, den die weiße Rasse je begangen hat. Wir
schlagen uns auf dem Kontinent gegenseitig tot, damit England den Profit hat.
Dabei bekommt es das perfide Albion fertig, auf der ganzen Welt uns als die
Schuldigen hinzustellen. Man könnte allen Glauben an das Gute verlieren." Er
empfindet es als eine Tragikomik, daß er unter die Hetzer gerechnet werde. In
Bezug auf Österreich zitiert er Napoleon HI: „on ue s'allle pas avec uu caäavie."
Er bekommt am 6. September einen langen Brief von Ballin, der ihn auffordert,
zu einem Flottenagrement mit Churchill zu kommen, d. h. mit anderen Worten,
Aufgabe unserer selbständigen Stellung gegen England und Vasallenstaat nach
französischem Mustek „Wenn der liebe Herrgott nicht ganz besonders eingreift,
wirs es auch dazu kommen. Der Boden wird nach dieser Richtung präpariert,
und ich bin das Karnickel des Krieges." Der Fall von Anlwerpen bessert für kurze
Zeit die Stimmung im Hauptquartier. Tirpitz aber beklagt das Entwischen der
feinblichen Truppen, die nun die Heeresmacht der Entente stärken. Immer wieder
betont der Staatsmann das Durchhalten. Aber dazu gehören eiserne Männer,
der Kaiser und die Leute um ihn sind das nicht. Er weiß, daß viele auf ihn gerechnet
haben, und nun kann er gar nichts tun, sondern muß tatenlos und ohne Einfluß
dem Verderben zuschauen. Er liest die sozialistischen Monatshefte und freut sich,
daß die Sozialdemokratie auchEngland als den Feind, der ein aufblühendes Deutsch-
land nicht dulden wolle, begreift, und daß die internationale Idee eine Utopie ist.
Man braucht große Reformen. Unsere Verfassung paßte für den alten Kaiser und
Bismarck; sie paßt aber nicht für den Durchschnitt; es ist ein Methodenfehler, daß
Verfassung und Leitung nur auf zwei Augen steht; wenn die unter dem Durch-
schnitt sind, ist es schlimm. Iagow glaubt, der Krieg würde langsam versumpfen
und einschlafen. „Wir sind so umgeben von Haß und Übelwollen der ganzen Welt,
daß nur ein großer Sieg uns helfen kann." Eine Broschüre aus Holland fordert
zur Gründung eines Weltbundes auf gegen den ungehobelten überall störenden
Parvenü Deutschland nach dem Frieden! In England führt die ganze Nation
den Krieg mit bulldoggenartiger Energie; wie sollen wir der Bulldogge an den
Leib, wenn noch sieben andere Hunde uns hetzen? Am 19. Oktober bittet ihn der
Reichskanzler zu einer Besprechung über mögliche Friedensbedingungen. Tirpitz'
Ansicht geht dahin, daß wir erst vollen Sieg haben müßten, ehe man sich darüber
äußern könne. Er glaubt an den Erfolg der Flotte und hält ihre Passivität für einen
gefährlichen Irrtum, Über den chilenischen Seesieg und die Erfolge der U-Boote
freut er sich, Ballin nicht, weil es die Engländer immer mehr in Wut bringt! Ein
amerikanischer Iournalist besucht ihn und deutet an, daß man nicht genug Ver-
ständnis für die Presse und für die transatlantischen Verhältnisse habe; dann
kommt Graf Tisza, der voller Zuversicht ist, aber meint, wir hätten ein paar Divi-

sionen mehr nach Polen schicken müssen. Am 26. November sagt Tirpitz dem Kaiser,
wir müßten der Tatsache ins Auge sehen, daß England aufs Ganze ginge, dem-
zufolge starke Mittel anwenden, die U-Vootblockade. Der Kaiser ging darauf ein.
Abends vorher waren Helfferich und Havenstein, der Präsident der Reichsbank,
beim Kaiser gewesen, und da soll sich der Kaiser ablehnend gegen die U-Bootblockade
ausgesprochen haben.
In Hindenburg und Ludendorff verehrt er zwei große Heerführer. Am 10. März
1915 spricht Tirpitz sich wieder für einen verschärften U-Bootkrieg mit Beschränkung
in räumlicher Beziehung, Kanal bis Southampton und Ostküste, aus. Am 11. März
meldet er, daß sich die Budgetkommission für die Angliederung Belgiens ausge-
sprochen habe. Die Österreicher versagen wieder. „Es scheint, daß sie nicht mehr
recht wollen, der Staat und die Armeen sind offenbar durch und durch morsch,
und für seine Interessen haben wir die „schimmernde Wehr" eingesetzt." Italien
schraubt nach Erpresserart seine Forderungen immer höher. Er beklagt, daß er
nicht schnell genug U-Boote heranschaffen könne. Der Kaiser sieht überall große Siege,
wohl mehr, um sich und seine Unruhe zu beschwichtigen. Am 21. März schreibt er
seiner Gemahlin, Müller sei von verschiedenen Seiten dringend gebeten worden,
man sollte ihn (Tirpitz) als Chef der Admiralität für die Dauer des Krieges ein-
setzen und es ihm dann überlassen, wie und wann er an Bord ginge. Die Antwort
hätte immer gelautet, das täte der Kaiser nie. „Der Kaiser will selbst den Marine-
krieg führen, und das könnte er natürlich nicht bei mir. Ich sinne hin und her,
mich aus der Lage zu befreien, in der ich mich befinde. Formell hat Pohl freie Hand,
wie kann ich da eingreifen, wenn er nichts tut bezw. sagt, er Hütte keine Gelegenheit.
Befehlen ö, Wut. prix Schlacht zu machen und herauszugehen, kann man nicht,
das muß der Betreffende in seiner Brust haben. Die Verhältnisse liegen anders
als beim Landheer." Am 22. März: „Ich habe diese Ziellosigkeit, diese Fanfaren
dabei, jetzt seit zwei Jahrzehnten miterlebt und gesehen, wie jedes Ressort für sich
arbeitet, alles sich an „Ihn" drängt, dem man den Glauben beibringt, alles selbst
zu machen, und von dem so große Vorteile ausgehen. — Byzanz." Er möchte
Hindenburg zum Reichskanzler, Chef des Generalstabes und Chef der Admiralität
in einer Person haben. Der Kaiser müßte einmal seine Macht auf
einige Zeit detachieren, z. B. auf Hindenburg. Die Behördenteilung
zwischen Generalstab und Kriegsministerium schon im Frieden schwächte
den Gesamtblick für das Nötige. Bethmann und seine Sippe, auch Bal-
lin, machen alles flau. „Frieden mit einem großen Minus für uns, aber
Frieden. Wenn man ihn wirklich will, ist für den Effekt des Friedensschlusses
nichts schlimmer als diese Flaumacherei." Tirpitz bedauert, daß man die Russen
nicht nach dem „warmen Wasser" hin abgelenkt habe, anstatt sie im Verein mit
England gerade davon abzulenken. Ein Oberstabsarzt sagt ihm, der Kaiser betete
förmlich nach einer Erlösung durch Abschiebung der Verantwortlichkeit, aber dann
stößt er auf die Mauer, mit der ?r sich selbst umgeben hat, und stößt auf sein Selbst-

gefühl. Die russische Armee schlägt sich überraschend gut, die österreichische schlecht. „Die Übermacht ist gewaltig, und unsere Gesamtleitung war leider der Lage nicht gewachsen. Trotzdem bin ich der Ansicht, daß wir weiter durchhalten müssen, solange Österreich nicht ganz zusammenbricht. Den Ententeländern ist aber nicht mit der Niederlage Österreichs, sondern allein mit derjenigen Deutschlands gedient."
Am 2. April 1915, Charfreitag, findet Tirpitz Gelegenheit, dem Kaiser zu sagen, daß die befohlene Schonung der Neutralen sich als eine große Gefahr für die U-Boote erweise; sie würden beim Auftauchen zu leicht gerammt. Der Kaiser gibt Admiral Bachmann einen entsprechenden Auftrag. Kaum zu Haus angekommen, erhält Tirpitz von Müller schon Telephon: es möchte doch erst mit dem Kanzler in Verbindung getreten werden. Am 3. April läßt der Kaiser den U-Booten doch wieder freie Hand. In der letzten Zeit sei der U-Bootkrieg sehr wirkungsvoll gewesen, der Handel in England habe stark abgenommen. Der neue Kriegsminister Wild v. Hohenborn gefällt ihm gut, sagt, wir könnten auch gegen Italien aushalten, sindet es unrichtig, daß wir wegen Belgiens nicht Farbe bekennen. Die Behandlung der Frage durch den Kanzler erschiene als Schwäche, aber nicht als Wille zum Siege.
An den Kaiser dürfen nur Siegesnachrichten herangebracht werden, z. A. daß in Indien Riesenaufstand sei. Die Wissenden blasen Trübsal. Der Kaiser suche Trost in dem Gedanken, der erste punische Krieg macht es nicht, sondern erst der zweite, dazu müßten wir dann sehr viele Schiffe bauen. „Derartiges ist unser Unglück und vielleicht Verderber. Und alles ruft Hosianna. Kein Begriff für den Ernst der Lage für die Zukunft Deutschlands. Es wäre möglich, daß er sich absichtlich betrügt. Kurz, ich habe den Eindruck, daß wir alles versuchen, England nachzulaufen."
Am 9. April fordert Tirpitz von Müller die Zusicherung, daß er zu etwaigen Friedensverhandlungen zugezogen würde, wie ihm das beim Anfang des Krieges zugesichert sei. Müller gab die Eifersucht auf Hindenburg zu, auch daß es schlimm fei, daß der Kaiser von lauter weichen Hofleuten umgeben sei, die durch lange Gewohnheit auf die Art des Kaisers eingestellt seien. Bezüglich der Flotte wolle der Kaiser sich nicht sorgen wollen, er wisse ja selbst nicht, ob er noch den nächsten Tag erlebe. Am 11. tritt W. an den Admiral heran und erzählt, es hätte sich in Berlin eine feste Vereinigung gebildet, zu der die maßgebenden Persönlichkeiten gehören, welche auf jeden Fall sich mit England arrangieren wollen. Hapag, Banken, alle früheren Botschafter und Gesandten, dazu die Wilhelmstraße, Über läufer in Fülle. England scheint Italien zu drohen, und das halten die Kerls scheinbar nicht aus. Am 12. besucht Tirpitz den Kronprinzen in Steney, der ihm erklärt, daß sie beide „verdächtig" seien. Tirpitz hat den Eindruck, daß Bachmann, der es mit ihm halte, planmäßig das Rückgrat gebrochen werden solle. Die Kriegszielfrage müßte freigegeben werden. „Man könnte sagen, wir werden nicht dulden, daß sich

wieder eine solche Verschwörung gegen uns bilde, das wäre ein Ziel und ließe
uns doch die nötige Freiheit. — Ingenohl hatte das Schicksal Europas in der Hand
durch ein Hinausgehen der Flotte im Herbst 1914."
Als am 15. April Bomben nach Charleville abgeworfen werden, wird der
Kaiser wütend und gibt auch Buckingham-Palaee frei; „er glaubte wirtlich cm
eine stillschweiger'de Einigkeit der Häupter, sich selbst zu schonen, eine merkwürdige
Denkweise." Die „Kindereien" mit den Zeppelinschiffen möchte Tirpitz bremsen.
Vom Auswärtigen Amt werde durch die Presse die Annäherung an England ge-
priesen; dann sehe man aber wieder die Angliederung Belgiens vor. Graf Monts
empfiehlt im „Berliner Tageblatt" eine Politik, in der wir uns schon jetzt als ge-
schlagen bekennen; Bethmann hat für seine antirussische Politik die Liberalen
und Sozialdemokraten für sich. „Unsere kleinen U-Boote knallen alles nieder,
was ihnen in den Weg kommt. Der Kanzler rauft sich die Haare, hat auch den
Kaiser wieber nervös gemacht. Gegen uns ist alles erlaubt, aber unsere Bescheiden-
heit und Artigkeit jetzt, wo es sich doch um die Eristenz handelt, läßt die andern
an unserem Sieg zweifeln." Am 21. April trägt Tirpitz der Kaiserin, die zum Be-
such gekommen ist und ihm beistimmt, ungeschminkt seine Ansicht vor, daß Hin-
denburg den Kanzler ersetzen müsse, wenn er vielleicht auch nur reiner Militär
wäre, damit Einheitlichkeit in das Ganze käme. Aus Wilhelmshaven bringt er den
Eindruck mit, daß man ihn an der Stelle Pohls zum Oberkommandierenden wünscht.
Das Hauptquartier wird nach Schlesien verlegt. Nach der Lusitaniaaffäre reicht
der Großadmiral sein Abschiedsgesuch ein, das aber nicht angenommen wird.
Am 25. Iuli findet er, daß Amerika „unverschämt und unverhüllt probntisch" wird.
Für England muß es eine Freude sein, daß seine beiden gefährlichsten Gegner
sich gegenseitig schädigen. Es scheinen schon Amerika Versprechungen gemacht
worden zu sein, den U-Bootkrieg einzuschränken. Damit geben wir die einzige
Zukunftswaffe aus der Hand. Tirpitz macht einen Besuch in Teschcn beim Erz-
herzog Friedrich, einem alten> gänzlich harmlosen Herrn, mit dem Konrad von
Hötzendorff wohl keine Schwierigkeit hat. Er erzählt dem Großadmiral, sein Neffe,
der König von Spanien, hätte geschrieben, daß man Spanien mit Hunderten von
Millionen zum Eintritt in den Viererverband bearbeite; solange er aber König
wäre, würde nichts daraus, er habe auch seine Armee hinter sich. Am 3. August
1915 meldet Tirpitz, daß man Funksprüche aufgefangen habe, nach denen die
Engländer „aririeä Harties" auf neutrale Schiffe schicken und mit denen dann
unsere U-Boote angreifen. Es darf nicht länger so weiter gehen mit der Einschrän-
kung des U-Bootkrieges. Die Engländer wissen von unserer Zurückhaltung und
jubeln. Ihr Geschäft wird wieder steigen. Der amerikanische Botschafter in Berlin
bar zu einem Iournalisten gesagt, das ausgezeichnete deutsche Volk wüßte gar»
nicht, daß sein gefährlichster Feind das Auswärtige Amt wäre! Gegen Österreich,
vor dem man einen unberechtigten Respekt habe, müsse man energisch werden.
Über die Proklamation des Kaisers am 1. August ist der Staatsmann außer sich.

Selbst wenn wir die Hauptpfänder nicht behalten wollen, ist es furchtbar dumm, sie zu entwerten. Aus den von uns veröffentlichten belgischen Gesandtschafts-berichten merkt er deren Bemerkung an, daß die Flotte nur als Schreckgespenst für den englischen Mob gebraucht wurde. In Wahrheit war unsere die Engländer überflügelnde Stärke in Handel und Industrie, kurz der kalte Neid die Ursache zur Kriegsvorbereitung für Grey und Genossen. Am 7. August fordert Helfferich die Preisgabe des U-Bootkrieges. Wilson soll unter der Hand davon Mitteilung erhalten. Ter Kaiser bleibt noch unentschieden. Damit ist Zeit gewonnen. Tirpitz erhält den pour le merite. Am 12. August setzt er dem Abgeordneten Rösicke in Berlin auseinander, daß die Truftmagnaten in Newyork, London, Paris und Belgien den „dummen starken Panslavismus" eingefangen hätten. Rösicke verteidigt großen Landerwerb im Osten. Zusammenkunft mit Hindenburg in Lötzen, der ihm sagt, die ganze russische Armee wäre in 3 Wochen erledigt gewesen, wenn man ihm und Ludendorff gefolgt wäre. Stattdessen hätte Falkenhayn ein frontales Verfahren fortgesetzt, welches die Russen immer entwischen ließ. Tirpitz ist außer sich, daß man Hindenburg nicht frei schalten läßt. Einigkeit in Bezug auf Belgien und Rußland. Die Schaffung eines selbständigen Polens würde uns auf hundert Jahre mit Rußland verfeinden. Man hat Rußland damit gedroht, aber dieses hat „nein" gesagt. Bethmann geht zweifellos darauf aus, Belgien preiszugeben und Rußland zu zertrümmern unter Errichtung eines autonomen Polens.
Am 23. Februar 1916 hatte Tirpitz in Wilhelmshaven noch Gelegenheit, dem Kaiser zu sagen, daß die Frachtraumsfrage zur wichtigsten Frage geworden sei und daß mit der Entscheidung darüber nicht länger gezögert werden dürfe. Auch aus den Kreisen der Großindustriellen war von Stinnes ein Schreiben eingelaufen, das zu demselben Ergebnis kommt wie eine Denkschrift von Tirpitz, die bei dem Kaiser doch einen so starken Eindruck machte, daß er sich entschloß, die Note Wilsons abzulehnen und den U-Bootkrieg ohne Einschränkung zu führen. Müller aber habe den Kaiser bedrängt, Bethmann nachzugeben. Als alt« 6. März ein entscheidender Vortrag ohne Hinzuziehung des Großadmirals stattfand, meldete dieser sich am 8. März krank und erhielt mit wendender Post die Aufforderung, seinen Abschied einzureichen, den er am 17. März erhielt. Sein Nachfolger, Admiral v. Capelle, war darauf verpflichtet worden, in allen maritim politischen Fragen sich dem Reichskanzler anzuschließen. Falkenhayn, der in dieser Frage mit dem Kriegsminister und Holtzendorff auf Tirpitz' Seite stand, reichte auch seinen Abschied ein, der aber nicht genehmigt wurde.
Wie sehr Tirpitz mi^ seinen Vorschlägen Recht hatte, beweisen die Auslassungen englischer Blätter; so sagt der TconoiniZr. am 17. September 1918: „Das Frühjahr 1917 war tatsächlich die k r i t i s ch st e und tödlichste Zeit, die wir seit Kriegsbeginn durchlebt haben. Kurze Zeit schien es, als ob die Flotte versagt hätte und unsere Verbindungen, von denen alles abhing, durchbrochen werden

sollten. Wenn die Verluste Englands und des Verbandes an Handelsschiffe.! in
dem Maßstab des April, Mai und Iuni 1917 angedauert hätten, so hätten die
Deutschen den Krieg gewonnen, bevor das Iahr zu Ende gewesen wäre", und
die „Uomluß?ost" fügt am 3. Oktober 1918 hinzu: „Hätte Deutschland eine
Woche vor Ausbruch des Krieges seine große Streitmacht von Kreuzern auf die
fernen Seestraßen verteilt, so würde es vielleicht Verderben über uns gebracht,
sicherlich uns sehr schwere Verluste zugefügt haben. Dann verzögerte die deutsche
Seekriegführung die große Seeschlacht zur Verkrüppelung der englischen Flotte
so lange, bis es zu spät war. Später suchte Deutschland dann das durch eine neue
Seeschlacht nicht gewonnene Ziel durch den Unterseehandelskrieg zu erreichen.
Es war die größte Gefahr, der dies Land jemals gegenüberstand."
Man sieht, wie entscheidend eine siegreiche Seeschlacht im Anfang des Krieges
und der verschärfte U-Bootkrieg gewirkt hätte, wenn er, wie der Großadmiral
wollte, schon ein Iahr eher, im Februar 1916, eingesetzt hätte. Damals, als die
Abwehrmaßregeln der Engländer noch nicht Platz gegriffen hatten, konnten unsere
U-Boote „noch unter den feindlichen Handelsschiffen hausen wie Wölfe in Schafs-
herden; später war es ein regelrechtes Gefecht, das sie führen mußten, Aus einer
Zerstörungsarbeit war eine gefahren- und verlustreiche Kampfhandlung geworden."
S. 378. „Im Frühjahr 1916 betrug beim eingeschränkten U-Bootkrieg
die Versenkungsziffer für Boot und Reise 17 000 Tonnen, der uneingeschränkte
Krieg hätte mindestens das dreifache gebracht. „Man hätte also damals 51 000
Tonnen für Boot und Reise mit Sicherheit erzielt. Im Sommer 1917 betrug
dasselbe Ergebnis 14 000, im Herbst 1917 nur noch 9000 Tonnen." Der U-Boot-
krieg war „iur in einer gewissen Zeitspanne zu gewinnen; diese Zeitspanne haben
wir mit Angst und Hoffnung auf Wilson versäumt . . . Unser Verhalten im Früh-
jahr 1916 sagte der ganzen Welt mit Ausnahme einiger Diplomaten und Demo-
kraten: Deutschland geht unter."
Tirpitz behauptet, die Marinechefs seien nicht davon unterrichtet gewesen,
daß um die Jahreswende 1916/17 ernsthafte Verhandlungen zwischen Wilson
und Bethmann schwebten, sonst hätten sie sich gewiß einem Aufschub nicht wider-
setzt. „Der alte Fehler unserer Regierung sweise, die Einzelressorts vo,, der Ge-
samtverantwortung auszuschließen und ihnen die für die Urteilsbildung uner-
läßlichen Tatsachen vorzuenHalten, scheint also, wenn meine Eindrücke zutreffend
sind, auch hier den Fehler bewirkt zu haben, daß der U-Bootkrieg schwebende
diplomatische Verhandlungen durchriß." Die Frage, ob Amerika auch 1916 schon
in den Krieg gegen uns eingetreten wäre, möchte Tirpitz nicht unbedingt bejahen;
es sei innerlich noch nicht reif dafür gewesen. Auch die Bewaffnung von Handels»
dampfern wurde von den Amerikanern damals noch nicht als rechtmäßig ange-
sehen. Seitdem wir erfahren haben, daß Wilson auf die Frage des Senators
Mac Cumber, ob die Vereinigten Staaten auch in den Krieg getreten wären,
wenn der U-Bootkrieg eingestellt und kein einziger amerikanischer, Bürger ver-

letzt oder geschädigt worden wäre? mit den Worten: „Ia, ich denke so." geantwortet hat, erübrigen sich die Bedenken, die auch von deutscher Seite gegen die U-Bootswaffe erhoben worden sind, und wir begreifen vollkommen die Bitterkeil, womit der Staatsmann über die „verpaßten Gelegenheiten" spricht, über die England jubelte, während er den Untergang unserer gerechten Sache vor Augen sah. Das ganze Werk der „Erinnerungen" ist eine einzige große Anklage gegen unsere diplomatische Leitung, die sich der großen Zeit und der durch schwankende Haltung schon vor dem Kriege so ungeheuer gefährdeten Lage des Staates nicht genugsam bewußt war.

Professor Dr. von Walüeiler-Harh:

Ein Genesungsheim für Gelehrte unü Künstler in Vaü Ems.

Wenn jemand nach Beendigung einer Badekur in sein Heim zurückkehrt, so ist die erste Frage der lieben Verwandten, Freunde und Bekannten: Nun, wo waren Sie denn in diesem Sommer? Und nach erhaltenem Bescheid kommt sicherlich die zweite Frage: Wie ist es Ihnen bekommen? mit dem Zusatze: „Hoffentlich gut"!

Ich kenne diese natürlichen und teilnehmenden Fragen aus langjähriger Erfahrung und konnte bisher auch stets auf die zweite mit dem erwarteten „Gut" antworten. So, glücklicherweise, wieder in den beiden jüngstvergangenen für jeden Deutschen traurigsten Iahren 1918 und 1919, in denen ich Bad Ems aufsuchte, um dort meine durch eine mehr als 50 jährige Lehrtätigkeit und durch hohes Alter ermüdeten Stimmorgane zu erfrischen.

Ich selbst hatte einen so befriedigenden Erfolg des Gebrauches der Emser Heilmittel kaum erwartet. Ich kann nur jedem, der seine Stimm- und Atmungsorgane in Ordnung halten und vom Staube der Städte befreien will, raten, das alte schöne Bad Amisia an der Lahn aufzusuchen.

Aber wie vielen, oder vielmehr, wie wenigen aus den Kreisen, denen ich angehöre, ist dies möglich, insbesondere bei den jetzigen Verhältnissen, die den alten preußischen Taler unter den Wert einer Mark herabgedrückt haben und uns nur unsaubere, halbzerfetzte Papierläppchen als Geldstücke in die Hände liefern. Noch lange wird es dauern bis unsere Mark sich wieder wertet und wir Silber- und Goldmünzen deutscher Prägung wiedersehen. Und doch sollte es recht vielen möglich gemacht werden, die in Berufen stehen, bei denen die Stimmorgane besonders in Anspruch genommen werden, Bad Ems zu einer Kur aufzusuchen.

von U)alüeu.er-Harh Em Genesungsheim für Gelehrte
Da bin ich nun, selbst als Arzt ausgebildet, gern auf den Plan meines Emser ärztlichen Beraters, des Sanitätsrats Dr. Aron sohn, eingegangen, für die Gründung eines Genesungsheims zugunsten von Gelehrten und Künstlern in Bad Ems zu wirken und zu werben. Dieses Heim soll jedem, der in einem sogenannten freien Berufe lebt, die Möglichkeit gewähren, in einem gut gelegenen, mit allem Erforderlichen ausgestatteten Hause nebst zugehörigem Garten gegen ein mäßiges Entgelt für die Dauer der üblichen Kurzeit Unterkunft zu finden.
Ein Gründungsausschuß, in welchen, außer Ärzten, Hochschullehrer, Künstler, Vertreter der Handels- und Industriewelt und Beamte eingetreten sind, ist gebildet worden; der Vorstand, mit Dl. Aronsohn und dem Emser Bürgermeister Dr. Schubert an der Spitze, hat in Bad Ems seinen Sitz. Die Mitglieder des Gründungsausschusses finden sich hauptsächlich in Köln und in anderen rheinischen Städten, sowie in Groß-Berlin; die Gründung führt den Namen: OoneoräiHlitterarunietartiurn.
Soweit wäre alles in Ordnung; wir warten nur auf den Nervus reruin, die Mittel, insbesondere auf einen Maeeenas!
Es ist beabsichtigt, um möglichst vielen die Wohltat eines solchen Heims zuwenden zu können, den Begriff der in den Wissenschaften und freien Künsten Tätigen recht weit zu fassen. So denken wir, außer an Privatgelehrte, an Hochschullehrer, Mittelschullehrer, Iuristen, Ärzte, Apotheker, Chemiker, Hochschul-Studierende, Sänger, Musiker, Schauspieler, Maler, Bildhauer, Architekten und Techniker. Nicht alle in diesen Berufen Stehenden haben ja ihre Stimm-, Sprach- und Atmungsorgane besonders anzustrengen; viele unter ihnen sind aber gezwungen, in größeren Qrten zu leben, wo unter der Herrschaft der heutigen Verkehrsmittel, der Autos und der Straßenbahnwagen, der Staub zu einer „Stadtplage" geworden ist. Auch ist es schwer, bei der Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen und künstlerischen Betriebe eine Grenze zu ziehen.
In Bad Ems sind zur Zeit mehrere Gebäude im Villenstil käuflich zu erwerben, die sich eignen würden. Es wäre sehr wünschenswert, wenn recht bald die nötigen Mittel zusammenkämen, damit die gute Gelegenheit nicht ungenützt vorübergeht.
Bad Ems hat eine herrliche Lage an der Lahn, die an beiden Seiten von ansehnlichen, schön bewaldeten Bergen mannigfaltiger Gestaltung eingerahmt ist. Ein Stauwerk bereitet dem sonst schmalen Flusse bei Ems eine ansehnliche Breite und so werden Kahnfahretn auf dem ruhigen, glatten Wasserspiegel im Angesicht der wechselvollen Umgebung zu einem hohen, gern gesuchten Genusse.
Die Berge bieten Gelegenheit zu vielerlei Spaziergängen auf gut gehaltenen Wegen für weniger rüstige Fußgänger; aber auch die Sportjünger finden in größeren Höhen und in weiterer Umgebung höchst lohnende Wanderziele. Gen Westen winkt, weniger Rüstigen mit der Bahn leicht zu erreichen, der Rhein mit dem schön gelegenen Oberlahnstein, nach Osten oelangt man auf

gleiche Weise, stets in dem schönen Lalmtole aufwärts fahrend, in wenigen
Stunden zur Universitätsstadt Gießen, vorbei an dem alten Städtchen Dau -
senau und an Limburg, beide auch für tüchtigere Fußwanderer bequem
zu erreichen. Beide sind lohnende Ziele, Dausenau mit mittelalterlichen Resten
und dem bekannte,i „Wirtshaus an der Lahn", Limburg mit seinem Dom, einer
der schönsten Kirchenbauten Deutschlands, auf dessen Besichtigung man gern
Stunden verwendet. Stilvoll und schön i.i der Außen- und Innenarchitektur
und in prachtvoller Lage, erhebt sich das herrliche Gotteshaus auf einer Anhöhe
über der Lahn.

Vor rauhen und kaltei, Winden ist Ems geschützt; häufig hört ma:i im
Gegenteil von zu großer Hitze in der Sommerzeit dort reden. Grade aus eigener
Erfahrung in den überaus heißen Nugusttagen dieses Jahres 1919 kai n ich jedoch
dem entgegentreten. Die Hier breite Lahn sorgt für genügende Luftkühlung und
Luftwechsel, so daß man die Sonne schon ertragen kann, dieses allbelebende und
für Atmungsleidende besonders wohltätig Gestirn. Auch fürs Auge bringt es
den Emsern an klaren Abenden bei seinem Scheiden noch einen wundervollen
Genuß, wenn sich die Abendröte in der Lahn zwischen den einrahmenden dunklen
Bergwäldern widerspiegelt. Ich bin weit in der Welt umhergekommen und
habe viele Naturschönheiten gesehen und bewundert: das Bild der Emser Land-
schaft in der Abendröte kann sich mit jedem anderen messen! Es wird jedem
Naturfreunde in angenehmster Erinnerung bleiben.

Ia, noch andere, weltgeschichtliche Erinnerungen hinterläßt ims Bad Ems!
An dem Steine auf der Kurpromenade mit der schlichten Inschrift: 13. Juli 1870
taucht die Erinnerung an die größte Heldenzeit Deutschlands auf und an den
ersten Kaiser des neu geeinigten Reichs, Wilhelm I., dessen Marmorbildnis im
schlichten Bürgergewande man von da erschaut. Zwanzig Iahre lang, von 1867
bis 1887 war der Kaiser ständiger Kurgast des Emser Bades urd wird ihm für
alle Zeiten eine welthistorische Erinnerung bleiben. —

Aber jetzt, 1919, welcher Gegensatz! An mir vorbei marschieren französische
Soldaten und, man ka/in es nickt anders sagen, in tadelloser Haltung, wie es
der herrschenden Gewalt geziemt. Nach Ostei mich wendend, fällt mein Blick
zur Bäderlei, auf deren Gipfel die französische Trikolore im Winde flattert,
während — es ist 10 Uhr morgens — zur Begrüßung der eben gehißten Fahne
die Marseillaise ertönt!

Unterhalb des Aussichtsturmes, der die Fahne trägt, erhebt sich das deutsche
Kriegerdenkmal zur Erinnerung a<i die im Kriege 1870/71 gefallenen Emser
Söhne. Er zeigt die Namen der für ihr Vaterland Gefallenen und die der
Schlachten, in denen sie ihr Leben ließen. Darüber, in stark vortretenden, ver-
goldeten, die deutschen Inschriften fast verdeckenden Lettern, die jetzt hinzu-
gesetzten Namen der Schlachten, von 1914—1918, in denen sich die Franzosen
den Sieg zuschreiben. Französische Soldaten habei ihre Namen in die Säule

eingekritzelt; die marmorne Reliefbiiste Kaiser Wilhelms I. ober, am Denkmal,
die ich im Jahre 1918 noch völlig unversehrt sah, ist mehrfach arg beschädigt, dem
Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln die Wacht auf dem Denkmal hält, hat
man einen Lederriemen wie eii.e Kette um den Hals gelegt! Zgpienti 82t!
Wir können nur wünschen, daß die Kurbedürftigen, welche in unserem
hoffentlich bald fest gegründeten Heim Genesung suchen, in Ems nur deutschen
Wehrmannschaften begegnen und keine Marseillaise mehr zu hörm haben.

Prof. Dr. 3. Voas:

MMche Wissenschaft unü ärztliche Kunst.

Ärztliche Wissenschaft und ärztliche Kunst gelten im Laienpublikum gemein-
hin als synonyme Begriffe. Erst ein tieferes Eindringen in die Geschehnisse ärzt-
lichen Wirkens vermittelt die Erkenntnis, daß zwischen beiden neben zahlreichen
Berührungspunkten auch wesentliche Unterschiede bestehen.

Die ärztliche Wissenschaft, soweit sie das Ziel verfolgt, Krankheiten zu ver-
hüten oder zu heilen, ist in ständigem Wechsel begriffen. Er erstreckt sich nicht bloß
auf Iahre, Monate oder Wochen, sondem selbst auf Tage. Was in der Wissen-
schaft heute noch als geheiligtes Dogma galt, kann durch eine umwälzende, wissen-
schaftliche Entdeckung morgen als überlebt in die Rumpelkammer geworfen werden.
Und umgekehrt können alte längst vergessene Errungenschaften in neuer Form
ihre Wiederauferstehung feiern.

Woher kommt es zu diesem ruhelosen Wandel wissenschaftlicher «Probleme
und wird er zum Heile der kranken Menschheit einmal aufhören? Es verlohnt
sich wohl, dieser Frage nachzugehen.

Zunächst ist es klar, daß der ärztlichen Wissenschaft, als Teil der Naturwissen-
schaft, bestimmte Grenzen gezogen sind, hinter denen uns — ob für alle Zeiten,
wer wollte es entscheiden — der Weg ins Freie vorerst verschlossen ist. Es wird
immer wieder Rätsel geben, bei deren Versuch zur Lösung uns die Natur die Tür
vor der Nase zuschlägt. Und wo wir ihr wirklich einmal ein Geheimnis listig ab-
gerungen zu haben glauben, stellt sie uns sofort neue Probleme in den Weg, die,
noch verwickelter als die früheren, uns immer wieder die Ohnmacht offenbaren,
ins Innere ihres Wesens einzudringen.

Aber selbst, wenn diese Schwierigkeiten überwindbar wären, so legt die Natur
uns noch andere und weit gefährlichere Hindernisse in den Weg. So wie sie
dauernd aufbaut, Zellen und Zellstaaten gründet und aneinanderreiht, so zer-
stört sie sie auch immer von Neuem. Ia, sie ist in der Methode der Vernichtung

so überaus erfinderisch, daß Menschengeist nicht einmal im Stande ist, in die Art dieses Zerstörungswerkes Einsicht zu gewinnen, geschweige denn es aufzuhalten.
Dazu kommt noch ein Anderes. Das Zerstörungswerk, das wir Krar.kheit nennen, erfolgt in vielen Fällen keineswegs grob sinnfällig, sondern derart unheimlich heimlich, daß seine ersten Reaktionserscheinungen dem betroffenen Individuum und erst recht dem Arzte lange Zeit verborgen bleiben. Das sogenannte Inkubotionsstodium der häufigsten Infektionskrankheiten <Typhus, Scharlach, Masern, Diphtherie, Pocken, Grippe, Fleckfieber u. a.) stellt ein Präludium der Krankheit (Krankheitsbereitschaft) dar, das sich den Funktionen des Organismus gegenüber vorerst völlig latent verhält. Dasselbe, nur noch in höherem Grade, gilt für die chronischen Krankheiten. Erst wenn die Minierarbeit gleichsam den erplosiven Punkt erreicht hat, kommt sie dem Kranken als Reaktionsprozeß schmerzlich zum Bewußtsein und zwingt ihn zu ärztlicher Behandlung. Der Krebs in den verschiedensten Lokalisationen, die Tuberkulose, der Diabetes bilden eindrucksvolle Illustrationen des Gesagten.
Wird in diesem Kreislauf von Auf- und Abbau je ein Stillstand eintreten?
Wird die Natur je aufhören, ihre eigenen Kinder zu vernichten? Wir glauben es nicht. Zwar hat die Hygiene, und deren rühmlichste Tat die Quarantäne, die Entwicklung und das Umsichgreifen von Infektionskrankheiten selbst im Weltkriege zu verhüten gewußt. Aber so lange der Kampf ums Dasein immer schroffere Formen annimmt, so lange die sozialen Forderungen der Gegenwart uns immer gewaltsamere Bedingungen für unsere Selbstbehauptung aufzwingen, werden wir diesen Kampf nur unter den fchwersten Opfern an Gefundheit und Vitalität führen können. Wir bemühen uns im Schweiße unseres Angesichts um unsere Selbfterhaltung und vergessen dabei, daß wir damit zugleich das Geschäft der Selbstvernichtung besorgen. Der Kulturmensch ist demnach der wirksamste Bundesgenosse der Natur in ihren destruktiven Bestrebungen.
Es folgt daraus die den meisten Laien auffallender Weise fremde Tatsache, daß sich die Natur im Laufe der Iahrtausende in der Krankheitsbildung keineswegs erschöpft hat. Selbst abgesehen von zahlreichen Infektionskrankheiten, deren Wesen wir erst der bakteriologischen Fotschung der Neuzeit verdanken, sieht sich der denkende Arzt immer wieder vor neue Symptome gestellt, die er in dem Rahmen des bisher Bekannten nicht zu klassifizieren vermag. Der Weltkrieg mit seiner internationalen Pathologie hat uns mehr als ein Beispiel für die Fülle unbekannter Krankheitsprozesse geliefert.
Zu allen diesen Problemen gesellt sich aber noch ein weiteres: die individuelle Form der Krankheitsäußerung. Der Laie, dem ständig die Analogie des menschlichen Organismus mit der Maschine vorschwebt, wird sich nur schwer zu der Vorstellung durchringen, wie zahllose Unterschiede zwischen gleichen Krankheiten bei verschiedenen Individuen bestehen und wie diese wieder die merkwürdigsten Unterschiede in der Prognose und den Heilmethoden bedingen.

Und doch liegt gerade in den unerschöpflichen Variationen, die Alter und Geschlecht, Klima, Beruf und soziale Stellung, Konstitution und Disposition, Energie und Charakter, Hygiene der Lebensführung, Verweichlichung und Abhärtung mit sich bringen, eine Summe günstiger und ungünstiger Auswirkungen, welche die Beurteilung des Krankheitszustandes im gegebenen Falle in intensivstem Maße beeinflussen und erschweren.

Der von klugen Ärzten immer wieder gehörte Ausspruch, daß es im Grunde genommen keine Krankheiten, sondern nur kranke Menschen gibt, ist daher nicht bloß eine dialektische Spielerei, sondern oberster und wichtigster Grundsatz für das Verständnis individueller Krankheitsvorgänge überhaupt.

Wie aber die Natur Krankheiten fördert und begünstigt, so hat sie auch für das Gift das Gegengift in Bereitschaft. Dem Torin setzt sie aus ihrem für alle Möglichkeiten gerüsteten Laboratorium das Antitorin entgegen, schafft Immunkörper zur Verhütung von Infektionen oder Reinfektionen, ja selbst den Sterbenden versieht sie in der terminalen Bewußtlosigkeit noch mit der Wohltat der Euthanasie.

Und dennoch liegt in diesen zugleich humansten und genialsten Leistungen der Natur nur ein Gewinn für die Menschheit, nicht für die ärztliche Wissenschaft. Denn die spontanen Heilkräfte der Natur geben uns in der Art ihrer unserem Wissen vorerst noch verschlossenen Wirkung nicht nur täglich neue Probleme auf, sondern hindern uns auch an der Erkenntnis und der Kritik unseres eigenen Könnens. Die Natur wird uns in der Medizin zu einer übermächtigen Konkurrentin, d?r gegenüber unsere armselige Wissenschaft und Forschung stets im Hintertreffen bleiben müssen. Von dem, was wir in wissenschaftlichem Sinne als Heilung bezeichnen, wird, um welchen Krankheitszustand es sich auch handeln mag, immer ein gewisser Anteil der vis uieäicatrix natiuiae zufallen. Der von Krankheit Genesene wird ihn leicht über-, der auf seinen Erfolg stolze Mediziner leicht unterschätzen. Wer will sich da getrauen, Natur- oder Menschenwerk ziffernmäßig gegeneinander aufzurechnen?

Diese Betrachtungen lehren uns, daß der Spielraum für die ärztliche Forschung im Grunde genommen ein begrenzter ist. Wir kommen über gewisse Fragestellungen, Hypothesen, mögliche Zusammenhänge nicht hinaus. Immerhin reicht das, was zu erforschen überhaupt in Menschenmacht liegt, auf unzählige Menschenalter hin. Vergessen wir nicht: Iede neue Erkenntnis, selbst die unscheinbarste, muß erst einmal durch zahllose Erperimente, Kontrolluntersuchungen, Tier- und Menschenversuche und schließlich am Krankenbett gesichert sein, ehe sie sich als brauchbarer Baustein in das Fundament der Medizin einfügen läßt.

Das Wichtigste, was an Fortschritten der ärztlichen Wissenschaft vergönnt worden ist, liegt unstreitig auf dem Gebiete der Chemie, der Biologie, der Bakteriologie, der Hygiene und der optischen und physikalischen Methoden, besonders der wunderbaren Entdeckung der Röntgenstrahlen, die uns auch in Zukunft noch eine Fülle neuer Fortschritte verheißen.

Alle diese Entdeckungen haben naturgemäß im Laufe der neusten Zeit eine
totale Umstellung des ärztlichen Betriebes mit sich gebracht. Die gewöhnlichen
Hilfsmittel der früheren Zeit, Beklopfung, Behorchunq, Betastung, Temperatur^
und Pulsmessung reichen in vielen Fällen zu einer erakten Untersuchung nicht
mehr aus. Der Arzt, auch der auf hoher wissenschaftlicher Warte Stehende, ist
nicht mehr im Stande, die mit all den neuen Methoden verbundenen Techni-
zismen sich anzueignen und zu beherrschen. Es ist auch die ärztliche Sprechstunde
nicht der geeignete Ort, um genaue chemische, bakteriologische, mikroskopische,
serologische, optische, physikalische Untersuchungen und Messungen in voller Ruhe
durchzuführen. Nicht bloß die operative, sondern auch die rein diagnostische Prag-
matik steht heute in dem Zeichen eines mit allen Hilfsmitteln der Gegenwart aus-
gestatteten Krankeuhausapparates.
Dadurch hat die Stellung des allgemeinen Arztes eine Verschiebung in der
Richtung erfahren, die er früher mit unleugbarem Erfolg eingenommen hatte.
Er wird sich wieder mehr zum ärztlichen Treuhänder der Familie, zum Prophylak-
tiker im besten Sinne des Wortes umentwickeln. Im Gegensatz zum notgedrungen
einseitigen Spezialisten wirb er mit umfassendem Blick das Gesamtwesen des
Kranken, sein Milieu, die schädlichen Einflüsse von Arbeit und Lebensführung
und nicht zuletzt von Kummer und Sorge viel besser beurteilen und damit allzu
weitgehenden lokalistischen Uebertreibungen krankhafter Prozesse begegnen können.
Unter allen Umständen kann aber selbst der wissenschaftlich hochstehende Arzt
in seinem Können und Erkennen und erst recht in seinen Heilbestrebungen nur
genau soweit gehen, wie es ihm der Stand der Wissenschaft gestattet. Niemand
ist daher berechtigt, von einem Arzt, wenn ihn die Natur Problemen gegenüber-
stellt, deren Lösung Menschenkraft übersteigt, positive Leistungen, sei es in der
Erkenntnis, sei es in der Therapie zu erwarten.
Anders verhält es sich mit dem Küistlerarzt. Er fühlt sich mit den
Sakramenten der Wissenschaft, mit Systemen und Theorien nicht unlösbar ver-
knüpft. Er bildet sich seine eigenen Vorstellungen vom Krankheitswesen und von
Krankheitsursachen, wie auch sein Heilapparat von dem hergebrachten in grund-
legenden Punkten abweicht. Für ihn eristiert kein Schema und keine Autorität.
Weiß er dlrch, wie im Wirbel der Zeiten neue Anschauungen auf- und untertauchen,
maßgebend l ur für denjenigen, dessen Kritik vor dem Neuesten und Allerneuesten
di? Segel streicht.
Was den künstlerischen von dem bloß wissenschaftlich gebildeten Arzte in
erster Linie unterscheidet, ist demnach die Negation, das Sichbefreien von
den Fesseln überlieferter Schulweisheit. Zwar eristieren die Fundamente der
ärztlichen Wissenschaft auch für ihn, aber er übersieht darüber nicht ihren ständigen
Gährungsprozeß, bei dem sich durch zahllose Synthesen immer neue Körper bilden,
die aber wiederum nicht oder noch nicht als Endprodukte zu betrachten sind. Da
wo der Wissenschaftler als Ergebnis der Forschung schon Fertiges zu sehen ver-i

meint, da sieht der Künstlerarzt mit scharfem Blicke die mannigfachen Fehler und Lücken der neuen Lehre.

Ihm imponieren auch nicht die flachen Unbedeutendheiten, die der kleine Adept als Greßtat auf den Markt der Wissenschaft hinausschreit. Er wertet, un- bekümmert um den Streit der Tagesmeinung, den wahren gegenüber dem schein» baren Fortschritt. Für ihn ist das Wesen der Sache oft schon erledigt, wo die Ge^ müter der anderen, um ihren Wert oder Unwert zu erweisen, in endlosen Debatten heftig aufeinanderprallen.

Aber der Künstlerarzt ist nicht bloß Negativist oder Kritiker. Er ist auch wissen- schaftlicher Umgestalte!. Und wo er umgestaltet, da zieht er tiefe Furchen im Acker der Wissenschaft, streut Samen in reicher Fülle aus, die, wenn auch nicht sofort^ so doch im Laufe der Zeiten ergiebige Frucht verheißen.

Nicht als ob der Künstlerarzt immer ein Genie wäre. Das Genie reißt erst altes um, vernichtet den Schutt, um auf dessen Trümmern ein neues Lehrgebäude aufzubauen. Der Künstlerarzt begnügt sich mit dem Umbau, der Neubau ist ihm von der Natur versagt.

Der Künstlerarzt ist aber auch kein bloßer Techniker. Technik ist bis zur hoch- sten Vollendung emporgeführtes Handwerk, das durch Übung, Nachahmung^ Derterität erlernt werden kann. Virchows Leichendiener konnte Sektionen in höchster Meisterschaft ausführen, konnte schlecht vorbereitetenStaatseraminanden die geforderten Leichendiagnosen (und dazumal noch allein für gute Worte) prompt in die Hand drücken. Und blieb doch nur Techniker. Der Künstlerarzt lernt die Technik wie etwas Selbstverständliches, verbessert sie, steigert sie mühelos zur Vollendung^ ohne jedoch in ihr allein Wesen und Inhalt der ärztlichen Kunst zu erblicken.

Prägt sich hierin die wissenschaftlich-künstlerische Seite aus, so kommt sie ersr zur vollen Geltung in der praktisch-ärztlichen Sphäre. Es gibt gewisse Dinge in der Medizin, die der Arzt bei allem Fleiß und größter Intelligenz niemals lernen kann, weil, kein Lehrer, kein Lehrbuch, keine Fortbildung ihm die Kenntnis davon zu vermitteln vermag. Dazu gehört vor allem die psychologische Seito der Krankenbehandlung. Der ärztliche Beruf nimmt Fühlung mit allen Gesellschaftskreisen und zwar unter Bedingungen, in denen, wie kaum unter anderen, der Kranke sich zugleich mit seinen Hüllen von allen seinen großen und kleinen Ucberlegenheiten und Gespreiztheiten frei macht. Der Künstlerarzt siehe selbst den Mächtigsten in seiner menschlichen Hilflosigkeit. Er weiß, daß die Zoh^ der roten und weißen Blutkörperchen sich in nichts von den bei den Geringsten unter den Sterblichen unterscheidet, daß der Rhythmus von Herz- und Atem^ tätigkeit denselben Gesetzen gehorcht lx'im Fürsten und seinem Kammerdiener. Nur das geistige und seelische Niveau unterscheidet sie. Und in der Ab- messung dieses gipfelt der Weitblick seiner Künstlernatur. Wie empfindet der auf hoher geistiger Stufe Stehende seine Krankheit und wie der stumpfsinnige, taten» müde, zermürbte körperliche Arbeiter? Wie der lebenshungrige Iüngling und wie:

der lebensenttäuschte Greis? Wie reagiert die Mutter im Kampfe um das Schicksal ihres einzigen Kindes? Wie der Mann, wo es sich um Leben oder Tod eines geliebten Wesens handelt? Wie der Arzt, wenn er selbst von schwerer Krankheit betroffen, sein Schicksal voraussieht?

Eine schier unerschöpfliche Fülle psychologischer Fragen und Probleme tritt da täglich und stündlich an den Arzt heran. Nur der Künstlerarzt vermag die verschlungenen Fäden zwischen Orgar störungen un.d Seelenauswirkungen zu werten und zu erraten.

Es ist durchaus begreiflich, daß die erstesi Arzte aus der Priesterkaste hervor-Hingin. Die Wissenschaft beruhte in jenen Zeiten auf den allerprimitivsten Vorstellungen vom normalen und gestörten Ablauf des Lebens. Da war es wenigstens die seelische Einwirkung (die wir heutzutage mit dem gelehrten Wort Suggestion bezeichnen), welche Kranke stützte, wo sie Halt und Hoffnung zu verlieren drohten. In der modernen Zeit ist mit dem tieferen Einblick in die Pathologie der Menschen die somatische Behandlung naturgemäß Grundlage und Ausgangspunkt der Therapie geworden, aber sie ist und wird immer nur ein Teil und oft nur ein winziger Bruchteil unserer Heilbestrebungen bilden. Die psychologische Behandlung des Kranken je nach der Art der Krankheit, je nach seiner Bildung, seiner sozialen Stellung, seinem ethischen Lebensinhalt ist eine der wichtigsten, oft sogar die einzige Aufgabe des Künstlerarztes.

Und dann der Arzt als Enthüller und Siegelbewahrer menschlicher Schwächen! ,Sie zu entschleiern und verborgene Zusammenhänge zu erfassen, ist für die Behandlung notwendig, oft vielleicht ausschlaggebend. Nur darf man sie dem Kranken nicht mit überhebendem Kraftmeiertum, mit Freud 'scher Seelenbohrerei gewaltsam abringen wollen, sondern muß sie durch vertrauensvolle Anlehnung zur Selbstbeichte emporzusteigern wissen.

Das ist wahres Künstlertum, das aber bildet auch die Grundlage und Voraussetzung für den oft mißbräuchlich angewandten Begriff des Vertrauens. Wirkliches Vertrauen hat nichts mit Erfolg zu tun. Denn dieser hängt letzten Endes weder vom Niveau der Wissenschaft, noch auch vom ärztlichen Können ab. Das Vertrauen, wo anders es diesen Namen verdient, beruht auf gegenseitiger seelischer Durchdringung. Es kommt nicht plötzlich, aber schwindet auch nicht plötzlich. Wo es aber Künstlerärzte und Kranke verknüpft, da besteht es unveränderlich bis zum letzten Atemzuge.

Und endlich, ärztliche Kunst und Prognose! Das schwierigste Kapitel der Medizin, ein Grenzgebiet ärztlicher Wissenschaft und künstlerischer Intuition. Gewiß: Sehen kann jeder Arzt, aber voraussehen, unklare Zusammenhänge kombinieren, ihren zeitlichen Ab- und Verlauf ermessen, die Reservekraft des Menschen gegenüber der Intensität der Krankheit abschätzen, diese Kunst ist nur den Wenigen vergönnt, denen die Natur in der Laune überströmender Gunsibezeugung gelegentlich einen geheimnisvollen Blick in transzendentale Geschehnisse verstattet hat.

Arztliche Wissenschaft und ärztliche Kunst sind, wie man sieht, zwei ganz verschiedene Begriffe. Beide unterscheiden heißt beide verstehen. Lob ui.d Tadel des Arztes ist, da einerseits seinem Können und Wissen natürliche Grenzen gesetzt sind, und andererseits Zufall und unabsehbare Naturkräfie bei jeder Behandlung ihr Spiel treiben, keineswegs so leicht zu vertreten,wie vielfach angenommen zu werden scheint.

Für das künstlerische Schaffen des Arztes gelien die konventionellen Phrasen von Lob und Tadel erst recht nicht. Der Künstlerarzt findet seine einzige Befriedigung in seinem Vollbringen. Er geht seinen einsamen Weg, auf dem ihm nur die Wenigen fclgen, die selbst in allen Fragen und Rätseln, die das Leben se mit sich bringt, Denker eigener Gedanken sind. Ihm folgen sie blindlings, gehorchen ohne Zaudern allen seinen Winken und Mahnungen, kämpfen Zweifel und Widerspruch selbst bei den schwerwiegendsten Vorkommnissen beherrscht nieder. Sie verbergen das Geheimnis seiner mit nicht gewöhnlichen Maßstäben abzuschätzenden Erfolge vor den profanen Blicken der urteilslosen Masse. Denn sie wollen ihn nicht zum Modearzt degradieren. Ihnen selbst aber ist er mehr als Arzt: man nennt ihn Freund, Vater, Seelsorger.

Prof. Dr. Moriz Veneüikt:

Briefwechsel mit Haeckel (1Y18).

Vorwort.

Als das Werk von Haeckel: „Kristallseelen" erschien, vermißte ich, daß der Autor Schroen nicht zu kennen schien und daß ihm meine Monographie: „Kristallisation und Morphogenese" (Perles, Wien 1904) unbekannt sei und ebenso meine Schrift : „Biomechanik und Morphogenese", die 1912 in zweiter Auflage erschien (Verlag Fischer, Iena), und ich setzte voraus, daß Haeckel noch bei voller Arbeitskraft sei.

In der ersten Monographie habe ich Echroens großartige Leistung in ihren Grundzügen publiziert und die ganze moderne Literatur von 1820—1903 über organische Bildungen in der anorganischen Natur, die von der Gelehrtenwelt ignoriert wurde. Schroens tragisches Schicksal hat er selbst verschuldet, da er wartete, bis ein Mäzen ihm mit einer Millionensubvention zu Hilfe kommen werde, um die Tausende von Bildern, die er im Laufe von Iahrzehnten gesammelt hat, publizieren zu können. Das Gesamtbild seiner Leistung werde erst seine Lehre zur Geltung bringen. Als ihm Professor Zangger in Zürich, der ihm 100 000 Franks von einem Mäzen zur Verfügung stellte, anbot, einen Teil der Bilder und der Erörterungen zu publizieren unter der Mitarbeiterschaft

und Auswahl Zanggers, schlug er das Anerbieten aus, und so ist wahrscheinlich
für die Geschichte die große Leistung Schroens, bis auf den Teil, den ich
in der genannten Monographie auf Grund der Bilder und Mitteilungen von
Schroen veröffentlichte, verloren gegangen, da er vor zirka einem Iahre starb
und eine posthume Bearbeitung seiner Präparate kaum zustande kommen wird.*)
Schroen hat eine eigene Methode angewendet. Er beobachtete nämlich die
Vorgänge im „hängenden Tropfen" am Mikroskope. Die Bilder wurden nn-
kroskopisch Photographien und dann diese Photographien riesig vergrößert. Diese
Methode — besonders die Vergrößerung — erregte Zweifel an der Richtigkeit
der Beobachtung, und solche hatte auch der berühmte Physiker Quincke, wie
er mir brieflich mitteilte, ohne sie abzuleugnen. Die Systematik der Ergebnisse
mußte jedem, der sich mit ihnen beschäftigte, imponieren. Eigentlich erkannte
niemand außer Zangger und mir vor meiner Publikation ihre Bedeutung.
Wie aus einem hier mitgeteilten Briefe erhellt, ist Haeckel nach einer Demon-
stration in Halle durch Schroen selbst die Bedeutung der Arbeiten des neapoli-
tanischen Kollegen entgangen und für ihn beginnt die Lehre von den organoiden
Erscheinungen in der anorganischen Welt erst mit Lebmanns flüssigen
Kristallen 1904.
Nicht bloß im Sinne der geschichtlichen Reklamation ergriff ich die Feder,
sondern weil ich mich mit dem hervorragenden Ienenser Kollegen auf gleichem
Terrain wußte, sogar bis zu einem gewissen Grade in bezug auf die Monistik.
Ich wollte ihn daher zunächst auf die Biomechanik hinweisen, in welcher
ich die Grundgesetze der Vorgänge in den un^erzelligen Lebewesen lProtisten)
und Zellen, in lebenden Zellenstaaten und die Entwicklung und Bedeutung der
komplizierten Hilfsorgane der Zirkulation, des Nervensystems usw. auseinander-
setzte, um die Entwicklung und den Ausbau der höher stehenden Organismen
zu begreifen. Ich habe das Schlagwort Neovitalismus von Driesch durch
jenes der Biomechanik, das ich prägte, ersetzt, um es uns möglich zu machen,
innerhalb unserer Erkenntnismöglichkeit die Forschung frei von jeder metaphysischen
Einmischung zu erhalten und jene Sperre zu beseitigen, womit das Schlagwort:
Ißnorginus et jFnoratiluus die Forschung bedroht.
Ich suchte Haeckel ferner für die Emanationslehre im Sinne von Reichenbach
zu gewinnen und ihm die Bedeutung und die Rolle, die sie naher Zeit allgemein
gewinnen wird, klar zu legen. Er lehnte in der Zuschrift vom 28. 2. 1918 ab.
Ich habe ihn im zweiten Briefe 'daran erinnert, daß Goethe, den er als Natur-
forscher und Denker so außerordentlich hochschätzte, mit scinem in der Ge-
schichte kaum je erreichten „voraussetzungslosen Tatsächlichkeitssinne" die RMen-

') In der Monographie: -Ter neue Mikrobe der Lungenphthise' hat Schroen
wichtige, hierher gehörige Beobachtungsreihen mitgeteilt (Verlag Carl Haushalter,
München 1904).

und Pendeltatsachen anerkannte. In einer weileren Zuschrift setzte ich ihm auseinander, daß mit Hilfe des Pendels und der Dunkelkammerversuche die fundamentale Lehre Goethes von den Eige^farben der Materie sichergestellt wurde. Goethe selbst hatte seine Leh e schüchtern vorgebracht, da sie der offiziellen akademischen Farbenlehre seit Newton, Brewster und Huyghens widersprach. Niemand ist blinder, als wer nicht sehen will, sagt Kant, und viele, die gesehen haben, meiden es zu erklären, daß sie gesehen haben, solange Vorurteile mächtig sind. Von der Richtigkeit der Tatsachen kann jeder durch Demonstration leicht überzeugt werden, der die Wahrheit liebt, und Haeckel hätte es dann nicht gescheut, sich zur Wahrheit zu bekenren, wenn unser persönlicher Verkehr möglich gewesen wäre.

Vor allem wollte ich versuchen, in der Frage der Entwicklung des Menschen und der organischen Entstehungsweise der Arten zu einer Einigung mit ihm zu gelangen. Als Gelehrtencharakter ragte er hoch über die akademischen Kreise, auch die Großen, hinaus. Er duckte sich nicht einen Augenblick vor der Anschauung^ und Gefühlsweise der sozial mächtigen Schichten und war er ein männlicher Vertreter der Geistes- und Gewissensfreiheit. Darum mißbilligte ich den persönlichen Kampf der Gelehrtenwelt, welche seiner Entwicklungslehre — Darwin an der Spitze — entgegenstand. Wären wir beide jünger gewesen, wir hätten uns verständigt, wie er zugibt, da ich den Wert seiner Darstellungen und Argumente als Gegner zu schätzen wußte, wenn ich auch sie anders zu den letzten Schlußfolgerungen vom biomechanischen Standpunkte aus wertete. Haeckel wich nicht scheu den obersten Problemen aus und wir hätten uns auf Grund der historischen, philosophischen Entwicklung von Empedokles und vor allem von Demokrit bis auf Leibnitz, Kant, Helmholtz und Dühring zusammengefunden, wie er z. B. unter dem Eindrucke meiner „Seelenkunde des Menschen" und der „Kristallisation und Morphogenesis" fühlte. Für eine schriftliche Auseinandersetzung fühlte er sich physisch zu schwach und auch eine mündliche war unmöglich geworden. Obwohl fast die ganze Gelehrtenwelt — Darwin an der Spitze — gegen seine Anthropogenesis und Entwicklung der Arten war, so wäre es wohl für Haeckel zu peinlich gewesen, im hohen Alter einzulenken. Seine Argumente und Beweisstücke sind aber unsterbliches Material für diese Fragen, wenn dies auch viele Kritiker verkennen.

Darum war ihm auch die Veröffentlichung dieser „Offenen Briefe" unangenehm. Ich wartete sein Ableben ab, das leider täglich zu befürchten stand; halte sie aber jetzt für zweckdienlich, denn solche Sendschreiben sind nicht bloß Zwiegespräche, sondern eine Erörterung für weite Kreise.

Der Monismus soll und darf keine „Religion" werde,', sondern Weltweisheit im Rahmen möglicher Erkenntnis.

Wien, Ende August 1919.

Offener Brief an Herrn G.-R. Prof. Ernst Haeckel.
Wie.r, Ende Iänner 1918.
Hochgeehrter Meister!
Ich befinde mich soeben im Vollgenusse Ihrer großen wissenschaftlichen Tat — Kristallseele. Wenn ich mich an Sie wende, so ist es nicht so sehr der Drang, unter der Schar Ihrer Bewunderer sozusagen vordringlich mit vorzusprechen, sondern weil mich ein besonderes Mitgefühl historischer Gerechtigkeit dazu veranlaßt. Wir sind beide „Achtziger" und wir müssen uns daher sehr beeilen, damit dieser M der Gerechtigkeit ins Leben trete.
Das Verdienst, das „Leben der Kristalle" erkannt zu haben, gebührt Herrn Prof. Otto von Schroen in Neapel. Zu Ostern 19N3 demonstrierte mir Schroen in Rom — in Gegenwart von Luciani und dem berühmten Chirurgen Prof. Durante — einen Teil seiner Präparate, und erörterte seine Anschauungen. Ich erkannte sofort deren Bedeutung. In meinem unwiderstehlichen Drange, für Wahrheit und Recht einzustehen, versprach ich Schroen, der von seinen Kollegen als wissenschaftlicher Narr und Phantast behandelt wurde, seine Leistung zu Ehren zu bringen. Ich war schon dazu durch meine wissenschaftlichen Anschauungen vorbereite^
Schon am 22. Mai hielt ich in der k. u. k. Gesellschaft der Arzte in Wien einen Vortrag unter dem Titel: „Das Leben der Kristalle", dem unter anderen der Philosoph Laurenz Müllner und der Mineralog Brezina beiwohnten. Ich demonstrierte die Aufnahmen von Schroen.
Es erhob sich in der Sitzung ein Sturm gegen mich und es mußte abgestimmt werden, ob — ich weiter sprechen dürfe, was mit geringer Majorität bewilligt wurde. Von den anwesenden Medizinern war vielleicht der einzige, der hervorragende Kolloidforscher Prof. Pauli auf das Thema geistig vorbereitet.
Ärezina sprach kurz mir zustimmend. Seit der durch Dr. Hahn hervorgerufenen Bewegung (1879) kamen die Paläontologen nach und nach zur Einsicht, daß viele Objekte, besonders aus Urgesteinslagern, welche tierische und pflanzliche Versteinerungen vortäuschten, Organoidebildungen seien. Bald meldeten sich bei mir der geniale Ledue aus Nantes und A. L. Herrera als unabhängige Mitarbeiter Schroens. Auch diese wurden in ihrer Heimat als unwissenschaftliche Phantasten behandelt, und es war meine Aufgabe, als „ehrlicher Makler", auch diese zu Ehren zu bringen. Die Akademie in Paris versagte sogar Ledue, weitere Mitteilungen aufzunehmen. In der Literatur konnte ich auf Ehrenberg mit seinen Sphärokristallen bis auf 1820 zurückgehen, ferner auf Rose, auf den Zoologen Harting in Amsterdam, auf den berühmten Kolloidforscher Biiitschli und andere zurückgreifen. Die Nachrichten über den Vortrag in politischen und wissenschaftlichen Organen verschafften mir die Chanee, mit

Quincke in Korrespondenz zu treten und seine großartigen Arbeiten über Oberflächenspannung benützen zu können. Der Prof. Pauli leistete mir in allen Punkten, in denen die Kolloidlehre in Frage kommt, hilfreiche Dienste.
Darauf erschien anfangs 1904 die Monographie: „Kristallisation und Morphogenese" (Perles Verlag, Wien).
Die Arbeit von Lehner über flüssige Kristalle war damals noch nicht bekannt und ich konnte diese epochale Veröffentlichung erst nachträglich in Rechnung ziehen.
Durch die Ausgabe der genannten Monographie in französischer Übersetzung (Paris, Maloine, 1904) kam ich Ledue hilfreich an die Seite und zur Ehrenrettung von Herrera — einem Stolze der Merikaner — ließ die Regierung die Monographie ins Spanische übersetzen und verteilte die Auflage unter die dortigen Intellektuellen.
Wie Sie aus der übersendeten Monographie, die Sie wohl nie zu Gesicht bekamen, ersehen werden, bin ich strenger Monist bis an die Kausalitätsgrenze der Unendlichkeit von Zeit und Raum, und der Erkenntnismöglichkeit des Wesens von Stoff und Kraft (Energie im Zustand der Spannung und Bewegung) im Sinne der Trias von Leukipp und Demokrit.
Sie werden erkennen, daß Schroen in die Physiologie, Embryologie, Wachstumslehre, Lebenskampf, Zeugung, Tod und Auferstehung der Kristalle wesentlich als erster hineingeleuchtet ha*.
Schroen hat durch diese seine Leistungen damals beigetragen, die neovitalistische Driescherei zu untergraben, wie ich es in meiner Monographie „Das biomechanische (neo-vitalistische) Denken in der Medizin und in der Biologie" (bei Fischer in Jena, 1903!) nach besten Kräften getan habe. Diese Monographie ist 1912 in zweiter Auflage mit zwei Zusätzen: „Die Naturgeschichte des Seelenlebens" und „Biogenesis" erschienen. Ich habe den Vitalismus durch „Biomechanik" ersetzt. Ich glaube dargetan zu haben, daß dieselben Stoffe und Energien, die in den niedersten Lebewesen — und auch in den Kristallen — maßgebend sind, auch bei den höchsten Funktionen des Tierlebens ebenso wie in den Kristallen ausschließlich in Frage kommen, und die Unterschiede der Biomechanik von der Mechanik der anorganischen Welt hervorgehoben zu haben. Dabei fällt jede transzendentale Annahme weg.
Die organischen Substanzen sind doch gewiß vor den Lebewesen entstanden. Sie bestanden gewiß und zwar in fortschreitender Entwicklung aus Substanzen mit höherem Molekulargewichte, die sich immer mehr in kleine und kleinste Partikel und Partikelchen spalteten und die bei gleicher chemischer elementarer Zusammensetzung (Isomerie) dynamisch differenziert waren (z. B. Eiweißstoffe).

Zudem reihten sich verschiedene Substanzen aneinander und bereiteten durch
gegenseitige Einwirkungen die mannigfachsten morphologischen Eigenschaften vor.
Diese Annahmen aus der organischen Lebensvorzeit sind aus unseren heutigen
biologischen Erfahrungen mit Sicherheit zu erschließen und zeigen, wie weit wir
ohne „Vitalismus" in der Biomechanik und in der Biogenesis vordringen können.
Ich will hier gleich die von mir in der „Biomechanik" aufgestellten Funda-
mentalsätze im Zellenleben — der auch für die einfachsten Formen ebenso wie für
die unorganisierten Zytoden gilt — anführen. 1. Die organischen Anziehungs-
und Abstoßungskräfte („Liebe und Haß" von Emped okles, „Ästhesis und
Bewegung") wirken nur auf kurze Distanzen, nicht viel über den Halb-
messer einer Zelle. 2. Das Nervensystem leitet die „Reize in die Ferne"
und organisiert die Tätigkeit der höheren tierischen Gcwebswesen (Hiftonen)
bis zum höchsten Seelenleben hinauf.
Durch den „Zwang zur Fu 5 k: ion" differenzieren sich die Zellen.
Gewisse Zellen werden Saftleiter und es entstehen die Zirkulationsorgane
(Herz- und Gefäßsystem), die Saftkanäle bei Pflanzen und auch die Atmungs-
organe.
Der „Hunger, der Durst und das Atembedürfnis der
Zellen" stellen den Motor der Zirkulation und der
Respiration dar und organisiert durch die Nerven, welche dann die
Bewegung und die Ernährung regelnde Tätigkeit der Drüsen bewirken. Aus
den Leistungen der Sinnesnerven und des Gehirnes ersprießen die Vorstellungen
und die Gefühle und aus der Spannung dieser beiden die Willenstätigkeit und
als höchste Leistung das Bewußtsein.
Die Basis aller dieser Vorgänge bilden die einfachen Vorgänge der An-
ziehung und Abstoßung der Stoffenergien, die selbst auch in der anorganischen
Welt alle Vorgänge hervorrufen.
In diesem monistischen Sinne ist auch meine „Seelenkunde des
Menschen" (bei Reisland, Leipzig, 1896) dargestellt. Leider ist dieses Buch
von den „Berufsphilosophen" ignoriert oder erdrückt worden.
Auf Pagina 78 der „Biomechanik und Morphogenese" finden Sie den Satz aus-
gesprochen, daß Emanation eine allgemeine Erscheinung sei, wie es vorher
Reichenbach bereits verkündet hat. Leider waren die „Indikatoren" Reichen-
bachs nur „Sensitive". I<0co citato knüpft sich an den angeführten Satz die
Betrachtung, daß der Weltraum mit ä'therfeiner Substanz erfüllt ist, und zwar
sehr mannigfacher und wir daher den Äther von Huyghens eigentlich nicht brauchen.
Der gewiß vielfach differenzierte Weltäther enthält zahlreiche verschiedene Ema-
nationen aus den Weltkörpern und deren Bestandteilen. Es sind wahrscheinlich
neben absolut elastischen auch mehr minder starre Ätherteilchen vorhanden.
Ich habe diese Emanationsversuche seit 1914 aufgenommen, und zwar mit
besseren Indikatoren, nämlich Rute und Pendel, die freilich bis heute auch noch

einen nicht allgemeinen „Sensitivismus" benötigen, aber viel sinnfälligere Ergebnisse liefern.")

Die Bedeutung dieser Lehre, die ich seitdem durch eine Reihe von Abhandlungen bereichert habe, werden Sie sofort einsehen, wenn ich Ihnen eine Reihe von Tatsachen mitteile.

Über den Metallen und Elementen, über den meisten organischen Stoffen reagiert die Rute mit höchstens 810 ° Ausschlag. Über dem menschlichen Kopf und dem größten Teil des Körpers mit zirka 380 °, über den rechten Ertremitäten mit 0', über Pflanzenteilen: Wurzel mit 300°, über voll entwickeltem Laub mit 450 ° und bei frischen Trieben von Coniferen mit 540', über Knospen und Blüten ,mit 630—810 °, über Früchten (z. B. Obstkerne) mit 1170 ». Denselben Ausschlag ergeben die untersuchten Bakterien. Dies beweist die große Energie der Lebenstätigkeit. Bei den Samen handelt es sich um die ganze Entelechie, nicht im teleologischen Zweckbegriff von Aristoteles, sondern, daß im Samen in unendlich feiner Verteilung die Urkeime für die ganze Entwicklung bis zur erneuerten Zeugung enthalten sind.

Die bakteriologische Natur einer örtlichen Affektion (Lues, Tuberkulose, Lupus) läßt sich durch die Rute in vivo, am Röntgenbilde und auch an den Kopien nachweisen, sowie überhaupt alle pathologischen Prozesse (Entzündung, pathologische Nervenreizung, wie z. B. bei der Epilepsie).**)

Auch der Pendel liefert charakteristische Schwingungen, so über Elementen, Chemikalien, Erzen usw., auch unter der Oberfläche der Erde, verschieden bei den verschiedenen Pflanzenteilen, bei den verschiedenen Teilen des Menschen und menschlichen Körpers und bei pathologischen Prozessen usw.

Wichtig ist das Verhältnis der Emanationen zum Erdmagnetismus. Meine Versuche in der Dunkelkammer bestätigten die polaren farbigen Ausstrahlungen der Kristalle — ich habe eine große Reihe untersucht, wie sie Reichenbach geschildert hat. Es zeigte sich, daß die polare Ausstrahlung der Farben vom Erdmagnetismus abhängt. Der Teil, der gegen Norden liegt, emaniert blau, der gegen Süden rot. Dasselbe ist beim Magneten der Fall. Unabhängig vom N-Pole oder S-Pole des Magnetstabes reagiert Stabpol mit blau oder rot, je nachdem er gegen den Nordpol oder Südpol der Erde gerichtet ist. Diese Eigenschaft besitzen alle Eisen-Präparate.***)

') Siehe „Rutenlehre" (vergriffen) und verbesserte „Ruten- und Pendellehre", (Verlag Hartleben, Wien, l917).

") Siehe „Die Rute und die Dunkelkammer in der Physiologie und Pathologie des Menschen", (Zeitschrift für ärztt. Fortbildung 1917, Nr. 8) und „Emanationsstudien c»n Kranken und Röntgenaufnahmen" (Wiener klinische Rundschau, Nr. 1 und 2, 1918).

"') Siehe „Die latenten (Reichenbach'schen) Emanationen der Chemikalien", Wien, 1915, Verlag Konegen. — Diese Monographie ist dem seither verstorbenen Chemiker Prof. Ludwig gewidmet, der die Versuche kontrolliert hat.

Die Magneten reagieren auch gegen die Rute und zwar beide Pole gleich
mit 1080°, während die Reaktion der Stabpole gegen den Pendel polar entgegen-
gesetzt ist. Wie bei den farbigen Emanationen hängt die Pendelwirkung von der
Lage gegen die Erdpole ab. Magnetische und Pendelausschläge kann man vom
menschlichen Körper erzeugen, z. B. von der Hohlhand und den Augen, und letztere
können bei „Sensitiven" direkt feine Bussolen in Bewegung setzen.*)
Nun eine andre Frage. Sie haben die psychomatische Epopoe des Carbons
geschildert. Eine solche verdienen weiters in erster Reihe andere Stoffe. Zunächst
der Phosphor, der nach Herr era und Amidor Strahlen
aussendet. Da der Unterschied von Nuelein und Eiweiß auf Ab- oder Anwesen-
heit von Phosphor bedingt ist, so ist der Einfluß seiner Molekular- und Atom-
kräfte für die Biologie gewiß hervorragend von Bedeutung.
Dann Silieium und Kieselsäure. Silieium besitzt eine merk-
würdige Eigenschaft. Ebenso wie Antimon, das eine starke katalytische Kraft hat,
und Thalium, schlägt die Rute nicht auf einmal aus, sondern durch eine momentane
Pause (Caesur) getrennt in „Aneinanderreihung". Silieium z. B. 90'
plus 270' plus 90° plus 90' (540°). Dies beweist wohl sicher, daß diese „Elemente"
aus verschiedenen „Elementen" wie Radium zusammengesetzt sind. Nun spielen
die Kieselpräparate im Humus eine hervorragende Rolle und ohne sie wohl keine
pflanzliche Vegetation. Herrera setzt wohl mit Recht voraus, daß das tierische
Körpergewebe ein feines Gerüst von Kieselpräparaten enthält.
Auch „Diamant" schlägt in Aneinanderreihung aus und zwar merkwürdiger-
weise wie Kupfer plus Blei.
Kalium und Natrium ergeben zum Unterschiede von sonstigen
„Elementen" die Riesenausschläge von 1170' wie die Bazillen und Samen.**)
Nun sind Kalisalze ein wichtiges Milieu für die Entwicklung des pflanzlichen
Organismus und Chlornatrium für die menschlichen lind wenigstens vieler
tierischer.
Man hat sofort den Eindruck, daß die Biochemie in Zukunft eindringlich mit
den inneren Kräften der Stoffbestandteile von Elementen und Verbindungen
sich wird beschäftigen müssen.
Ich habe in der zitierten Monographie darauf aufmerksam gemacht, daß
die Rutenausschläge der Verbindungen viel niedriger sind als die Summe der
Ausschläge der Bestandteile der Verbindungen, während die Summe der Atom-
gewichte gleich bleibt. Wir wissen aber auch, daß bei dem Prozesse der chemischen
Verbindung der Elemente Wärme frei wird, d. i. Energie, die gewiß untrennbar
von ätherfeinen Stoffteilen ist. Diese Energie entweicht baldigst, während gewiß

') Siehe -Die magnetischen Emanationen des menschlichen Körpers' (Psychische
Studien. Novemberheft 19l7. Verlag Mutze, Leipzig).
") Siehe ,Ruten- und PendeNehre' (pag. 103).

auch — wie die Rute zeigt — ein Teil anderer latenter Energie mit untrennbarem Stoffe bei dem Prozesse der chemischen Verbindung auch ausgestoßen wird.
Die Katalyse beruht zweifellos auf latenter Stoff-Energie-Ausstrahlung und eine solche mag bei torischer Einwirkung auf die Nerven wirksam sein, ferner bei der Abstoßung und Wirkung der Enzymschollen und bei der Ernährung eine Rolle spielen.
Auch beim Trennungs- und Teilungsvorgang der Kernnueleine von den Eiweißstoffen des Zelleibes, ebenso wie bei der Bildung der Membranen spielen wohl sicher die Molekular- und Atomanziehungs- und Abstoßungskräfte die Hauptrolle. Ungleichartige solcher Kräfte erzeugen bei sich berührenden ungleichartigen Stoffen Membranfällungen und erzeugen andrerseits Trennungen, wenn eine lokale Hypertrophie eintritt, welche die polare Einwirkung von innen nach außen und umgekehrt störend beeinflußt.
Sie sehen, wie weit das Gebiet derEinsicht in die Vorgänge von der Entwicklung der Kristalle aus einem Plasma bis zu den höchsten pflanzlichen und tierischen Lebenserscheinungen durch die Heranziehung der Molekular- und Atomkräfte, und jener der Elektronen und noch feineren Ätherteilchen durch biomechanische und Emanationsstudien erweitert ist und der Monismus bis an seine Grenze befestigt ist.
Ich will neuerdings die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf die Darstellungen hinweisen, welche Rokitansky über die Entwicklung von Gewebselementen und Geweben aus dem „Blasthem" bei Entzündungs- und Neubildungsprozessen gab. Als ich vor einer Reihe von Iahren zwei hervorragende Wiener Spezialisten für pathologische Anatomie fragte, ob sie Rokitansky verstünden, gaben sie mir die erwartete negative Antwort. Rokitansky hat diese Untersuchungen mit dem Goetheähnlichen voraussetzu igslosen Tatsächlichkeitssinne gemacht. Ich habe vor mehreren Iahrer vergebens auf deren Bedeutung hingewiesen. Ie mehr ich mit der Entwicklung der Kristalle aus einem Plasma, mit jener der niederen Tier- und Pflanzenwesen, ferner überhaupt mit der Entwicklung der organischen Formelemente vertraut werde, desto höher steigt meine Begeisterung für die Darstellung Rokitanskys von der Entstehung der lebenden Körnchen, Kerne, Zellen, Blasen, Hohlkolben u. s. w.*)
Im Gegensatze zum Bestreben, die Entwicklungslehre auf biomechanischem Wege aufzuklären, will ich der Hypothese vom Panspermismus gedenken. Ihnen gegenüber brauche ich die Albernheit derselben, obwohl ihr bedeutende Gelehrte Pate gestanden sind, nicht zu betonen. Wem. die Lebenskeime aus dem Himmelsraum auf unsern Planeten gelangten, müssen wir uns ja sofort fragen, wie sie sich dort aus anorganischen Stoffen entwickelt haben. Darauf aber können wir nie eine Antwort erhalten, während wir uns mit unserem Wissen und Können der

*) Siehe meinen Aufsatz: „Tie Blaschemlehre Rotitansty's",

Lösung des Problems immer nähern, wenn auch die letzte Antwort an der Grenze der unlöslichen Welträtsel aufhört.
Ich komme nun zu einer nichtigen Angelegenheit — der Frage der S p r a ch - bezeichnungen (Nomenklatur) in dem Gebiete, in dem wir uns bewegen.
Wir sollen im Gebiete der höheren organischen Tätigkeiten möglichst die Sprache der physischen und chemischen Stoff-Energien sprechen und nicht umgekehrt bei den organoiden oder einfachen Vorgängen in Kristallen, in der niedrigen organischen Welt und in den elementaren Vorgängen auch der höheren organischen Wesen die Sprache des Seelenlebens anwenden. Als allgemeines Schlagwort mag der Ausdruck des griechischen Philosophen mit „Haß und Liebe" statt Anziehung und Abstoßung, das Wort „Gedächtnis" (Mneme) für das Zurückbleiben und die Nachwirkung nicht nur außerhalb des Gehirnes, sondem in allen Geweben und an allen anorganischen Substanzen gewählt werden und ebenso*) das Wort: „Psychomatik" für identische Vorgänge im ganzen organischen und anorganischen Bereiche nicht angewendet werden. Sonst ist diese „klassische" Sprachweise eine Provokation der Andersdenkenden, die auf die Sache nicht tiefer eingehen, und wirkt schädlich, statt sie zu gewinnen.
Sie haben selbst immer die bezeichnenden Worte in unsrer Eigensprache zugefügt. Bleiben wir bei dem letzteren.
Meine ganze „Seelenkunde", auch der nervenphysiologische Teil, ist rein deutsch geschrieben und ebenso mit bewußter Absichtlichkeit (Tendenz) klinische Abhandlungen. Die Meidung kaudergriechischer Ausdrücke ist also möglich. Für die Chemie und für den systematischen Teil der sogenannten drei Naturwissenschaften ist das Problem der eigensprachlichen Bezeichnung noch ein Problem und zwar ein schwieriges. Selbstverständlich nicht durch Esperanto.
Die Astronomen haben teilweise den Weg einer allgemeinverständlichen Bezeichnungsweise glücklich betreten. Auf dem Wege dieser sprachlichen Reform können wir die europäischen Völker für die geistige Freiheit gewinnen und di: Massen mit den Errungenschaften der grundlegenden Erkenntnisse vertraut machen. Wir dürfen die Massen nicht hilflos lassen, damit sie endlich aus dem Banne einer gewaltsamen autoritativ-staatlichen Suggestion befreit werden.
Die Zeit ist günstig: Aus der russischen Seele heraus wird diese Geistesfreiheit .mächtig gefördert werden und das an sich wahre Ißuorgmus et ißnoradimuä foll nicht mehr ausgebeutet werden können, um die Menschheit in den Bann falscher Voraussetzungen zu zwingen und geistige und sittliche Verwirrung zu stiften. So weit wir dringen können, müssen wir vorwärts schreiten.
Ich komme noch schließlich zur Frage der Abstammungsgeschichte, die im zehnten Abschnitte der Biomechanik mit dem Untertitel: „Adam und Eva in der

') Ich erinnere an die Erfahrungen mit den Polizeihunden, der photographischen Tattylostopie etc.

Anthropologie" behandelt ist. Ich weiß nicht, wie Sie heute über die Frage denken.-
Meine Anschauung erscheint mit der Ihrigen im Widerspruch. Ich nehme für
jede Spezies — und beim Menschen auch für jede Rasse — eigene Ahnenzellen
an und zwar unzählige an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten,
von denen nur vereinzelte bei günstigem Milieu definitiv ausschlaggebend sind.
Die gelungene Leistung der Natur untersteht nicht dem „Minimalgesetze",
sondern dem „Lurusgesetze" (s. Pag. 37 u. s. w. loco citato). Dieses Lurusgesetz
gilt noch heute für die Forlpflanzung, wie die ungeheure Verschwendung von
Ei und besonders von Samen bezeugt. Das Lurusgesetz ist in diesem Falle eine
„Notwendigkeit" für die Erhaltung der Spezies, der Rassen und Familien.
Mit dem Ausdrucke wärmster Verehrung
Wien, Ende Ianuar 1918.
(Schluß folgt.)
Prof. vr Mcriz Venedikt.

Vertha Witt, Mona:
E^olöekß. Zum 5. Dezember 1919.

Der Tag, da Graf Friedrich Leopold Stolberg vor hundert Jahren aus dem
Leben schied, jährt sich in einer bedeutungsvollen Zeit. Ein Streiter und Sänger
der Freiheit, des Vaterlandes, aus einer Zeit hervorgegangen, die noch den Anfang
der französischen Revolution als Morgenröte der Freiheit begrüßte und dann,
in der wundervollsten Erhebung eines Volkes, die die Weltgeschichte verzeichnet,
ihre Krönung fand, ist sein Name zwar heute vergessen. Zu Unrecht, um so mehr,
als der Wechsel der Zeiten, den wir heute tiefer empfinde., als je, uns um so ein^
dringlicher jene Gestalten vor Augen führen muß, in denen wir die Begriffe Frei-
heit, Ehre, Vaterland vertreten und zu höchster Blüte gelangt sehen und die heute
eine so wesentliche Trübung erfahren zu haben scheinen.
Als Sploß jenes alten Adelsgeschlechts derer zu Stolberg, deren Stammschloß
oberhalb Wernigerode zu den schönsten deutschen Burgen zählt, während die
Mutter einem Geschlecht entstammte, das sich rühmte, einst Karl dem Großen
eine Gemahlin gegeben zu haben, am 7. November 1750 in dem holsteinischen
Flecken Bramstedt geboren, ist ein starkes Bewußtsein seines Adels zeitlebens
in ihm lebendig geblieben. Dennoch faßte er seinen adligen Stand nicht bloß
als Vorrecht, sondern zugleich als Verpflichtung auf. Als Sohn eines Mannes,
der als erster auf feinem Gute, noch ehe überhaupt fonst jemand daran dachte,
die Leibeigenschaft aufhob, und in einer Umgebung am dänischen Hofe aufge-
wachsen, die dem Beispiel des hochherzigen Grafen teilweise folgte, befand sich

Stolberg ganz unter dem wohltätigen Anhauch der Freiheit und Menschenliebe
einerseits, unter dem Einfluß des Dichters des Messias und der Hermannsschlacht,
Klopstock, anderseits, zu dem er als begeisterter Schüler emporblickt. Schon in
Halle und Göttingen, wohin ihn das Studium der Rechte wissenschaft zieht, regt
die Muse mächtig ihre Schwingen, und wir finden schon jetzt in den entstehenden
Oden geradezu Klopstockschen Geist und eine Klarheit der Gestaltung, die Klopstock
nicht immer erreicht hat. Und wenn Stolberg, was Form, Sprache, Empfindung
betrifft, anfangs noch Anlehnung an Kopstock suchte, so hat er sich doch bald zu
absoluter Selbständigkeit durchgerungen, hat auch mit dem alten bardenartigen
Balladenton gebrochen und schon teilweise die Anfänge der Romantik gestreift.
In dem eben von begeisterten Iünglingen gegründeten Göttinger Dichter
vund, dem auch Goethe beitrat und hierdurch mit den Brüdern Stolberg ein da
mals so deicht erreichbares Freundschaftsbündnis schloß, findet Stolberg neue
günstigste Anregung. Freiheit, Wahrheit, Gott, Vaterland waren die Ideale
des begeisterte« Bundes. Auch der Dichter Voß, der später Stolberg gegenüber,
dem er unendlich viel zu danken hatte, in feinen Gefühlen fo wandelbar wurde,
gehört zum Bunde und schwärmt trotz seines Aristokratenhasses: „Die Grafen
Stolberg, ach! welche Leute sind das! . . . von der feinsten Empfindung, dem
edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dicht-
kunst, und — ohne den kleinlichen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und
liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund . . . !"
Zwei Iahre weilen die Brüder wieder in Kopenhagen; griechische Literatur
und Sprache wird eifrig betrieben, aber auch der deutsche Liederstrom rinnt. Dann
folgt 1775 die Schweizer Reise, der sich in Frankfurt Goethe anschließt, um sich
in der Trennung zu prüfen, ob er ohne Lili zu leben vermöchte. Über diese ganze
Fahrt, wie die freiheitsdmstigen Brüder nach Tyrannenblut lechzen und Frau
Aja, die diesem Zusammensein ihren klassischen Namen verdankt, ihnen den besten
Wein ihres Kellers als das wahre Tyrannenblut vorsetzt, wie dann Merck in Darm-
stadt Goethes Verkehr mit den Brüdern mißbilligt, Lavoter in Zürich dagegen
von Friedrich begeistert ist, wie die Grafen auch durch öffentliches Baden schon
in Darmstadt Ärgernis erregen und dann in der Limmat unweit des Zürichsees
aus dem gleichen Grunde einen Steinhagel auf sich ziehen, um dann Zürich eiligst
zu verlassen, sodaß Goethe sie dort nicht mehr vorfindet, über das alles berichtet
Goethe genugsam und ergötzlich in Dichtung und Wahrheit. In Weimar finden
sie Goethe wieder; einen Ruf an den Hof Karl Augusts lehnt Fritz Stolberg jedoch
auf Klopstocks Mißbilligung hin ab, und der religiös veranlagte Dichter würde
auch kaum in der glaubenslosen Verständigkeit in Weimar eine ihm zusagende
Umgebung gefunden haben.
Stolbe gs Lehrjahre waren indessen beendet, und aus dem gärenden Most
der Jugend mußte sich der klare, feurige Wein entwickeln, der sich über die spätere

Zeit ausgoß. Viel hat Stolberg dazu beigetragen, seinem Meister Klopstock getreu, einen Boden zu beackern, auf dem hernach in den Freiheitskriegen die herrlichsten Blüten zur Entfaltung kommen sollten. In stürmischen Oden über das heilige Land Teuts und der Cherusker waren bisher seine vaterländischen Gefühle aus-gedrückt, hatte er mit der begeisternden Gewalt seiner Sprache das deutsche Be-wußlsein zu w:cken gesucht. „Wie eine Weissagung", urteilt der Chronist, „die sich im Kampf wider die französische Zwingherrschaft, im Kampf für Deutschland» Größe und Herrlichkeit erfüllte, war die Flamme der Begeisterung für Freiheit und Vaterland, die wir in dem Iüngling Stolberg gewahren."

Ich bin ein Teruscher! (Stürzet herab
der Freude Tränen, bah ich es bin!)
Fühlie dre erbliche Tugend
In den Iahren des Kindes schon.
Von dir entternt, weih ich mich dir
Mi« j,dem Wunsche, heiliges Land!
Grütze den südlichen Himmel
Oft und seufze irer Heimat zu!

Erinnern wir uns jedoch der politischen, moralischen und religiösen Zer rüttung, die den Ausgang des achtzehnten Iahrhunderts auch in Deutschland kennzeichnete. Diese Verhältnisse, die die stumpfe große Masse völlig kalt ließen, während sie einzelne geistige Führer zum Handeln herausforderten, mußten auch auf Stolberg tief und schmerzlich wirken. Bereits jetzt war die religiöse Neigung bei dem Dichter immer stärker hervorgetreten, in der Goethe hernach den Heroe unter den Proselyten in ihm erblickte und die aus sei.re Zeitgenossen nicht von unbedeutendem Einfluß bleiben konnte. Wie sehr er alles Geschehende von dem Willen eines höheren Wesens abhängig macht, verrät schon eine ihn merkwürdig berührende Tatsache, die seiner Ernennung zum Oberschenken am dänischen Hofe folgte. Er feierte seinen achtundzwanzigsten Geburtstag. „Ich gedachte, durch diesen Tag aufgefordert, an meine Sünden, griff zur Bibel und bat Gott, meinen Finger auf einen von ihm selbst zu wählenden Spruch zu richten. Und siehe, da ich aufschlug, traf mein Finger auf die Worte: Da redete der oberste Schenke zu Pharao und fprach: Ich gedenke heute an meine Sünde. Man wird gestehen müssen, daß in der ganzen Bibel kein anderer Spruch hätte können gefunden werden, der an dem Tag und in den« Iahre so passend auf meine äußere und innere Lage gewesen wäre, wie dieser." Diesem Glaubenssucher entgehen auch jetzt schon nicht die Mängel der protestantischen Kirche. Stolbe''g war ein Mensch vcller Phantasie, dem Zeichen und Bilder kein leerer Wahn sind; dazu bestimmbar, was auch seinen späteren Übertritt zum Katholizismus mit herbeigeführt haben wird, denn er stand viel mehr unter dem Einfluß der Fürstin Gallitzin urd anderer katholischer Führer, als daß er über die Mängel des Protestantismus hinweg in seiner evangelischen Überzeugung den Grund gefu rden hätte, den er suchte. Doch sei den Ereignissen nicht vorgegriffen.

Stolberg Vertha Witt
Nach Beendung seines Lieblingswerkes, der Übersetzung der Ilias in deutschen Herometern ließ er in frischer Triebkraft seine „Iamben" hinausflattern, eine Art Satire, in welchen er unter scharfer Geißelung menschlicher Torheit und Verirrung seine eigne Lebensanschauung darlegt und g'gen falsche Priester und schlechte Fürsten gleicherweise zu Felde zieht. Inzwischen wird der Hofdienft, der ihm nicht zusagt — in seinen Iamben schildert er die Höflinge als „Affen, schmeichelnd, boshaft, schadenfroh, — grüne Fliegen, summend um das Aas des faulen Staates" — quittiert und auf der Landvogtei in Neuenburg mit seiner Agnes, geb. v. Witzleben, ein junges verwaistes Hoffräulein aus Eutin, das glücklichste Eheleben begonnen. Rasch auf einander entstehen jetzt seine Dramen, die Stolberg selber für das beste hiel^, was er geschaffen, da er nichts mit mehr Feuer, nichts tiefer aus dem Innerster, seines Herzens geschöpft habe, und wenn Voß diese schnell reifenden Früchte seiner Muse auch weniger zusagen, so antwortet Stolberg: „hat mir Vulkan seine Feile versagt, so läßt er mir doch seine Flamme". Die Mitwelt nahm Stolbergs dramatische Schöpfungen zum Teil mit Bewunderung auf, die Nachwelt hat sie vergessen. Für seine schöne und liefe Empfindung, seine gläubige Lebensbejahung mögen einige Zeilen aus seiner Ode „Die Leuchte" sprechen:

Wie nach dem Quell das müde Reh sich sehnt,
Wie nach der Mutter ein verirrles Kind,
So sehnt nach Wahrheit sich der Mensch, wofer»
Sein Geist gesnnd in reinem Herzen blieb.
Mit dieser Sehnsucht sandt' ihn die Natur
Ins Grdeleben, welches Freud' und Harm
Ihm schenkt. Ob mehr ber Freud'? Ob mehr des Harms?
Wer mag's entscheiden? Dennoch glaub ich, sinlt
Ter Freuden Schale öfter als des Harms . . .

Der nach siebenjähriger Ehe eingetretene Tod der Gattin läßt ihn Neuenburg -»erlassen, um als dänischer Gesandter in Berlin in neuer Umgebung wohltätige Zerstreuung zu suchen. Schon jetzt war das religiöse Moment in ihm immer stärker hervorgetreten, und jener Trostbrief Goethes, den dieser ihm über den Verlust mitteilt, klärt über die weitauseinandergehenden Lebensanschauungen der beiden Dichter auf, in deien wir mehr denn je zwei entgegengesetzte Weltanschauungen ausgedrückt finden. „Ich nehme mehr Teil, als du glaubst, ander tröstlichen Erfahrung, die mir Dein Brief mitteilt: daß Deine liebe Agnes in den letzten Zeiten sich Dir reiner, verklärter, himmlischer als in ihrem ganzen Leben dargestellt und daß sie Dir scheidend einen Vorgeschmack, eine Ahndung seligen, vollendeten Glaubens zurückgelassen. Wenn ich auch gleich für meiie Person an der Lehre des Lucrez mehr oder weniger hänge, und alle meine Prätensionen in den Kreie des Lebens einschließe, so erfreut und erquickt es mich doch immer sehr, wenn <ich sehe, daß die ollmütterliche Natur für zärtliche Seelen auch zartere Laute und -Anklänge in den Modulationen ihrer Harmonien leise tönen läßt und dem end-

lichen Wunsche auf so manche Weise ein Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen gönnt."

In Berlin lernt Stolberg die junge Gräfin Sophie von Redern kennen, mit der er eine zweite Ehe eingeht und die ihm auch in seinem religiösen Eifer eine rechte Gefährtin wird. Stolberg wird nun Regierungspräsident in Eutin. Auf einer bald unternommenen italienischen Reise wird dann bereits in Münster durch die Zusammenkunft mit der Fürstin Gallitzin der Grund zu dem Entschluß gelegt, der Stolberg sieben Iahre später zum Katholizismus übertreten ließ. Der Dichter, der einst gerufen:

Ach Hüter, Hüter! ist sie bald aus, die Nacht!
Ich rief es zagend: siehe, da strahlt' es,
Uno rief mit Voltes Stimme: Selig,
Welche nicht sehen, und dennoch glauben! —

glaubte im ivankend scheinenden Protestantismus keinen Halt mehr finden zu können. Dieser Schritt war natürlich nicht möglich, ohne im ganzen Deutschland ungeheures Aufsehen zu erregen; ein Sturm von Schriften wirbelte empor, doch ließ eigentlich nur Voß sich zu einer Entzweiung mit dem ehemaligen Freunde hinreißen, den er mit unerfreulichen Schmähungen bedenkt, daß es selbst Goethe unangenehm „wie ein Kapitel aus Dantes grausiger Hölle" berührt. Hatte aber auch Goethe gegen die auffallende Religiosität Stolbergs eine Unzahl von kernen geschleudert, so lag doch gerade in Stolbergs christlicher Gesinnung ein bedeutsames Moment, das namentlich in Bezug auf die späteren Freiheitskämpfe nicht ohne Einfluß auf feine Zeitgenossen geblieben ist, denn der Empfänglichkeit des Volkes für die Rückkehr zum Evangelium bot gerade er eine nicht unwesentliche Grund- lage durch seine Dichtungen und Schriften. Übrigens vermutete niemand, der ihn nicht kannte, in dem zarten, bescheidenen, bestimmbaren Manne jenen Heros unter den Proselnten, an dem Goethe noch vierzig Iahre nach der Schnxner-- reise „Das Naturell, das Gemüt des Großen, die Fülle des Menschlichen" be- wundert. Eine Zeitgenossin äußerte sich damals angesichts seines völlig eindrucke» losen äußeren Auftretens: „Man muß seine Werke gelesen haben und ihn daraus als Mann von Geist und hoher Begabung kennen, um richt durch seine unbedeu^ tende Erscheinung irregeführt zu werden."

Die politischen Ereignisse hatten inzwischen ihren weltgeschichtlichen Verlauf genommen. Wie aber die vielgepriesene Morgenröte der Freiheit aussah, die in Frankreich emporflammte, sah auch der freiheitsbegeisterte Dichter nur zu bald, und es schmerzte iht. tief, daß in Deutschland die von Frankreich drohende Gefahr zu wenig erkannt wurde, daß zuviel innere Zustimmung zu dem glaubens- los'n, kosmopolitischen Freiheitsschwindel vorhanden war. Nicht Befreier waren es, die in Frankreich die Fackel schwangen —

lichen Wunsche auf so manche Weise ein Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen gönnt."
In Berlin lernt Stolberg die junge Gräfin Sophie von Redern kennen, mit der er eine zweite Ehe eingeht und die ihm auch in seinem religiösen Eifer eine rechte Gefährtin wird. Stolberg wird nun Regierungspräsident in Eutin. Auf einer bald unternommenen italienischen Reise wird dann bereits in Münster durch die Zusammenkunft mit der Fürstin Gallitzin der Grund zu dem Entschluß gelegt, der Stolberg sieben Iahre später zum Katholizismus übertreten ließ. Der Dichter, der einst gerufen:

Ach Hüter, Hüter! ist sie bald aus, die Nacht!
Ich rief es zagend: siehe, da strahlt' es,
Uno rief mit Voltes Stimme: Selig,
Welche nicht sehen, und dennoch glauben! —

glaubte im ivankend scheinenden Protestantismus keinen Halt mehr finden zu können. Dieser Schritt war natürlich nicht möglich, ohne im ganzen Deutschland ungeheures Aufsehen zu erregen; ein Sturm von Schriften wirbelte empor, doch ließ eigentlich nur Voß sich zu einer Entzweiung mit dem ehemaligen Freunde hinreißen, den er mit unerfreulichen Schmähungen bedenkt, daß es selbst Goethe unangenehm „wie ein Kapitel aus Dantes grausiger Hölle" berührt. Hatte aber auch Goethe gegen die auffallende Religiosität Stolbergs eine Unzahl von kernen

geschleudert, so lag doch gerade in Stolbergs christlicher Gesinnung ein bedeutsames
Moment, das namentlich in Bezug auf die späteren Freiheitskämpfe nicht ohne
Einfluß auf feine Zeitgenossen geblieben ist, denn der Empfänglichkeit des Volkes
für die Rückkehr zum Evangelium bot gerade er eine nicht unwesentliche Grund-
lage durch seine Dichtungen und Schriften. Übrigens vermutete niemand, der
ihn nicht kannte, in dem zarten, bescheidenen, bestimmbaren Manne jenen Heros
unter den Proselnten, an dem Goethe noch vierzig Iahre nach der Schnxner--
reise „Das Naturell, das Gemüt des Großen, die Fülle des Menschlichen" be-
wundert. Eine Zeitgenossin äußerte sich damals angesichts seines völlig eindrucke»
losen äußeren Auftretens: „Man muß seine Werke gelesen haben und ihn daraus
als Mann von Geist und hoher Begabung kennen, um richt durch seine unbedeu^
tende Erscheinung irregeführt zu werden."
Die politischen Ereignisse hatten inzwischen ihren weltgeschichtlichen Verlauf
genommen. Wie aber die vielgepriesene Morgenröte der Freiheit aussah, die
in Frankreich emporflammte, sah auch der freiheitsbegeisterte Dichter nur zu
bald, und es schmerzte iht. tief, daß in Deutschland die von Frankreich drohende
Gefahr zu wenig erkannt wurde, daß zuviel innere Zustimmung zu dem glaubens-
los'n, kosmopolitischen Freiheitsschwindel vorhanden war. Nicht Befreier waren
es, die in Frankreich die Fackel schwangen —

Bei meiner Mutter Asche, das tmld ich nicht!
Ihr sollt nicht Franken nennen der Volker und
der Zeilen Abschaum! nennt Westhunnen,
dann noch beschönigend, ih^e Horden!

Und doch mußte er erleben, daß das heilige Land der Cherusker den West-Hunnen überantwortet wurde. Dennoch verzagt Stolberg, der jetzt in Münster unter französischer Herrschaft viel zu leiden hatte, nicht. Er, der einst in seinem Gedicht „Die Zukunft" Deutschlands Schicksal vorausgeahnt, weiß in christlicher Überzeugung, daß alles nun Geschehende eine Konsequenz der alten deutschen Zerrüttung, des moralischen und religiösen Verfalls ist, und daß das alte Laub vom deutschen Baum erst herunter muß, ehe die Blüten wahrer deutscher Gesinnung wieder aufbrechen können. Und auf Iena fo.gte Leipzig; jugendfrisch erklang die vaterländische Harfe des begeisterten Sängers. Es war Stolberg nicht vergönnt, unmittelbar in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen, aber er hatte sein Teil an der Arbeit vorweagetan, hatte jahrzehntelang das hc'lige Feuer vaterländischer Begeisterung geschürt, Gottvertrauen in die schlummernden Herzen des Volkes gegossen und den Grund mit legen helfen zu dem entschlossenen Aus/ ,stand eines ganzen Volkes, das sich aus tiefster Schmach auf seine heilige Kraft besann und die Zwingherrschaft des „von Gott Verworfenen" zerbrach. Stolberge poetische Träume und Ahnungen hatten sich wundervoll erfüllt. Aber wem er die herrlichen Siege danken zu müssen glaubt, das war neben dem Höchsten, zu dem er immer zurückkehrt, der herrliche, neu erstandene Geist des deutschen Volkes, dem allein auch er Deutschlands Zukunft anvertrauen will. Und so predigt er unermüdlich seinem Volk, die sich so herrlich bewährende deutsche Gesinnung festzuhalten, da sie ein besserer Hort, ein besserer Schuhwall sei als alle Festungen. Wandlungen sind es, über die die Menschheitsgeschichte dahinschreitet. Sie kennzeichnen die Geschichte der Zeiten, der Völker. Abstieg und Aufstieg wiederholen sich, wie Sommer und Winter. Aber fest wie Felsen erscheinen uns die Männer, die im Wandel der Zeiten ihre deutsche Gesinnung, den Glauben an Gott, Freiheit, Vaterland nicht verloren haben. Und in diesem Sinne hat uns die Gegenwart den vergessenen Sänger Stolberg wieder nahe gerückt.

Paul Knötel:
Opfer. Mus üer Geschichte einer Familie^
Fortsetzung.
Als ich das Haus sah, in dem die Madame Echemkin wohnte, da konnte
ich nicht anders, ich mußte eintreten, ich mußte das Mädchen begrüßen^
das ich schon so lange im Herzen trage, Karoline. Die Frau Mutter war
nicht zu Haus; Karoline trat mir allein entgegen. Sie schien erstaunt, aber
in ihrer sanften Art reichte sie mir die Hand, um mich zu begrüßen. Ich
wollte ein paar Worte der Begüßung sprechen, aber wie ich ihre weiche
Rechte in der meinen fühlte, da konnte ich nicht anders, ich riß sie an mich
und bedeckte ihr Gesicht mit tausend Küssen. Sie ließ es wil ig g'scheherv
und so haben wir uns verlobt und haben uns gegenseitig versprochen, nichr
von einander zu lassen im Diesseits und im Ienseits. Dann aber gebot
die Pflicht, Sie, mein lieber Vater, nicht warten zu lassen, und wir nahmen
von einander Abschied. Mir jedoch wurde es, als ich die kurze Strecke bis
zu unserem Hause zurücklegte, zur Gewißheit, daß ich aus dieser Stadt
nicht hinwegziehen dürfe, ohne daß ein festeres Band uns geeint, das selbsd
der Tod nicht trennen kann. Und so, mein Herzensvater, flehe ich Sie an^
daß Sie uns Ihren Segen geben, daß wir schon morgen vor dem Altar
als Mann und Frau zusammengegeben werden, wie es jetzt in dieser schweren
Zeit schon so oft geschehen ist."
Ich merkte, wie meines Sohnes Augen erwartungsvoll an meinenr
Gesichte hingen, wie er aus meinen Zügen eine zustimmende Antwort heraus-
lesen wollte. Aber ich konnte im Augenblick kein Wort finden. Zu sehr
waren alle Gefühle in meinem Innersten erregt. Ich hatte nichts gegen
das freundliche Mädchen einzuwenden und doch mußte ich mich dagegen
sträuben, wenn ich daran dachte, daß mein Sohn noch Student war und
niemand wissen konnte, wie sich die Zukunft gestalten würde. Außerdem
schien mir die Art der Verehelichung so gegen alles Herkommen, daß ich
schwer mit mir ringen mußte. Wie ich aber die Augen Christians so ängstlich
auf mein Antlitz gerichtet sah, stellte ich alles unserem Herrgott anHeim
nnd sagte Ia und Amen.
Da beugte er sich auf meine Hände nieder und bedeckte sie mit heiße»
Küssen. Dann flehte er mich an, daß ich mit ihm sobald als möglich zu der Mutter
seiner Geliebten gehen und um deren Hand anhalten sollte. Auch das konnte
ich ihm nicht weigern. Darum warf ich mich bald in meine beste Kleidung und
ging mit ihm in das nahe Haus. Mit einem ängstlich fragenden Blicke schaute

mich die Tochter an, die uns zuerst empfing. Dann trat die Mutter ein und ich
trug ihr den Wunsch meines Sohnes vor. Mit freundlicher Offenherzigkeit erklärte
sie, daß sie wohl gemerkt habe, wie mein Christian in seiner stallen vornehmen
Art um ihre li:be Karoline geworben habe, und wie sie wohl wisse, daß auch
er ihr nicht gleichgüliig sei. Auch darin willigte sie, daß der Ehebund zwischen den
beiden Liebenden schon am nächsten Tage geschlossen werde. Die Freude des
jungen Paares kannst Du Dir nicht vmstellen; sie wußten sich nicht genug zu
tun uns gegenüber, und ich merkte, daß ich stolz sein könnte auf das junge
Mädchen, das bald als meine Schwiegertochter unter mein Dach einziehen
werde. Denn also hatten wir verabredet, daß die Neuvermählten nach der
Trauung durch Priesters Hand die paar Tage, die mein Sohn noch Urlaub hatte,
in dem einen großen Zimmer meiner Wohnung zusammen sein und Karoline
dann bei mir bleiben sollte. Denn ihre Frau Mutler hat sowieso vorgehabt, Husch-
berg bald zu verlassen, um sich zu der Familie ihres einzigen Sohnes nach Berlin
zu begebe.i, der ebenfalls in das Heer eingetreten war und seine Gattin mit fünf
kleinen Kindern zurückließ. So gab es noch manches zu ordnen und zurecht zu
machen, und wir verließen nach ein paar Stunden das freundliche Haus, da sich
Karoline, die wie ihre Mutter Katholikin war, noch durch die Beichte b?i dem
Priester ihrer Kirche zu diesem wichtigsten Schritt ihres Lebens vorbereiten
wollte. Mit Zustimmung des Pfarrers wurde die vierte Stunde des folgenden
tages zur Trauung bestimmt.
Vor der festgesetzten Zeit erschienen wir am folgenden Tage bei der Madame
Schcmkin, und nie werde ich das liebliche Bild vergessen, als diese Ihre bräutlich
geschmückte Tochter Christian zuführte. Nur die blasse Farbe ihres Antlitzes,
die sich scharf von d?m einfachen schwarzen Kleide abhub, wollte mir einige Sorge
machen. Als sie aber dann vor dem Altare standen, mein Sohn in seiner bunten
Uniform urd neben ihm das liebliche Mädchen, als der Herr Pfarrer sie in be-
wegten Worten auf den Ernst der Stunde und der Zeiten hinwies und ihre Hände
ineinanderlegte, da vergaß ich darauf und freute mich nur des schönen Menschen-
paares und war stolz auf meinen lieben Sohn und meine nicht minder liebe
Schwiegertochter.
Nun war das blühende Leben wieder in mein Heim eingekehrt, und es
war mir, als wäre die alte Zeit wieder lebendig geworden, da meine treue Ehe-
frau Iuliane noch lebte und der Kinder laute Freude die Räume erfüllte. Nur zu
schnell verflog die schöne Zeit. Schon nach drei Tagen stand vormittags um 9 Uhr
wie festgesetzt der Bursche mit den zwei Pferden vor der Haustür und mein Sohn
war zum Aufbruch bereit. Mit seiner jungen Frau kniete er noch einmal zu meinen
Füßen nieder und bat um den väterlichen Segen. Mit Thiänen im Auge legte
ich meine Hände auf ihre Häupter und sprach einige Worte des Segens. Dann
drückte ich — ach zum letzten, allerletzten Male — den theueren Sohn an meine
Brust und entließ ihn zur Thür hinaus, ohne ihm zu folgen. Denn ich durfte den

Abschied nicht stören, den er nun von seinem jungen Weibe zu nehmen hatte.
Vom Fenster aus sah ich ihn noch einmal, wie er wegritt und sich umschauend
Grüße zurückwinkte — nicht mir. Denn er wollte bis zum letzten Augenblicke nur
die sehen, die seines ganzen Lebens Inhalt geworden war neben dem Vaterlande,
dem er nun sein junges Leben weihte. Ich habe ihm darob nicht gezürnt; denn
Gattenliebe geht vor Elternliebe. Und ein Trost blieb mir ja, die, die meine»
Sohnes Gefährtin geworden war.
Nicht layge dauerte es, und ich sollte sie ganz für mich allein haben. Denn
mehrere dringende Briefe baten die Madame Schemkin um ihre Hinkunft nach
Berlin. Ende April reiste sie ab.
Nun waren wir beide allein. Es begann eine stille, aber schone Zeit.
Jetzt erst merkte ich, was mir alle die Iahre, seit ich mein liebes Weib
degraben, gefehlt hatte, wenn auch die treue Babette aufs eifngste für
mein leiblich Wohl besorgt gewesen war. Aber sie war doch eben nur Dienerin.
Es war wie währende Sonntagstille, die durch mein Haus ging. Am schönsten
waren die Abende, wenn wir zusammensaßen und des Sohnes und Gatten
gedachten, den wir beide so liebten. Während Karoline stickte oder häkelte,
las ich ihr oft auch aus unseres Goethe Gedichten vor. Bisweilen schritt sie
wohl auch zu meinem alten Spinett und sang, während sie sich selbst be-
gleitete, mit ihrer klaren Altstimme liebe alte Lieder, aber auch manche»
,neue, das damals aufgekommen war, wie z. B.
Holde Nacht im dunklen Schleier
Sieht mein Aug vielleicht zum letzten Mal,
Morgen lieg ich schon vielleicht gestcecket.
Ausgelöscht von der Lebend'gen Zahl.
Wenn ich heut jener Tage gedenke, dann ziehet noch immer diese traurige
Melodie durch meine Seele, und es ist mir, als ob ich immer noch die
holde Stimme meiner neuen Tochter vernähme. Manchmal wurden ihr
die Stimme und die Hände auf den Tasten unsicher, und ich mußte sie
mahnen aufzuhören. Dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und
sie legte ihren Kopf weinend an meine Schultern. So mußte ich ihr schließlich
ganz verbieten, das Lied zu singen. Dann war es tagelang still in meiner
Wohnung, und das Instrument blieb geschlossen. In Karolinens Augen aber
lag ein stummes Fragen, ob denn nicht bald Nachricht komme von dem
Geliebten ihrer Seele. Gern hätte ich ihr Trost gegeben, aber mein Herz
war selbst voll des Harmes. Das wußten wir ja, daß in diesen kriegerischen
und unruhigen Zeiten ein Brief recht lange ging, und mancher wohl auch
verloren wurde. Aber die Sehnsucht frägt nicht danach und will bald gestillt
sein.
Und endlich wurde sie gestillt. Ein langer Brief kam an mich und ein

Nein« Zettel an meine Schwiegertochter. Von ihrem Sterbelager habe
ich ihn nach einigen Monaten hinweggenommen und sorgfältig aufgehoben.
Nun mag er hier zwischnr diesen Blättern liegen und Dir, mein lieber Enkel-
sohn, von der großen Liebe Deines Vaters zu Deiner Mutter erzählen. —
Hans nahm den grauen Zettel aus schlechtem Papier und las:
Meine innig geliebte Karoline!
Die Ehrfurcht vor meinem Vater gebot mir, im Dante an all das Gute,
das ich von ihm empfangen habe, in einer Stunde, wo die Muße es mir
erlaubt, ihm zu schreiben und ihm zu erzählen, wie es mir bisher in des
Königs Ehrenkleid ergangen ist. Er wird es Dir genau berichten, und so
wirst Du es mir nicht übel anrechnen, wenn ich die paar Minuten, die mir
noch übrig bleiben, nur dazu benütze, um Dir zu sagen, wie Du das Glück
meines Lebens bist, wie meine Sehnsucht nur immer zu Dir hingeht,. Du
einzig Geliebte meines Herzens. Dir gehört mein letzter Gedanke, wenn
ich abends todmüde die Augen schließe, Dir mein erster, wenn ich des
Morgens neugestcirkt erwache. Wie kann ich es dem lieben Gott genugsam
danken, daß er Dich mir geschenkt, wie kann ich meinem herzensguten Vater
meine Dankbarkeit dafür beweisen, daß er unserem Glücke nicht nur nicht
im Wege stand, sondern es nach allen seinen Kräften gefördert hat! Ver-
einige Deine Dankgebete mit den meinen zum himmlischen Vater dort
oben und sei meinem irdischen Vater ein treues Hausmütterlein, das seine
Einsamkeit mit ihm teilt und für ihn sorgt. Schon schlägt wieder die Stunde
Der Pflicht. Im Geiste schließe ich Dich in meine Arme und drücke Dir
auf Deine Lippen unzählige Küsse, und in der Zuversicht, daß Du immer
meiner liebend gedenkst, schließe ich diese Zeilen.
Dein getreuer
Dich ewig liebender
Christian.
Großmutter auf dem Sofa nickte wie bestätigend mit dem
greisen Haupt, Hans aber sprach: „Wie danke ich dir, liebe Großmutter,
daß du mich diese Papiere lesen läßt. Bisher waren mir die Bilder über
meinem Bett eben nur Bilder. Heut Abend aber sind sie lebendig geworden,
und ich habe das schöne Paar lieb gewonnen. Wenn mir doch auch ein
solches Glück beschieden wäre, Kriegsruhm und echte Frauenliebe; dann
wollte ich auch gern frühzeitig sterben — und", setzte er gedrückt hinzu,
„dann würde wohl Vater auch mit mir zufrieden sein".
„Sprich nicht so, mein Liebling", mahnte die alte Frau, „du wirst
leben, und du wirst auch den Weg zum Vater finden". In ihren Augen

aber stieg es auf, als wollte trübe Erinnerung sie übermannen; darum
fuhr sie fort: „Lies weiter, wie es deinem Ahn ergangen ist". Unv
Hans las:
Den Brief Deines Vaters an mich glaubte ich wohl verwahrt
zu haben, aber da ich ihn jetzt suchte, konnte ich ihn nicht finden. Das
Alter macht eben vergeßlich, und so kann ich Dir nur mitteilen, wie mein
Christian schrieb, daß ihn noch eben die Begeisterung erfülle, mit der «'
den grünen Rock angezogen habe, wenn auch der Dienst oft schwer wäre
und die Unteroffiziere wetterten und fluchten über die ungeschickten Leute^
die jetzt Soldaten sein wollten. Es wären eben z. T. noch Leute der alten
Art, die da meinten, daß niemand ohne Fuchceln ein guter Kriegsmann
werden könnte. Nächstens würden sie ausrücken, sie wüßten nicht wohin,
und dann hoffe er für des Vaterlandes Befreiung mit Elfelg das Schwert
zu führen. Mit Sehnsucht gedenke er meiner und des geliebten Weibes,
das er voll Freude in meiner sicherei Hut wisse.
Das alles habe ich auch Karolinen vorgelesen, und nun hielt die Freude
wieder Einzug in mein Heim. Ia ich überraschte sie, als ich eines Tages von
einem Ausgange zurückkam, wie sie wieder am Spinett saß und das Lied
von den zwei Königskindern sang, die sich so lieb hatten. Da störte sie
auch nicht der traurige Schluß. Und so saßen wir denn wieder oft zusammen^
und ich lauschte ihrer lieblichen Stimme. Allmählich aber nahm die Traurig-
keit das gute Kind wieder gefangen, und ihr Blick ging oft in die Weite,
als ob sie Trost suchte und ihn doch nicht finden könne.
Damals war eine gar ärmliche Zeit, und mancher mußte an fremde
Thüren pochen, um seinen Lebensunterhalt zu finden. Da kam eines Tagee
ein ju.ger Mann in abgeschabtem Arzuge und bat um Arbeit. Er sei ein
Porträtmahler, und habe bei guten Meistern in Berlin und Breslau gelernt
in Ol und Pastellfarben zu mahlen. Es sei jetzt aber rares Verdienst in
seinem Fache und alle behaupteten, daß sie dazu kein Geld hätten. Ob ich
mich nicht porträtieren lassen wollte. Er zeigte mir auch aus einer Mappe
einig'e Miniaturbildnisse, die mir wohl gefielen. Da dachte ich, daß es vielleicht
mener Karoline eine Abwechselung s?in würde, wenn sie dem Maler säße.
Das geschah auch mit ihrer Zustimmung, aber ich merkte bald, daß sie es
mehr mir zu liebe tat. So entstand das Porträt, das jetzt dort über meinem
Sopha hängt. Es ist wohl getroffen, ja es ist nur zu gut getroffen; denn
in ihrem Antlitz wirst Du die Sehnsucht ausgedrückt finden, die damals
in ihren Zügen lag, und es soll Dir ein teures Vermächtnis an Deine
gute Mutter sein. Dafür werde ich sorgen. Als ich sah, daß das Bild wohl
geraten war, nahm ich den jungen Künstler, als er voll Dankbarkeit siH
von mir verabschieden wollte, heimlich bei Seite, wies ihm ein kleines Bild
meines Sohnes, das ich vor ein paar Iahren hatte machen lassen, »nd

fragte ihn, ob er sich wohl getraue, danach ein Porträt als Pendant zu dem
der lieben Karoline zu machen. Dann beschrieb ich ihm noch die Uniform,
so genau ich konnte, und er ging in seiner Wohnung bald ans Werk. Als
es fertig war, war ich selbst erstaunt, wie gut der junge Meister seine Aufgabe
gelöst halte, so ganz, als ob er Christian lebend vor sich gesehen hätte.
Nun meinte ich es gut zu machen und wollte meine liebe Schwieger-
tochter, überraschen. Hing also das Bild neben dem ihren auf, als sie einmal,
was sie selten tat, einen Gang in die Stadt machte, um Einkäufe zu be-
sorgen. Ach hätte ich es doch nie getan. Ich saß, wie auf der Lauer in
meiner Stube, als sie wiederkam. Da höre ich plötzlich einen durchdringe iden
Schrei, und wie ich hinzueile, liegt das arme Kind, bleich wie der Tod
»uf dem Boden und gibt kein Lebenszeichen mehr von sich. Die alte Babette
ist sofort zu meinem lieben Freunde, dem Sanitätsrat Bär, geeilt. Wie
ein armer Sünder ging ich ihm entgegen und erzählte ihm den thörichten
Streich, den ich verübt hatte. Er bemühte sich sogleich um die Ohnmächtige
und gab weitere Anweisungen, wie sie zu behandeln sei. Während dessen
ging ich unruhig in meiner Stube, voller Gewissenbisse, auf und ab und
harrte mit Sehnsucht, daß er mir tröstende Botschaft über mein Kind bnnge.
Endlich trat er ein — mir hatte es eine Ewigkeit gedünkt, machte aber
ein sehr ernstes Gesicht, so daß ich äußerst bestürzt war. Er meinte, daß
der böse Anfall vorüber und Karoline wieder zum Bewußtsein gekommen
sei. Aber die Sache wäre sehr ernst. Er habe an ihr die Symptome der
Lungensucht gefunden, und sie habe ihm eingestanden, daß sie sich Mutter
fühle. So sei die größte Vorsicht geboten.
Wie soll ich schildern, was damals in meinem Innern bei dieser Botschaft
r>or sich ging. Bei meinem hohen Alter hatte ich nie daran gedacht, daß
ich durch meinen Sohn Großvater werden sollte, da er ja noch 8tu<llo5U5
war. Und nun trat es doch ein, und ich hätte mich wohl freuen sollen,
aber diese Freude drängte die bange Sorge um die liebe Karoline zurück,
und ich meinte verzagten Sinnes, daß ich sie bald verlieren und daß mein
Haus dann wieder einsam sein werde. Und sorgte doch schon für meinen
Christian, fühlte mich auch ihm gegenüber verpflichtet, sein Weib ihm gesund
wieder in die Aime führen zu müssen, wenn er wieder zurück in die Heimat
käme und sie von mir verlangte. Wie habe ich da mit meinem Gott gerungen
und ihn um Trost und Stärke angefleht, aber es schien, als ob er mich
«erlassen habe. Und wie wurde mir erst zu Mute, als das liebe Kind von
ihrem Lager aus sich bei mir bedankte für die freudige Überraschung, die
ich ihr mit dem Bilde ihres Geliebten gemacht, und sich bitter anklagte,
daß sie mich durch ihren Fall so erschreckt habe. Und sie hätte mich doch
«nklagen sollen. Wie hatte ich so viele Liebe um sie verdient!

Ietzt kamen stille, trübe Tage. Wohl stand sie bald wieder vor ihrem
Krankenlager auf und bemühte sich, ihre Pflichten wieder wie vorher zu
erfüllen, aber ich merkte gar wohl, wie sie sich Zwang anthat und wie si:
immer bald ermüdete. In ihren Augen aber lag so ein banger Zug, daß
ich es Dir nicht beschreiben kann, so wie etwa die des Vögleins, das eine
Schlange durchdringend anschaut, und kann doch wie gebannt nicht von
dem Flecke, wo es sitzt. Es war wie bittere Todesangst, und die Furcht
vor etwas Unaussprechlichem. Das Spinett hat sie nicht mehr angerührt,
und es ist bis auf diesen Tag, da icb dieses schreibe, keine Hand mehr darüber
gefahren.
So gingen die Tage dahin, trübe, bleischwer, gleich den heißen Tagen
des Sommers, da wir uns alle sehnen, daß aus dem Himmel der Regen
niederfalle, aber kein Wölkchen zeigt sich, und Mensch und Natur stöhnen
auf. Wenn der Klingelzug an der Vortür tönte, dann lief es wie ängstliche
Erwartung über die bleichen Züge Deiner Mutter, und in innerem Weh
zuckte es zusammen, wenn wieder nicht kam, was sie erwartete. Und wir
mußten lange, lange warten; es ging fast über ihre Kraft. '
Endlich kam ein Brief meines Sohnes, ihres Gatten. Wie ihre Hände
flogen, wie die fonst bleichen Wangen in hektischem Roth brannten, als ich
ihr nicht rasch genug das Schreiben mit meinen alten zitternden Händen
öffnete. Zw^i Briefbogen lagen darin. Ich reichte Karoline den ihren.
Ehe sie ihn aber lesen konnte, brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen
aus und ließ lange nicht nach, wie sehr ich mich auch um sie bemühte.
Endlich konnte sie ihn lesen. Dann schnitt sie, den Brief wie ein Heiligtum
in ihrer Hand haltend, hinaus in ihr Zimmer. Was darin gestanden, habe
ich nie erfahren. Denn wir haben ihn später nicht gefunden, so wohl hatte
sie ihn verwahrt, und ich wagte nicht danach zu fragen. Den Brief jedoch,
den Dnn Vater an mich geschrieben, füge ich hier bei, damit Du ihn lesest,
das letzte Lebenszeichen Deines trefflichen Vaters
Mit vor Erwartung zitternden Händen griff Hane nach dem schlechte«
grauen Papier und las:
Mein lieber guter Vater!
Lange — ich fühle es — nur allzu lange habe ich Sie auf einen Brief
Ihres ewig dankbaren Sohnes warten lassen. Aber des Kriegers Leben
ist anders wie das des Menschen in stillen Friedenszeiten, und nur zu oft
ruft ihn die Pflicht hinweg, wnm er gerade die Feder ergreifen will, um
seinen Lieben daheim ein Lebenszeichen zu geben. Mit einem Kommando
meiner Truppe bin ich nun augenblicklich nach Frankenhausen in Schwartz'
burg-Rudolstädtischem gekommen, um Pferde zu requiriren. Ich sitze in

einem Zimmer des Thüringischen Hofes an der Aue und denke meiner
Lieben zu Hause und alles dessen, was ich im bunten Wechsel, seit den
Tagen, wo ich zuletzt bei Ihnen weilte und meines Lebens höchstes Glück
fand, erlebt habe. Als einen herrlichen Lohn des Geringen, was ich geleistet
habe, betrachte ich es, daß ich schon nach so kurzer Zeit Lieutenant bei
meiner Truppe geworden bin. So erklärt sich auch das Kommando, das
ich jetzt habe und das mich durch eine der schönsten und gesegneisten Gegenden
unseres Vaterlandes geführt hat. Heut morgen sind wir von Nordhausen
abgeritten im Anblick des Hartzgebirges, und vor meinem Geiste standen
die herrlichen Stunden auf, da Sie, mein verehrungswürdigster Vater, mich
in das Verständnis des Faust eingeführt und mir die Szenen auf dem
Blocksberg vorgelesen hatten. Während wir das Gebirge im Rücken ließen,
tauchte vor uns das Kyffhäusergebirge auf und wir durchritten das Dorf
Kelbra. Sie erinnern sich, wie Sie mir, als ich noch das Elisabethanum
zu Breslau besuchte, des prächtigen Musäus Volksmärchen der Teutschen
geschenkt. Und nun durfte ich die Gegend, wo der alte Barbarossa tief
im Berge sitzet und schläft, von Angesicht schauen.' Sie dinfen es rn,ir glauben,
daß mir gar seltsam zu Mute wurde und ich in meines Herzens Innerem
den Eidschwur leistete, alles, was in meinen schwachen Kräften stehet, mit
daranzusetzen, daß der alte Kaiser Rotbart wieder erwache und des teutschen
Reiches Herrlichkeit sich wieder erneuere.

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Das Interesse an der Gestaltung unserer Wirtschaftsverhältnisse zieht gegenwärtig recht weite Kreise. Es ist der allgemeine wirtschaftliche Zwang, der den einzelnen Menschen gerade gegenwärtig hart anpackt und ihn notgedrungen über die Wirtschaftsprobleme nachdenken läßt. Es ist dies gewiß ein erfreulicher Zustand, wenn man nur getrosten Mutes sagen könnte, daß wir in dem Studium der Volkswirtschaftslehre schon eine ganz bestimmte und objektive Klärung bekommen haben. Dies fehlt nun aber leider. Wohl haben wir eine gewisse Klärung vom Standpunkte bestimmter Interessen bekommen, doch eine vollkommen neutral durchdachte Wirtschaftslehre fehlt uns immer noch. Was dann weiter z. B. die Auffassung über den Wirtschaftspiozeß in der breiten Masse der Arbeiter schüft anbetrifft, so muß man es dier ganz besonders zu seinem größten Leidwesen bedauern daß sich die verschiedenen Richtungen innerhalb der Arbeiterschaft vor allem noch nicht klar über die Bedeutung des wirtschaftlichen Kampfes geworden sind. Hier muß und wird sich aber noch eine genaue Wirtschaftstheorie durchsetzen müssen. Es kann dies insbesondere dadurch erreicht werden, daß die Albeiterschaft in ihrer Gesamtheit im Wirtschafts-1'etrieb mitverantwortlich tätig ist, wie es doch der Grundgedanke des Betriebsrätesystems sein soll.

Über den Saatenstand berichtet die Preisberichtcstelle des Deutschen Landwirtschaftsrates: Die hochsommerliche und außergewöhnliche trockene Witterung im Laufe des September wurde Ende des Monats von einem überwiegend trüben und kühlen Wetter mit Niederschlägen abgelöst, das noch Mitte Oktober anhielt. So sehr die Trockenheit dazu beitrug, die im August stark verzögerte Getreideernte zu Ende zu führen und die Grummeternte zu bergen, so hat sie andrerseits auch dazu geführt, daß die Kartoffeln vielfach nicht genügend ausreifen konnten. Es wird deshalb vielfach über kleine Knollen berichtet. Aus manchen Bezirken wird mitgeteilt, d^ß die Kar-

toffeln zum Teil auch aus Sorge vor Diebstählen nicht reif geerntet wurden. Außerdem hat die Witterung im September verursacht, daß die Wintersaat häufig nicht rechtzeitig der Erde anvertraut werden konnte, sie ist deshalb auch noch heute vielfach im Rückstande. Aus manchen Gegenden, wie aus Ostpreußen, wird geschrieben, daß größere Flächen, die für die Wintersaat bestimmt waren, voraussichtlich wegen der vorgerückten Iahreszeit nicht mehr würden bestellt werden können. Die Urteile über die Kartoffelerträge lauten sehr verschieden. Im allgemeinen darf angenommen werden, daß die Erntemenge kleiner ist als im Vorjahre,
daß dagegen die Qualität vielfach eine
31«

Runüschau
bessere ist, weil ein großer Teil der
Kartoffeln bei trockenem Wetter
geerntet werden konnte. Immerhin
ist zu berücksichtigen, daß im Osten
und Norden, besonders auf den Gütern,
die Kartoffeln auch noch heute nicht
sämtlich geborgen sind, und in manchen
Bezirken wird befü' chtet, daß sie bereits
unter den inzwischen eingetretenen
Nachtfrösten gelitten hätten und ein-
frieren winden. Im Wcsten wird die
geringe Kaltoffelmenge auf schlechtes
Saatgut zurückgeführt. So wird aus
Westfalen gemeldet, daß im nächsten
Jahr die Kartoffelfläche um über
ein Drittel zurückgehen würde, wenn
die Kommunalverbände nicht gute
Pflanzkaitoffeln zu erschwinglichen Prei-
sen beschaffen könnten. Überwiegend
wird belichtet, daß die Haltbarkeit der
Kartoffeln voraussichtlich eine gute sein
wird, weil es verhältniemäßig wenig
kranke Knollen gibt. Die Futter- und
Zuckerrübenernte hat erst Mitte Oktober
begonnen. Wie sehr in diesem Jahre
infolge der Witterung, besonders aber
auch infolge der fehlenden Arbeits-
kräfte unter der verminderten Arbeits-
leistung die Ernte verzögert ist, geht
u. a. daraus hervor, daß im Osten
und Norden stellenweise noch Mitte
Oktober Hafer und Gemenge, Bohnen,
Luzerne, Saatklee und Grummet nicht
geborgen waren, über den Stand der
Wintersaaten kann noch nicht viel gesagt
«erden. Zum großen Teile sind sie
auch noch nicht aufgelaufen. Die früh-
zeitig gesäten und aufgelaufenen Saaten
«erden günstig beurteilt.

Die Förderung von Steinkohlen
ist im eisten Halbjahr 1919 gegen die
gleiche Vorjahrszeit aus den zur Ge-
nüge erörterten Gründen außerordent-
lich zurückgeblieben; sie ist von 80097 002
«uf 51323319 t gesunken. Ebenso
ist der Absatz von 8l 904139 t auf
21204 921 t herabgegangen. Wäh-
rend also in der erster, Hälfte des
Jahres die Förderung um 28,8 Mil-
lionen t gegen das Vorjahr zurück-
blieb, ist der Atsatz um 30,7 Millionen t
niedriger. Auf die einzelnen Ober-
bergamtsbezir'e verteilen sich Produk-
tion und Absatz wie folgt:

1. Halbjahr 1919

	Förderung	Absatz
Breslau	14127 754	13 975 830
Halle	4 392	4 380
Clausthal	223 261	223149

Dortmund 30 051271 30106 015
Bonn 6 916 821 6 »95 547
Zus. in Preußen 51 323 319 51 204 921
1. Halbjahr 1918
Förderung Absatz
Breslau 23 500 965 24187 670
Halle 2 359 2 516
Gausthal 309 741 309 974
Doitmund 47 934 015 48 923105
Bonn 8 349 922 8 480 874
Zus. in Preußen 80 097 002 81 904139
Auch die Förderung und der Absatz
von Braunkohle weisen ähnlich?, wenn
auch nicht ganz so erhebliche Rückgänge
auf. Die Förderung ist von 42 297 700 t
auf 35 451946 t, der Absatz von
42 292 034 auf 35 448 000 t gesunken.
Auf die einzelnen Oberbergamtsbezirke
verteilen sich die Förderung und der
Absatz wie folgt:
1. Halbjahr 1919
Förderung
t
1 816 428
21 255 395
451 659
11 92« 464
Breslau
Halle
Clausthal
Bonn
Zus. i.r Preußen 35 451 946 35 448 000
Absatz
t
1 826 794
21 239 88?
455 385
11925 931
31»

Runüschau
Föiderung Absatz
1. Halbjahr 1918
t t
Breslau
Halle
Clausthal
Bonn
1162 419 1150 429
27 569 978 27 074 244
477 070 476 791
13 588 233 13 590 570
Zus. in «Preußen 42 297 700 42 292 034

In Betrieb war?n in Preußen 292 (i. V. 286) St?inkohlenwerke, die 639 218 (573 597) Personen beschäftigten, und 307 (306) B^unkohlenwerke, in denen 639 218 (573 597) Personen tätig waren. Mit dem 1. Oktober sind nunmchr völlig die Kohlenhöchstpreise — die ja nur für das Geltungsbereich des Rhcinisch-Westfälischen Kohlensyndikates festgesetzt waren — aufgehoben worden.

Die Lage der Eisenindustrie hat gegenüber dem Vormonat keine nennenswerte Veränderung aufzuweisen.

Die Aussichten der Juckerindustrie sind infolge des Ausfalls der diesjährigen Ernte, tie noch dem derzeitigen Stande auf 16—17 Millionen Zentrer gegen 54 Millionen vcr dem Kriege geschätzt wird, ungünstig. Die Verarbeitung wird sich infolge der Kohlennot in der Hauptsache auf die Rohzucker herstellung besch änken müssen. Eine Hebung der Zucke'Produktion ist nur durch vermehrten Rübenanbau zu erreichen, Über die gege iwärtige Lage der Produktion gibt folgende Gegenüberstellung Aufschluß.

vor dem Kriege
Zuckerrübenbau 580 000 lra
Zuckererzeugung 2 320 000 t
heute
Zuckerrübenbau 280 000 Ka
Zuckererzeugung 1 120 000 t

Um eine Wiederbelebung der Rüber:-erzeugung zu erzielen, wird von den Interessenten eine Freigabe des Zuckerhandels gefordert.

Am Arbeitsmarkt spielen sich nach wie vor recht hartnäck'ge Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ab. Es ist für einen jeden, der objektiv an die Untersuchung dieser Wirtschaftskämpfe gehen will, sehr zu empfehlen, diese Materie eines g'ündlichen Studiums zu wü digen.

Der Kampf in der Berliner Metall-
industrie zeigt es, daß tiefliegende
G.ünde und Momente vorhanden sind,
die einen Streik von solcher Länge und
Größe ermöglichen. Gerade dieser
Streik hat ein ganz anderes Gepräge,
als die, die wir in den letzten Monaten
erlebten, nämlich dadmch, daß eine
einheitliche gewerkschaftliche Führung
auf seiten der Arbeitnehmer diesen
Kampf leitet. Über die Bedeutung
und Berechtigung der Gewerkschaften
muß sich insbesondere der Volkswirt
ein klares Urteil bildet, will er nicht
leichtfertig von einem einseitigen Inter-
essenten um ausgenutzt werden. — Sonst
zeigen sich in Bezug auf Angebot und
Nachfrage am A beitsmarkt sowie in
der Bewegung der Arbeitslosigkeit k"ine
wesentlichen Veränderungen gegen den
Vor monat.
Die Geldmarktlage kan>-
selbstverständlich noch immer nicht ein
befriedigendes Bild abgeben. Die
Momente, die hier in Frage kommen,
sind nun einmal so vielgestaltig, daß
nicht in kurzer Zeit sich hier eine erfolg-
reiche Wirtschaftspolitik durchsetzen kann.
An verschiedenen Punkten läßt sich
bereits eine erfreuliche Zuversichtlichkeit
konstatieren. Dies kommt vor allem
bei der Entwicklung des Einlagen-
bestandes der Sparkassen in Frage.
Es betrug die Zunahme der Spar-
kasseneinlagen bei den gesamten deut-
schen Sparkassen (ohne die Abschrei-
bungen auf die Kriegsanleiben):

	1917	1918	1919
	Millionen Mark		
Januar	600	1250	1250
Februar	300	600	800
März	160	400	400
April	300	600	700
Mai	300	450	100
Juni	200	350	150
Juli	300	650	900
August	250	450	600
	2 410	4 750	4 900

Die Bewertung der ausländischen Wechsel am deutschen Markt hat trotz der anfänglichen Senkung, die sich Ende September geltend machte, durch di< unklaren Verhältnisse, besonders gegenüber dem Auslande, eine weitere Verschärfung erfahren. Der Stand der ausländischen Valuta an der Berliner Börse zeigt folgenden Stand:

	30.' 8.	30. 9.	29. 10.
Holland	802 —	839 —	1159,—
Dänemark	455 —	483,25	644,25
Schweden	511 —		

554,25
724,25
Schweiz
372,50
409,50
544,5(7

Der Stand der deutschen Währung hat sich demgegenüber weiter verschlechtert. In der Entwertung unserer Valuta auf der einen Seite und der außerordentlichen Steigerung der neutralen Werte auf der anderen Seite, hat mit der Wiederbelebung der Erporttätigkeit sich für die Geschäftswelt eine neue Verdienstmöglichkeit erschlossen, die es immer weiter bewirkt, daß zum mindesten die deutsche Mark tief im Kurse gehalten wird.

Unsere Handelsbeziehungen zum Auslande mehren sich zwar langsam, aber doch stetig. Es ist nur dringend notwendig, daß die offiziellen Nachweise über den auswärtigen Handel umgehend wieder herausgegeben werden, damit die breite Öffentlichkeit über die Entwicklung unseres Außenhandels zuverlässig informiert werden kann. — In der Verproviantierung mit Lebensmitteln und Brennstoffen für den Winter spielt die Verkehrskalamität eine entscheidende Rolle. Ich habe schon mehrfach datauf hingewiesen, daß die Mängel, die jetzt mit aller Schärfe in unserem Verkehrswesen hervortreten, recht tiefe Wurzeln haben; sie gehen auf die guten, ruhigen Friedenszeiten zurück, wo man tatsächlich so gut wie alles unterlassen hat, das größte und dazu Staatsunternehmen — die Eisenbahnen — mit allen Mitteln modern auszugestalten. Selbstverständlich kommt dazu noch das Fehlen einer wirklich zielbewußten allgemeinen Verkehrspolitik und letzten Endes der Raubbau auf diesem Gebiet während des Krieges.

Ges^chichtliche Rundschau X.

Von Dr. jur. Ku<Ed. Imberg.

Von sehr vielen seit sehr langer Zeit erwartet sind nun auch die „Erinnerungen" des Großadmirals Alfred von Tirpitz erschienen. (Verlag v. K. F. Koehler in Leipzig). Viele unserer leitenden Staatsmänner haben sich bereits zum Weltkriege geäußert, ebenso zwei der hervorragendsten Offiziere, Ludendorff und Stein; jetzt hat erdlich auch von der Marine einer zu den Welter^ignissen der letzten Iahre Stellung genommen, und zwar derjenige Mann, der mit der

deutschen Marine ven ihren Anfängen
an aufgewachsene Admiral, der seit
1897 an der Spitze unseres Reichs-
marineamts stand, und infolgedessen
besser als jeder andere berufen ist,
über Marineangelegenheiten zu ur-
teilen. Tirpitz beschränkt sich in seinen
„Erinnerungen" nicht etwa auf die
letzten Kriegsjahre. Er schildert sein
21

ganzes Leben in und mit der Marine,
die preußische Marine und ihre Tätig-
keit in den deutschen Einigungskriegen,
die Entwicklung der Reichsmarine unter
der beiden „Landadmiralen" Stosch
und Caprivi. Leben und Treiben
an Bord, Ausbildung von Mann-
schaften und Offizierskorps, die ganz
nach Muster für die Landarmee er-
folgte, Taktik des Seekrieges und
Flott?npolitik der 70-er und 80-er
Iahre ziehen an uns vorbei. Das
4. Kapitel beschäftigt sich dann mit
derjenigen Waffe, deren Schöpfer Tir-
pitz in der deutschen Marine geworden
ist: dem Torpedo. Dann folgen die
ersten Iahre Kaiser Wilhelms II.,
die „verhängnisvolle Spaltung derMa-
rincbehörden" und das daraus ent-
stehende Chaos,Tirpitz' Ernennung zum
Chef des Stabes des Oberkommandos,
seine taktische Arbeit in dieser Stellung
und seine Stellungnahme zu den
Anfang der Wer Iahre auftauchenden
Flottenplänen. Nach einem einjährigen
Kommando nach Ostasien erfolgt seine
Berufung nach Berlin an die Spitze
des Reichsmarineamts. Was der Groß-
admiral in dieser Stellung geleistet
hat, braucht nicht hervorgehoben zu
werden: es ist allzu bekannt und
der uns hier zur Verfügung stehende
Raum würde nicht ausreichen, alle
seine Verdienste um unsere Flotte
in richtiger Weise zu würdigen. Außer-
ordentlich interessant sind die Aus-
führungen, die der Verfasser über
diese seine Tätigkeit macht, welcher
Mühe und Arbeit es bedurfte, um
die Flottengesetze durchzubringen, die
uns eine Hechseeflotte schaffen sollten.
Weiterhin schildert uns der Verfasser
kurz die Stellung des Kaisers zur
Marine, seine „konstruktiven Lieb-
habereien", denen er sich schon vor
seiner Thronbesteigung gewidmet hatte,
und die unheilvolle Tätigkeit des Ma-
rinekabinetts in vielen Fragen. Es
folgen dann zwei wichtige Kapitel
über „Reichsmarineamt und aus-
wattige Politik" und die Stellung, die
England unserer Flotte gegenüber ein-
nahm. Mag man auch manchem
nicht ganz zustimmen, was Tirpitz
hier sagt, so zeigen seine Aus-
führungen doch, daß im Reichs-
marineamt in sehr vielen politischen
Fragen ein weit klarerer Blick und
mehr Verständnis herrschte als an

anderen Stellen der Reichsleitung, und
daß manches vielleicht anders ge-
kommen wäre, hätte man in der
Wilhelmstraße mehr auf das gegeben,
was vom Leipziger Platz kam.
Die letzten vier Kapitel sind dem
Weltkriege gewidmet und behandeln
u. ci. die Schuldfrage am Kriege,
die letzten Tage vor Kriegsausbruch,
den Anteil der Flctte, die Hauptfragen,
die unserer Marine gestellt waren,
die Tätigkeit der Hochseeflotte und
endlich den Unterseebootkrieg. Dieses
Kapitel ist natürlich eins der interessan-
testen des ganzen Buches. Wie hat
sich das Reichsmarineamt zum U-Boot-
krieg gestellt, warum hat man zu
dieser Waffe gegriffen, obwohl man
die politischen Schwierigkeiten mit den
neutralen Staaten hätte voraussehen
können, und manche andere Frage
von allgemeinem Interesse findet hier
ihre Beantwortung. Unangenehm be-
rührt einen beim Lesen dieser Zeilen,
welche Uneinigkeit zwischen den ein-
zelnen Reichsstellen selbst während des
Krieges herrschte, wie eine Behörde
gegen die andere arbeitete und sie
gleichsam als „Konkurrenzunternehmen"
ansah, dem man möglichst viele Knüppel
in den Weg werfen mußte, als ob
nicht Bemüben zu gegenseitigem Ver-
ständnisse und gemeinsames Ziehen
an ein und demselben Strange unserer
Stellung in der Welt und insbesondere
unserer ernsten Lage während des
Krieges weit dienlicher gewesen wäre
als dieses neidische, oft geradezu kin-
dische Gegeneinanderarbeiten der ein-

zelnen Ressorts in der obersten Reiche-
leitung. Den Schluß des Buches bilden
eine Reihe von Briefen des Verfassers
aus den Kriegsjahren sowie „Be-
merkungen zu unserer Schiffsbau-
politik". —
Was nun die „Erinnerungen"
als ganzes betrifft, so muß man selbst-
verständlich auch ihnen das nach-
sagen, was man mehr oder weniger
bei allen Memoiren bedenken muß,
mag es sich um Napoleons Auf-
zeichnungen auf St. Helena, Bis-
marcks „Gedanken und Erinnerungen"
und die sonstigen Aufzeichnungen von
Staatsmännern, Politikern, Feldherren
und anderen Persönlichkeiten handeln,
die eine große Rolle auf der Welten-
bühne zu spielen Gelegenheit hatten:
sie alle sehen die Ereignisse mehr
oder weniger durch die subjektive Brille
des Mithandelnden an; für alle diese
Werke paßt der Goethesche Titel
„Dichtung und Wahrheit", und der
späteren Geschichtsforschung bleibt es
vorbehalten, aus all diesen meist stark
subjektiven Darlegungen ein möglichst
objektives Bild der Wirklichkeit heraus-
zuschälen und darzustellen. Das
ist aber kein Grund, über derartige
Memoirenwerke mit einem leichten
Achselzucken hinwegzugehen und sie,
als „pro 6omo geschrieben", für eine
mehr oder weniger beabsichtigte „Ge-
schichtsfälschung" zu halten, wie es
leider vielfach geschieht. Denn die
Aufzeichnungen der handelnden Per-
sönlichkeiten sind es oft, die mit
einander kritisch verglichen dem Histo-
riker ein weit besseres und klareres
Bild der Ereignisse der Zeit geben
und ihm vor allem weit tiefer in den
Geist der betreffenden Zeitepoche einzu-
dringen gestatten als die verstaubten
Akten eines Geheimen Staatsarchivs.
Dies trifft auch von den „Erinnerungen"
des Großadmirals v. Tirpitz zu, die
dem Leser einen Gesamtüberblick über
das Entstehen, Wachsen und — leider —
Vergehen unserer Marine geben und
nebenbei vielfach hineinleuchten in das
Dunkel hinter den Kulissen der poli-
tischen Bühne. So bildet auch dieses
Buch eine wertvolle Bereicherung für
unsere Kenntnis der Ära Wilhelms II.,
über die noch sehr vieles „enthüllt"
werden muß, bevor wir uns ein wirklich
wahrheitsgetreues Bild dieser Epoche
machen können.

Demselben Zwecke dient auch der
neue, dritte Band, den der frühere
langjährige Leiter der Presseabteilung
im Auswärtigen Amt Otto Hammann
unter dem Titel „Um den Kaiser"
im Verlage von Reimar Hobbing
(Berlin) erscheinen läßt. Dieser Band
enthält die Erinnerungen aus den
Iahren 1906—1909, füllt also die
Zeitspanne zwischen den beiden bisher
erschienenen Bänden aus. Er schildert
in der innerem deutschen Politik die
Zeit des konservativ-liberalen Blockes,
den Novembersturm gegen den Kaiser
im Iahre 1907 und den Rücktritt
Bülows als Opfer der Finanzreform
und der seit dem Novembersturme
fortschwelenden Spannung zwischen
Kaiser und Kanzler. Interessante
Mitteilungen macht Hammann über
die Liebenberger Tafelrunde, über das
bei Hofe herrschende Kamarilla-Un-
wesen und seine anfangs wohl gut'
gemeinte, dann aber weit über den
Rahmen des Nützlichen und Guten
hinausschießende Bekämpfung durch
Marimilian Harden. Eine Reihe
neuer Aufschlüsse erhält der Leser
auch über die Fragen der auswärtigen
Politik, so über den englisch-russischen
Vertrag vom 31. 8. 1907, der der
bisherigen Rivalität der beiden Mächte
in Asien wenigstens für die nächste
Zeit ein Ende setzte und damit auch
die von Bismarck ererbte Politik der
zwei Eisen, der Möglichkeit für Deutsch-
land, zwischen Anschluß an Nußland
oder England zu wählen, hirfällig
machte, und über die bosnische Frage,

die Hammann mit Recht als „Vorbote des Weltkrieges" bezeichnet. Das «ls „Epilog" bezeichnete Schlußkapitel gibt eine zusammenfassende Schilderung des Charakters des Kaisers, dessen allzu stark persönliches Regiment in der inneren wie in der äußeren Politik schon in den vorhergehenden Kapiteln wiederholt deutlich zu Tage getreten ist. Aber es ist ein ganz anderes Bild, das Hammann hier entwirft, als man auf der Seite der Entente erwarten wirt, und auch mancher Deutscher — mit und ohne Gänsefüßchen, — der vor einem Iahre noch aus Leibeskräften „Hurrah" brüllte, wenn der Kaiser vorbeifuhr, und sich in Trab setzte, wenn er von weitem die Dreiklang-Hupe des kaiserlichen Automobils borte, jetzt aber nicht genug Steine gegen den gefallenen Hohenzollern werfen kann, auch jene recht unsympathische Neuerscheinung der November-Umwälzung wird vielleicht ein anderes Urteil über das Regime vor dem 9. November 1918 bekommen, wenn er diese Ausfübrungen gelefen bat.

Dasselbe kann man von der Schrift des Grafen Paul von Hoensbroech sagen, die bei Karl Curtius in Berlin bereits in 16. Auflage erschienen ist und „Wilhelms II. Abdankung und Flucht" behandelt. Wie in allen seinen früheren Schriften setzt auch hier Graf Hoensbroech in schonungsloser Weise das Seziermesser an, um den Krankheitsherd des alten Regimes zu finden; er nimmt kein Blatt vor den Mund und sagt das, was gesagt werden muß, mag es einem auch manchmal besser dünken, es bliebe ungesagt. Aber gleichzeitig soll diese Schrift ein Mahn- und Lehrwort sein, um vor dem blinden Hintaumeln in das Ertreme zu warnen. Ob dies auf dem vom Verfasser eingeschlagenen Wege gelingen wird, wollen wir allerdings dahingestellt sein lassen.

Interessant sind auch die „diplomatischen Enthüllungen zum Ursprung des Weltkrieges", die der frühere Botschaftsrat in London Hermann Freiherr von Eckardstein in» gleichen Verlage veröffentlicht. Aller" dings scheinen sie etwas allzu sehr „pro äomo" und lediglich zu dem Zwecke geschrieben, um die Politik des Fürsten Bülow zu diskreditieren,

die ich deshalb in keiner Weise als
immer richtig und gut bezeichnen will.
Die hier zur Veröffentlichung gelangten
„Bruchstücke" aus den „politischen Denk-
würdigkeiten" des Frh. v. Eckardstein
behandeln fast ausschließlich die Frage:
war ein Bündnis zwischen England
und Deutschland möglich, und warum
ist es nicht zustande gekommen? Der
Verfasser, der in dieser Frage selbst
mitgearbeitet hat, scheint den ersten
Teil dieser Frage bejahen und die
Schuld an dem Nichtzustandekommen
dem Fürsten Bülow zuschieben zu
wollen. Gewiß wäre ein Bündnis
möglich gewesen; aber unter welchen
Opfern deutscherseits und auf wie
lange? Falls Deutschland sich wirt-
schaftlich unter englische Vormund-
schaft stellte und politisch bereit war,
den Kontinentaldegen Albions zu
spielen, dann allerdings war ein Bünd-
nis auf die Dauer möglich. Wollten
wir uns aber nicht in die Rolle eines
Trabanten Englands 2, I», Portugal
schicken, dann war jedes Bündnis
zwischen den beiden germanischen Na-
tionen nur ein Bund für kurze Zeit,
bis England sich seiner damaligen
anderen Rivalen und späteren Entente-
genossen Frankreich und Rußland ent-
ledigt hätte. —
Die wichtigsten Bestimmungen des
Versailler Friedensvertrages in ihren
Wirkungen erläutert gibt die von Prof.
vr Paul Rühlmann bei K. F.
Koehler in Leipzig verlegte Schrift:
„Europa am Abgrunde", die es jedem
ermöglicht, sich kurz und schnell über

diesen Friedensvertrag zu orientieren, der in seinem Originaltert ein wahres Studium erfordert.

Ein schönes Geschenkwerk ist in neuer Auflage im Verlage von Franz Vahlen (Berlin) erschienen: Die altbekannte, altbewährte „Geschichte deS deutschen Volkes" vor David Müller. Wenn ein Buch, dos kein Roman ist, 21 Auflagen erlebt, so bedarf es eigentlich keines weiteren Wortes, um es dem Publikum zu empfehlen. Ursprünglich wohl als Hilfsbuch für den Schulunterricht gedachl, um unserer Iugend die Kenntnis vaterländischer Geschichte näher zu bringen, ist es seit langem aus diesem Rahmen herausgewachsen und hat eine wohlverdiente Verbreitung in allen Volkskreisen gefunden. Selbstverständlich kurz, wie es für einen zirka 600 Seiten umfassenden Band nicht anders möglich ist, aber doch unter Hervorhebung des Wichtigeren und unter kürzerer, weniger ausführlicherer Behandlung der Ereignisse von weniger allgemeiner Bedeutung gibt die Müllersche Geschichte doch einen sehr guten Überblick über die deutsche Geschichte im Laufe der Iahrhunderte. Die neue Auflage, die von den Studienräten Hans Penner und vr Kurt Gerstenberg bis zum Friedensschluß von Versailles fortgeführt ist, wird sicherlich dieselbe freundliche Aufnahme finden wie ihre zwanzig älteren Schwestern. Die allgemein verständliche, gefällige Form der Schilderung, die frei ist von allem — für die Allgemeinheit überflüssigen — wissenschaftlichen Ballaste, wird auch fernerhin dem Buche viele neue Freunde erwerben.

Ein rein wissenschaftliches Werk, das nur für den Historiker und Iuristen von Interesse ist, ist die im gleichen Verlage erschienene letzte Arbeit des im April dieses Iahres verstorbenen bekannten Iuristen AdolfStölzel: „Ein Karolinger Königshof in tausendjähriger Wandlung". Neben seinen zahlreiche.i rein juristischen Schriften hatte Stölzel bereits früher eine ganze Reihe von Arbeiten veröffentlicht, die auch von historischem Standpunkte von außerordentlichem Werte sind. Es handelte sich hierbei in erster Linie um Veröffentlichungen über die Geschichte und Entwicklung des Gerichtswesens in Brandenburg-Preußen, er-

innert sei nur an sein „Urkundliches
Material aus den Brandenburger
Schöffenstuhlsakten", seine „Vorträge
aus der Brandenburgisch-Preußischen
R:chts- und Staatsgeschichte" u. a. m.
(sämtlich bei Vahlen erschienen). Auch
das letzte Werk Stölzels ist eine Arbeit,
die in gleicher Weise für den Historiker
wie für den Iuristen wertvoll ist,
der sich mit deutschem Staats- und
Verfassungsrecht im Mittelalter be-
schäftigt. Sie behandelt die Geschichte
desjenigen Königshofes, aus dem sich
das heutige Kassel entwickelt, und über
dessen Lage man bisher sehr viel hin-
und hergestritten hat. Bei der Unter-
suchung nach Lage und Bedeutung
der „oorti» reZi». Oa»8el»," war es
unvermeidlich, auch allgemein über
die Königshöfe, ihre Entstehung, ihre
rechtliche Bedeutung u. s. w. zu sprechen,
und so ist diese Arbeit Stölzels weit
mehr als eine Geschichte Kassels ge-
worden. Alle die staats- und ver-
waltungsrechtlichen Fragen, die mit
dem Königshof zusammenhängen, sind
in gründlichster, wissenschaftlicher Form
untersucht und klargestellt, und so
bekommt der Leser einei hervor-
ragenden Einblick in das Staatswesen
und in die Rechtsverhältnisse des
deutschen Mittelalters, wobei das „Ha-
gestolzenrecht" besonders ausführlich
und gründlich behandelt wird. So
hat uns Stölzel mit seinem letzten
Werke, das er wohl noch selbst vollenden
konnte, aber dessen Erscheinen er nicht

mehr erleben durfte, ein Wissenschaft-
liches Denkmal hinterlassen, das in
gleicher Weise ein Bild seines histo-
rischen und juristischen Könnens zeigt. —
„Bilder aus Danzigs Geschichte
und Probleme der Gegenwart" ver-
öffentlicht Major a.D. von , List
(Druck von A. W. Kafemann in Danzig).
Als erstes Bild schildert der Verfasser
„Konrad Letzkau und seine Zeit", d. h.
die Zeit zu Beginn des 15. Iahr-
hunderts, und beschreibt ein Kapitel
aus Danzigs Blütezeit. Heute, wo
die Frage „Danzig" auch weit über
das Weichbild der Stadt hinaus Be-
deutung und Interesse gefunden hat,
sind diese „Bilder aus Danzigs Ge-
schichte" sehr zu begrüßen; auch sie
werden beweisen, daß Danzig stets
eine deutsche Stadt gewesen ist.
Mit dem Staate, oder besser ge-
sagt: „Staats wesen", das dies gern
bestreiten möchte, beschäftigt sich das
Buch von vr Paul Roth: „Die
politische Entwicklung in Kongreßpolen
während der deutschen Okkupation",
das im Verlage von K. F. Köhler in
Leipzig erschienen ist. Auf Grund 3^-
jähriger Arbeit im besetzten Polen
hat der Verfasser sich ein klares Bild
von den polnischen Verhältnissen machen
können. Er zeigt die Linien der deutschen
Politik und ihre Vertreter, ihre inneren
und äußeren Schwierigkeiten, ihre Ge-
genspieler in Osterreich und Rußland
und die Bestrebungen der polnischen
Politiker, die es verstanden haben,
der deutschen Verwaltung das Leben
schwer zu machen. Am Schluß gibt
der Verfasser einen kurzen Überblick
über die zahllosen Parteien in Polen;
dies ist um so mehr zu begrüßen,
als selbst bei guter Kenntnis der pol-
nischen Verhältnisse es einem schwer
wird, sich durch die Parteien und
„Parteichen" in Polen hindurchzu-
finden.
Die drei neuesten Bände der
Ullsteinschen Sammlung „Männer und
Völker" beschäftigen sich mit Ofter-
reich. In dem Bande „Süd-Tirol"
schildert eine Reihe hervorragender
tirolischer Gelehrter und Schriftsteller
Land und Leute vom Brenner bis zur
Salurner Klause. Von Kr Karl
von Grabmanr herausgegeben,
bietet diese Schrift den klaren Beweis,
daß Kultur und Geschichte dieses Landes
deutsch waren, deutsch sind, und daß

seine Bewohner auch deutsch bleiben
wollen.
Denselben Beweis für „Deutsch-
Böhmen" erbringt der von I)r R u -
dolph Lodgmann herausgege-
bene zweite Band. Auch hier haben
sich sieben Gelehrte zusammengefunden,
um mit Mitteln der Wissenschaft den
Nachweis zu liefern, daß dieses Gebier
in Geschichte, Kultur und Wirtschaft
rein deutsch ist und mit allen Kräften
zum deutschen Reiche gravitiert.
Kurz erwähnt sei eine Auswahl
aus den Reden des französischen Prä-
sidenten Poineare, die bei Orell Füßli
in Zürich erschienen, von vr H. S e e -
holz er übersetzt und mit einer
interessanten, wenn auch wohl nicht
immer ganz objektiven biographischen
Skizze versehen sind.
Ein sehr reichhaltiges Quellen-
werk ist die Sammlung diplomatischer
Aktenstücke „Deutschland und Armenien
1914—1918", die von vrIohannes
Lepsins im Tempelverlag in Pots-
dam herausgegeben worden ist. Sie
gibt Aufschluß über die Haltung der
deutschen Regierung in der armenischen
Frage, für die die Hauptschuld von
der Entente den Deutschen in die
Schuhe geschoben wird. Eine längere
Einleitung ist den Aktenstücken als
Leitfaden vorausgeschickt, der in die
wichtigsten Themata des zahl- und
umfangreichen Materials einführen soll.
Wir werden bei späterer Gelegenheit
auf dieses Werk zurückkommen, dessen
ausführliche Würdigung den Rahmen
dieser Rundschau überschreiten würde.

Runüschau

„Aufsätze zur deutschen Revolution"
veröffentlicht der Münchener Kriminal-
psychologe Hans von Hentig
bei Iulius Springer in Berlin. Die
teilweise schon in der Presse und in
Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze
geben in kurzer Form ein Bild von
den Ursachen, der Entwicklung und
der Zukunft der Revolution, ein Bild,
dem man wohl in allen Punkten
zustimmen kann.

In das revolutionäre Nachbarreich
Rußland führt uns das Buch „Der
Gutshof Iakinow", das bei Ullstein K
<5o. in Berlin erschienen ist. In leben-
digen Farben schildert die Malerin
Annemarie Kruse von Ia-
kinow, eine geborene Berlinerin,
ihre Erlebnisse im Sowjetrußland, die
Schrecken und Greuel, die der Sieg
des Bolschewismus dort mit sich ge-
bracht hat. —

Die „Katholische Staatsauf-
fassung. Kirche und Staat" behandelt
der bekannte Bonner Theologe Prof.
vr Heinrich Schroers in einer
bei der Herderschen Verlagsbuchhand-
lung erschienenen Schrift. Die selbst-
verständlich vom rein katholischen Stand-
punkte geschriebene Arbeit bespricht
die Fragen über Wesen, Ursprung
und Aufgaben des Staates, sowie
die Frage nach der Quelle der Staats-
gewalt und deren Grenzen und vor
ollem die Frage der Neben ordnung
von Staat und Kirche, ihre Verbindung
oder Trennuug. Es ist eine interessante
Schrift, aus der jeder eine Menge
lernen kann, und leider herrscht ja
noch eine fast völlige Unkenntnis der
Konfessionen untereinander. Hoffent-
lich trägt auch die neue Schroerssche
Arbeit dazu bei, ein besseres Verständ-
nis zwischen den Konfessionen herbei-
zuführen.

Einen nicht weniger interessanten,
natürlich ebenfalls vom rein katho<
lischen Standpur kte geschriebenen Bei-
trag zur Kulturgeschichte der Neuzeit
veröffentlicht im gleichen Verlage
Bernhard Duhr über „Das
Iesuitengesetz, sein Abbau und seine
Aufhebung".

Schließlich sei noch auf die Samm-
lung wissenschaftlicher Reden und Auf-
sätze „Staat, Recht und Volk" hinge-
wiesen, die von Ulrich von W i-
lamowitz-Moellendorff bei
der Weidmarnschen Buchhandlung in

Berlin herausgegeben worden. In den bisher vorliegenden fünf Heften behandelt Gustav Noethe das Thema „Deutsche Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts und ihre Politik", Karl Holl „Luther und Calvin". Der Herausgeber selbst spricht über die Frage: „Der griechische und der platonische Staatsgedanke", Wilhelm Kahl über „Die deutsche Kirche im deutschen Staat" und Otto v. Gierke über den „germanischen Staatsgedonken". Alle diese Bände enthalten Vorträge, die die genannten Berliner Universitätslehrer in den Ostertagen 1919 gehalten haben.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Immer noch türmt die Flut der Kriegsliteratur Welle auf Welle. Aus dem Nachlaß von Walter Fler gibt sein Bruder Konrad das Bruchstück einer Erzählung „Wolf Eschen - lohr" heraus (München, C. H. Beck, 1919). Als der Dichter auf dem Zuge gegen Oesel am 15. Oktober 1917 tödlich verwundet wurde, ging die Kugel mitten durch die Handschrift des Werkes, das er in seiner Kartentasche bei sich trug. Eigenes Erleben im Innern und

Äußern bildet den Grund der Dichtung. Ein Erlanger Burschenschafter, zugleich jugendfrisch und frühgereift, tritt als Freiwilliger ins Heer. Ein „buntes Mosaik von Kriegsereignissen" sollte folgen und den Stoff zur Darstellung eines beherrschendenGedankens abgeben: der „Erziehung zur Ewigkeit, zu Gotteskindschaft und Menschenbruderschaft". Gedanken des sozialen, des nationalen, des religiösen Lebens sollten verkörpert werden. Das Gedankliche deutet sich in den vorliegenden Abschnitten schon kräftig und gefühlswarm an, die dichterische Verkörperung hält sich, soweit Unvollendetes beurteilt werden darf, in etwas allgemeinen Umrissen. Der Herausgeber hat eine längere Einleitung vorangeschickt, die aufschlußreiche Mitteilungen über das Leben und Wesen seines Bruders enthält.

Gespräche, Skizzen, Tagebuchblätter mitten aus der Hölle heißesten Kampfes, aus den letzten Stunden vor dem Sterben bietet Wilhelm Andreas Schramm in dem Buch „Gefallene. Stimmen der Toten an die Lebendigen" (München, C. H. Beck, 1919), um auf unbekannte Gräber Kränze zu sammeln. Sie sind nur schmal und nicht sehr abwechslungsreich, aber unmittelbare Wirklichkeit glüht aus ihnen.

Legenden von schlichten Menschen, die zugleich Helden und Heilige sind, dichtet Robert Michel in seinen Kriegserzählungen „Gott und der Infanterist" (Berlin, S. Fischer, 1919). Wohltuend schlicht ist auch die Art, in der hier große und überirdische Seelenerlebnisse dargestellt werden. Das geheimnisvolle Aufleuchten reinen Menschentums im Grau des Alltags, in den Greueln der Verwüstung wirkt oft überzeugend, immer eindringlich.

Ein Buch von dem Deutschschweizer Alerander Castell „Französische Reise. Impressionen" (Zürich, Rascher K Cie., 1919) schildert die Eindrücke, die der Verfasser während des Krieges bei einem Aufenthalt in Paris und an der englischen Front empfangen hat. Die Stimmungsbilder von der Front, übrigens ohne kriegswissenschaftliche Absichten, sind zum Teil reizvoll. Manches Bezeichnende enthalten auch die Schilderungen aus Paris, aber der ganze Ton

überzärtlicher Verliebtheit in das Pariser Leben ist eine etwas starke Zumutung. Kein Wunder denn auch, daß dieser franzosenfreundliche Deutschschweizer seiner Sprache entsprechenden Schmuck zu geben sucht, daß er im Couloir steht, sich auf die Couchette setzt, vom Charme der Pariserinnen, vom Kontur ihrer Silhouetten schwärmt und sie als vehement bewundert. Daß er einer von ihnen begegnet „hat", ist eine Unart, bei der er sich auf manche französelnde Vorgänger und Zeitgenossen berufen kann. Daß ihm ein schmerzhaftes Verlangen „im Herz" brennt, ist ein häßlicher Druckfehler oder ein Zeichen dafür, daß der Verfasser sein Deutsch zu verlernen im Begriff ist. Die Darstellung ist ganz persönlich, zum Teil fast wie eine Novelle gehalten und erlangt dadurch oft dichterischen Reiz, aber bei manchem, was er erzählt, scheint er doch etwas anspruchsvoll unsere Teilnahme für seine gesellschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu überschätzen. Persönlich in ganz anderem,höherem Sinne wirken die Betrachtungen, die Meister Hans Thoma unter der Überschrift „Wege zum Frieden" (Dritter Teil der „suchenden Seele". Iena, Eugen Diederichs, 1919) in die Welt sendet, Betrachtungen aus dem innersten Erleben über Zeit und Ewigkeit, über die Verwirrung des zusammengebrochenen Reiches, über die Pflicht der guten Menschen, mit ihrer Arbeit dem Volk zu dienen, über das nun doppelt notwendige Be-

kenntnis zum Vaterland, über Völker- und Seelenfrieden. Halb Träumerei, halb Gebet, Weisheit des Greises und kindliche Einfalt zugleich, klingen sie aus als ergreifendes Selbstgespräch „am Strome des Vorübergangs", als „zitternde Ahnung" ewiger Ruhe.

Von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus, aber in allgemeinverständlicher Darstellung entwirft Wilhelm Ierusalem „ Moralische Richtlinien nach dem Kriege" (Ein Beitrag zur soziologischen Ethik. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1918). Der von ihm schon in einem früheren Werk aufgestellte Begriff der „Staatenwürde" wird hier weiter begründet und ausgebaut. Es wird gezeigt, „wie der Mensch, der als soziales Herdentier begonnen hat, sich zur Persönlichkeit entwickelte und die sozialen Imperative zu sittlichen Pflichten auszugestalten vermochte", wie er trotz seines inneren Reichtums und seiner Selbständigkeit sich dem Ganzen eingliederte, über den Zwang der Staatsgewalt hinaus aber sich als Teil der ganzen Menschheit zu fühlen gelernt hat. Verwirklichung der Menschenwürde im Staate, der Staatenwürde in der Menschheit — so etwa lassen sich die von Ierusalem gezeichneten Richtlinien andeuten. Wie diese doppelte Aufgabe freilich durchzuführen sei, läßt noch manche Frage offen. Es erscheint zunächst auch noch zweifelhaft, ob der vom Verfasser warm empfohlene Völkerbund eine befriedigende Lösung bringen wird. Auf alle Fälle aber bietet das Buch wohl erwogene und gegliederte Gedanken und wertvolle Anregungen.

Teilweise gehören zur Kriegsliteratur auch die Skizzen, die Alice Fliegel in dem Buch „Worauf sie warten..." (Charlottenburg, Rabenverlag, 1919) herausgibt. Manche schöne Gabe befindet sich unter diesen Stimmungsbildern. Starkes, auch überschwengliches Gefühl paart sich mit scharfsichtiger Beobachtung. Ihre Dichtungen sind wie Ranken von einer gewissen wilden Anmut, nur schweben sie zuweilen zu lose in der Luft, entbehren den festen Stamm ein« sicher gebauten Handlung. Was als solche dienen soll, ist selten mehr als ein Augenblicksbild. Unruhig wechseln die Farben zwischen Zartheit und sehr

grellen Tönen. Am besten gelungen
erscheinen mir die Geschichten aus dem
Leben der Kinder.
Noch überschwenglicher im Gefühl,
noch weniger bestimmt im Geschehen
ist die Erzählung derselben Verfasserin
„Ein Sommerlied. Das
Märchen einer Liebe" (Charlottenburg,
Rabenverlag, 1918). Hohe lyrische
Kunst offenbart sich in der Sprache,
aber in all ihrer Feierlichkeit, ihrem
schönen Gleichmaß, ihrem Gesang ver-
mag sie doch nicht über den Eindruck
hinwegzutäuschen, daß das äußere wie
auch das innere Leben, das sich in ihr
kundgibt, ohne feste Linien bleibt.
Auch ein Märchen kann diese nicht ohne
Schaden entbehren. Die „Sommer-
liebe", die die Sprecherin dieser Ich-
Erzählung erlebt, die Liebe zu einem
verheirateten Mann, ist im ganzen zu
spielerisch und zu wichtigtuend. Es
bleibt ein klingendes Wort, wenn die
Frau von ihrer Liebe als gottgeweihtem
Tempel spricht und zugleich den Ge-
liebten feierlich beschwört, fest auf dem
heiligen Platz seiner Ehe zu stehen.
Ein wunderbares Märchen wird mit
wunderschönen Worten vor uns hin-
gestellt, aber es ist nicht zur Wahrheit
geworden. Wir möchten nicht nur
schwärmerische Herzensergießungen
hören, sondern auch unerbittliche Ent-
wicklung und Vollendung sehen.
Mangel an unerbittlicher Durch-
führung des Gedankens kann man
dem Werk des auch bei uns im Krieg

berühmt gewordenen Franzosen Henri Barbusse „Die Hölle" niiht vorwerfen (Deutsch von Mar Hochdorf. Zürich, Rascher K Cie., 1919). Er nennt es Roman. Es ist mehr eine Sammlung von ineinandergewobenen Einzelerzählungen, die von demselben Beobachter berichtet und von demselben Gedanken zusammengehalten werden. Die Menschen, die hier dargestellt werden, stehen alle, vom Kinde bis zum Greise, im Sklavenbann der Geschlechtsliebe. Leben und Geist in allen Äußerungen vom Stammeln der Gier bis zu höchster Kunst und Philosophie sind Zeichen dieses Sklaventums. Mit fabelhaft sicherer Beherrschung der Darstellungsmittel wird dieser Gedanke durchgeführt. Man kann dabei trotz aller Kraßheiten nicht sagen, daß der Grundton leichtfertig sei. Vielmehr herrscht eine Art von tragischem Ernst vor. Dennoch wirkt das Ganze, das sogleich mit stärksten Mitteln einsetzt und bis zum Ende ein Fortissimo ans andere reiht, wie ein kaum erträglicher Herensabbat. Wirkliche Abwechslung bringt in diese großartig verruchte Einseitigkeit nur ein Kapitel, das zugleich den dichterischen Höhepunkt des Werkes bildet: das Kampfgespräch eines Sterbenden mit einem glaubenseifrigen Priester. Hier zeigt sich der Verfasser den größten Meistern der Erzählungskunst ebenbürtig.

Zur Literatur- und Sprachgeschichte:

Die philosophische Richtung, die sich in der Literaturwissenschaft immer mehr Bahn bricht, wird durch ein Werk von Ernst Cassirer, „Heinrich vonKleistund die Kantische Philosoph! e", (Berlin, Reuther K Reichert, 1919), wirkungsvoll gefördert. Wenn der Dichter nach seinen eigenen Worten durch die Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie in Verzweiflung darüber gerät, daß „hienieden keine Wahrheit zu finden ist", so meint der Verfasser, daß dies kaum durch Kants eigene Werke hervorgerufen sein könne, in denen die Wahrheit nicht vernichtet, sondern vielmehr neu begründet sei. Erst durch die neue Beleuchtung, die der Kantische Idealismus in Fichtes „Bestimmung des Menschen" gefunden habe, könne jene Stimmung in der Seele des Dichters erzeugt worden sein. Was dieser also von „der neueren

sogenannten Kantischen Philosophie" sage, beziehe sich in Wirklichkeit auf die Lehre Zichtes. Für diese geistvolle Annahme werden Gründe beigebracht, die zwar nicht völlig beweisend sind, doch aber einen starken Antrieb zu einer neuen Ergründung der ganzen Stellung Kleists zur Philosophie geben. Wichtiger noch und überzeugender ist die weitere gründliche Erörterung der Frage, welche innere Wendung sich unter dem Einfluß der philosophischen Studien in Kleist vollzieht und „welche Bedeutung die intellektuelle Krise, die er hier durchlebt hat, für das Ganze seiner Künstlerschaft gewinnt". Mögen die reichen Anregungen, die das Werk gibt, auf fruchtbaren Boden fallen!

Eine schöne Gabe bietet Hanns Wolfgang Rath mit dem „Briefwechsel zwischen Storm und Mörike" (mit 25 unveröffentlichten Bildnissen und 17 weiteren Beigaben. Stuttgart, Iulius Hoffmann). An Stelle der längst vergriffenen Ausgabe des Briefwechsels, die Bächtold vor dreißig Iahren erscheinen ließ, tritt hier ein nicht unwesentlich bereichertes Werk. Nach den Ergebnissen der Forschung sind in erläuternden Zwischenbemerkungen die lebensgeschichtlichen Verbindungen hergestellt worden, die zum Verständnis der Briefe erforderlich sind. Storms Briefwechsel mit Mörikes Witwe ist als willkommene Ergänzung hinzuge-

treten. Sehr schätzbar sind endlich die Bildbeigaben, unter denen sich viele bisher unbekannte befinden. Das äußerlich und innerlich reiche und stimmungsvolle Werk sei allen Freunden der Literatur, allen Verehrern der beiden geistesverwandten Dichter warm empfohlen.

Als Ergänzung des „Modernen Schauspielbuches" läßt Rudolf Kra u ßein „Kl a ssi s che s S cha u-spielbuch" erscheinen (Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung, 1920), das als Führer durch den deutschen Theaterspielplan der älteren Zeit gute Dienste tun kann. Achtzig Stücke der Weltliteratur werden Aufzug für Aufzug sorgsam ihrem Inhalt nach wiedergegeben und kurz gewürdigt. Die Darstellung ist zuverlässig und übersichtlich. Als vorzügliche Leistung erscheint mir der einleitende Aufsatz „Zur Geschichte des Dramas". Die Auswahl ist im ganzen gewiß zweckmäßig; einige Lücken können vielleicht künftig noch ausgefüllt werden. Merkwürdigerweise fehlt Kleists „Prinz von Homburg"; vos Shakespeare vermißt maü „Coriolan", „Antonius und Cleopatra" und den „Sturm", auch keins der Fallstaff-Stücke ist aufgenommen; Grillparzer könnte reichlicher bedacht sein. Dagegen wäre Benedir wohl entbehrlich.

Ein beachtenswertes Stück deutscher Literatur- und Kulturgeschichte überblickt man in dem Werk von Friedrich Michael „Die Anfänge der Theaterkritik in Deutschland" (Leipzig, .h. Haessel, 1918). Zum erstenmal wird hier nach gründlicher Durchforschung ein Gebiet zusammenhängend beschrieben, das bisher nur gelegentlich gestreift war: die Theaterkritik in Deutschland vor Lessing. Die ganze Entwicklung schriftlich niedergelegter Berichte und Urteile über Aufführungen wird übersichtlich dargestellt: die kirchliche Literatur der frühesten Zeit, wobei das Verhältnis von Theater und Kirche im Mittelalter noch einmal untersucht wird, das Bürgerschauspiel in den Nachrichten der Chronikenschreiber, das Schuldrama des sechzehnten und siebzehnten Iahrhunderts im Urteil der Gelehrten, die zeitgenössische Beurteilung der englischen Wanderschauspieler, endlich nach einem Blick auf die grundsätzlichen Erörte-

rungen Gottscheds und anderer eine knappe, gut unterrichtende Betrachtung der Theaterkritik in den ersten deutschen Zeitschriften. Alles ist gelehrt und fesselnd zugleich.

Von dem hier schon mehrfach empfohlenen „Ableitenden Wörterbuch der deutschen Sprache" „Woher?" von Ernst Wasserzieher (Berlin, Ferd. Dümmler, 1919) ist die dritte Auflage erschienen. Sie ist wieder verbessert und stark vermehrt. Etwa dreihundert Stichwörter sind hinzugekommen sowie überaus zahlreiche Ergänzungen in Einzelheiten. Die vorangeschickten Listen, in denen sprachliche Erscheinungen unter allgemeinen Gesichtspunkten sprach- und kulturwisse,ischaftlicher Art zusammengestellt sind, betragen jetzt 50 gegen 26 in der zweiten Auflage. Vielleicht könnte ihr reicher Inhalt noch mehr im Wörterbuch selbst berücksichtigt werden. Möge das ausgezeichnete Buch viele neue Leser finden und überall Liebe zur Muttersprache wecken oder befestigen!

In dem Werk „Deutsche Sprachschöpfe r" (Ein Buch deutschen Trostes. Leipzig, Hesse K Becker, 1919) bietet Eduard Engel in gewisser Weise einen Abschluß seiner Arbeit als Sprachforscher und Sprachreiniger. Rund dreitausend deutsche Sprachschöpfungen werden, als Wörterbuch geordnet, aufgeführt; bei jedem Ausdruck wird die Zeit, in der er entstanden ist, angegeben und, so weit wie möglich, der Schöpfer, dem wir ihn verdanken. Der wissenschaft-

liche Wert des Buches würde noch erhöht worden sein, wenn nicht nur der Name des Urhebers, sondern, wo immer es zu erreichen war, auch die erste Fundstelle genau bezeichnet worden wäre. Diesem Zuwenig auf der einen Seite entspricht ein bedauerliches Zuviel auf der andern: eine übermäßig breite und haßerfüllte Kampfrede wider die Gegner der Sprachreinigung. Die bauptsächlich dadurch ausgefüllte Einleitung, die mehr als die Hälfte des Buches einnimmt, ist zum größten Teil eine unnötige Belastung des Werkes. Es will mir erscheinen, als ob der Verfasser durch die wi'lende Art des Kampfes der guten Sache, der er dient, mehr schadet als nützt. Dem Wörterbuch selbst, das den alten und immer aufs neue notwendigen Kampf der deutschen Sprache gegen undeutsche Art getreu widerspiegelt, soll darum doch Anerkennung und Dank gezollt werden.

An neuen literarischen Erscheinungen derUniversal-Bibliothek(Leipzig,Philipp Reelam jun.) sind zu nennen zwei weitere Hefte mit Erzählungen von Theodor Storm, „Hans und Heinz Kirch" und „Renate", beide von Walther Herrmann herausgegeben und eingeleitet, sowie lustige Plaudereien von Fritz Müller, „Der Querschnitt. Werde n-felser Geschichten."

Unter den zahlreich entstandenen neuen Zeitschriften verdient besondere Beachtung „Der Schwäbische Bund. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland." (Stuttgart, Strecker o-Schröder.) Als Herausgeber zeichnen Hans Heinrich Ehrler, Hermann Missenharter und Georg Schmückle. Der erste von ihnen begleitet mit stimmungsvollen Versen das Bild der Stuppacher Madonna von Matthias Grünewald, das den würdigen Anfang des ersten Heftes bildet. Grundsätzliche Erörterungen über „Das Reich des alamannischen Geistes" stellt Iosef Nadler an. Vom „Schwäbischen Geisteserbe" spricht Adolf Rapp. Als dritter Universitätsprofessor ist der Tübinger Theologe Theodor Haering mit „Plaudereien eines alten Mannes" vertreten. Von schwäbischen Dichtern, die Beiträge beigesteuert haben, seien besonders genannt Wilhelm Schussen, Isolde Kurz (mit einer Novelle „Die Flaschenpost"),

Hermann Hesse, Emil Ermatinger, Paul Schmid. Wertvolle Abbildungen schmücken das Heft, dessen Inhalt und Ausstattung viel Gutes bieten und verheißen. Die Schwaben haben in alten Zeiten das Banner des Reiches getragen. Möge über diesem neuen Schwäbischen Bund unbeschadet aller Stammeseigenart immer die Reichsfahne des deutschen Gedankens flattern? Möge ein guter Stern über ihm stehen!

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
herausgebe» und (lhefredalteur: Prof. vs. Ludwig Stein in Berlin V 10, Lütz»»ufel 82, <3elef«n Amt »urfürft Nr. »318) — Berantwortlicher Redakteur: vr. Sylvlus Bruck in Breslau. — Für den vollswlrtschoftllchen Teil: Dr. i'ur. «imil «irich tzilscher, Berlin.Zehlendorf. Sophie>Ll>ar!otteslraße 20. (Fernruf: Zehlendor! t»I7), — Für den Inseratenteil: Heinrich Wlttmann, Breslau !». —
»erlog der Schleichen Buchdruckerei v. S. Schott laender, A.-G., Breslau lll.
Druck von 3H. Schätzt» S. m. b. h., Breslau »I, Neue Vraupenftroß« «.